UNIV. OF
TORONTO
LIBRARY

Deutsche Rundschau

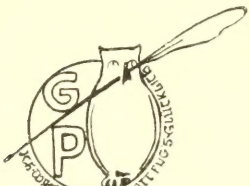
Herausgegeben

von

Julius Rodenberg

Band CLVII

(Oktober — November — Dezember 1913)



Berlin

Verlag von Gebrüder Paetel

(Dr. Georg Paetel)

1345 30
4/10/14

Amsterdam, A. Dupont. Meulenhoff & Co. — **Athen,** Eleftheroudakis & Barth. — **Barcelona,** Libreria nacional y extranjera. — **Basel,** Basler Buchhandlung Ad. Geering. Georg & Co. — **Boston,** Castor & Co. — **Budapest,** Grills Hofbuchh. Friedr. Kilians Nachfolger. — **Buenos-Aires,** J. Peuser. van Woerden & Cia. — **Bukarest,** Socec & Co. — **Chicago,** A. Kroch & Co. — **Cincinnati,** The A. E. Wilde Co. — **Dorpat,** J. G. Krüger. — **Genf,** Georg & Co. — **Johannesburg** (Süd-Afrika), Herrmann Michaelis. Postfach Nr. 2664. — **Kairo,** F. Diemer Nachf. — **Kapstadt,** Herrmann Michaelis. — **Konstantinopel,** Otto Keil. — **Kopenhagen,** A. F. Hoest & Sohn. Lehmann & Stage. C. A. Reitzel. — **Kristiania,** Cammermeyers Boghandel. — **Liverpool,** Charles Scholl. — **London,** Dulau & Co. D. Nutt. Siegle & Co. K. Paul, Trench, Trübner & Co. Williams & Norgate. — **Luzern,** Prell & Eberle. Räber & Co. — **Lyon,** H. Georg. — **Madrid,** Libreria nacional y extranjera. — **Mailand,** U. Hoepli. — **Moskau,** J. Deubner. Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. Alexander Lang. Sutthoffsche Buchh. — **Neapel,** Detken & Rocholl. F. Furchheims Nachf. (Emil Praff). — **New-York,** The International News Company. G. E. Stechert & Co. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — **Odessa,** Emil Berndts Buchh. — **Paris,** W. Fischbacher. Haar & Steinert. H. Le Soudier. F. Vieweg. — **Petersburg,** Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. A. Isler. K. L. Ricker. — **Philadelphia,** Schaefer & Koradi. — **Porto-Alegre,** Krahe & Cia. — **Reval,** Kluge & Ströhm. Ferd. Wassermann. — **Riga,** E. Bruhns. J. Deubner. Jonck & Poliewsky. N. Kymmels Buchh. W. Mellin & Co. — **Rom,** Loescher & Co., Hofbuchh. — **Rotterdam,** W. J. van Hengel. H. A. Kramers & Sohn. — **Schanghai,** Max Nößler & Co. — **Stockholm,** C. E. Fritzesche Hofbuchh. — **Valparaiso,** C. F. Niemeyer. — **Warschau,** E. Wende & Co. — **Wien,** Beckſche Hofbuchh. (A. Hölder). Wilh. Braumüller & Sohn. Wilh. Frick. Gerold & Comp. Manzsche k. k. Hof- u. Univ.-Buchh. Moritz Perles. Zeitungsbureau H. Goldschmiedt. — **Yokohama,** Max Nößler & Co. Winckler & Co. — **Zürich,** Adolf Bürdeke. C. M. Ebell. Meier & Ehrat. Rascher & Cie. Schultheß & Co. E. Speidel.

Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd. 157

Inhaltsverzeichnis

zum

Hundertſiebenundfünfzigſten Bande (Oktober — Dezember 1913).

		Seite
I.	Rohr im Winde. Roman von **Grazia Deledda.** I/III .	1
II.	Erinnerungen an Mahmud Schewket Paſcha. Von Generalfeldmarſchall **Freiherrn v. d. Goltz.** I/III	32
III.	Das Ende der Fremdherrſchaft in Deutſchland. Von **Guſtaf Dickhuth.** I/III.	47
IV.	Goethe und das Jahr 1813. Von **P. von Bojanowski**	74
V.	Ernſt von Wildenbruch. Ahnen und Eltern. Von **Berthold Litzmann**	89
VI.	Volksliteratur und Volksbildung. Von **Friedrich v. der Leyen**	104
VII.	Briefe Gottfried Kellers. Von **Adolf Frey** . . .	131
VIII.	Johann Benders Heiratsjahr. Erzählung von **Alfred Huggenberger**	136
IX.	Das Land der Griechen. Von **H. S.**	152
X.	Literariſche Notizen	155
XI.	Literariſche Neuigkeiten	159
XII.	Rohr im Winde. Roman von **Grazia Deledda.** (Fortſetzung.) IV/V.	161
XIII.	Erinnerungen an Mahmud Schewket Paſcha. Von Generalfeldmarſchall **Freiherrn v. d. Goltz.** IV/VII. (Schluß.)	184
XIV.	Das Ende der Fremdherrſchaft in Deutſchland. Von **Guſtaf Dickhuth.** IV/VI	210
XV.	Aus den Aufzeichnungen eines ſächſiſchen Offiziers. Mitgeteilt von **Wittich o von Einſiedel**	238
XVI.	Auguſt Bebel. Von **L.**	259
XVII.	Schiller und Rouſſeau. Von **J. Benrubi**	269
XVIII.	Die Revolution des Jehu. Von **Hermann Gunkel** .	289
XIX.	Der neue Balkan. Von **Karl Frenzel**	309
XX.	Carl Schurz. Von ***	314
XXI.	Literariſche Notizen	317
XXII.	Literariſche Neuigkeiten	319
XXIII.	Rohr im Winde. Roman von **Grazia Deledda.** (Fortſetzung.) VI/IX	321

(Fortſetzung umſtehend.)

Seite

XXIV. Neue Bahnen der physikalischen Erkenntnis. Rede zum Antritt des Rektorats an der Friedrich Wilhelm-Universität zu Berlin am 15. Oktober 1913 gehalten von **Max Planck** . 351

XXV. Das Ende der Fremdherrschaft in Deutschland. Von **Gustaf Dickhuth.** VII/VIII. (Schluß.) 362

XXVI. Das Viktorianische England. Erste Eindrücke. Von **Lady Blennerhassett.** I/III 383

XXVII. Der Stand des Militärluftfahrwesens bei den Armeen des Dreibundes und des Dreiverbandes. I/III 406

XXVIII. E. T. A. Hoffmann in Plock. Von **Hans von Müller.** I/II 418

XXIX. Das Problem des Buches Hiob. Von **Otto Frommel** 446

XXX. Waffe und Kriegertum in ihrem historischen Verhältnis zueinander. Von **Martin Hobohm** 456

XXXI. Aus fremden Ländern. Von **Marie von Bunsen** . . 466

XXXII. Weihnachtliche Rundschau. Von **Bruno Hake** . . . 469

XXXIII. Literarische Notizen 477

XXXIV. Literarische Neuigkeiten 479

Rohr im Winde.

Roman

von

Grazia Deledda.[1])

I.

Den ganzen Tag hatte Efix, der Diener der Damen Pintor, unabläſſig daran gearbeitet, den ſchlichten Deich auszubeſſern, den er ſelbſt in langen Jahren mühevoller Arbeit zum Schutze der kleinen Beſitzung gegen den nahen Fluß aufgeworfen hatte. Jetzt, beim Sinken des Abends, ſaß der alte Mann ſtill vor ſeiner Hütte, die zu Füßen des mit grünem Rohre bewachſenen Hügels lag — gerade gegenüber einer weißen Anhöhe, die man den Taubenberg nannte —, und betrachtete von der Höhe herab ſinnend das Werk ſeiner Hände.

Da lag es zu ſeinen Füßen, träumend in der milden Dämmerung des Frühlingsabends, das kleine Gut, das Efix mehr als ſein Eigentum denn als das ſeiner Herrſchaft anſah: er allein hatte ja dieſen Boden urbar gemacht, bepflanzt und abgedämmt. Es war ein grüner Streifen Land, den zwei Hecken indiſcher Feigenbäume begrenzten und der von dem weißen Hügel zu dem von der Straße flankierten Fluß abfiel. Von der einen wie der anderen Seite des Grundſtücks ſenkten ſich wohlangebaute, mit Mandelbäumen und üppiger Vegetation geſchmückte Höhenzüge herab. Efix vermied es, ſeinen Blick auf ſie zu richten: er wollte nicht daran erinnert ſein, daß alles umher, Felder, Hügel und Täler, einſtmals ſeinen Herrinnen gehört hatte. Wozu an Vergangenes denken? Es war ja doch umſonſt. Beſſer, der Gegenwart ins Auge ſehen und auf Gott vertrauen.

Die Ernte ſchien das Beſte zu verſprechen: alle Mandelbäume des Grundſtücks wie der Straße längs des Fluſſes waren mit Blüten bedeckt. Eine tropiſche Vegetation erfüllte das Tal, das, auf allen Seiten von kalkreichen Höhen eingeſchloſſen, einer mit grünen Schleiern und himmelblauen Bändern ſchwellenden Wiege glich. Jenſeits des Tales fiel die Ebene allmählich zum Meere ab, und ſie erſchien im abendlichen Zwielicht wie ein grüner See, über dem neblige Dünſte brauen.

Die Witterung war immer heißer geworden, und Efix dachte mit Unruhe an die flutähnlichen Regengüſſe, die einen ungedämmten Fluß anſchwellen

[1]) Aus der italieniſchen Handſchrift überſetzt von Herbert Stegemann.

und über die Ufer treten lassen. Der wertvollste Teil der kleinen Besitzung, in dem er Küchengemüse und Melonen zog, war andauernd bedroht. Ja, es hieß auf Gott vertrauen, gewiß — aber daneben mußte man doch auf seiner Hut sein, ganz wie das Rohr dort auf dem Hügel, dessen Blätter bei jedem Windhauche aneinander schlugen, als wollten sie einander Kunde geben von der nahen Gefahr.

Der alte Mann, der nicht lange müßig sein konnte, war selbst in dieser späten Stunde noch beschäftigt: er knüpfte emsig an einer Binsenmatte, aber von Zeit zu Zeit blickte er von seiner Höhe nieder ins Tal: seine Augen bohrten sich förmlich in das Dunkel ein und bekamen dabei einen Ausdruck qualvoller Angst.

Aber das Wasser rieselte spärlich im Bett des Flusses dahin: zwischen Schilf und Wolfsmilchstauden, deren Duft den der anderen Pflanzen übertäubte, zeigte es eine zarte, grünlich-rote Färbung. Keine Gefahr drohte dem Gütchen, schweigend lag alles da im milden Scheine des Abends, und eine tiefe Stille, die das leise Rauschen des Flusses kaum unterbrach, verlieh der Landschaft einen märchenhaften Zauber.

Groß und in rosigem Glanze stieg der Mond langsam über dem Taubenberge empor. Die weißen Umrisse des Hügels erhoben sich aus einer lichten Wolke blühender Mandelbäume, so daß er wirklich von einem Schwarme ruhender Tauben bedeckt zu sein schien.

Es war die Stunde des Gebetes, in der alle Leidenschaften schweigen, und wie der alte Wächter allmählich die Müdigkeit nach hartem Tagewerke auf sich herabsinken fühlte, ward auch sein Herz ruhig, und er neigte sein Haupt zum Gebet.

Aber seine von der Arbeit geröteten und rissigen Hände hörten nicht auf, tätig zu sein: ein Weidenzweig jedesmal auf sieben Binsen, dann ein Avemarie zu Unserer Frau von der wunderbaren Heilung — gelobt sei sie — die jedes Leid zu bannen weiß. Und während er betet, sucht sein Auge dort unten im Tal, am äußersten Ende der Ebene, in der Nähe der Küste, den weitgedehnten Kreis kleiner Hütten, der sich wie ein Dörfchen um die graue und in Todesschweigen daliegende Kapelle zusammenschloß.

Zu dieser Stunde beteten auch Efixens Herrinnen den Rosenkranz zur wundertätigen Jungfrau; der Gedanke, mit ihnen im Gebete vereinigt zu sein, floß erquickend auf die Seele des alten Mannes nieder, während die Gewißheit, daß eine von ihnen, Donna Esther, die frömmste und gütigste — gesegnet sei sie — seiner betend gedachte, sein Herz mit neuer Hoffnung füllte, selbst in den Augenblicken, da ihn seine dunkle, sündige Vergangenheit völlig zu Boden zu drücken schien.

Sobald er sein Gebet beendet hatte, machte er sich wieder ans Werk; die Helligkeit des Mondes verdrängte das Zwielicht, und die Binsen schimmerten silbern zwischen seinen emsigen Fingern; überall erhoben sich die Stimmen des Abends und mahnten den Menschen, daß sein Tagewerk vollbracht sei.

Der Alte aber harrte unbeweglich auf seinem Platze aus; es schien ihm, als hörte er fern auf der Straße menschliche Schritte, die allmählich sich

näherten. Der ebenmäßige Schrei des Kuckucks, das Zirpen der Grillen mischte sich in das leise Rauschen des Flusses, der zwischen dem Schilfe dahinglitt. Ja, der Tag der werktätigen Menschen war vorüber, und nun begann das phantastische Treiben der Kobolde, der Feen, der umherschweifenden Geister. Die Schatten der alten Barone stiegen herab aus den Trümmern des Schlosses oberhalb des Landes Galta, dort oben, zur Linken Efixens; sie durcheilten die Böschungen des Flusses auf der Jagd nach Wildschweinen und Wölfen; ihre Waffen funkelten in den fernen Niederungen, und das heisere Gebell ihrer Hunde gab unheimliche Kunde von dem Vorüberziehen der wilden Jagd.

Die kindliche Seele des alten Efix war voll von solchen Phantasien; er glaubte den Lärm zu hören, den die „Panas" — die in der Geburt gestorbenen Frauen — nachts am Flusse machten, wenn sie ihre Kleider wuschen und mit dem Schienbein eines Toten klopften, und unter dem Gebüsche von Mandelbäumen den „Ammatadore", einen Kobold mit sieben Mützen, in denen er einen Schatz versteckt hielt, nebst einem Gefolge von stahlschwänzigen Vampiren hin und her springen zu sehen.

Von wem mochte wohl das Flimmern der Zweige und Steine im Mondschein herrühren? Ob sich wohl zu den bösen Geistern die Seelen ungetaufter Kinder gesellten, weiße Geister, die sich oft auf ihrem Fluge durch die Lüfte in die den Mond umgebenden Silberwolken zu verwandeln lieben? Oder waren es die Zwerge und die „Janas", kleine Gespenster, die am Tage in ihren Felsenhöhlen goldene Stoffe an goldenen Webstühlen weben und im Schatten der Nacht im tiefen Dickicht unter den großen Steineichen tanzen? Die Giganten dagegen zeigen sich nur zwischen den Felsen der vom Monde bestrahlten Berge und führen die mächtigen grünen Rosse am Zügel, die nur sie zu besteigen vermögen; dabei halten sie Umschau, ob sich unten im Bereiche der tödlichen Wolfmilchkräuter irgendein Drache verborgen hält oder vielleicht die legendenhafte Schlange Bananea, die schon seit der Zeit Christi lebt und auf dem Sande in der Nähe von Sümpfen einherkriecht.

Gerade in Mondnächten treibt dies geheimnisvolle Volk sein Wesen in Berg und Tal; der Mensch darf es dann nicht durch seine Gegenwart stören, denn auch die Geister haben sein Reich während des Tages unangetastet gelassen, und wenn der Mond aufsteigt, so ist es an ihm, aus Wald und Feld zu weichen und unter der Hut der schützenden Engel still die Augen zu schließen.

Efix schlug das Zeichen des Kreuzes und zog sich in seine Hütte zurück. Er verschloß die Tür sorgfältig mit einem Seil und lehnte noch ein großes aus Binsen geflochtenes Kreuz dagegen, um den Gespenstern und den bösen Geistern der Versuchung den Eintritt zu wehren.

Das gedämpfte Licht des Mondes strömte durch die Ritzlein hinein und erhellte die enge Hütte, die besonders an den Ecken sehr niedrig war, trotzdem aber ausreichend Platz für ihn bot, der klein und schmächtig wie ein Jüngling war.

Das kugelförmige Dach bestand aus Rohr- und Binsengeflecht, aber es hielt die Mauern des Häuschens vollkommen trocken; in der Mitte zeigte es

eine kleine Öffnung, durch die der Rauch ausströmte. Neben der Matte, die dem alten Wächter als Ruhelager diente, stand eine Wasserkanne und ein tönerner, rauchgeschwärzter Topf; von den Vorsprüngen des Rohres an der Decke hingen Kreuze aus geweihtem Palmholze, Olivenzweige, eine buntbemalte Kerze, eine Sichel zum Schutze gegen die Vampire und ein Säckchen mit Gerste zur Abwehr der Panas herab.

Efix rückte seine Matte zurecht, aber er legte sich nicht zum Schlafe nieder. Ihm war immer, als höre er ein Geräusch von Schritten. Und wirklich, mit einem Male begannen die Hunde auf den benachbarten Höfen zu bellen, und nun war die ganze Gegend, die eben noch wie eingeschläfert von dem betenden Gemurmel all der nächtlichen Stimmen dagelegen hatte, plötzlich zum Leben erwacht und hallte wider von wirren Tönen und Seufzern.

Efix öffnete die Tür und blickte hinaus. Eine schwarze Gestalt stieg den Abhang empor, über dem die silbernen Wölkchen des Mondes hin und her schwammen, und der Alte, dem während der Nacht sogar die menschliche Gestalt gespenstisch erschien, empfand eine dunkle Furcht.

Aber es war eine bekannte Stimme, die ihn rief: „Efix! Efix!"

„Juan, was gibt's?" antwortete Efix. Er erkannte in dem Ankömmling einen Burschen, der in unmittelbarer Nähe der Herrschaft wohnte. „Sind die Damen wohlauf?"

„Ja doch, ja doch," kam die frische, nur etwas keuchende Stimme des Jungen zurück. „Sie schicken mich nur herauf, um Euch zu sagen, Ihr möchtet morgen früh zu ihnen herauskommen, sie haben mit Euch zu reden. Es wird wohl wegen des gelben Briefes sein, den ich heut früh in den Händen Donna Noemis sah. Sie las ihn Donna Ruth vor, die, ein weißes Tuch um den Kopf, wie eine Nonne gerade den Hof fegte; aber als Donna Noemi zu lesen anfing, da lehnte sich Donna Ruth auf den Besen und hörte nur ganz still zu."

„Ein Brief? Weißt du denn nicht, von wem er ist?"

„Ich kann ja nicht lesen, Efix. Aber meine Großmutter meinte, er würde vom Herrn Giacinto sein, dem Neffen der Damen."

Ja, so war es, das sagte sich Efix selbst. Aber ein leiser Zweifel verließ ihn doch nicht, und er rieb sich nachdenklich mit gesenktem Haupte das Kinn. Der Junge, der herzhaft müde war, hatte sich's derweil bequem gemacht; er ließ sich auf dem Stein vor der Hütte nieder, schnürte sich die Schuhe auf und begann endlich zu fragen, ob denn nichts zu essen da wäre.

„Ich bin gerannt wie ein Hirschkalb," meinte er. „Und eine Angst hab ich gehabt vor den Geistern."

Efix hob sein dunkles Gesicht, das hart wie eine bronzene Maske war, und heftete seine kleinen, tiefliegenden und von Runzeln umgebenen blauen Augen auf den Boten, sie leuchteten förmlich im Dunkeln; und eine kindliche Angst sprach aus ihnen.

„Wann soll ich denn kommen," fragte er nochmals. „Morgen oder schon diese Nacht?"

„Morgen," wiederholte der Bursche ungeduldig, „morgen, sag ich Euch. Und während Ihr über Land seid, soll ich hier draußen nach dem Rechten sehen."

Der Alte war an Gehorsam gewöhnt und fragte nicht weiter. Er gab dem Jungen ein Stück Brot und eine Zwiebel, und der ließ sich's tüchtig schmecken. Während er sein bescheidenes Mahl hielt, und der Geruch der Zwiebel ihn abwechselnd lächeln und weinen ließ, begannen die beiden vertraulich zu schwatzen. Der Bursche kramte die Dorfneuigkeiten aus, er erzählte vom Pfarrer, von dessen Schwester und von dem Mileser, der deren Tochter geheiratet und es vom umherziehenden Orangen- und Krughändler zum reichsten Kaufherrn des Ortes gebracht hatte. Nach diesen wichtigen Persönlichkeiten kam der Bürgermeister Don Predu, ein Vetter der Damen Pintor, an die Reihe. Auch Don Predu war reich, wenn auch nicht so reich wie der Mileser. Endlich landete man bei Tante Kallina, die auf etwas geheimnisvolle Weise wohlhabend geworden war, wie man munkelte durch allerhand kleine heimliche Wuchergeschäfte.

„Die Diebe haben versucht, bei ihr einzubrechen, sie sind aber gar nicht über die dicke Hofmauer gekommen. Und am anderen Morgen hat sie lachend in ihrem Hof gestanden und gerufen: ‚Laß sie nur hereinkommen, bei mir finden sie doch nur Asche und Nägel. Ich bin arm, arm wie Christus!' Aber die Großmutter sagt, Kallina hat ein hübsches Säckchen voll Gold in ihrer Mauer versteckt, und so wird es wohl auch sein."

Aber all diese Neuigkeiten kümmerten den alten Efix nur wenig. Auf seiner Matte hingekauert, die eine Hand unter der Achselhöhle, die andere an der Wange, fühlte er sein Herz pochen, und der Schrei des Kuckucks über den Hügel hin schien ihm die Stimme eines bösen Geistes zu sein.

Der gelbe Brief! Gelb, eine böse Farbe! Wer weiß, welch ein Unheil jetzt wieder seinen armen Herrinnen drohen mochte! Seit zwanzig Jahren war es ja immer so: wenn irgendein Ereignis die Einförmigkeit des Daseins im Hause Pintor unterbrach, so war es unweigerlich ein Unglück. Mit dem Tode des Fräuleins Maria Christina, seiner seligen Herrin, hatte der unaufhaltsame Niedergang des Hauses begonnen; Efix, der seit dreißig Jahren im Dienste der Familie stand, hatte alles miterlebt. Jetzt war die Familie in ganz offenbaren Verfall geraten; man brauchte nur einen Blick auf das bescheidene Wohnhaus zu werfen, um zu wissen, daß aus den mittelalterlichen, mit den großen Baronen des Landes verschwägerten Herren kleine Landedelleute geworden waren, deren Einkünfte aus ihrem Grund und Boden kaum zur Zahlung der notwendigen Zinsen hinreichten.

Don Zance Pintor hatte von seinen erlauchten Vorfahren den Adel der Gestalt und ein herrisches, hochfahrendes Wesen geerbt. Nach dem Tode seiner Gattin war er noch strenger und unzugänglicher geworden als zuvor, und seine vier Töchter behandelte er mit einer ganz außergewöhnlichen Härte. Er schloß die armen Mädchen wie Sklavinnen im Hause ein und hoffte im stillen, irgendein standesgemäßer und reicher Bewerber aus den benachbarten adligen Familien sollte sich durch den Ruf ihrer sorgfältig behüteten Sittsam-

keit und ihrer besonderen hausfräulichen Tugend bewegen lassen, um sie anzuhalten. Sie mußten inzwischen von früh bis spät arbeiten, Brot backen, weben, nähen, kochen, ihre Garderobe besorgen; im übrigen lebten sie in klösterlicher Abgeschiedenheit und durften zu keinem Manne die Augen erheben, noch an jemanden, der als legitimer Freier nicht in Betracht kam, auch nur denken. Aber die Jahre gingen ins Land, und der ersehnte Bräutigam erschien nicht. Je älter aber die Mädchen wurden, destomehr forderte der Vater von ihnen die äußerste Strenge und Zurückhaltung in all ihren Lebensgewohnheiten. Wehe, wenn er sie an die auf die Straße gehenden Fenster gelehnt vorfand, oder wenn sie jemals ohne Erlaubnis das Haus verließen! Er überhäufte sie mit Vorwürfen, ohrfeigte sie und drohte jedem Jüngling, der vielleicht zweimal hintereinander an seinem Hause vorbeiging, sofort den Tod an.

Don Zance selbst verbrachte inzwischen seine Tage, indem er entweder im Lande herumstreifte oder auf einem Bänkchen vor der Tür der Gewürzkrämerei der Tante Pottoi, einer Schwester des Pfarrers, stundenlang untätig herumsaß. Leute, die ihm begegneten, wichen ihm meistens aus, da er seiner scharfen Zunge halber überall gefürchtet war. Er prozessierte mit der ganzen Welt, und dabei war er von so hämischem und neidischem Charakter, daß er beim Anblicke einer wohlgehaltenen Besitzung auszurufen pflegte: „Der Prozeßteufel soll dich holen.“ Aber die Prozesse verschlangen sein eigenes Hab und Gut, und gerade als seine Verhältnisse unsicher zu werden begannen, traf ihn die Strafe für seinen törichten Hochmut: die jüngste seiner Töchter, Donna Lia, entfloh eines Nachts aus dem elterlichen Hause, und lange Zeit hörte man nicht das Mindeste von ihr.

Der Schatten des Todes lag von diesem Augenblicke an über dem unglücklichen Hause. Niemals zuvor war in der ganzen Gegend ein derartiger Skandal vorgekommen; niemals hatte ein junges Mädchen aus adliger Familie und von guter Erziehung auf so schimpfliche Weise ihr Heim verlassen. Don Zance schien fast den Verstand zu verlieren; er durchirrte das Land von allen Seiten, er suchte bis zur Küste hinunter nach seiner mißratenen Tochter; aber er fand sie nicht. Endlich schrieb sie an ihre Schwestern und ließ sie wissen, daß sie in Sicherheit sei und daß es ihr gut gehe.

Don Zance ward immer tyrannischer gegen seine anderen Töchter. Er verkaufte die Reste seiner Besitzung, mißhandelte den alten Knecht, fiel der ganzen Welt mit Vorwürfen und Klagen zur Last und trieb sich dabei nach wie vor im Lande herum, in der Hoffnung, die Spur seiner Tochter wiederzufinden und die Entflohene in sein Haus zurückzuführen.

Der Schatten der Schande, den die Flucht der Tochter auf ihn und die ganze Familie geworfen hatte, drückte auf ihn wie die Kapuze eines Verurteilten. Eines Morgens fand man ihn tot auf der Gasse, unter der Brücke hinter dem Gut. Er war offenbar an einer plötzlichen Ohnmacht verschieden, denn es fand sich nicht die geringste Spur irgendeiner Gewalttat; nur ein kleiner grünlicher Fleck am Halse, gleich unterhalb des Nackens, war zu sehen. Die Leute meinten, er wäre wohl mit jemand in Streit geraten und durch einen Schlag mit dem Stocke getötet worden. Indessen ließ sich

nichts Genaues ermitteln, und so beruhigte man sich schließlich damit, daß ihn der Kummer über das Verschwinden seiner Tochter aufgerieben habe.

Die Zeit verging, und die Schwestern blieben unvermählt; sie waren durch den Skandal, der ihrem Hause begegnet, zu sehr entehrt, als daß sich noch ein Bewerber für sie hätte finden können. Dagegen kam eines Tages von der Entflohenen die Nachricht, daß sie sich verheiratet habe. Während ihres fluchtartigen Umherirrens war ihr ein Viehhändler begegnet, der sie aus Mitleid mit ihrem Schicksal in sein Haus genommen und endlich zu seiner Frau gemacht hatte. Sie lebten in Civitavecchia, in bescheidenem Wohlstande, und sie war, wie sie schrieb, mit ihrem Manne recht glücklich. Die Schwestern verziehen ihr die Heirat mit diesem Plebejer, der ihr zufällig über den Weg gelaufen war, so wenig, wie sie ihr die Flucht aus dem Vaterhaus verziehen hatten.

Ein Jahr darauf schrieb sie nochmals und teilte die Geburt eines Knaben mit. Aber auch darauf antworteten die Schwestern nicht.

Und die Jahre gingen ins Land; es starb Lia, es starb ihr Gatte, und nun war es der Sohn beider, Giacinto, der sich an seine Tanten wandte und sie wissen ließ, daß er Lust habe, in die Heimat seiner Mutter zurückzukehren und sich dort ansässig zu machen, falls sich ihm irgendeine für ihn geeignete Arbeit böte.

Arbeit! In diesem Ländchen, das kaum seine eigenen Kinder zu ernähren vermochte? Aber der junge Mann schrieb sonst noch allerhand. Er berichtete, daß er einen bescheidenen Posten im Zollamte bekleide, daß ihm diese Tätigkeit aber durchaus nicht zusage. Von Kind an war er kränklich gewesen und hatte deswegen nicht studieren können. Er hatte eine leidenschaftliche Vorliebe für ein Leben in freier Luft, unter einfachen, natürlichen Menschen; alle rieten ihm, nach Sardinien zu gehen, umsomehr als er dort Verwandte habe ... Was meinten seine lieben Tanten dazu? Er wünschte sich herzlich, sie kennen zu lernen.

Die Schwestern berieten sich und redeten hin und her, während Efix in Gedanken den jungen Menschen schon ganz als ein neues Glied der Familie betrachtete und ihn mit einer Art zärtlicher Ungeduld herbeisehnte.

Esther setzte kurz und klar ihre Meinung auseinander, die dahin ging, man müsse sich des Neffen annehmen und sein Vorhaben nach Möglichkeit begünstigen; Ruth sagte, wie gewöhnlich, weder Nein noch Ja, aber die jüngste Schwester Noemi setzte ein kaltes Lächeln auf und begann zu spötteln: „Was will er denn eigentlich hier, dieser Jüngling? Er denkt wohl hier den Herrn zu spielen! Angeln wird er im Flusse, den Tag über —, weiter wird er natürlich nichts Gescheites tun!"

„Aber er schreibt ja doch, daß er arbeiten will und nicht den Herrn spielen," fiel Esther ein. „Gewiß, er wird arbeiten, er wird ein Geschäftsmann werden wie sein Vater . . ."

„Unsere Vorfahren sind niemals Geschäftsleute gewesen," erwiderte Noemi mit ihrem hochmütigsten Gesicht.

„Andere Zeiten, Noemi! Übrigens heutzutage sind eigentlich die Kaufleute das geworden, was früher die Edelleute waren. Denk einmal an

den Mileser. Er sagt immer: der Baron von Galte — das bin jetzt ich. — Auch Giacinto kann Handel treiben —"

„Aber womit denn nur, liebste Schwester?" fragte Ruth dazwischen.

„Natürlich mit allem Möglichen — ganz wie der Mileser," antwortete Esther schnell und sicher.

Die beiden antworteten nicht; aber den ganzen Tag hindurch begannen sie immer wieder aufs neue von dem Neffen zu sprechen. Er war ja mitten unter ihnen, seit langen Jahren, seit seiner Geburt, wie es im Grunde auch sein Vater und seine Mutter gewesen waren, und seine geheimnisvoll-unbekannte Persönlichkeit erfüllte das arme, verfallene Haus mit neuem Leben.

„Grade wenn er ein Leichtfuß ist, haben wir die Pflicht, ihn herkommen zu lassen und ihm zu helfen, sich seine Existenz zu gründen und ein ordentlicher Mensch zu werden," meinte Esther, indem sie, das Tuch auf dem Haupte und im Begriffe in die Kirche zu gehen, noch einmal die Runde durch das Haus machte, Türen und Fenster schloß und nachsah, ob auch jedes Ding seinen gewohnten Platz hätte. „Also — er mag immerhin kommen: alles Weitere wird sich dann noch finden. Der Mileser ist ins Land gekommen, daß man ihn für einen Landstreicher halten mußte, ein kleines Bündel auf der Schulter, und sonst nichts; und dabei hat er doch sein Glück gemacht. Warum soll es unserem Neffen nicht auch gelingen? Nach dem, wie er schreibt, muß er ein guter Junge sein. Lassen wir ihn nur ruhig kommen. Übrigens können wir ihn ja jederzeit wieder nach Hause zurückschicken" . . .

Ruth war schließlich völlig von ihrer Schwester überzeugt und stimmte dem Plan mit Wärme zu, aber Noemi blieb kalt und zeigte nur ein spöttisches Lächeln. Esther ging derweil zur Kirche, ganz zufrieden und innerlich beglückt, und ihr war wirklich so zumute, als könnte sie ihren verirrten und heimatlosen Neffen einfach wieder auf seinen Platz setzen, wie sie es mit den Sesseln und den Schemeln zu tun pflegte.

Efix entsann sich nicht, jemals einen unmittelbaren Anteil an den Beratungen der Schwestern über das Kommen des Jungen, wie er jetzt allgemein genannt wurde, genommen zu haben. Er wagte nicht, seine Meinung zu sagen, um nicht die Bedenken seines Gewissens noch zu steigern; aber im Innern wünschte er leidenschaftlich, daß der Neffe kommen möge.

Nach dem Tode des Herrn war Efix bei den Schwestern geblieben, um ihnen bei der Entwirrung ihrer überaus schwierigen und verwickelten Verhältnisse nach Möglichkeit zur Seite zu stehen. Die Verwandten kümmerten sich nicht um die einsamen Mädchen; sie zogen sich im Gegenteil von ihnen zurück und ließen sie ihre Mißachtung deutlich fühlen. So war die Lage der Schwestern die denkbar ungünstigste; denn sie verstanden sich auf gar nichts anderes als auf häusliche Arbeiten und hatten keine Ahnung von der Bewirtschaftung der kleinen Besitzung, die ihnen hinterblieben war.

„Nun, ich will noch ein Jahr bei ihnen bleiben," hatte Efix, den ihre Verlassenheit und Hilflosigkeit rührte, zu sich gesagt. Aber aus einem Jahre waren zwanzig geworden.

Die drei Schwestern lebten von den Einkünften des Gütchens. In den mageren Jahren sagte Esther zu dem alten Efix, sobald es an der Zeit war, ihm seinen Lohn zu zahlen, der aus dreißig Scudi jährlich und einem Paar Schuhe bestand: „Hab Geduld, Alter, um Christi Willen: du wirst sicher erhalten, was dir zukommt. Nur noch Geduld, ein wenig Geduld."

Und der alte treue Efix hatte Geduld. Inzwischen wuchsen seine Außenstände bei den Schwestern von Jahr zu Jahr, und Esther versprach ihm oft, halb im Scherze, halb im Ernste, sie wollten ihn zum Erben der Besitzung und des Häuschens einsetzen, obwohl er älter als sie selbst wäre.

Nun war er freilich alt und schwach; aber schließlich war er doch immerhin noch ein Mann, und auch das Schattenbild eines solchen genügte, um die drei Schwestern zu beschützen; ohne den alten Efix wären sie verloren gewesen, hilflos wie verirrte Kinder im Walde.

Alle Gedanken gehörten seinen Herrinnen, und grade jetzt beschäftigte er sich, trotz ihres vorgerückten Alters, noch immer mit allerhand Heiratsplänen für sie, besonders für Noemi, die er ungeachtet ihrer fünfunddreißig Jahre noch immer als ein junges Mädchen zu betrachten nicht aufhören konnte.

Auch an diesem Abend, als der Bote sich neben ihm auf die Decke niedergekauert hatte und seine ruhigen Atemzüge den kleinen Raum erfüllten, überließ sich Efix, den der Gedanke an den gelben Brief wachhielt, allerhand vagen Phantasien. Wie, wenn der Brief, nach so vielen Enttäuschungen und Fehlschlägen, nun endlich doch eine gute Nachricht gebracht hätte? Vielleicht eine Erbschaft, irgendwo, fern im Ausland? Oder einen trefflichen Heiratsantrag für Donna Noemi? Und wenn der Freier gar der bewußte Vetter Don Predu wäre? Ja, dann würden die Dinge ihr Angesicht verändern, wie Nacht und Tag; seine edlen Herrinnen würden sich wieder aufrichten, wie ein Adler mit neugewachsenem Fittich in die Lüfte steigt; das alte Haus würde aus seinen Trümmern emporsteigen, und jeder Winkel darin würde grünen und blühen wie das Tal zur Zeit des Frühlings.

Ihm aber, dem armen Diener, würde nichts anderes übrigbleiben, als sich für den Rest seines Lebens in die Einsamkeit zurückzuziehen und sich zwischen seinen Gebeten auszuruhen, wie zwischen dem Immergrün des verfallenen Daches. Ein Gefühl tiefer Ruhe überkam ihn beim bloßen Gedanken daran; der Ruf des Kuckucks entfernte sich mehr und mehr, und wiederum lag die Gegend da, wie eingeschläfert von dem Gemurmel all der geheimnisvollen Stimmen der Nacht. Aber die schlaftrunkene Stimme des Burschen neben ihm rief den Träumer in die Wirklichkeit zurück.

„Efix, ich wollte eigentlich den Abhang hinunterrutschen, aber da kam ich in die Feigen, und das gab eine ganz verfluchte Rutscherei! Was die stechen! Du kannst es dir gar nicht denken! Das werden wohl die sein, die deine Damen immer im Stroh aufbewahren und hernach im Frühling verkaufen, das Stück einen Pfennig."

Efix seufzte. Ja, so weit war es gekommen. Seine Damen mußten Feigen verkaufen! Sie, die aus altem, edlem Geschlecht stammten —

Den Jungen überkam allmählich wieder eine unbezwingliche Plauderlust.

„Efix," so fuhr er nach kurzem Schweigen mit halblauter Stimme fort, „meine Großmutter erzählt, deine Herrinnen wären früher reich gewesen — so reich! Beinah so reich wie Don Predu! Aber Don Zance — so sagt Großmutter — war ein schlechter Kerl und stritt sich mit aller Welt herum. Sag mal, warum ist denn Donna Lia ausgerissen? Und sag mal, wie hat sie das angestellt? Wann ist sie geflohen? Bei Nacht? Großmutter meint, am hellerlichten Tage ist sie fortgelaufen aus dem Hause — dann hat sie sich versteckt, dort unter der Brücke, und als es Abend geworden, da ist ein Mann auf einem Wagen gekommen, der wollte hinunter zum Meer, und mit dem ist dann Donna Lia fortgefahren, sagt Großmutter . . ."

„Halt den Mund, Junge" — murmelte Efix, den die schmerzlichen Erinnerungen überwältigten. „Halt den Mund, schlaf und laß die Toten ruhen."

Aber der Bursche fragte weiter, leise und scheu: „Sag mir noch eins, Efix: wer hat denn Don Zance getötet? Großmutter sagt, es wäre ein böser Geist aus dem Wald gewesen." Er lachte gedämpft vor sich hin, aber keine Antwort kam zurück. Efix versuchte sich zum Einschlafen zu zwingen; aber es gelang ihm nicht: die Stimme des Jungen, die wie ein Vogel der Nacht durch das Dunkel zu ihm herschwirrte, schien ihm die Stimme des Geistes der Vergangenheit selbst zu sein . . .

II.

Im Morgengrauen machte sich Efix auf den Weg, während der Bursche zurückblieb, um auf dem Grundstücke Wache zu halten. Der alte Mann wanderte langsam; denn ein heftiger Fieberanfall im vergangenen Jahre hatte ihn sehr geschwächt, und besonders in den Beinen war eine große Müdigkeit zurückgeblieben. Von Zeit zu Zeit blieb er stehen und warf einen Blick rückwärts auf die kleine Besitzung, das schwarze Hüttchen dort oben zwischen dem graugrünen Schein der indischen Feigen; der weißschimmernde Hügel erschien dem Wanderer wie ein Nest im Grünen, und immer wieder wendete er sich um und warf ihm einen wehmütigen Blick zu, wie ein Vogel, der seine Heimat verläßt.

Ja, dort oben ließ der alte Efix den besseren Teil seines eigenen Ichs zurück, die Kraft, die dem Menschen aus der Einsamkeit, aus der Trennung von der Welt entquillt; und während er seines Weges dahin zog, vorbei an den Weidenbüschen, den Heideflächen und den Bodensenkungen, die den unregelmäßigen Lauf des Flusses bezeichneten, kam er sich selbst wie ein Wanderer vor, der sein kleines wollenes Bündel auf der Schulter und den schlichten Rohrstock in der Hand dem Orte seiner Verbannung entgegengeht.

Plötzlich öffnete sich das Tal; auf den Höhen eines riesigen Felsens, der selbst einem einzigen ungeheuren Trümmerhaufen glich, erschienen die Ruinen des Schlosses; ein leeres Fenster, durch dessen Wölbung der tiefblaue Himmel hindurchschien, blickte aus der Höhe nieder wie das Auge der Vergangenheit, und die erhabene Schwermut uralter Größe, von der nichts als Trümmer und Legenden bleiben, schien sich mit dem rosigen Glanze der aufgehenden Sonne über das Land auszubreiten — über die wellige Ebene, in

der sich das Grau des Landes mit dem Grün der Weiden und der Wolfsmilch mischte, bis zu der Ferne hin, dort am Fuße der fernen Berge, wo das Land grünlich-blau schimmerte und der Glockenturm inmitten der Felder emporragte wie der Griffel aus einer Blume.

Die Nuoreser Berge, deren Kette eine Farbe von Gold und Malve trug, schlossen den Horizont ab.

Efix verfolgte die Straße bis zur Windung unterhalb des Schlosses. Da erhob sich der Galter Berg, ein weißgrüner Würfel, von langgestreckten, feuchten Schatten durchfurcht: das zu seinen Füßen ausgebreitete Land schien gleichfalls aus Trümmern, aus nichts als Trümmern zu bestehen, aus dunklen Denkmälern der alten römischen Stadt, die später der Sitz von Bischöfen und Baronen gewesen war. Langhingestreckte Schutthaufen, zertrümmerte Mauern, daneben unversehrte Häuser, die in ihrer Armut noch trostloser als die eigentlichen Ruinen wirkten, flankierten die abfallenden Wege, die in der Mitte mit großen Mühlsteinen gepflastert waren; vulkanisches Gestein, das hier und dort hin verstreut herumlag, rief in dem Beschauer den Eindruck wach, als habe ein Erdbeben die antike Stadt vernichtet und die Bewohner davongefegt; nur oben, in den Weinbergen, die etwa im Anfange des verflossenen Jahrhunderts angelegt sein mochten, grüßten einige Granatäpfel- und Johannisbrotbäume, ein paar Palmen und indische Feigen herunter und gossen einen leisen Hauch von Anmut über den trostlosen Ort.

Efix stieg die verlassenen Wege langsam und mühsam empor. Auf der Höhe, unter dem Rande eines Hügels schimmerten die Wolfsmilchgesträuche vom Tau des Morgens, und im Schatten des Berges, dessen Felsen in der Frühsonne marmornen Säulen glichen, erblickte man die alte Basilika mit den Überresten des Kirchhofes, die mit ihrer ernsten Trauer gleichsam die tiefe Melancholie der Landschaft vollendete und krönte.

Das Haus der Schwestern erhob sich dort oben, inmitten eines viereckigen, von verfallenen Mauern umgebenen Hofes, der unmittelbar an den alten Friedhof stieß; die beiden Tore waren fast gleichförmig, wurmstichig, verblaßt, ohne Riegel; drei steinerne, bröcklige und von Unkraut überwucherte Stufen führten empor; aber während die Pforte des alten Kirchhofes beinahe ganz von einem vermorschten Brette überragt wurde, wies die der Schwestern einen Bogen im Gemäuer auf, und unter ihrem Hauptbalken bemerkte man den Rest eines Wappens: das Haupt eines mit dem Helme geschmückten Kriegers und einen mit dem Schwerte gewaffneten Arm.

Efix durchquerte den breiten, viereckigen Hof, der in der Mitte gepflastert war, und zwar — ebenso wie die Straßen, die er soeben durchwandert hatte — mit einer Art großer, derber Steine, in die häufige Regengüsse tiefe Furchen eingegraben hatten. Der Alte nahm den Rucksack von der Schulter und blickte um sich, ob sich wohl eine seiner Herrinnen zeigen möchte. Das Haus hatte nur ein Stockwerk über dem Erdgeschoß und erhob sich gerade in der Mitte des Hofes, während der Berg es von oben völlig beherrschte und wie eine riesige weißlichgrüne Haube darauf hernieder zu hängen schien.

Einige Ausgänge öffneten sich auf einen hölzernen Balkon, der um das ganze obere Stockwerk lief, und zu dem man von außen auf einer vollständig verfallenen Treppe emporstieg. Eine schwärzliche Schnur, die an Pflöcken auf den Ecken der Stufen angeknotet und befestigt war, mußte das fehlende Geländer ersetzen. Die Türen, der Balkon, dessen Stützen und Brüstung bestanden aus feinem Holze und waren sorgfältig gearbeitet; aber überall herrschte der tiefste Verfall, das Holz war schwarz und brüchig geworden, und es schien, als wolle sich bei der leisesten Bewegung alles in Staub auflösen und wie von einem unsichtbaren Mörser zerrieben in alle Winde davonfliegen. Nur hier und dort auf der Brüstung sah man oberhalb der wenigen schlanken Säulen, die noch unversehrt geblieben waren, einige Reste von Friesen und darüber einen reliefartigen Schmuck von Blättern, Blumen und Früchten.

Der alte Efix empfand beim Anblick dieses Balkones wieder, was er schon als kleiner Knabe gefühlt hatte: eine fromme Ehrfurcht, wie sie ihm die Kanzel und die Galerie des dem verborgenen Christus geweihten Altars in der Basilika einflößte.

Eine starke und kleine, aber noch lebhafte Dame erschien auf dem Balkon. Sie war ganz in Schwarz gekleidet, und ein schwarzes Kopftuch umrahmte ihr schwärzliches, dunkles Antlitz! Sie beugte sich hinunter, und als sie den alten Diener erkannte, begannen ihre mandelförmigen Augen vor Freude zu leuchten.

„Donna Ruth, liebste Herrin, guten Tag," rief Efix und schwenkte sein Bündel zum Gruße in der Luft.

Die Dame stieg schnell und gewandt herab, wobei sie ihre großen, mit türkisblauen Strümpfen bekleideten Füße ganz unbefangen sehen ließ. Sie lächelte Efix entgegen und zeigte ihm dabei ihre starken und weißen Zähne unterhalb der Oberlippe, die ein leichter brauner Flaum bedeckte.

„Und Donna Esther? Und Donna Noemi?"

„Esther ist zur Messe gegangen, Noemi erst beim Aufstehen. Welch schöner Tag, Efix! Und wie steht's dort unten?"

Efix begann die Neuigkeiten vom Gut auszukramen, während Ruth ihm zur Küche voranging; er sprach eifrig, aber im stillen wartete er angstvoll darauf, daß sie von dem gelben Briefe zu sprechen anfinge. Auch drinnen, in der mächtigen und tiefgewölbten Küche, hatte alles noch einen Glanz mittelalterlicher Größe: die Felderdecke mit gekreuzten, rauchgeschwärzten Balken, die mächtige, mit der Hand gearbeitete Konsole, die auf beiden Seiten eines großen Kamines die Wand stützte, die eisenbeschlagenen Fenster, durch deren Öffnungen der Hintergrund des Berges grün hereinschien; an den Wänden ließen kahle, rote Stellen das Fehlen der kupfernen Kessel und Kasserolen erkennen, die dort früher geprunkt haben mochten; die geglätteten schimmernden Pfähle, an denen einst die Sättel, die Säcke, die Waffen hingen, schienen Boten alter Tage zu sein und von unvergeßlichen Erinnerungen zu reden.

„Nun, Donna Ruth? . . ." fragte Efix, während die Herrin sich bemühte, ein kleines kupfernes Kaffeegeschirr aufs Feuer zu bringen. Aber

Ruth wandte ihm ihr dunkles, von dem weißen Haare wie von einem Rahmen eingefaßtes Antlitz entgegen und nickte ihm zu, als wolle sie ihn bitten, sich noch ein wenig zu gedulden.

„Hol mir erst einmal ein wenig Wasser, Efix," sagte sie. „Inzwischen kommt dann auch Noemi herunter . . ."

Efix nahm einen Eimer unten von der Konsole, gehorsam ging er seines Weges, aber an der Schwelle wandte er sich um, verlegen und scheu; er heftete seine Augen auf den Eimer, der in seinen Händen schwankte, und fragte leise: „Der Brief ist doch vom Herrn Giacinto?"

„Der Brief? Nein, es ist ein Telegramm . . ."

„Ein Telegramm! Großer Jesus! Es ist ihm doch kein Unglück begegnet?"

„Nein, nein, gewiß nicht! Aber nun geh erst . . ."

Efix fühlte: es war unnütz, weitere Fragen zu stellen, bevor Donna Noemi herunterkam. Denn Ruth war zwar die ältere und führte die Schlüssel des Hauses — ach, im Grunde gab es ja gar nichts mehr zu verschließen! — aber sie ergriff niemals die Initiative und lehnte jede Verantwortung von vornherein ab.

So ging er zum Brunnen, der in einer Ecke des Hofes ausgegraben und von einer Reihe mächtiger Steine geschützt war. Auf diesen blühten zwischen alten zerbrochenen Krügen ein paar Büsche Goldlack und einige Stauden Jasmin, und eine von diesen kletterte an der Mauer empor und guckte über sie hinweg, als wolle sie einmal sehen, was es denn da draußen gäbe, in der Welt.

Wie viele Erinnerungen weckte dieser malerische Winkel des Hofes in der Seele des alten Efix! Das Braun des Goldlacks verschmolz mit dem zarten Grün des Jasmin zu einer wundervollen Einheit, und die kleine Ecke schien ganz in farbiges Leben getaucht zu sein.

Efix war zumute, als sähe er Donna Lia vor sich, totenbleich und schlank wie eine Weide; sie beugte sich über die Brüstung des Balkones und sah still in die Ferne; auch sie wollte, so schien es, sehen, was es draußen gäbe, in der Welt; so hatte sie auch am Tage ihrer Flucht dagestanden — unbeweglich, schweigend, wie der Schiffer, der mit seinem Blicke das Geheimnis des Meeres zu durchdringen sucht.

Ach, wie schwer lasteten diese Erinnerungen! Sie wogen schwerer als der gefüllte Eimer, den der alte Mann langsam, langsam heraufzog aus dem Brunnen . . . Efix besann sich; mit einem Rucke suchte er den ganzen Ballast der Vergangenheit abzuschütteln; und als er die Augen erhob, da war es nicht Donna Lia, es war Donna Noemi, die in diesem Augenblick auf dem Balkon erschien und ruhig die Knöpfe ihres schwarzen faltigen Jacketts zu schließen begann.

Sie stand da, hoch, unbeugsam, unbedeckten Hauptes, das dichte schwarze Haar in zwei gleichen Hälften über dem blassen Antlitz gescheitelt; ihr scharfes Profil glich ganz dem eines Adlers, und auch ihre Augen wiesen mandelförmigen Schnitt auf: sie waren schwarz mit einem grünlichen Anfluge, ihr Ausdruck war kalt und metallisch.

Efix schwenkte das Seil und rief grüßend nach oben: „Donna Noemi, liebste Herrin, guten Tag!"

Aber Noemi stieg nicht herunter, sondern kehrte noch einmal in das Haus zurück und brachte eine gelbe Decke mit sich, die sie auf dem Balkon ausbreitete. Dann sperrte sie sämtliche Ausgänge auf, um der frischen Luft Eingang zu gewähren. Luft, Luft! Das war ihre Losung! Den ganzen Morgen hindurch beschäftigte sie sich damit, alle Türen und Fenster zu öffnen und den Wind hindurchstreichen zu lassen. Sie konnte das ruhig wagen, ohne ein Zerbrechen der Fenster befürchten zu müssen. Die fehlten seit vielen, vielen Jahren; aber das hinderte Donna Esther keineswegs, jedesmal, wenn sie aus der Kirche heimkehrte, die auf den Balkon führende Tür sowie die auf den Berg hinausgehenden Fensterchen sorgfältig und mit einer gewissen Ungeduld zu schließen.

„Kommt Ihr nicht herab, Donna Noemi?" rief Efix, während er sich langsam mit seinem Eimer zur Küche zurückbegab.

„Ja, ja, ich komme schon," schallte es zurück.

Aber sie zögerte noch. Sie breitete erst sorgfältig die gelbe Decke auseinander, und es schien, als wäre sie in Betrachtung des Ausblicks zur Rechten und des zur Linken versunken. Zur Rechten öffnete sich ein Bild voll schwermütiger Schönheit: da lag die sandige Ebene, durchquert vom Flusse, durchzogen von langen Reihen stolzer Pappeln, von schimmernden Erlenbrüchen, von Weiden- und Wolfsmilchbüschen. Zur Linken winkte ein Anblick von erhabener Trauer: das dunkle Gemäuer der Basilika, ganz von Trümmern eingeschlossen, daneben der alte Friedhof, von Gras überwuchert, aus dessen Grün die Gebeine der Toten, wie weiße Gänseblümchen, fremd und seltsam hervorleuchteten; und von oben beherrschten der düstere Hügel und die majestätischen Trümmer des Schlosses die Landschaft.

Goldene Wolken schwebten über diesen Ruinen, und das süße Schweigen des Morgens gab der ganzen Gegend einen Hauch friedlicher Heiterkeit, wie er über Kirchhöfen zu weilen pflegt. Der Geist der Vergangenheit lag mächtig über dem verlassenen Orte; er erfüllte, er beherrschte ihn, und es war, als wären selbst die Gebeine der Abgeschiedenen Blumen auf seinem Felde, als wären die Wolken des Himmels Kronen auf seinem Haupte.

Noemi kümmerte sich um das alles nicht. Seit ihrer Kindheit war sie daran gewöhnt, auf diese Knochen zu blicken, und der seltsame Anblick, wenn sie sich im Winter in der Sonne zu erwärmen schienen und wenn im Frühling der Tau auf ihnen glitzerte, hatte längst alles Befremdliche für sie verloren. Niemand dachte daran, die modernden Gebeine von ihrem Platze zu beseitigen und ihnen eine würdige Ruhestätte anzuweisen: weshalb sollte sie sich denn mit solchen Gedanken abquälen? Anders Esther. Langsamen, gemessenen Schrittes pflegt sie den Weg bei der neuen Dorfkirche emporzusteigen (im Hause freilich hat sie's immer eilig, aber draußen zeigt sie sich nie anders als in würdiger Ruhe, wie es einer vornehmen Dame zukommt); sobald sie aber vor dem alten Friedhofe angelangt ist, beugt sie das Knie,

schlägt das Zeichen des Kreuzes und schickt ein Gebet für die Seelen der Verstorbenen zum Himmel empor.

Esther vergaß niemals etwas, und es gab so leicht nichts, was ihren scharfen Augen entgehen konnte. Kaum hatte sie den Hof betreten, so sah sie, daß jemand Wasser aus dem Brunnen geholt haben müsse, und es war ihr erstes, den Eimer wieder an Ort und Stelle zu bringen; dann entfernte sie sorgsam ein Steinchen aus einem Topfe mit Levkojen, trat in die Küche ein, begrüßte Efix, fragte ihn nach Neuigkeiten vom Gute und vergewisserte sich, ob er bereits Kaffee erhalten habe.

Inzwischen war Noemi heruntergekommen, das Telegramm in der Hand. Aber sie geruhte noch nicht es zu öffnen und zu lesen, und es war, als mache es ihr Freude, die angstvolle Erwartung des alten Dieners noch zu verlängern. „Esther," meinte sie, indem sie sich auf die Bank neben dem Kamine niederließ, „warum legst du heute dein Tuch nicht ab?"

„Es ist noch Messe, heute früh, in der Kirche; ich will hernach noch hingehen. Lies nur derweil."

Auch sie setzte sich auf die Bank, und Ruth tat das Gleiche. So saßen die drei Schwestern nebeneinander, und ihre außerordentliche Ähnlichkeit trat dabei aufs schärfste hervor. Nur den Jahren nach waren sie verschieden, und so schien es, als säßen hier die drei menschlichen Lebensalter verkörpert nebeneinander: Noemi war noch jung, Ruth stand im mittleren Alter, und Esther war schon alt, aber ihr Alter hatte nichts von Gebrechlichkeit an sich, sondern atmete Kraft, Würde und ruhige Heiterkeit. Ihre Augen erschienen klarer und reiner als die ihrer Schwestern, sie glänzten tiefblau und hatten einen schelmischen und kindlichen Ausdruck.

Der alte Diener setzte sich seinen drei Herrinnen gegenüber und wartete. Noemi entfaltete nun endlich das gelbe Blatt und starrte lang darauf hin, als könne sie die Buchstaben nicht entziffern; schließlich stieg eine brennende Röte in ihre Wangen, und sie zerknitterte das Papier mit einer unwilligen Handbewegung.

„Nun ja, er schreibt, daß er in ein paar Tagen hier sein wird. Das ist alles!"

Sie hob ihre Augen und warf einen strengen Blick auf das Gesicht Efixens. Auch die beiden anderen Schwestern betrachteten ihn unverwandt.

„Hörst du? So ganz ohne weiteres schreibt er das! Als käme er in sein eigenes Haus!"

„Und was sagst denn du dazu, Efix?" fragte Esther, indem sie behutsam einen Finger aus dem Knoten ihres Tuches hervorzog.

Efixens Antlitz strahlte vor Glück; die dichten Falten um seine Augen schienen förmlich zu glänzen, und er gab sich auch gar keine Mühe, seine Freude zu verbergen.

„Was ich sage?" erwiderte er. „Ich bin nur ein armer Knecht, aber ich sage, daß die Vorsehung weiß, was sie tut. Wenn sie Don Giacinto hierher kommen läßt, so ist das ein gutes Zeichen . . ."

Esther hob ihre Augen zum Himmel empor; mit ihrem Finger, der aus

dem Tuch hervorragte, und mit ihrem Kranze weißer Haare, die das dunkle Antlitz umrahmten, glich sie ganz einer morgenländischen Madonna . . .

„Herr Gott, ich danke dir. Da ist doch wenigstens einer, der versteht, warum ich den Jungen hier haben will."

Aber über Noemis Gesicht lief wiederum eine tiefe Blässe. Worte des Widerspruchs drängten sich ihr auf die Lippen; aber wenn es ihr sonst immer gelang, sich in Gegenwart des Alten zu beherrschen, dem sie kein allzu großes Gewicht beilegte, so fühlte sie sich doch in diesem Falle zur Entgegnung verpflichtet. „Damit hat die Vorsehung nichts zu tun, und darum handelt es sich nicht. Es handelt sich vielmehr," fuhr sie, nach einem kurzen Schweigen, indem sie die Augen zu Boden senkte, fort, „jetzt einfach darum, ihm zu schreiben, daß in unserem Hause kein Platz für ihn ist!"

Efix öffnete seine Hände, die er bisher geschlossen gehalten hatte, und lehnte den Kopf zurück, als wollte er sagen: „Und da fragt ihr mich noch um Rat?" — Aber Esther begann zu lachen und erhob sich mit einer ungeduldigen Bewegung. Sie schlug die beiden schwarzen Enden ihres Kopftuches zurück und fragte spöttisch: „Und wohin soll er denn, der arme Junge? Vielleicht in das Haus des Rektors, wie die Fremden, die kein anderes Unterkommen finden?"

„Ich würde ihm am liebsten gar nicht antworten," meinte Ruth und nahm Noemi die Depesche ab, die diese unruhig zusammenlegte und wieder auseinanderfaltete. „Kommt er, so ist's gut. Man empfängt ihn eben ganz wie irgendeinen fremden Gast. Willkommen der Gast!" fügte sie hinzu und tat, als begrüße sie einen zur Tür eintretenden Fremden. ‚Herzlich willkommen!' Und wenn er sich irgendwie schlecht aufführt, so ist es noch immer Zeit, ihn fortzuschicken."

„Fortzujagen, willst du sagen! Du bist mir gerade die Rechte, liebste Schwester! Und dazu wolltest du das Herz haben?" rief Esther lachend aus, indem sie der Schwester in gutmütigem Spotte leicht aufs Knie klopfte; Ruth war nämlich von den dreien die Furchtsamste und Unentschlossenste, und ein gewaltsames Vorgehen irgendwelcher Art war gerade von ihr am wenigsten zu erwarten.

„Was das anlangt, so laßt das nur meine Sorge sein," beteuerte Efix mit einer gewissen Feierlichkeit, indem er die Hand wie zum Schwur auf die Brust legte.

Da sah ihm Noemi noch einmal ins Gesicht, und Efix, der immer vor diesen kühlen und klaren Augen eine unbestimmte Furcht hatte, fühlte, daß sie sein Versprechen wie einen heiligen Eid würdigte und aufnahm.

Aber er wußte: er würde sein Gelöbnis nicht zu bereuen haben. Wahrhaftig, er hatte schon schwerere Verantwortungen in seinem Leben auf sich genommen. Und so neigte er nur das Haupt, und seine Augen antworteten auf den fragenden Blick seiner jüngsten Herrin mit einem vollen und rückhaltlosen Ja, Ja.

So faßten die Schwestern, die sich eigentlich immer unter dem Schutze des alten Dieners geborgen fühlten, ohne ihm das je zu sagen, ja ohne es

eigentlich selber zu wissen, ihren endgültigen Entschluß: sie wollten dem Neffen nicht antworten, sondern seine Ankunft in aller Ruhe abwarten. Im Grunde hätten sie selbst nicht sagen können, ob diese Aussicht sie erfreute oder betrübte ...

Efix blieb den ganzen Tag draußen bei der Herrschaft. Eine gewisse Unruhe, wie es wohl auf der kleinen Besitzung stehen möge, verließ ihn keinen Augenblick, obgleich es gerade in dieser Jahreszeit eigentlich wenig zu stehlen gab; aber es war ihm, als quäle noch irgendein geheimer Wunsch seine Herrinnen, und er wollte sie nicht verlassen, bevor nicht völlige Einigkeit und Klarheit zwischen ihnen herrschte.

Esther ging ihrer alten Gewohnheit nach wieder einmal durchs Haus und stellte jedes Ding sorgfältig an seinen Platz; dann begab sie sich wiederum zur Kirche, wo Efix sie hernach zu treffen versprach. Aber während Noemi wieder nach oben hinanstieg, schlich sich der Alte noch einmal in die Küche und bat Ruth mit leiser Stimme, sie möge ihm doch auch einmal die Depesche geben.

Ruth kniete an der Erde und knetete einen Kuchen an einem niedrigen Tischchen; sie hob den Kopf und streifte mit der mehlbestäubten Faust ihr Tuch ein wenig zurück.

„Hast du gehört?" flüsterte sie mit einem Seitenblick auf Noemi, „so ist sie immer. Sie ist stolz und hochmütig wie keine andere."

„Sie hat recht," meinte Efix nachdenklich. „Wenn man nun einmal adlig ist, so ist man's eben, Donna Ruth! Habt ihr schon einmal Geld unter der Erde gefunden? Zuerst scheint es Eisen zu sein und ist ganz schwarz — aber putzt man es nur ein wenig, und mit einmal ist es Gold . . . Gold bleibt doch Gold . . ."

Ruth begriff, daß er den Stolz Noemis zu erklären und zu entschuldigen suchte, und da sie immer Lust zeigte, sich von den Meinungen anderer ins Schlepptau nehmen zu lassen, freute sie sich darüber.

„Weißt du noch, welch stolzer Mann mein Vater war?" sagte sie, indem sie ihre roten, von blauen Adern durchzogenen Hände wieder in den weißlichen Teig hineintauchte. „Auch er dachte und sprach genau wie Noemi. Gewiß, wenn er noch lebte, so hätte Giacinto nicht kommen dürfen, was meinst du dazu?"

„Was ich dazu meine? Ich bin ein armer Knecht, aber ich sage, Don Giacinto wäre trotz alledem gekommen."

„Obwohl er der Sohn seiner Mutter ist, meinst du?" seufzte Ruth. Und auch Efix seufzte leise. Die Schatten der Vergangenheit lagen über ihnen, wo sie auch gehen und stehen mochten.

Aber der Alte machte eine rasche Bewegung mit der Hand, gleich als wolle er die Geister verscheuchen, und indem er mit den Augen den Bewegungen der roten Hände folgte, die den weißen Teig emsig kneteten und schlugen, wiederholte er ruhig: „Der Junge ist sicher brav, und Gott wird schon mit ihm sein. Wir müssen aber vor allem darauf achten, daß er nicht etwa das Fieber bekommt. Dann müssen wir ihm ein Pferd kaufen, denn natürlich kann er doch auf die Dauer nicht gut zu Fuß gehen. Das ist meine

Meinung von der Sache. Und die Hauptsache ist es, daß die Damen selbst untereinander einig sind."

„Nun, sind wir es nicht?" sagte Ruth, wobei ein leichter Ärger durch ihre Stimme klang. „Es ist ja immer nur Noemi, die so tut, als lebten wir noch in den alten Zeiten. Aber gehst du nicht zur Messe, Efix?"

„Ja, ja, jetzt gehe ich gleich," erwiderte er dienstfertig.

Efix machte sich auf, aber er suchte offenbar noch eine Gelegenheit, mit Noemi zu sprechen. Sie war gerade damit beschäftigt, die Decke vom Balkon fortzunehmen, und Efix stieg zu ihr hinauf.

„Donna Noemi, nur eine Frage: Seid Ihr einverstanden?" Sie sah ihn überrascht an, die Decke noch im Arm.

„Womit?" fragte sie.

„Mit dem Kommen Giacintos. Ihr werdet sehen, es ist ein braver Junge."

„Wo hast du ihn denn kennen gelernt?"

„Das sieht man schon daraus, wie er schreibt. Er wird hier viel schaffen können. Zunächst aber müssen wir ihm ein Pferd besorgen."

„Natürlich auch noch Sporen dazu," schaltete Noemi spöttisch ein.

„Die Hauptsache ist," fuhr der Alte unbeirrt fort, „daß die Damen selbst einig sind; alles andere findet sich dann hernach."

Noemi hatte ein loses Fädchen in der Decke gefunden und warf es in den Hof hinab. Ihr Gesicht trug einen Ausdruck dunklen Ernstes.

„Wann wären wir Schwestern nicht einig gewesen? Bis jetzt immer."

„Ja, gewiß," meinte Efix etwas verlegen. „Aber es scheint, als wäre Donna Noemi nicht recht damit einverstanden, daß Don Giacinto kommt."

„Soll ich am Ende gar Freudenlieder anstimmen? Er ist doch nicht der Messias," sagte Noemi kurz und trat in die Tür zurück, durch deren Öffnung man das Innere ihrer weißgetünchten Kammer sah, die nichts enthielt außer einem eisernen Bett, einer altertümlichen Kommode und einem Fenster ohne Glas, das sich auf den grünen Hintergrund des Berges öffnete.

Efix stieg wieder hinab und pflückte sich im Hofe ein paar kleine Levkojen. Er nahm die Blumen in die Hände, kreuzte diese auf den Rücken und machte sich auf zur Kirche.

Das Schweigen und die Frische, die vom nahen, das Tal beherrschenden Berge herabströmte, erfüllte auch die uralte Kirche, die nur einige Male im Jahr zu Totenmessen geöffnet war, sonst aber in ungestörter Ruhe dalag. Nur der Gesang der Vögel inmitten der grünen Brombeersträucher belebte den stillen Ort und mischte sich geräuschvoll in das einförmige Gebet der in der grauen und staubigen Kapelle versammelten Frauen. Efix trat auf den Fußspitzen ein, die Levkojen in den Fingern, und kniete hinter der Säule, der Kanzel gegenüber, zum Gebete nieder. Die Kirche war im offenbarsten Verfalle begriffen, und durch das an den verschiedensten Stellen durchlöcherte Holzdach regneten schräge Strahlen silbernen Staubes herein, die schließlich auf die Köpfe der hier und dort im Mittelschiff knienden Frauen niederfielen. Ausgedunkelte Gemälde mit Resten verblaßter Figuren schmückten die Wände, und die knienden Frauen, in ihren schwarzen und blauen Gewändern, mit

den großen gefranſten Tüchern, das Jäckchen offen über der mageren Bruſt und dem von den Fiebern der Malaria aufgetriebenen Leib, alle miteinander, ſogar die ſchönſten und zarteſten unter ihnen, bleich wie Elfenbein, erſchienen wie die Modelle, die den alten Meiſtern bei der Schaffung ihrer wunderbaren Bilder gedient hatten.

Auch ihr Gebet hatte einen leiſen und einförmigen Klang, und es war, als käme es, in regelmäßigen Zeitabſtänden, aus einer weiten Ferne herüber: es war eine Totenmeſſe, und ein ſchwarzes, mit goldenen Franſen geſchmücktes Tuch bedeckte die Brüſtung des Altars: der alte Prieſter mit ſeinem weißen und dunklen Gewande beugte ſich langſam hin und her, mit erhobenen Händen, die Strahlen des Lichtes umkreiſten ſein Antlitz, und es war, als ſtrahlten ſie von ſeinem Prophetenhaupte aus. Wäre nicht das Klingen des Glöckchens geweſen, das der kleine, rothaarige Sakriſtan im Schwung erhielt, und deſſen heller Ton die unheimlichen Geiſter von dannen jagte, Eſix hätte trotz des Tageslichtes und des Geſanges der Vögel geglaubt, einer Geſpenſtermeſſe beizuwohnen.

Wahrhaftig, da waren ſie alle: da war Don Zance hingekniet auf dem alten Erbplatze des Geſchlechtes, und neben ihm Donna Lia, mit ihrem blaſſen Geſicht und dem Kopftuche — ganz ähnlich jener Figur dort an der Wand, jener ſeltſamen Figur, die zu betrachten alle Kirchgängerinnen nicht müde werden, und die auf einen ſchwarzen, dem Zuſammenbruche nahen Balkon hingeſtellt ſcheint.

Es iſt die büßende Magdalena, von der man ſagt, daß ſie ſtreng nach der Natur gemalt ſei: Liebe, Trauer, Gewiſſensangſt, Hoffnung — all das liegt unter Weinen und Lachen um ihre tiefen Augen und ihren herben Mund. Eſix heftete wieder den Blick auf dies rätſelvolle Antlitz, und er fühlte, wie immer, dieſer Erſcheinung gegenüber, die aus der Dunkelheit einer unendlichen Vergangenheit hervorzutreten ſchien, einen plötzlichen Schwindel, als hinge er ſelbſt freiſchwebend in der ſchwarzen, geheimnisreichen Wölbung einer verfallenen Kirche . . .

Ihm war, als käme ihm die Erinnerung eines früheren, von ſeiner gegenwärtigen Exiſtenz unendlich entfernten Lebens mit unwiderſtehlicher Macht zurück. Alles um ihn her ſchien ſich ihm mit einem Male zu beleben, aber auf eine phantaſtiſche, myſtiſche Art, wie ſie in den alten ſardiniſchen Legenden lebt, die Tote wiederkehren laſſen; dann ſteigt der Chriſtus, der hinter dem gelben Vorhange des Altares ſteht, und der nur zweimal im Jahre dem Volke gezeigt wird, aus ſeiner tiefen Verborgenheit hervor und wandelt leibhaftig umher: mager, bleich, ſchweigend, wie die Geſpenſter ſind; er wandelt, und das Volk folgt ihm, und mitten unter allem Volk auch er, Eſix, er wandelt, wandelt dahin, Blumen in der Hand, das Herz geſchwellt von erſchütterndem Überſchwange und ſeligſter Wonne . . . Die Frauen ſingen, die Vögel ſingen; Donna Eſther ſchlendert einher neben dem alten Diener, und ihr Finger ragt hervor aus dem Knoten ihres Tuches.

So geht die Prozeſſion dahin durch das Land, und die ganze Gegend ſteht da im Schmucke blühender Granatapfelbäume und lachender Reben;

die Häuser sind neu, das Haustor der Familie Pintor ist neu; es glänzt von frischem Nußholze, der Balkon ist neu, und nirgends ist mehr eine Spur von Verwüstung und Verfall zu sehen. Alles ist neu, alles ist schön. Donna Maria Christina lebt noch und beugt sich über den Balkon, der ganz mit seidenen Decken behangen ist. Donna Noemi ist ein blutjunges Mädchen, und sie ist die Braut Don Predus, und Don Zance, der dort unten mit im festlichen Zuge geht, tut zwar so, als wäre er höchst verdrießlich, aber in Wirklichkeit ist er überaus heiter und zufrieden . . .

All die böse und traurige Vergangenheit ist ausgelöscht.

Mit einem Male hört der Gesang der Frauen auf, und einige erheben sich, um heimzugehen. Der alte Efix, der sein Haupt an die Säule der Kanzel gestützt hatte, schüttelte mit aller Kraft seinen Traum ab und folgte Donna Esther, die sich mit würdiger Ruhe auf den Heimweg begab.

Die Sonne stand bereits hoch und ließ ihre Strahlen auf das Land niederprallen, das im glänzenden Lichte des schon heißen Morgens noch trauriger und trostloser dalag als sonst. Die Kirchgängerinnen verschwanden hierhin und dorthin, schweigend, wie Phantome, und alles war wieder Einsamkeit und Schweigen um das Haus Pintor herum.

Esther ging eilig zum Brunnen und deckte dort ein kleines Nelkenbeet mit einem Brettchen zu; dann stieg sie gewandt die Stufen zum Hause empor, um wie gewöhnlich Türen und Fenster zu schließen. Unter ihren Schritten kreischte die Galerie, und aus der Mauer und der wurmstichigen Holzvertäfelung kam ein feiner grauer Aschenregen hervor . . .

Efix wartete, daß Esther herunterkäme. Er saß in der Sonne auf den Stufen, hatte die Mütze übers Gesicht gezogen, um sich ein wenig gegen die Sonne zu schützen, und beschäftigte sich damit, einen Pflock, den Donna Ruth unter dem Torwege aufpflanzen wollte, mit seinem Taschenmesser zurechtzustutzen; aber das Flimmern des Stahles blendete seine Augen, und die inzwischen verwelkte Levkoje zitterte auf seinem Knie. Der alte Mann war müde; in seinem Kopfe ging alles wüst und wirr durcheinander.

„Bist du schon wieder da, du Teufelsding?" dachte er bei sich, denn es war ihm, wie wenn ihn das Fieber, das er erst im vorigen Jahre glücklich überwunden hatte, abermals anfallen wollte.

Donna Esther stieg wieder herunter, eine Zuckerschale in der Hand. Der Alte stand mühsam auf, um ihr Platz zu machen, und hob sein von der Mütze überschattetes Gesicht zu ihr empor.

„Liebste Herrin, geht Ihr nicht mehr fort?"

„Wohin sollte ich wohl gehen? Jetzt noch? Mich hat niemand zum Essen eingeladen!"

„Ich möchte gern noch etwas sagen. Darf ich?"

„Nun sag nur, mein Guter, ich höre."

Sie pflegte ihn mit mütterlicher Güte zu behandeln, aber ohne eigentliche Vertraulichkeit, denn sie hatte ihn immer für einen einfachen und ein wenig beschränkten Menschen gehalten.

„Ob die Damen," so stotterte Efix verlegen, „denn nun wirklich einig sind über die Sache mit dem Herrn Giacinto?"

„Aber natürlich, ich bin sehr glücklich darüber! Es war ja auch nur selbstverständlich, daß wir ihn kommen ließen!"

„Ja," meinte der Alte eifrig, „er ist auch wirklich ein guter Junge. Ein Pferd müssen wir ihm ja nun kaufen, das hilft nichts. Aber —"

Er stockte und suchte nach Worten.

„Aber," half Esther ein.

„Aber zu viel Freiheit darf man ihm nicht lassen. Jugend hat keine Tugend. Ich weiß noch genau, als ich ein junger Bursche war, wenn mir jemand den kleinen Finger gab, dann griff ich gleich nach der ganzen Hand. Und die Pintors — Ihr wißt es, Donna Esther —, das ist ein stolzes, ein hochfahrendes Geschlecht."

„Wenn mein Neffe kommt, Efix, so werde ich zu ihm sagen, wie zu jedem Gaste: ‚Mach dir's bequem, und tu, als ob du zu Hause wärst'. Aber er wird es schon begreifen, daß er hier nur ein Gast ist . . ."

Efix erhob sich, die Späne des Pflocks vom Arm abschüttelnd. Alles ging nach Wunsch; aber eine leise Unruhe wollte doch nicht von ihm weichen. Er hatte nämlich noch etwas zu sagen, fand aber nicht den Mut dazu.

So folgte er der Herrin, Schritt für Schritt. Er rammte den Pfahl ein und wartete dann wieder geduldig, bis Esther kam, um Wasser zu holen.

„Gebt mir! gebt her!" sagte er, indem er ihr den Eimer aus der Hand nahm, und während er ihn wieder herauszog, starrte er in den Brunnen hinab, um den Blick Esthers zu vermeiden, denn er wollte sie um Geld bitten und schämte sich, es zu tun.

„Donna Esther," warf er beiläufig hin, „wo sind denn nur die Bündel Rohr geblieben, die sonst hier standen? Sind sie am Ende verkauft?"

„Ja, wir haben einen Teil davon an einen Nuoreser verkauft. Einen anderen haben wir für das Dach verwendet, das mußte ausgebessert werden, denn am letzten Tage der Fasten hat der Sturm wieder eine Unmasse Ziegel fortgerissen, und so haben wir denn auch gleich den Maurer bezahlt . . ."

Efix drang nicht weiter in sie. Es gibt so mancherlei Wege, um die Dinge in Ordnung zu bringen, ohne die Menschen damit zu plagen, die man lieb hat! Er beschloß also, bei der alten Rentnerin Kallina vorzusprechen und zuvor noch der Großmutter des auf der Besitzung als Wache zurückgebliebenen Jungen Guten Tag zu sagen.

Groß und mager saß die Alte spinnend da, auf der Schwelle ihrer elenden, aus schwarzen Steinen bestehenden Hütte. Ihr Kopf war von einem schwarzen Tuche eingehüllt, dessen Zipfel über das Haupt nach hinten geschlagen waren, so daß das graue Gesicht wie aus einem viereckigen Rahmen hervorsah.

Eine Kette von kleinen Korallen umgab ihren langen, mit Runzeln bedeckten Hals, und zwei goldene Ohrgehänge zitterten an ihren Ohren wie zwei Lichttropfen, die sich nicht entschließen konnten, still zu stehen. Es schien, als habe sie, während sie alt wurde, vergessen, diese Zeichen fröhlicher Jugend von ihrem Haupte zu entfernen.

„Ave Maria, Tante Pottoi! Wie geht's?" sagte Efix, indem er auf sie zutrat. „Der Junge ist oben geblieben, aber morgen wird er sicher wieder daheim sein."

Die Alte heftete ihre klaren, gläsernen Augen auf den Besucher.

„Ah, du bist's, Efix? Gott mit dir, komm nur herein. Und nun sag mal, der Brief war doch von Don Giacinto? Wenn er nun kommt, so nehmt ihn nur recht gut auf. Denn eigentlich kommt er doch sozusagen in sein eigenes Haus. In dem Jungen ist die Seele Don Zances, denn wir wissen ja alle, daß die Seelen der Vorfahren in den Nachkommen weiterleben. Hast du meine Enkelin Grixenda gesehen? Sie ist genau vor sechzehn Jahren geboren, am Christtag, und ihre Mutter starb bei der Geburt. Nun, achte mal darauf: ist sie nicht die Mutter, wie sie leibt und lebt? Schau, da ist sie gerade . . ."

In der Tat kam in diesem Augenblick das Mädchen vom Flusse herauf, ein Körbchen mit Wäsche auf dem Kopfe, die Unterkleider hochgeschürzt über den feuchten Beinen, die hellfarbig und gerade gewachsen waren wie die einer jungen Hirschkuh. Und Efix entsann sich wohl; auch die Tochter der alten Pottoi war ein großes, schlankes Mädchen gewesen, ganz wie Grixenda, und auch aus ihrem bleichen Gesicht hatten ein paar große graue Augen in perlartigem Glanze hervorgeleuchtet.

Quer über der Brust, die von dem einen Saume des Mieders bis zum anderen oberhalb des Hemdes frei war, trug sie ein Band, das den herben jungfräulichen Busen zusammenhielt. Ihre Beine, ihre Arme waren lang, und die ganze jugendliche Erscheinung rief den Eindruck einer blühenden, aber noch blattlosen Pflanze hervor.

„Onkel Efix!" rief sie lustig aus, und in einer etwas brutalen Neckerei, die aber doch zärtlich gemeint war, stülpte sie dem Alten ihr Körbchen über den Kopf und begann emsig seine Taschen zu durchsuchen. „Herr meines Lebens! Ich denke immer an dich, und du hast mir nichts mitgebracht . . . Nicht einmal eine Mandel!"

Efix ließ sie ruhig gewähren, er hatte seine Freude an ihrer kindlichen Anmut; aber die Alte mit ihrem unbeweglichen Antlitz und den gläsernen Augen begann wieder zu spinnen und sagte ganz ruhig: „Don Giacinto kommt zurück. Er ist eine gute Seele, ganz wie Don Zance . . ."

Da schien auch Grixenda zu Stein zu erstarren, und ihr schönes Gesicht mit den schönen Augen glich mit einem Male auf rätselhafte Weise ihrer Großmutter.

„Er kommt zurück?"

„Nun, so laßt doch diese Geschichten," sagte Efix ärgerlich und stellte das Körbchen wieder zu Füßen des jungen Mädchens nieder; aber Grixenda lauschte wie verzaubert, was die Großmutter erzählte. So war auch Efix, als er die Gasse hinunterschritt, zumute, als sehe er die vergangenen Dinge lebendig an jeder Ecke der Mauer hocken. Was war denn das? Saß nicht dort unten auf der steinernen Bank, an das graue Haus des Milesers gelehnt, ein großer, starker Mann, dessen Anzug aus braunem Samt das Rot

seines vollen Gesichtes und das Schwarz seines Bartes noch deutlicher hervortreten ließ? Ist das nicht Don Zance? Ganz wie er wirft sich dieser Mensch in die Brust, die Daumen in die Taschen des Rockes vergraben, während die anderen roten Finger mit der Similikette spielen, die ihm von der einen Seite zur anderen über den stattlichen Bauch hängt. So steht er den ganzen Tag, um auf die Vorübergehenden zu warten und sich mit ihnen zu zanken; viele wählen aus Furcht vor ihm einen anderen Weg, und Efix tut das Gleiche, um den Gang zur Kallina, der ihm doch recht schwer wurde, noch ein wenig hinauszuschieben.

Eine Hecke indischer Feigenbäume schloß den Hof der Kallina wie eine dichte Mauer ein; auch Kallina war beim Spinnen und saß da, klein, mit gestickten Schuhen, ohne Strümpfe, die Beine weiß und glänzend wie frisches Holz, und ihre schwarzen Augen, die denen eines Raubvogels glichen, sahen unter dem Schatten des auf ihrem Haupte zusammengeknoteten Tuches dem Ankömmling scharf entgegen. „Efix, lieber Bruder! Wie geht's, wie steht's? Was machen deine Herrinnen? Und was führt dich her? Komm, setz dich, setz dich, ruh dich ein wenig aus."

Auf dem kleinen Hofe wimmelte allerlei Getier herum; da waren Tauben mit korallenartig schimmernden Augen, da waren schlaftrunkene Hennen, die sich müde unter den Flügeln kratzten; ein paar geschmeidige Kätzchen stellten emsig zwei rosigen Ferkelchen nach; ein Esel, der an einem Pfahle festgebunden war, schrie, und ein paar Schwalben schossen durch die Luft dahin. So herrschte fröhliches Leben auf dem kleinen Hofe, und im Hintergrunde erhob sich das neue Häuschen Kallinas, während gegenüber das alte, aber überall ausgebesserte Haus des Mileſers sichtbar wurde. Das war ein großes Haus, das Dach war neu, aber hier und dort zeigte es doch Spuren seines Alters, und es schien, als habe die Zeit, voll Groll gegen den, der ihrem unaufhaltsamen Wirken Einhalt gebieten wollte, es überall ein wenig abgeschält und zerkratzt.

„Wie es draußen steht, auf dem Gute?" sagte Efix, indem er sich an die Mauer neben der Frau lehnte. „Gut, sehr gut! Dies Jahr wird die Mandelernte vortrefflich sein, wir werden mehr Früchte als Blätter haben. Dann bezahle ich dir alles, Kallina, darüber mache dir nur keine Sorgen . . ."

Die Alte runzelte die Augenbrauen und folgte mit aufmerksamen Blicken dem Laufe ihres Fadens.

„Denk doch nicht daran, Efix! Wenn alle wären wie du, dann wären die sieben Scudi, die du mir schuldest, so gut wie hundert!"

„Der Teufel soll dich holen," dachte Efix. „Weihnachten sagtest du mir von vier Scudi, und jetzt sind es schon sieben."

„Nun also, Kallina," fügte er hinzu, gesenkten Hauptes und mit gedämpfter Stimme, gleich als ob er zu den Ferkeln spräche, die unablässig seine Füße beschnupperten. „Gib mir noch einen Scudo! Dann sind es acht, und im Juli, das ist so gewiß wie die Sonne, werde ich dir das Geld bis auf den letzten Centesimo zurückzahlen."

Die Alte antwortete nicht, sie musterte ihn eine Zeitlang von Kopf bis zu Fuß, als wollte sie jedes einzelne Glied von ihm prüfen, dann aber steckte sie ihm plötzlich mit spöttischem Gelächter die Zunge heraus.

Er erhob sich und packte sie am Handgelenk; die Ferkel flohen davon, die Katzen sprangen zur Seite, und selbst die friedlichen Hühner flatterten verwirrt auf. Efix drückte die Alte mächtig gegen die Wand, und seine Stimme überschlug sich in schmerzlichem Groll: „Wenn die Leute hier nicht wären wie ich — arm und dumm — dann könntest du auf den Blutegelfang gehen, statt deine Wuchergeschäfte zu treiben."

„Haha," lachte Kallina, „ich will noch lieber Blutegel fangen, als mir mein eigenes Blut aussaugen lassen, wie du es machst, du Narr, du Verblendeter! Ja, du dummer Makkabäus, du sollst den Scudo haben, aber zehn Prozent sollst du mir zahlen, wenn du ihn wirklich haben willst — so halt ich's mit allen hier zu Lande, mit Leuten, die wahrhaftig nobler sind als du — mit deinen Herrinnen, mit den Adligen, den Baronen und ihrer Sippschaft; aber dir werde ich die Zunge rausstecken, weil du ein alter Dummkopf bist, und das wirst du bleiben bis ans Ende deiner Tage . . . Gut, gut, du sollst das Geld haben . . ."

„Nun geh . . . geh zum Teufel," murmelt Efix, der die Alte immer noch gepackt hielt.

Er ließ sie los, und sie ging ins Haus; schon nach einem Augenblicke kam sie zurück und trug fünf Silbermünzen auf der offenen Hand.

Efix nahm das Geld, Stück für Stück, steckte es in seine Faust und ging davon; die höhnischen Grüße und Spottreden der Alten schallten hinter ihm her. „Sag deinen Herrinnen nur, sie möchten recht jung und hübsch bleiben," so klang es; aber Efix ging gelassen seines Weges.

Er dachte an die Ankunft Don Giacintos und hatte beschlossen, sich zu diesem Zweck eine neue Mütze zu kaufen, um den Sohn des Hauses würdig zu empfangen. So stieg er zum Laden des Milesers empor und grüßte den Mann, der auf der Bank davor saß. Es war Don Predu, der reiche Verwandte seiner Damen.

Don Predu erwiderte den Gruß mit einem leichten Kopfnicken von unten nach oben und spitzte die Ohren, um zu hören, was Efix wohl kaufen möge.

„Gib mir eine Mütze, Antonio Franzi, aber recht weit muß sie sein und noch nicht abgeschabt . . ."

„Ich hab sie ja nicht aus dem Hause deiner Damen bezogen," erwiderte gereizt der Mileser, der eine scharfe Zunge hatte. Und draußen räusperte sich Don Predu zustimmend, während der Kaufmann emsig die Sprossen der Leiter hinaufzuklettern begann.

„Alles wird alt, und alles kann sich wieder erneuern wie das Jahr," erwiderte Efix, und seine Augen verfolgten die dürre Figur des Milesers, der noch immer die primitive, aus einem ausgeschnittenen Hemde und einer langen Felljacke bestehende Tracht seiner Heimat trug.

„Wo zum Teufel ist meine Alte denn nun wieder mit den Mützen geblieben?" rief der Händler, indem er die Schachteln und Pakete durchkramte.

Der Laden war nur klein, aber vollgepfropft bis an die Decke; auf den Gestellen blinkten die Stückchen scharlachenen Tuches in ihrem tiefen Rot, und gegenüber glänzten Flaschen mit grünem Minzenextrakt; die Mehlsäcke drängten ihre weißen Bäuche gegen die schwarzen Rücken der Heringsfässer, und in dem Glasschränkchen lächelten ein paar wenig bekleidete Damen auf illustrierten Karten den mit verdorbenen Süßigkeiten gefüllten Flaschen und den Rollen bunter Bänder in aller Unschuld entgegen.

Während der Mileser aus einem Kasten die großen Mützen von schwarzem Tuch hervorsuchte, und Efix mit ausgebreiteter Hand den Umfang ausmaß, wurde die auf den Hof führende Tür mit einem Male geöffnet, und in dem von Weinstöcken eingerahmten Hintergrunde erschien plötzlich die Gestalt einer stattlichen Frau, die auf einem breiten Sessel saß und wie eine antike Königin spann.

„Da ist meine Schwiegermutter, frag sie, ob mir diese Mützen nicht selbst neun Pezzas das Stück kosten," sagte der Mileser, während Efix eine Mütze ausprobierte, sie ihrer ganzen Breite nach über die Stirn zog, dann sie wieder von der Spitze her zusammenfaltete und schließlich unsicher den Kopf schüttelte.

„Du hast dir grade die beste ausgesucht; du bist auch nicht so dumm, wie die Leute sagen. Siehst du denn nicht, das ist eine richtige Bräutigamsmütze?"

„Aber sie ist eng," meinte Efix.

„Weil sie neu ist, Kind Gottes! Nimm sie nur ruhig. Neun Pezzas, es ist beinahe, als wenn du sie auf der Straße gefunden hättest."

Efix nahm die Mütze und glättete sie langsam und nachdenklich. Endlich zog er die fünf Geldstücke der Wucherin hervor und händigte sie dem Händler aus.

Don Predu sah von der Tür her sorgfältig zu, und die Tatsache, daß Efix eine so kostbare Mütze kaufte, erregte auch bei der Schwiegermutter des Milesers ungeteilte Aufmerksamkeit. Sie rief den Alten mit einer leichten Bewegung des Kopfes zu sich heran und begann sich bei ihm mit einer gewissen Feierlichkeit nach dem Befinden seiner Herrinnen zu erkundigen. In jedem Falle waren sie von Adel und verdienten von allen anständigen Leuten respektiert zu werden; nur reich gewordene Landstreicher, wie der Mileser, ihr Schwiegersohn, konnten über sie spaßen.

„Bestell ihnen viele Grüße und sag Donna Ruth, ich würde ihr sobald als irgend möglich meinen Besuch abstatten. Ich bin immer gut Freund mit ihr gewesen, mit Donna Ruth, wenn ich auch nicht grade adlig bin."

„Nun, ihr habt den Adel in Euch," scherzte Efix in galanter Art.

Sie ließ ihren Faden leicht dahingehen, als wollte sie sagen: „Lassen wir das", und fuhr fort: „Auch mein Bruder, der Pfarrer, schätzt deine Herrinnen ganz besonders hoch. Immer fragt er mich: ‚Angela, wann gehen wir wieder einmal zusammen mit den Damen zum Fest unserer wundertätigen Madonna?' „Ja," redete sie weiter, und ein Ton von Sehnsucht kam in ihre Stimme, „als wir noch jung waren, da gingen wir alle

miteinander zum Fest, und man war froh und glücklich mit gar nichts. Heute ist alles anders, es scheint wahrhaftig, die Leute schämen sich, zu lachen."

„So Gott will, werden meine Herrinnen dies Jahr zum Feste gehen, aber nicht, um lustig zu sein, sondern um zu beten," sagte Efix, indem er seine Mütze sorgfältig zusammenlegte.

„Nun, das freut mich, das freut mich," antwortete die Frau. „Aber sag mir, wenn's erlaubt ist, nur noch eins: ist es denn wirklich wahr, daß Lias Sohn kommt? Man erzählte es heute morgen hier im Laden."

Inzwischen war der Mileser dicht an die Tür getreten und begann über eine Bemerkung, die ihm Predu halblaut ins Ohr flüsterte, zu lachen. Efix aber sagte mit gelassener Würde: „Ja, es ist so. Ich bin grade hier draußen, um ein Pferd für ihn zu besorgen."

„Wohl ein Schaukelpferd?" unterbrach ihn Don Predu mit einem rohen Lachen. „Ach, dann weiß ich auch, warum du eben aus der Höhle der alten Kallina hervorkamst!"

„Nun, was geht's denn Euch an, Don Predu?" gab Efix zurück. „Euch haben wir noch niemals um etwas gebeten!"

„Das will ich meinen! Wahrhaftig, ich würde Euch auch nichts geben; einen guten Rat aber, ja: laßt diesen Burschen, wo er ist! Und wenn Ihr denn durchaus Gesellschaft haben müßt, dann nehmt Euch doch lieber den Esel der Wucherin . . ."

Aber Efix hatte schon den Laden verlassen, den Kopf hoch, die Mütze unter dem Arm, ging er seines Weges, ohne den Spötter einer Antwort zu würdigen.

III.

Vergebens erwarteten die Damen Pintor ihren Neffen; Tage, ganze Wochen verstrichen, aber der Ersehnte kam nicht.

Donna Esther ließ nach langer Überlegung ein weißes und zartes Brot backen, das nicht schwerer als eine Oblate war und eigentlich nur an hohen Festtagen auf den Tisch kam. Auch kaufte sie ohne Wissen der Schwestern mit einer für sie höchst beglückenden Heimlichkeit ein Körbchen Biskuit. Es war immerhin der Neffe des Hauses, der ankommen sollte, und um die Gastfreiheit ist es nun einmal eine heilige Sache.

Donna Ruth aber träumte jede Nacht von der Ankunft des Neffen, und jeden Tag um drei Uhr, wenn die Post eintraf, spähte sie vom Balkon herunter. Aber die Stunde ging vorüber, und alles umher blieb regungslos und stumm.

In den ersten Tagen des Maimonats blieb Donna Noemi allein zu Hause, weil die Schwestern ihre Absicht ausführten, das Fest unserer wundertätigen Jungfrau zu besuchen.

Sie pflegten alljährlich dorthin zu gehen, schon seit unvordenklichen Zeiten; sie behaupteten, die Feier als einen Bußtag zu betrachten, aber ein bißchen Vergnügen war auch dabei. Und Noemi hatte nun einmal weder für das eine noch für das andere Sinn.

Sie saß im warmen Schatten des Hauses und träumte in den leuchtenden Nachmittag hinein. Mit geheimer Sehnsucht folgten ihre Gedanken den Schwestern auf ihrem Wege, und vor ihren Augen stiegen vertraute Bilder empor: das graue, runde Kirchlein, das mitten auf der Grasfläche des riesigen Hofes dalag und beinahe einem großen umgestülpten Vogelneste glich; der Kreis gemauerter Hütten, innerhalb dessen sich eine bunte und malerische Masse wie ein Trupp Zigeuner drängte; die plumpen Säulen des Belvedere über dem bescheidenen Häuschen des Priesters; der tiefblaue Himmel, die murmelnden Bäume, das Meer, das sich von hier oben dem Blicke darbot . . . An all diese lieblichen Dinge dachte sie — und mit einem Male kam ein heftiger Drang zu weinen über sie; aber sie schämte sich vor sich selbst ihrer Schwäche und biß sich stolz und trotzig die Lippen.

Jedes Jahr, sobald es Frühling wurde, kam diese seltsame Unruhe über sie; dann erwachte das Leben ihn ihr, wie die Blumen zwischen den Steinen des alten Friedhofes erwachen. Sie ahnte dunkel, daß diese Zeit eine Art qualvollen Überganges, eine Art Krise sei, und sie wußte, daß diese Schwäche mit den ersten heißen Sommertagen vergehen würde. Aber sie ließ inzwischen ihrer Phantasie, die aus der großen todesähnlichen Ruhe erwacht war und ungestüm hinausdrängte, freien Spielraum, ließ sie hinausschweifen auf den Hof, wo schon die roten Mohnblumen blühten, auf den von einer leichten Wolke, die das tiefe Blau des Himmels noch tiefer erscheinen ließ, überschatteten Berg, auf das kleine Dorf, das wie ausgestorben dalag, weil wohl die Hälfte seiner Bewohner zum ländlichen Feste ausgeflogen war . . .

Und nun war sie mit allen ihren Gedanken dort unten . . .

Ihr war, als wäre sie noch ein Kind und hockte oben auf dem Belvedere des Pfarrhauses, an einem klaren Maiabend. Groß, schimmernd wie Kupfer steigt der Mond aus dem Meere, und die ganze Welt scheint aus Gold und aus Perlen zu bestehen. Eine Harmonika erfüllt mit ihren schwermütigen Tönen den Hof, den brennende Laternen erhellen. Der rötliche Schein des Feuers läßt auf dem grauen Grunde der Mauer das schmale, gebräunte Antlitz des Spielers und die dunklen Gesichter der Burschen und Mädchen hervortreten, die ihre sardinischen Tänze tanzen.

Die Schatten bewegen sich phantastisch auf dem niedergetretenen Rasen und unter den Mauern der Kirche; da glänzen die goldenen Knöpfe, die silbernen Borten der Gewänder, die Tasten der Harmonika, und der Rest verliert sich in dem perlartigen Halbdunkel der Mondnacht.

Noemi entsann sich wohl, daß sie niemals selbst am Treiben des Festes teilgenommen hatte, während ihre älteren Schwestern lachten und jubelten, und Lia mit ihren traumverlorenen Augen, in tiefes Schweigen versunken, in einem Winkel des Hofes in sich zusammengekauert dastand. Wie ein gefangener Hase oder ein eingekerkerter Vogel saß sie in ihrer Ecke, und man konnte es begreifen, daß nur noch ein einziger Gedanke ihr ganzes Sein ausfüllte: Flucht, Flucht, fort von hier, hinaus in die Welt . . .

Das Fest pflegte neun Tage zu dauern, und die letzten drei bedeuteten seinen Höhepunkt; dann herrschte ein wahrer Taumel von Ausgelassenheit,

ein einziger ununterbrochener Tanz, der von Musik und Gesang begleitet wurde. Noemi stand dann immer auf dem Belvedere, von wo aus sie die Spuren eines rauschenden Banketts beobachten konnte: geleerte Flaschen, zerbrochene Teller, einen glänzenden Suppenlöffel . . .

Es war ihr schon Glücks genug, von oben herab dem fröhlichen Treiben der Leute zusehen zu dürfen . . . Damals hoffte sie, daß sie einst ihren Teil an dem großen Feste des Lebens haben würde; und die Erinnerung an diese Hoffnung war immer noch ihre einzige Freude. Jetzt aber liebte sie es nicht mehr, das Fest aufzusuchen, wie es ihre Schwestern taten, denn ihr war, als sei etwas von ihr da unten geblieben und für immer begraben: ihr Jugendtraum, ihr Traum zu leben und glücklich zu sein.

Die Jahre waren dahingegangen; längst war das Fest des Lebens weit von ihrem Dörfchen vorbeigerauscht, und ihre Schwester Lia war aus dem Elternhause geflohen, um sich ihren Teil an diesem großen Feste zu holen.

Sie aber, Noemi, war auf dem verfallenden Balkon ihres Hauses zurückgeblieben, wie einst auf dem Belvedere des Pfarrhauses . . .

Gegen Sonnenuntergang klopfte jemand an die Haustür, die sie immer verschlossen hielt.

Die Wirklichkeit trat wieder in ihre Rechte.

Wer mochte es sein? Gewöhnlich kam um diese Zeit der Postbote, der barfuß, aber in Uniform zu gehen pflegte. Noemi überfiel eine Furcht, es möchte ein Brief des Neffen sein. Sie erhob sich und fragte, wer da sei?

Es war die alte Tante Pottoi, die sich zu erkundigen kam, ob ihr nicht irgend etwas fehle. Noemi lud sie nicht zum Bleiben ein; aber die Alte setzte sich ohne weiteres auf die Erde, lehnte die Schulter an die Mauer, löste das Tuch um den mit Ketten geschmückten Hals und begann zu erzählen, wie unbeschreiblich sie sich nach dem Feste sehne.

„Alle sind unten, auch meine kleinen Enkel — die Jungfrau segne sie! Ach alle sind unten und haben es schön kühl, denn sie können das Meer sehen . . ."

„Und warum seid Ihr denn nicht auch hingegangen?"

„Und das Haus, Signora? Wenn auch noch so ärmlich, ein Haus darf nie ganz verlassen und leer sein, sonst nistet sich der Kobold dort ein. Es ist nun einmal so: die Alten bleiben, die Jungen gehen!"

Sie seufzte und wendete den Kopf, um die Korallen auf ihrer Brust wohlgefällig zu mustern und sorgfältig zu ordnen; dann begann sie zu erzählen von alten Zeiten, wie auch sie zum Feste gegangen sei, mit ihrem Manne, ihrer Tochter und all den guten Freunden und Nachbarn, und nach einem langen Schweigen hob sie die Augen empor und blickte zu dem alten Friedhof hinüber.

„In diesen Tagen", sagte sie leise, „ist mir's immer, als säh ich all die Toten wieder lebendig unter uns wandeln. Sie gehen alle zum Feste, um vergnügt zu sein, da unten. Mir kommt es vor, als säh ich Donna Maria Christina, Euer Gnaden selige Mutter, auf der Bank in der Ecke des großen Hofes sitzen. Mit ihrem gelben Rock und ihrem gestickten schwarzen Kopftuch sah sie wahrhaftig wie eine Königin aus. Und all die Frauen aus den

Dörfern saßen um sie herum wie Dienerinnen um die Herrin ... Ich weiß noch, sie sagte zu mir: ‚Komm mal her, Pottoi, probier diesen Kaffee. Was meinst du, ist er gut?' Ja, so leutselig war sie. An das alles muß ich denken, und darum mag ich nicht mehr nach unten, es ist, als hätt ich dort etwas vergessen und könnt es nun nicht wiederfinden . . ."

Noemi nickte mit ihrem über die Arbeit gebeugten Haupte lebhafte Zustimmung.

Die Stimme der Alten klang zu ihr herüber, wie die Stimme der Vergangenheit, und ließ tausend Erinnerungen in ihrer Seele erwachen.

„Und Don Zance, Euer Gnaden?" fuhr die Greisin fort. „Ja, der war die Seele des Festes. Er war ja ein Querkopf, und oft setzte es ein Gewitter, aber im Grunde war er doch gut. Auf Regen folgt Sonnenschein, so war's auch bei ihm. Ach, gerade in diesen Tagen ist mir so oft, als höre ich den Hufschlag seines Pferdes, während ich still am Spinnrad sitze ... Mit einem Male ist er dann da, er reitet hin zum Festplatze auf seinem Rappen, den Mantelsack mit allerlei Sachen gefüllt ... So sprengt er vorbei und ruft mir lachend zu: ‚Na, Alte, willst du mit aufhocken? Schnell, spring auf, du Hexe!' . . ."

Sie ahmte die Stimme des Kavaliers nach, und eine tiefe Rührung kam dabei über sie. Dann spann sie einen Augenblick schweigend den Faden ihrer Gedanken weiter, und mit einem Male fragte sie ganz unvermittelt: „Und Don Giacinto kommt nun also nicht mehr?"

Noemi richtete sich kalt und stolz auf; sie liebte es nicht, wenn die wenigen Menschen, mit denen sie hin und wieder zusammenkam, sich in ihre häuslichen Angelegenheiten einmischten. So sagte sie mit einem harten Klang in der Stimme: „Es ist vor allem die Frage, ob er uns willkommen sein wird."

Die Alte ging, und Noemi versenkte sich weiter in ihre Träumereien. Sie lebte so innig in der Vergangenheit, daß sie an der Gegenwart kaum mehr Anteil nahm.

Und je mehr der warme Schatten des Hauses den Hof bedeckte, je stärker der Duft der Wolfsmilch von der Ebene heraufkam, desto deutlicher wurden ihrem angstvollen Sinnen die Einzelheiten der Flucht Lias.

Ein Sonnenuntergang ganz wie heute: der Berg hängt weiß und grün über das Haus herab, der Himmel strahlte in reinstem Golde. Lia hält sich in den oberen Gemächern auf, sie wandert rastlos von Stube zu Stube, sie beugt sich über die Brüstung des Balkones, totenblaß, schwarz gekleidet, mit ihren schwarzen Haaren, in denen sich das bläuliche Gold des Himmels widerspiegelt, sie blickt hinüber zum Schlosse, sie hebt die schweren Augenlider, und ein plötzlicher Schauer geht durch ihren Leib, während sich ihre Arme krampfhaft bewegen. Sie gleicht einer Schwalbe, die sich zum Fluge anschickt. Sie steigt herab, geht zum Brunnen, tränkt die Blumen, und während der Duft der Levkoje sich mit dem des schon von der Dämmerung überschatteten Rasens mischt, erscheinen die ersten Sterne über der Spitze des Berges.

Sie setzt sich auf der obersten Stufe der Treppe hin, die Hand an der Schnur, und ihre Augen bohren sich in die Dunkelheit des Abends hinein.

So sah sie Noemi immer vor sich; so hatte sie die Schwester auch am letzten Abend gesehen, als sie an ihr vorbeiging, um sich zur Ruhe zu begeben. Sie teilten das Bett miteinander, aber an diesem Abend hatte Noemi Lia vergebens erwartet. Sie war eingeschlafen, indem sie die Schwester erwartete — und noch heute erwartete sie sie . . .

Die späteren Ereignisse verschwammen in ihrer Erinnerung. Es waren Stunden, ja Tage, der Angst und eines geheimen Entsetzens gewesen, wie man es bei hohem Fieber zu spüren pflegt . . . Sie sah nur noch das bleiche und verzerrte Gesicht des alten Efix vor sich, der gebückt am Boden dahinkroch, als suche er irgendeinen verlorenen Gegenstand.

Er sagte zu seinen Herrinnen: „Seid nur ruhig! Ruhig!" — aber dann war er doch in seiner Bestürzung und Rastlosigkeit durch die ganze Gegend gerannt und hatte jedermann gefragt, ob er nicht Lia gesehen habe. Er kroch an dem Brunnen herum, um hinunter zu spähen, er wurde nicht müde, von hohen Punkten aus die Ferne zu durchforschen.

Dann kehrte Don Zance heim.

In Noemis Erinnerung zitterte es nur noch wie von einem ungeheuren Orkan, der über sie hingebraust war. Der Gedanke an diese furchtbaren Tage tat ihr körperlich weh, eine wirre Angst kam jedesmal über sie, wenn sie daran zurückdachte, und sie verspürte nur den dumpfen Drang, sich zu bewegen, gleich als müsse sie einem drückenden Alp entfliehen.

So erhob sie sich auch diesmal und stieg in ihr Zimmer herauf. Es war dasselbe Gemach, das sie zuvor mit Lia geteilt hatte, dasselbe Bett aus verrostetem Eisen, die Decken mit verblaßten goldenen Stickereien von Weintrauben, von denen nur noch einzelne Beeren, ganz wie in der Natur, einen rötlichen und dunklen Schimmer behalten hatten; es waren dieselben Wände, einfach mit Kalk geweißt, die Felder des schwarzen Kranzgesimses, die alten Kupferstiche, deren Wert niemand im Hause ahnte, derselbe wurmstichige Schrank, über dessen Rahmen eine Reihe von Orangen und Limonen im Sonnenuntergange wie goldene Äpfel leuchteten.

Sie öffnete den Schrank, um ihre Arbeit beiseite zu legen, und der Türpfosten kreischte in das Schweigen hinein, wie der Ton einer Geige; die rötliche Sonne, die, ohne noch Strahlen zu werfen, am Horizont wie ein riesiger Granatapfel zwischen zwei überragenden Baumgruppen des Berges hinunterschwamm, vergoldete mit rosigem Scheine das Innere des Schrankes, der durch schmale, mit dunkelblauem Papiere überklebte Brettchen abgeteilt war.

Alles da drinnen war in bester Ordnung: oben ein paar abgenutzte Steppereien, daneben einige durch den langen Gebrauch verblichene und fast safrangelb gewordene Decken, dann kam die armselige Wäsche, grau, aber köstlich duftend nach Quittenäpfeln, die Körbchen aus Asphodelen und Binsen, auf deren gelblichem Grunde sich die Vasen, die Fische und die kleinen Götzenbilder der primitiven sardinischen Kunst schwarz abhoben.

Noemi verwahrte ihre Arbeit in einem dieser Körbe und nahm dann einen anderen zur Hand: der ein Päckchen Briefe, Familienbriefe, Dokumente, Schenkungsurkunden, Vermächtnisaufzeichnungen, Prozeßakten enthielt, die von einem gelben Bande fest zum Schutze gegen den „bösen Blick" zusammengeschnürt waren.

Ach, das gelbe Band hatte es nicht hindern können, daß die Ländereien, um die es sich in diesen Akten handelte, in fremde Hände übergegangen waren, und unter all diesen unnützen Familienerinnerungen lag ein Brief, den Noemi jedesmal, wenn sie das Körbchen öffnete, scheu und mit einem gewissen Grauen ansah, wie man am Ufer des Meeres die Leiche eines Schiffbrüchigen betrachtet, die die Flut langsam ans Land gespült hat.

Das war der Brief, den Lia einige Tage nach ihrer Flucht ihren Schwestern geschrieben hatte.

Heute aber litt Noemi unter einer förmlichen Manie der Erinnerungen. Die Abwesenheit der Schwestern und eine instinktive Furcht vor der Einsamkeit führten sie fast gegen ihren Willen wieder zur Vergangenheit zurück. Der rötliche Schein der Dämmerung, der Berg, der sich, mit violetten Schleiern bedeckt, im Fenster abzeichnete, der Duft des Abends — das alles weckte in ihr die Seele von vor zwanzig Jahren wieder auf. So stand sie da, schweigend, ihre Gestalt hob sich dunkel ab in der Helligkeit zwischen Fenster und Schrank, und mit ihren von Silber glitzernden Haaren glich sie selber einem Geiste der Vergangenheit, einem Gespenste der Nacht, das aus dem alten Friedhofe emporgestiegen ist, um das verlassene Haus zu durchwandern. Sie brachte alles wieder in Ordnung, die Decken, die Körbe, sie schloß, sie öffnete noch einmal; der Schrank kreischte auf, und es schien, als wäre er das einzige lebende Wesen im ganzen Hause.

Endlich faßte sie einen Entschluß und zog mit zwei Fingern den Brief aus dem Bündel hervor. Er war noch ganz weiß in seinem grauen Umschlag, der Brief der Entflohenen; es schien, als sei er erst gestern geschrieben. Man sah, daß er nur selten gelesen war.

Noemi setzte sich auf das Bett, aber kaum hatte sie das Blatt entfaltet und die Hand auf den Messingknopf ihres Bettes gestützt, als unten jemand an die Haustür pochte: erst einmal, dann dreimal, endlich unablässig.

Noemi erhob den Kopf und blickte mit erschreckten Augen in den Hof hinab. „Der Postbote kann es nicht sein," dachte sie, „der ist ja längst vorüber . . ."

Die Schläge hallten durch den schweigenden Hof. So, ganz so pochte ihr Vater, wenn man säumte, ihm zu öffnen.

Sie warf den Brief aufs Bett und lief nach unten, um zu horchen. Das Herz schlug ihr bis zum Halse hinauf.

Mein Gott, mein Gott! Es kann doch nicht Er sein . . .

Endlich fragte sie, wer da wäre.

„Gut Freund," erwiderte eine unbekannte Stimme.

Sie vermochte nicht zu öffnen, so sehr zitterten ihre Hände.

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen an Mahmud Schewket Pascha.

Von

Generalfeldmarschall Freiherrn v. d. Goltz.

I.

Als ich im Jahre 1883 auf Vorschlag des zum Reformer der türkischen Armee nach Konstantinopel berufenen Generals Kähler vom Sultan Abul Hamid II. zum General-Inspekteur der türkischen Militärschulen ernannt wurde, lernte ich unter den mir behilflichen Offizieren auch den jungen Vizemajor Mahmud Schewket Bey kennen. Er kam aus Kreta, wo er einer der Divisionen, die für die damals beabsichtigte, später aber aufgegebene gemeinschaftliche englisch-türkische Besetzung Ägyptens bestimmt war, als Generalstabsoffizier angehört hatte. Die kurzen, treffenden Angaben, die er mir auf Befragen über die dortige Lage gab, fesselten mich schnell. Unter seinen Kameraden erfreute er sich hohen Ansehens und allgemeiner Sympathie. Der mehr als mittelgroße, schlanke Offizier, mit dem ernsten, gebräunten Antlitz, durchdringendem Blick und seinem stets gleichen ruhigen Wesen, galt unter ihnen als einer derjenigen, mit denen man an Verstandesschärfe, Arbeitskraft und Ausdauer nicht Schritt halten könne. Er galt bei jedermann als eine Ausnahme, so zurückhaltend auch sein Auftreten war. Auf seine ungewöhnliche Begabung und seinen eisernen Fleiß machte mich mein damaliger erster Adjutant Abdullah Pascha, der Oberbefehlshaber der im Oktober 1912 schnell zusammengerafften unglücklichen Ostarmee in Thrazien, eine frische, unbefangene Soldatennatur, aufmerksam — ebenso aber mein Übersetzer Tahir Bey, ein ganz anders gearteter, jedoch nicht minder tüchtiger Offizier, ein Bosniake von Geburt. Die seltsame Übereinstimmung zwei so verschiedener Beurteiler war auffallend. Sie pflegt sich meist nur an wirklich bedeutende Naturen zu knüpfen. Ich empfand sehr bald eine besondere Achtung für den freiwilligen Mitarbeiter, der sich mir selbst angeboten hatte; denn dienstlich war er nicht zu mir kommandiert worden. Er hatte irgendein eigenes Lehramt zu versehen, übernahm aber dabei die Arbeiten für mich noch nebenher.

Auf meine Veranlassung hatte der Lehrplan der türkischen Generalstabsschule eine vollständige Umgestaltung erfahren. Diese erinnerte in ihrer alten Verfassung stark an die einst von Friedrich dem Großen begründete „Académie des nobles", deren Bestimmung es war, einer Zahl auserlesener Schüler eine höhere allgemeine Bildung zu geben. Die Militärwissenschaften traten gegen die allgemeinen völlig in den Hintergrund. Das sollte geändert, die

Schule ihrem Zwecke entsprechend gestaltet werden; Generalstabsdienst, kritische Kriegsgeschichte, angewandte Taktik, Festungskrieg, Geschichte des Kriegswesens, Waffenkunde usw. wurden neu eingeführt. Da gab es viel zu tun. Den ersten Unterricht übernahm ich in der Mehrzahl der Fächer selbst; für alle aber sollten neue Leitfäden geschaffen werden, zu denen ich die Entwürfe aufstellte. Ich hätte beim besten Willen nicht die Zeit gefunden, wie es mir in einem Teil der Presse neuerdings nachgesagt worden ist, im Nebenamte auch noch die Verdummung, Verlotterung und Verknöcherung der türkischen Armee, mit der ich übrigens dienstlich gar nichts zu tun hatte, zu betreiben. Die freien Stunden waren gezählt, da ich meine Niederschriften oft ins Französische übertragen mußte, ehe sie der Übersetzer erhielt. Dennoch ging's vorwärts. Eine ganz ansehnliche Bibliothek von Lehrschriften entstand.

Mahmud Schewket überraschte mich dabei bald durch die Schnelligkeit seiner Arbeit. Was ich in Wochen erwartet hatte, brachte er vollendet oft schon nach einigen Tagen. Anfänglich erregte dies meinen Argwohn; aber durch Rückübersetzungen ins Deutsche, die ich vornehmen ließ, konnte ich mich bald von der Gründlichkeit und Sorgfalt des Geleisteten überzeugen. Zur Aufklärung erfuhr ich dann, Mahmud Schewket sei eben ein Genie der Arbeit, er kenne nichts anderes als diese, keine Ruhe, keine Erholung, keine Zerstreuung. Sein Fleiß sei Leidenschaft, die ihn vollständig beherrsche. Je mehr ich ihn kennen lernte, desto fester ward ich selbst davon überzeugt. Ich hatte einen ruhigen, aber unerbittlichen Fanatiker der Pflichterfüllung vor mir, der mit allen Männern seinesgleichen die große Eigenschaft teilte, von seinem Tun kein Aufhebens zu machen. Ihnen ist die Sache, der sie dienen, so sehr Inhalt ihres Lebens, daß sie sich selbst darüber vergessen. Die Hingabe an sie erscheint ihnen natürlich, sie gilt ihnen als nichts Außergewöhnliches. Ich kann es gleich hier aussprechen, daß Mahmud Schewket in dieser Hinsicht eine mir stets auffallende Ähnlichkeit mit Graf Haeseler besaß. In der Abwendung von allem, was sonst das Menschenherz erfreut: Vergnügen, Genuß und Lebenslust, glichen beide Männer sich auffallend. Nur in der Richtung ihres Strebens unterschieden sie sich; der eine war ganz dem praktischen Wirken, der andere dem theoretischen zugewendet. Bei Mahmud ist jedoch in Betracht zu ziehen, daß es damals im türkischen Heeresdienste eine praktische Betätigung, die einen Mann zu fesseln vermochte, überhaupt nicht gab.

Als Lieblingsfach hatte er sich die Waffenkunde, und was damit zusammenhing, erwählt. Sie entsprach seinen Neigungen am meisten. Insbesondere beschäftigte er sich mit der Ergründung einer normalen, dem Standpunkte der Wissenschaft jener Zeit entsprechenden Konstruktion von Handfeuerwaffen. Er glaubte sie in des Schweizer Professors Hebler 5 mm-Infanteriegewehr gefunden zu haben, das sich jedoch später in der Praxis nicht bewährte.

Seine besonderen Kenntnisse auf diesem Gebiete brachten mich in weitere Beziehungen mit ihm. Wir wurden beide einer Kommission zugeteilt, die über die Neubewaffnung der türkischen Infanterie entscheiden sollte.

Sehr anstrengende Tage, Wochen, Monate begannen. Wir traten für die Annahme des Mausergewehrs ein, das auch in der Umgebung des Sultans Freunde und Anhänger zählte. Jede sachliche Frage gestaltete sich zu Abdul Hamids II. Zeit sehr bald in eine persönliche Machtfrage um. Es bildeten sich Parteien für und wider, und ein Kampf begann, in dem kein erreichbares Mittel zum Siege verschmäht wurde. Der Sultan war wohl von Hause aus entschlossen, das deutsche Gewehr zu wählen, ließ aber dem Spiel der Kräfte freien Lauf, ging auf jede Einwendung scheinbar ein, ordnete neue Versuche an, gab sich das Ansehen, als patronisiere er vorübergehend eine andere Lösung, und überließ es uns, diese zu vereiteln. Er spielte bei solchen Gelegenheiten gern den Unparteiischen und freute sich wohl im stillen der Fehde unter seinen Günstlingen. „Divide et impera!“ war stets seine Losung. Im Herzen wich er nicht um ein Haar breit von seinem eigenen Entschluß ab, und er hatte diesmal recht; denn das deutsche Modell war unter allen vorgeschlagenen unzweifelhaft das beste. Nur Mannlicher trat mit ihm in ernsthafte Konkurrenz.

Oft waren zwei-, dreifache Fahrten in den Yildizpalast, zwei, drei Sitzungen täglich notwendig, unaufhörliche Besprechungen und Beratungen — je nach der Gegnerschaft, die sich kund gab, und ihren Schachzügen. Dabei mußte aber die technische Arbeit in Versuchen, Vergleichsschießen aller Art, Feststellungen und Berichten ihren Gang gehen. Sie bedurfte einer Kraft, die sich durch nichts beirren ließ. Wieder war es der Vizemajor Mahmud Schewket, der diese Rolle übernahm. Meist stellte er nachts zusammen und ordnete, was der Tag gebracht. Am nächsten Morgen war klare Übersicht über das bisher erreichte Ergebnis und ein neues Arbeitsprogramm vorhanden.

Seine ruhige Objektivität machte es ihm möglich, sich aus dem nichtsachlichen Meinungsstreit herauszuhalten und nur der Frage zu leben, die uns von Rechts wegen alle ganz hätte in Anspruch nehmen sollen.

Oft, wenn wir anderen am Abend erschöpft von den Debatten und mancherlei Erregungen, die sie mit sich brachten, aufatmend heimkehrten, trat er an mich heran und fragte, ob für die Militärschule etwas zu tun sei — er habe noch einige Stunden frei.

Und doch sollte ich in dieser Zeit erfahren, daß er keineswegs bloß die lebende, gleichsam unpersönliche Arbeitsmaschine sei, für die er vielfach gehalten wurde.

Nach endlosem Hin und Her sollte eine unter dem Vorsitz des Kriegsministers Ali Saïb versammelte Kommission die Entscheidung fällen. Die Stimmung darin war Deutschland keineswegs durchweg geneigt. Die Konkurrenten hatten alle Minen springen lassen; der Kriegsminister selbst war gegen das deutsche Angebot, und diese Tatsache auch bekannt. Es schien, als sollte sich die Wage auf die gegnerische Seite neigen. Wir Deutsche hatten aus guten Gründen beschlossen, sobald unsere Meinung verlangt wurde, mit aller Festigkeit für das Mausergewehr einzutreten, uns sonst aber zurückzuhalten und in die Debatte so wenig wie möglich einzugreifen. Wir bildeten also die abwartenden Zuhörer und technischen Berater.

In der fremden Presse, zumal in den französischen Blättern von Konstantinopel tauchte das ganz falsche Gerücht auf, es handle sich um ältere Gewehre, die, von deutscher Seite zurückgestellt, der Türkei zugeschoben werden sollten. Ali Saïb Pascha, der zuerst das Wort ergriff, ging davon aus. Er erwähnte Bestätigungen dieser Nachricht und andere Einwendungen gegen die Konstruktion des Gewehrs, warnte vor eiliger Annahme und sprach sich am Ende ziemlich energisch dagegen aus. Der Groll, der aus seinen Worten klang, war übrigens begreiflich; denn er, dem schließlich die Verantwortung für die Bewaffnung zufiel, war mit der wichtigen Frage bis dahin noch gar nicht befaßt worden. Nicht einmal alle Schießergebnisse hatte man ihm vom Palais des Sultans aus bekannt gegeben. In der Presse wurde betont, daß eine anonyme Immediatkommission bald vergessen sei, der Name des Kriegsministers aber, unter dem ein neues Armeegewehr eingeführt werde, in aller Leute Erinnerung bleibe und das Urteil über die Waffe sich an diesen Namen hefte. Auch hierauf verwies er mit besonderer Schärfe.

Ali Saïb, der im russisch-türkischen Kriege gegen Montenegro kommandiert hatte, war dort freilich nicht besonders hervorgetreten, genoß aber den Ruf eines klugen, strengen Mannes, der nach alttürkischer Art auf seine Würde hielt und mit dem in dienstlichen Angelegenheiten nicht zu spaßen sei. Auch unter Abdul Hamid II. behauptete er eine gewisse Selbständigkeit den allmächtigen Palaiseinflüssen gegenüber.

Es wagte ihm daher zunächst niemand zu widersprechen, und lautlose Stille folgte, bis nach kurzer Pause das jüngste aller Mitglieder, Mahmud Schewket, das Wort ergriff und dem Minister in ruhiger, aber sehr eindrucksvoller Art widersprach. Sein ausgezeichnetes Gedächtnis unterstützte ihn dabei kräftig. Satz für Satz widerlegte er die von Ali Saïb wiedergegebenen Nachrichten und wies die Oberflächlichkeit der Presseangriffe nach, um dann zu kurzen, schlagenden Vergleichen mit den anderen im Wettbewerb stehenden Waffen überzugehen. Es war ein brillanter Vortrag von unwiderstehlicher Logik, an dessen Schluß sich der Sprecher mit großer Wärme der angegriffenen Waffenfabrik und ihres Leiters, des Kommerzienrats Mauser, annahm. Er endete mit einem sehr bestimmten: „Wallah doghru soilejorum!“ — „Bei Gott, ich spreche die Wahrheit!“

Der Eindruck war allgemein sehr groß. Alle Augen richteten sich auf den jungen, sonst so wortkargen Offizier, von dem niemand das Feuer und die Energie der Rede, aber auch nicht das Wagnis erwartet hatte, das in seinem Auftreten lag.

Mit orientalischer Selbstbeherrschung bezwang Ali Saïb seinen Zorn; jeder von uns aber hielt den Sprecher, der sich so wacker der schuldlos Bezichtigten annahm, in seiner Stellung für höchst gefährdet. Das hatte damals in der Türkei mehr zu sagen, als heute und jemals zuvor bei uns. Es konnte die Versetzung in einen arabischen Reichswinkel und völliges Vergessensein bedeuten. Trotzdem folgte diesmal nichts Ähnliches. Die Verhandlungen nahmen ihren Fortgang und endeten mit der Wahl des deutschen Modells.

Meine freundschaftliche Anhänglichkeit an Mahmud Schewket Pascha rührt von jener Stunde des Jahres 1886 her; und ich habe sie ihm treu bis zu seinem tragischen Ende bewahrt.

Noch eine andere Szene steht mir in lebhafter Erinnerung. Wir schossen am Meeresstrande bei ziemlich steifem Seewinde, der die leichten kleinkalibrigen Geschosse stark seitlich abtrieb. Mit einem einzigen Gewehr war dabei auf 1000 m Entfernung ein hinreichendes Trefferbild sehr schwer zu erzielen. Aber der Sultan hatte es befohlen, und Einwendungen unsererseits gegen einen so wenig sachgemäßen Versuch hätten Abdul Hamid II. zu falschen Schlüssen geführt. Es wurde also, um Geschosse in die Scheibe zu bringen, mehr und mehr seitwärts gegen den Wind angehalten, bis der Schütze diese zuletzt beim Zielen gar nicht mehr sah und seinen Haltepunkt im freien Felde suchen mußte, also ganz unsicher war. Eine Marke mußte gegeben werden, und neckend wurde Mahmud Schewket, der, wie fast immer, den mühsamen Kontrolldienst an der Scheibe versah, von seinen Kameraden aufgefordert, sich selbst als solche neben die Scheibe zu stellen. „Gut!" — war seine Antwort, „aber nur, wenn Herr Mauser schießt, nicht Ihr!" Er hätte sein Versprechen auch sicherlich wahr gemacht, würden wir und Mauser selbst nicht Einspruch erhoben haben.

Mahmud Schewket ging bald als Mitglied der Gewehrabnahmekommission nach Deutschland und wurde einige Jahre darauf ihr Präses, um in rastloser Arbeit die Interessen seiner Regierung zu vertreten. Die gründliche Kenntnis der Waffentechnik, die er sich dort erwarb, nötigte dem Altmeister der Gewehrfabrikation Mauser das Urteil ab, daß er zu den Militärs gehöre, die ihnen, den Konstrukteuren vom Fach, auch in technischer Hinsicht gleich kämen. „Die meisten haben die Glocken nur läuten hören, nicht auch zusammenschlagen, wie der."

Die wissenschaftlichen Studien setzte der rastlose Geist auch in Deutschland ununterbrochen fort, bis eine ernste Nervenerkrankung ihn für ein ganzes Jahr zur unfreiwilligen Muße verdammte. Sie wurde ihm schwerer als alles andere. Nach seiner Rückkehr ins Vaterland fand er seinen Platz in den wissenschaftlichen und technischen Kommissionen, die der Großmeisterei der Artillerie zugeteilt waren. Allgemein hielt man ihn für die Praxis des Soldatendienstes nicht geschaffen, und er ließ es sich daran genügen. Die bescheidenere Rolle des Theoretikers sagte ihm durchaus zu. Er war befriedigt, wenn er darin wirken konnte und von früh bis spät zu arbeiten hatte. Nie strebte Mahmud Schewket danach, seine Person in den Vordergrund zu stellen. Er ist auch der einzige unter allen türkischen Offizieren gewesen, mit denen ich dienstlich zu tun hatte, der mich niemals um meine Fürsprache wegen eines Avancements anging. Wie von allen anderen Leidenschaften scheint er auch vom Ehrgeiz gewöhnlicher Art frei gewesen zu sein. Er kannte nur den einen edlen Ehrgeiz der Pflichterfüllung. Sicherlich dachte er in jenen Jahren nicht daran, jemals aus den engeren Kreisen seines Berufes herauszutreten und gar eine politische Laufbahn zu beginnen. Sein strenger Römersinn hat es auch in den Zeiten seines Glanzes verschmäht, für sich, seine Familie und seinen Anhang zu sorgen. Sein Bruder, der ihm

das Haus führte, ist noch heute ein einfacher und unvermögender Hauptmann in der Armee. —

Mahmud Schewket el Hadji Talib stammte aus einer alten und vornehmen, aber nicht begüterten arabischen Familie Bagdads. Nur sich selbst verdankte er, was er geworden ist; sich selbst hätte er auch nur zu verdanken gehabt, was er werden konnte, wenn das Schicksal es gewollt: „der Retter seines Vaterlandes". Hat er es doch einmal vor der Gefahr der Zerstückelung und der Auflösung tatsächlich bewahrt.

Seine Geistesbildung trug den Grundzug der arabischen Vorliebe für exakte Wissenschaften, war aber zugleich im besten Sinne eine europäische geworden. Er sprach Französisch und Deutsch und vermochte sich vollkommen in unseren Gedankengang hineinzufinden. Das machte ihn zu einem vortrefflichen Übersetzer. Seine türkischen Texte, ins Deutsche zurückübertragen, ergaben stets genau den Sinn des Originals. Mit ihm war wirkliches, verständnisvolles Zusammenarbeiten möglich. Dabei besaß er die, seinen Landsleuten eigene, Selbständigkeit und Unabhängigkeit des Denkens, während der Türke, mehr für die Nachahmung begabt, gern nach Vorbildern arbeitet, denen er dann leicht allzu streng folgt, ohne die Eigenart der Verhältnisse zu berücksichtigen, unter denen sie angewendet werden sollten. Mahmud Schewket gehörte zu den Leuten, die wenig fragten und doch immer verstanden.

Er wurde schon damals in der europäischen Welt Konstantinopels ebenso gekannt und geschätzt, wie in der türkischen und arabischen. Ganz allgemein genoß er den Ruf eines klaren, klugen, zuverlässigen Mannes von höchster Rechtlichkeit und einer im strengsten Sinne des Wortes zu verstehenden Unbestechlichkeit. Er ist nicht nur bis an sein Lebensende arm geblieben, sondern er war auch der Schmeichelei, den Scheingründen und den oberflächlichen Beweisführungen nicht zugänglich, kein Mann der konventionellen Höflichkeitslügen, wohl aber von großer, aufrichtiger Höflichkeit des Herzens. Seine Selbstlosigkeit schützte ihn davor, den Argwohn der hamidischen Hofkamarilla zu erregen. Trotz des blühenden Spitzelwesens wagten sich auch die Denunziationen an diesen rechtschaffenen Mann nicht heran. Man wußte, daß er nicht ehrgeizig sei, keine persönlichen Zwecke verfolge und allzusehr in seine Leidenschaft der Arbeit versenkt wäre, um anderen den Weg zu verlegen. Er brachte das in jenen Zeiten schwierige Kunststück zustande, trotz seiner bedeutenden Eigenschaften für ungefährlich zu gelten.

II.

Der doppelte Erfolg, sich das Vertrauen des eigenartigen Großherrn zu erhalten und zugleich das der gebildeten Welt des In- und Auslandes zu erwerben, führte ihn ohne sein Zutun auf die politische Laufbahn, die er nie erstrebt hatte.

Als nach den Mürzsteger Abmachungen in Mazedonien, dem Lande ewiger Beunruhigung, die Reformen unter internationaler Kontrolle begannen, wurde nach Männern von anerkannter Rechtschaffenheit und humaner Gesinnung gesucht, die auch in Europa als solche bekannt waren. Mahmud Schewkets Tag war nahe.

Mittlerweile zum General emporgestiegen und seiner ihm lieben Tätigkeit an der Spitze der wissenschaftlichen Versuchskommission durch eine Sendung nach dem Lande der heiligen Städte, Hedjaz, entrissen, um dort den Bau von Telegraphenlinien zu überwachen, wurde er 1906 unerwartet unter Hilmi Paschas halb unabhängigem Generalgouvernement zum Vali von Kossovo berufen. Zugleich ward er, damals ein Einundfünfzigjähriger, zum Generalleutnant befördert. Für türkische Verhältnisse ist sein Aufstieg verhältnismäßig langsam gewesen. Zahlreiche Palaisgünstlinge hatten ihn seit geraumer Zeit übersprungen. Niemals verlor er darüber ein Wort des Unmuts; nie tat er einen Schritt, für sich einen Ausgleich zu verlangen. Jetzt, wo man die seltenen Männer allgemeinen, man darf sagen internationalen, Vertrauens suchte, wußte man ihn zu finden.

Die Leitung der schwierigsten Provinz, in der die ungebärdigen Albaner das große Wort führten, ward seiner maßvollen Klugheit anvertraut.

Unsere persönlichen Beziehungen hatten inzwischen fast vollständig aufgehört. Mahmud Schewket war, wie ich, kein Freund von vielen Briefen, die nichts Sachliches enthalten. Wir bedurften auch eines solchen Bindemittels für die Fortdauer gegenseitiger Wertschätzung nicht. Ich war im Dezember 1895 schweren Herzens von der Türkei geschieden, etwa zu derselben Zeit, als er aus Oberndorf am Neckar, dem Sitz der Mauserschen Gewehrfabrik, zurückkehrte. Ihn wie mich nahmen die neuen Stellungen, in die wir eintraten, vollkommen in Anspruch. Da blieb für Freundschaftsbeteuerungen keine Zeit übrig.

Ich sah ihn auch im Frühjahr 1908 nicht, als ich, einer Einladung Sultan Abdul Hamids II. folgend, Konstantinopel nach dreizehnjähriger Abwesenheit zum ersten Male wieder besuchte. Es waren die letzten Tage des absoluten Regiments. Äußerlich hatte sich im Leben der Hauptstadt nur wenig geändert; sie machte Fortschritte im Ausbau und Verkehr, wie alle Großstädte, wenn auch nicht ebenso schnell und auffallend. Von den nahe bevorstehenden großen Ereignissen spürte man nichts. Das frühere Überwachungssystem war noch ärger geworden, die Zentralisation aller Geschäfte im großherrlichen Palais erheblich fortgeschritten. Viele meiner alten Freunde versicherten, es könne so nicht mehr lange weitergehen, aber genau dieselbe Behauptung hatte ich schon vor fünfundzwanzig Jahren gehört, und es war seitdem immer noch gegangen. Die ersten Nachrichten über die Gärung in Mazedonien drangen nach Konstantinopel, wurden aber nur heimlich und in vertrauten Kreisen besprochen. Ein Einziger, der seither verstorbene Sir William Whitthall, der angesehenste Großkaufmann der Hauptstadt, dessen Familie schon lange im Orient lebt, äußerte sich damals prophetisch: „wir stehen ohne Zweifel vor einer nahen Katastrophe; darin sind die intimsten Kenner des Landes einig. Darüber aber, ob sie von außen, ob sie von innen kommen wird, gehen die Ansichten vollkommen auseinander."

Mahmud Schewkets Name wurde damals nirgends genannt. Er waltete seines schwierigen Amtes geräuschlos, aber erfolgreich. Gelang es ihm doch, die unaufhörlich störrischen und unruhigen Albaner mit geschickter Hand in Ordnung zu halten. Wer aber behauptet hätte, daß dieser Mann schon

zehn Monate darauf die erste Rolle im Lande spielen würde, der hätte nirgends Glauben gefunden.

Und doch sollte es so kommen!

Die patriotische Besorgnis, welche die Revaler Monarchenzusammenkunft von 1908, deren Bedeutung weit überschätzt wurde, im ganzen Lande hervorrief, unzeitige strenge Maßregeln in Mazedonien und die allgemeine Schwüle in der Volksstimmung brachten es früher als erwartet zu der großen Umwälzung vom 23. Juli 1908. Das Wunder, das so lange niemand für möglich gehalten, geschah zu aller Staunen. Das strengste despotische Regiment, welches die neue Geschichte gekannt hat, verwandelte sich in wenig Tagen in ein ultraliberal-konstitutionelles, und dieser jähe Wechsel vollzog sich zunächst ohne jede heftige Erschütterung. Sultan Abdul Hamid erkannte die vollzogene Tatsache an und ernannte sich selbst zum Ehrenvorsitzenden des jungtürkischen Komitees von Saloniki, von dem die gesamte Bewegung ausgegangen war.

Nicht alle Beteiligten gaben sich dem unbeschreiblichen Jubel rückhaltlos hin, der im ganzen ottomanischen Reiche, zumal in der Hauptstadt und den größeren Städten des europäischen Reichsteils, erschallte. Mahmud Schewket, so wahrhaft aufgeklärt er auch war, so dringend er freiere Bewegung für Volk und Land als notwendig erkannt hatte, gehörte zu den besonnenen Männern, die nicht ohne Bedenken an die neue Ära gingen.

Bald nach dem Siege der jungtürkischen Partei schrieb er mir am 27. Juli aus Üsküb, und sein Brief gehört nicht nur als ein Zeugnis seines Geistes hierher, sondern auch, weil er für die reinen Absichten spricht, mit denen die Staatsumwälzung begonnen worden war[1]).

„Euer Exzellenz beehre ich mich ganz ergebenst mitzuteilen, daß Ihre Ihnen ergebenen Schüler die alttürkische Regierung gezwungen haben, den verhängnisvollen Despotismus aufzugeben und die Konstitution anzunehmen.

„Ich gebe zu, daß das ottomanische Volk noch nicht reif genug ist, um mit einer Konstitution regiert zu werden. Aber wenn ein Kenner der türkischen Verhältnisse die Intrigen der Palastkamarilla und die vollständige Abgeschlossenheit in Betracht zieht, in der der Thronfolger und die ganze türkische Dynastie gehalten wird, so daß sie sich für ihren hohen Beruf gar nicht ausbilden können, muß er bei einem Vergleich der beiden Regierungssysteme jedenfalls zugeben, daß die Konstitution mehr Chancen für die Rettung des Landes enthält, als das bisherige absolute Regime. Deswegen muß das Werk Ihrer Schüler gewürdigt werden[2]).

„Die Beteiligung der Armee an der politischen Bewegung wird vielleicht von manchen Seiten nicht als gut befunden. Das mag richtig sein. Aber das arme, niedergedrückte Volk konnte allein nicht viel leisten, um der Bewegung eine schnelle Entscheidung zu geben, die mögliche Intervention der interessierten fremden Mächte zu verhüten und die Türkei aus der Gefahr einer Aufteilung zu retten. Deshalb war es unbedingt erforderlich, daß die Armee voranging.

[1]) Die Wiedergabe enthält nur geringe stilistische und grammatikalische Änderungen.
[2]) Genauer Wortlaut. Der Brief ist in deutscher Sprache geschrieben.

„Als Generalgouverneur von Kossovo habe ich mich an der Bewegung nicht direkt beteiligt, aber ich habe sie gewähren lassen. Deshalb ist während der sehr aufgeregten Zeit, die drei Wochen lang dauerte, in meinem Vilajet, wo bekanntlich das ganze Volk bewaffnet ist, keine einzige Mordtat vorgefallen.

„Dem großen Kampfe hat eine Depesche der in Frizovic, 50 km nordwestlich von Üsküb versammelten 6000 Albaner die Entscheidung gegeben, in der sie Seine Majestät ihrer Treue und Ergebenheit versicherten und gleichzeitig mitteilten, daß, wenn die Konstitution nicht eingeführt werden sollte, mit ihnen noch 50000 Albaner gegen Konstantinopel marschieren würden. Das Weitere werden Sie aus den Zeitungen erfahren haben.

„Nachdem ich so viel gesagt habe, will ich nun den Zweck meines Briefes mitteilen:

„Die türkischen Offiziere besonders im III. Armeebereich sind heute Mitglieder des Comité d'union et progrès ottoman. Sie mußten es sein, da, wie oben gesagt, sonst niemand die Einführung der Konstitution hätte erzwingen können. Nun aber der Zweck einmal erreicht ist, müssen sie, um die Disziplin in der Armee nicht zu schädigen, sich fortan wieder von der Politik fern halten. Freilich müssen sie ihre Augen offen haben, da die Vernichtung ihres Werkes durch die Parteigänger des alten Systems heute noch keine Unmöglichkeit ist."

Der Zweck, von dem Mahmud Schewket sprach, war die Bitte um eine Einwirkung auf das Offizierkorps in seinem Sinne. Ich sagte sie ihm noch am gleichen Tage bereitwillig zu, da sie ganz meiner eigenen Empfindung entsprach, und schrieb einen Artikel, der, nach kurzer Beratung mit dem türkischen Botschafter in Berlin, in der Wiener Neuen Freien Presse erschien, als in demjenigen deutschen Blatte, das im nahen Orient die weiteste Verbreitung und das meiste Ansehen besaß. Er führte bekanntlich aus, daß die Stellung des türkischen Offizierkorps eine ganz andere als bei uns sei, da es gleichzeitig der Zahl nach die einzige geschlossene Schicht der gebildeten Welt des osmanischen Reiches darstelle, von der geistige und politische Bewegungen im Lande überhaupt ausgehen könnten. Ich betonte den durchaus monarchischen und staatserhaltenden Charakter der ganzen Bewegung, deren Berechtigung Sultan Abdul Hamid am Ende selbst anerkannt hatte. Tatsächlich hat damals keiner ihrer hervorragenden Führer an den Sturz des Großherrn gedacht, dessen außergewöhnliche politische und diplomatische Begabung vielmehr volle Anerkennung erfuhr. Alle waren entschlossen, dem Lande die Wirkung dieser bedeutenden Eigenschaften des Großherrn zu erhalten, und das um so mehr aus Überzeugung, als sie selbst sich ihrer gänzlichen Unerfahrenheit auf diesem Gebiete voll bewußt waren. Insbesondere erhielt ich diese Versicherung auch von dem damals als Leiter der jüngeren ottomanischen Welt allgemein anerkannten, späteren Präsidenten des ersten Parlaments Achmed Riza Bey. Ohne die unselige Meuterei vom April 1909 würde der Thronwechsel auch vermieden worden sein. Freilich darf man sich mit Recht fragen, ob eine solche Erschütterung bei der Natur der Dinge überhaupt ausbleiben konnte.

Dann aber mahnte ich entschieden zur Abwendung von jeder politischen Tätigkeit und zur Hingabe an die militärische, die aller Kräfte bedurfte.

Mahmud Schewkets Brief schloß mit den begeisterten, hoffnungsfreudigen Worten:

„Nicht nur die türkische Armee, sondern das ganze ottomanische Volk sind heute in den Händen der Jugend. Sie werden beide bald der ganzen Welt ihre Kräfte zeigen. Die zukünftige Triple-Allianz wird hoffentlich die deutsch-österreichisch-türkische sein; man darf aber davon jetzt nicht sprechen!"

Das war freilich den Ereignissen vorausgeeilt. Meines Wissens ist es zu ernsthaften Verhandlungen über diesen Zusammenschluß auch niemals gekommen[1]). Wer aber will es selbst einem so ernsten und nüchtern denkenden Manne, wie es Mahmud Schewket war, verargen, daß er in jenem Augenblicke allgemeiner Begeisterung den Regungen seines patriotischen Herzens freien Lauf ließ und sich in einem schönen Zukunftstraum erging. Auch spätere Äußerungen Mahmud Schewkets lassen mich darauf schließen, daß ihm die Herstellung eines großen mitteleuropäischen Staatenbundes unter Einschluß des neu gestalteten ottomanischen Reiches vorschwebte. Politische und wirtschaftliche Interessen sollten seine Glieder eng miteinander verbinden. Es war etwa derselbe Gedanke, den unser großer, vielverkannter Nationalökonom Friedrich List, der Bahnbrecher für den deutschen Zollverein, schon in der ersten Häfte des vorigen Jahrhunderts seinen Landsleuten empfahl.

III.

Die großen Gefahren, die mit dem plötzlichen, jähen Umschwunge in allen bestehenden Verhältnissen verbunden waren, unterschätzte Mahmud Schewket nicht einen Augenblick. Er dankte mir am 18. August für den mittlerweile erschienenen Artikel mit warmen Worten: „Alle türkischen Zeitungen haben denselben veröffentlicht. Seine Wirkung bei dem Offizierkorps — wenigstens hier — ist bedeutend. Aber um diese Wirkung zu vervollständigen, wollen wir denselben auch als eine Broschüre veröffentlichen und diese gratis an die Offiziere verteilen lassen. Alle besonnenen Patrioten sind wegen der Veröffentlichung dieses Artikels Euer Exzellenz sehr dankbar, und Ihr werter Name wird in allen Kreisen gewürdigt."

Dann fuhr er mit Bezug auf die allgemeine Lage fort:

„Wir haben jetzt in Mazedonien eine vollständige Ruhe. Ich glaube, daß auch die Offiziere sich bald beruhigen und sich nur noch mit ihrem Dienste

[1]) Die vor einiger Zeit in der Presse weit verbreitete, gelegentlich auch jetzt noch wiederholte Nachricht, daß ich angeblich mit dem Fürsten Bülow sowie dem jetzigen Herrn Reichskanzler und Sr. Majestät dem Kaiser in „stundenlangen Konferenzen" gearbeitet und sie bezüglich der Stärke der Türkei irregeführt hätte, gehört ins Reich der Fabel. Für denjenigen, der die ressortmäßig streng geregelte Art auch nur einigermaßen kennt, in der im Deutschen Reiche Staatsgeschäfte erledigt werden, bedurfte es keines Dementis. Ich habe deshalb auch davon abgesehen. Leute, die an historischen Legenden ihre Freude finden, sind für Richtigstellungen erfahrungsgemäß unzugänglich. Trotzdem erwähne ich hier, wo sich der Anlaß dazu bietet, daß ich selbstverständlich in bezug auf die politischen Vorgänge im Orient überhaupt nicht zu Rate gezogen worden bin. Ich wäre daher auch, selbst wenn ich die besten Absichten dazu gehabt hätte, gar nicht imstande gewesen, irgend jemand irrezuführen.

beschäftigen werden. Die Lage in Konstantinopel aber gefällt mir nicht. Man hat dort auf einmal mit Massenentlassungen von Beamten angefangen, weil jeder Minister sich in der Öffentlichkeit tätig zeigen will, was meiner Ansicht nach sehr gefährlich ist. In den Provinzen haben wir gar keinen Überfluß an Beamten. Die Truppen dagegen besitzen, wie bekannt, viele alte, kränkliche und nicht mehr taugliche Generale und Offiziere.

„Daß ein Befehl des Kriegsministeriums erging, alle unvorschriftsmäßigen Gehaltszulagen nicht mehr auszuzahlen, war richtig, und er ist auch sogleich durchgeführt worden. Ein anderer Befehl aber ordnet an, binnen kürzester Frist eine Liste der untauglichen Generale und Offiziere aufzustellen und diese sofort zu pensionieren. Da ein solches Verfahren — besonders in dieser Zeit — nicht vernünftig ist, wurde von hier aus Einspruch dagegen erhoben und vorgeschlagen, es später nach und nach durchzuführen. Konstantinopel macht fortwährend solche Fehler und schädigt in dieser Weise seine Autorität. Es herrscht dort ein großer Radikalismus, der sehr bedenklich ist."

In der Tat konnte man die Aufhebung der zahlreichen ganz unbegründeten Sinekuren nur gutheißen, die aus Augenblicksstimmungen des Großherrn oder durch Zufälligkeiten entstanden waren. Sie wurden ohne jede Rücksicht auf den Staatshaushalt verfügt und machten die Ordnung der Finanzen unmöglich. Zudem waren sie der Mehrzahl nach für die verhaßten Angeberdienste verliehen worden, die so verhängnisvoll demoralisierend wirkten. Die Spitzelei war zu einer bequemen Industrie geworden, und außer den persönlich Betroffenen war niemand mit der Maßregel unzufrieden.

Die plötzliche Entlassung einer Legion von Staatsangestellten aber erbitterte in weiten Kreisen. Freilich wimmelte es in allen Ministerien von unnützen und unbeschäftigten Beamten, aber es war nicht Schuld dieser Leute selbst, daß man sie in Untätigkeit erhalten hatte und daß die Günstlingswirtschaft oben den Abfluß an verbrauchten Persönlichkeiten hinderte, der für den Zustrom von unten hätte Raum schaffen können. Urplötzlich sahen sich jetzt vielfach noch jugendliche Leute ohne Bewußtsein eines Fehls ihrer Laufbahn, ihres Einkommens und ihrer Zukunftshoffnungen beraubt.

Es lag hierbei die an sich löbliche Absicht zugrunde, das Gleichgewicht in den Staatsausgaben und -Einnahmen herbeizuführen. Aber man vergaß, daß durch Jahrzehnte, ja selbst Jahrhunderte eingebürgerte Mißbräuche sich nicht mit einem Schlage beseitigen lassen. In dem damals allmächtigen Komitee für „Einheit und Fortschritt" herrschten Idealisten, Doktrinäre und Phantasten der verschiedensten Geistesrichtungen, die um so unheilvoller wirkten, je leidenschaftlicher ihr guter Wille dabei beteiligt war. „Leicht beieinander wohnen die Gedanken, doch hart im Raume stoßen sich die Sachen" — diese gute Dichterweisheit wurde völlig vergessen. Die Täuschung aber war um so größer, als viele unvermittelte und tief einschneidende Maßnahmen, bei der großen Geduld und Ertragungsfähigkeit der türkischen Volksmasse, zunächst ohne Widerspruch ruhig hingenommen worden waren und ihre Undurchführbarkeit sich erst allmählich fühlbar machte.

Was das Land damals brauchte, war vor allen Dingen Ruhe, um einige Ordnung in das Chaos zu bringen, welches die neue Regierung beim

Sturz des alten Absolutismus vorgefunden hatte. Alle einsichtsvollen Männer begriffen das vollkommen. Als der österreichische Generalkonsul in Saloniki nach der Unabhängigkeitserklärung Bulgariens Mahmud Schewket Pascha um seine Ansicht über dies Ereignis fragte, erhielt er die gelassene Antwort: „Wir haben materiell nichts dadurch verloren, wohl aber Bulgarien. Es hat unser Vertrauen, unsere Freundschaft und unser Wohlwollen eingebüßt, da, wer uns in dieser Zeit in unserer Arbeit stört, von uns nicht mehr als unser Freund betrachtet wird."

Auch als zwei Tage darauf die österreichische Annexionserklärung über Bosnien erfolgte und die kriegerische Stimmung um sich griff, blieb Mahmud Schewket der ruhige, kühle Beurteiler und mahnte erfolgreich zum Frieden.

Er hatte mittlerweile die Stellung gewechselt Da Hilmi Pascha, der Generalinspekteur von Mazedonien, als Großwesir an die Spitze des ersten rein jungtürkischen Ministeriums berufen worden war, ersetzte er ihn vertretungsweise als Generalgouverneur und wurde gleichzeitig Kommandeur des III. Mazedonischen Ordu (Heer). Dies hatte seine Übersiedelung von Üsküb nach Saloniki zur Folge gehabt, wo sich der Hauptsitz des jungtürkischen Komitees befand, dem er nunmehr näher trat.

Der überstürzte Versuch, aus der alten orientalischen Despotie, die in Sultan Abdul Hamid II. am Schluß einen ihrer begabtesten Vertreter gefunden hatte, im Handumdrehen einen europäischen Einheits- und Verfassungsstaat zu machen, führte bekanntlich zu der großen Meuterei in der Hauptstadt, die bei der Unentschlossenheit der, ahnungslos überfallenen, jungtürkischen Regierung am 13. April 1909 zu einem vollständigen Siege führte.

Ich folge von nun ab Mahmud Schewket Paschas eigenen Aufzeichnungen, die er, auf meine Bitte, nach seinem 1912 eingetretenen Sturze in den Tagen unfreiwilliger Muße unter dem Titel: „Kurze Geschichte meiner Salonikier Tage" in deutscher Sprache niederschrieb. Sie sind für die Beurteilung der allgemeinen Vorgänge ebenso wichtig, wie für die seines persönlichen Verhaltens. Nur wer die Lage genau kennt, in der sich Mahmud Schewket damals befand, wird die Handlungsweise dieses edlen und bedeutenden Staatsmannes richtig würdigen können. Sie entkräften zumal die aus Unkenntnis der orientalischen Dinge entstandene oberflächliche Auffassung, die aus ihm einen Verschwörer gewöhnlicher Art machen wollte und den Vorwurf erhob, er sei seinem Großherrn untreu geworden, habe sich sogar gegen ihn aufgelehnt. Wenn es je einen treuen Mann im Orient gab, war es Mahmud Schewket Pascha.

Das Vorspiel der Konstantinopeler Ereignisse war die Auflösung der beiden albanischen Bataillone der Palastgarde des Sultans gewesen. Entwaffnet trafen sie kurz vor der Meuterei ein – mit ihnen zwei entgegengesetzte Befehle. Den einen brachte der Führer Tahir Pascha, angeblich vom Sultan Abdul Hamid II., mündlich. Er lautete dahin, die Leute in ihre Heimat zu entlassen. Der zweite war schriftlich durch den Kriegsminister in gehöriger Form gegeben und ordnete ihre strafweise Verteilung auf die mazedonischen Bataillone an. Diese wurde ausgeführt. Unruhen in einigen Bataillonen waren die Folge, bei denen schon der Ruf nach dem „Scheriat",

dem heiligen Gesetz, laut wurde. Sie konnten jedoch schnell unterdrückt werden. Dann trat wieder Ruhe ein.

Am 14. April erfuhr Mahmud Schewket durch Telegraphenbeamte von Saloniki, daß in Konstantinopel ein Aufstand ausgebrochen wäre. Nähere Angaben über die Vorgänge fehlten. Der telegraphische Verkehr mit der Hauptstadt wurde unterbrochen. Nachrichten waren nicht zu bekommen. Privatdepeschen für das Ausland jedoch, die durchgingen, ließen erkennen, daß die Bewohner der Hauptstadt in Lebensgefahr schwebten. Mehrere telegraphische Anfragen, was vorgefallen sei, blieben ohne Antwort. Erst am Abend zeigte Tewfik Pascha, der bekannte türkische Diplomat, Botschafter in London und damals Minister des Äußern, seine Ernennung zum Großwesir an. Er befahl, Ruhe und Ordnung in den drei mazedonischen Vilajets, Kossovo, Monastir und Saloniki, die Mahmud Paschas Generalinspektion unterstellt waren, aufrecht zu erhalten. Sofort erinnerte sich dieser eines Gesprächs mit Tahir Pascha, der ihn über einen Wechsel im Großwesirrat hatte aushorchen wollen. Er warf dabei Hilmi Pascha Schwäche in der Amtsführung vor und fragte ihn, wie er über Tewfiks Nachfolgerschaft denke. Auf Mahmuds Einwendungen, daß Hilmi als Generalinspekteur in Mazedonien sehr streng vorgegangen sei und sich überhaupt als tüchtiger Staatsmann bewährt habe, war dann noch Tahirs Einwand erfolgt, der Großwesir müsse Europa kennen, was Hilmi fehle. Dann brach das Gespräch ab; Tahir kehrte nach Konstantinopel zurück. Bei dessen Stellung im großherrlichen Palais stand es außer Zweifel, daß es sich um einen neuen, dort schon erwogenen Umsturzversuch handelte und daß Mahmud Pascha nur hatte sondiert werden sollen. Sein Argwohn wurde rege.

Die Depesche des neuen Großwesirs war ganz im alten Stile abgefaßt und ließ nach Inhalt und Wortlaut die Rückkehr des absoluten Regimes erraten. Es war aber nicht deutlich zu erkennen, ob dies die Folge der Erhebung der Garnison von Konstantinopel sei. Gleichzeitige Privattelegramme jedoch meldeten, daß die Meuterer ihre Offiziere niedergeschossen hätten.

Der Aufruhr war also ohne Zweifel im Gange, und Mahmud Schewket übersah im Augenblicke die verhängnisvollen Folgen, die dies unglückliche Ereignis für das ganze Land haben mußte: neue Unruhen, erbitterte innere Kämpfe, bei denen die Rechte, vielleicht auch die Sicherheit und das Leben der Ausländer gefährdet werden würden, Intervention der europäischen Mächte, Besetzung der Hauptstadt durch ihre Flottenequipagen, allgemeine Verwirrung und Auflösung. Dies erforderte unverzügliches Handeln. Auf der anderen Seite war ihm Verlust von Stellung und Freiheit, ja wohl Härteres noch gewiß, wenn sein Eingreifen fehlschlug. Das Verhältnis des Sultans zu der ganzen Bewegung war unklar; niemand wußte darüber Bescheid. Zufällig waren gerade am entscheidenden Tage, als die ersten sicheren Nachrichten kamen, mehrere jungtürkische Offiziere in meinem Berliner Hause als Gäste vereint. Alle äußerten die Überzeugung, daß Abdul Hamid II. der Bewegung fern stünde, augenblicklich nicht Herr seiner Entschließungen wäre, aber unbedingt auf dem Thron erhalten werden müsse. Volle Klarheit über den Hergang fehlte jedoch.

Der entscheidende Augenblick für Mahmud Schewket Pascha war gekommen, und dieser zögerte nicht, zu tun, was er als seine Pflicht erkannte. Er erwies sich als Mann des großen Entschlusses, wie er hier nötig war. Lassen wir ihn selbst sprechen:

„Etwa eine halbe Stunde, nachdem ich die Depesche des neuen Großwesirs erhalten, antwortete ich ihm, daß ich mit der ganzen III. Armee nach Konstantinopel marschieren werde, um die Meuterer zu züchtigen und die Hauptstadt zu retten. Ich verlangte ausführliche Nachrichten und bestimmte Angaben über die Lage."

So war der stille Mann, der Held der Arbeit und Apostel einfacher sachlicher Pflichterfüllung, der, dem gewöhnlichen Ehrgeize fremd, jeder Sucht nach Auszeichnung vor der Welt abhold gewesen, durch die Gewalt der Ereignisse aus seiner Bahn gerissen und gegen seine Neigung in ungewöhnlich schwieriger Zeit zu einer welthistorischen Persönlichkeit gemacht worden. Wohl keiner seiner alten Kameraden und Genossen hatte zuvor weniger als er an eine solche Rolle gedacht, sicherlich keiner sie sich weniger gewünscht. Aber auch keinem war sie von den anderen weniger prophezeit, keiner von ihnen war als weniger dafür geschaffen angesehen worden. Mahmud Schewket dachte man sich unverwandt am Arbeitstische in seine Studien und Schriften vertieft, nicht auf der Bühne großer politischer Ereignisse.

Auch in dem Strudel fortwährend wechselnder Vorgänge, der ihn von nun ab umgab, blieb er übrigens der alten Leidenschaft treu. Erst kürzlich schrieb mir ein bewährter Freund aus Konstantinopel, der bis in seine letzte Lebensperiode, die Zeit seines Großwesirats, hinein viel mit ihm zu tun hatte: „Euer Exzellenz Gefühle für Mahmud Schewket Pascha teile ich vollständig und bin gleicher Meinung mit Ihnen. Ich habe mit Mahmud Schewket um die Jahrhundertwende in gemeinsamer Arbeit ein Spezialprojekt zur Durchführung gebracht. Bisher habe ich keinen zweiten Türken kennen gelernt von gleich praktischer Veranlagung, von gleicher Tüchtigkeit im Erwägen, Beschließen und Handeln. Auch was Fleiß anbetrifft, sucht man vergeblich nach einem, der es ihm gleich täte. Ich bin morgens um ½9 Uhr im Kriegsministerium gewesen und fand Mahmud Schewket Pascha arbeitend, und abends, wenn ich um dieselbe Stunde zu ihm kam, war er noch immer am Wirken. In all den Jahren, die ich ihn kannte, habe ich mit ihm in persönlichem und, so lange er von Konstantinopel abwesend war, in brieflichem Verkehr gestanden.

„Ich weiß also, was die Türkei, weiß auch was Deutschland an ihm verloren hat. Die, welche ihn ermordeten, haben ihr Vaterland um einen Mann gebracht, dessen Verlust mehr bedeutet, als vielleicht der verschiedener Schlachten.

„Trotzdem verzweifle ich nicht, namentlich dann nicht, wenn Deutschland auch in Zukunft mit seiner treuen Hilfe nicht versagt."

Mit regstem Interesse verfolgte ich Mahmud Paschas Tätigkeit. Ich wußte, wieviel es ihn kostete, aus der ihm lieben, nach außen hin immerhin noch unscheinbaren Stellung eines Generalinspekteurs zu scheiden, aber auch,

wie gehorsam seine Seele dem war, was er als seine Pflicht erkannte. Ich wußte, daß er keinen Schritt davon zurückweichen würde, so schwer es ihm auch fiel.

„Mit tiefer Bewegung" — so schrieb ich ihm am 24. April, als eben die Niederlage der Meuterer bekannt wurde — „drücke ich Ihnen in wenig Worten meine herzliche Teilnahme an alledem, was Sie in den letzten Tagen für Ihr Vaterland getan haben, aus. ‚Glückwunsch' wäre in den traurigen Umständen nicht das richtige Wort; wohl aber darf ich von aufrichtiger kameradschaftlicher Bewunderung für Sie und die Ihrigen sprechen . . .

„Was Sie in den letzten Zeiten seit dem 13. April durchgemacht haben und welche inneren Kämpfe Sie bestehen mußten, kann ich mir lebhaft vorstellen. Um so anerkennenswerter ist der schnelle Entschluß, den Sie gefaßt haben; denn nur ein solcher konnte die Türkei aus der schweren Krisis retten, in die sie gestürzt worden war . . .

„Erfolgte der Gegenstoß der jungtürkischen Partei nicht so prompt und energisch, wie es geschehen ist, so hätten sich zu den inneren Feinden auch die äußeren gesellt. Die Grenzen wären vielleicht von den Bulgaren sowohl wie von den Serben überschritten worden. Jetzt hoffe ich, daß diese Gefahr beseitigt ist; denn die Ordnung und die Einheit im ottomanischen Reiche ist mit Ihrem Siege zunächst wieder hergestellt. Die Schnelligkeit, mit der es Ihnen gelungen ist, eine bedeutende Streitmacht unter so außerordentlich schwierigen Verhältnissen vor den Toren von Konstantinopel zusammenzubringen, hat mit Recht die Bewunderung Europas erregt und wird Ihre Nachbarn davon abhalten, leichten Herzens einen Angriff zu unternehmen . . .

„Hoffentlich glückt es, die übrigen Unruhen im Lande bald zu beschwichtigen, damit das gesamte Reich nach außen hin wieder einheitlich geschlossen dasteht. Daß es Ihnen und den Ihrigen an vornehmer Mäßigung und Selbstüberwindung nicht fehlen wird, weiß ich. Nicht Rache, sondern nur eine strenge Gerechtigkeit darf von seiten der Sieger jetzt geübt werden. In der Versöhnlichkeit liegt gegenwärtig eine große Klugheit. Würde das Reich nicht von außen bedroht sein, so lägen die Dinge anders. Aber an diese Gefahr muß von jedem Patrioten gedacht werden, bis die innere Erstarkung durch ruhig fortschreitende Reformarbeit erreicht ist.

. . . . . .

„Alles, was auf seiten Ihrer Partei geschehen ist, macht den Eindruck eines wohlüberlegten, maßvollen und kräftigen Handelns. Dies von mir zu hören, wird Ihnen hoffentlich etwas Freude machen und vielleicht auch ein wenig dazu beitragen, Sie bei der Lösung der schweren Aufgabe, die zu erfüllen Gott Ihnen auferlegt hat, zu stärken."

Doch wir kehren nun nach Saloniki zurück und folgen den Ereignissen, wie sie sich von dort aus entwickelt hatten.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Das Ende der Fremdherrſchaft in Deutſchland.

Von
Guſtaf Dickhuth.

I.

Die Operationen des Herbſtfeldzuges 1813[1]) hatten zu dem Ergebnis geführt, daß am 15. Oktober Napoleon mit dem größten Teil ſeiner Kräfte bei Leipzig ſtand, während die Verbündeten konzentriſch gegen Leipzig vorgingen.

Die Franzoſen ſtanden mit fünf Korps ſüdlich Leipzig, den rechten Flügel an die Pleiße gelehnt, in der Linie Connewitz—Markkleeberg—Wachau—Liebertwolkwitz.

Gegen dieſe Stellung ging Wittgenſtein in vier Kolonnen vor. Links, an der Pleiße, Kleiſt; weiter nach rechts erſt der Prinz Eugen von Württemberg, dann Gortſchakow und Klenau.

Hinter Wittgenſtein folgten die ruſſiſch-preußiſchen Garden und Reſerven.

Die öſterreichiſchen Reſerven unter Merveldt wurden weiter weſtlich eingeſetzt, in dem ſchmalen Streifen zwiſchen Pleiße und Elſter. Sie ſollten den rechten franzöſiſchen Flügel bei Connewitz eindrücken.

Noch weiter weſtlich, in dem Bogen, den die von Süden kommende Elſter nach Weſten bildet, ging Gyulay gegen Lindenau vor, wo die einzige Rückzugsſtraße mündete, die die Franzoſen über die Pleißen- und Elſterniederung nach Merſeburg führte.

Nördlich Leipzig ſtanden drei franzöſiſche Korps unter dem Marſchall Ney. Sie ſollten Blücher aufhalten, falls dieſer von Halle anmarſchierte. Wenn aber Blücher, wie Napoleon annahm, weiter ſüdlich — über Merſeburg oder Weißenfels — vorging, dann ſollte Ney ſofort alles Entbehrliche zum Kaiſer nach Wachau ſchicken.

Tatſächlich ging die Schleſiſche Armee von Halle her gegen Leipzig vor. Es war dem General Blücher trotz aller Bemühungen nicht gelungen, den Kronprinzen von Schweden mit vorzubringen. Die Nordarmee ſtand noch einen Tagemarſch nördlich von Halle.

---

[1]) Das Nähere über dieſe Operationen ſiehe „Deutſche Rundſchau", März bis September 1913.

Im Anmarsch zum Schlachtfeld waren:

von den Franzosen das Korps Macdonald — von Taucha östlich Leipzig nach Liebertwolkwitz;

die Division Dombrowski und die Division Delmas — von Düben nach Leipzig;

das Korps Reynier noch bei Düben;

von den Verbündeten das Korps Colloredo — von Chemnitz nach Güldengossa;

die Armee Bennigsens von Dresden nach Güldengossa.

Der 16. Oktober begann trübe, kalt und regnerisch; dichter Nebel lag über dem nassen Boden.

Die Truppen rückten noch im Dunkeln aus ihren Biwaks; viele, ohne abzukochen.

Bei den Verbündeten begann der Prinz Eugen den Angriff. Um 8 Uhr ging er in zwei Kolonnen von Güldengossa vor. Links marschierte die Division Püschnitzky direkt auf Wachau los; rechts neben ihr die Division Schachowskoi. Hinter dem linken Flügel folgte die preußische Brigade Klüx.

Vom Feind waren auf den Wachauer Höhen nur wenig Schützen zu erkennen und etwa sieben Geschütze. Der Prinz ließ seine beiden Batterien das Feuer eröffnen. Darauf fuhren die feindlichen Geschütze ab.

Von der linken Division Püschnitzky ging nun die Brigade Reibnitz gegen den westlichen Teil von Wachau vor. Die Brigade Klüx wendete sich gegen den östlichen Teil.

Wachau war nur schwach besetzt. Der Feind wurde ohne Mühe vertrieben. Als aber die russischen Schützen über den jenseitigen Dorfrand vorgingen, standen sie plötzlich vor einer langen Artillerielinie, die sich nördlich und östlich von Wachau unabsehbar hinzog und alsbald ein vernichtendes Feuer eröffnete. Zugleich rückte die Masse der feindlichen Infanterie in die Stellung ein. Mehrere starke Kolonnen nahmen die Richtung auf Wachau und warfen die Russen in das Dorf zurück. Nach langem, erbittertem Bajonettkampf, in dem die Russen ein Drittel ihrer Leute verloren, setzten sich die Franzosen in den Besitz von Wachau. Noch zweimal wurde das Dorf von den Russen wieder genommen und wieder verloren.

Etwa um ½10 waren Reibnitz und Klüx zurückgedrängt bis in eine Geländefalte südlich von Wachau. Hier konnten sie sich aber halten und begannen nun ein stundenlanges Schützengefecht.

Noch schwieriger war die Lage auf dem rechten Flügel des Prinzen, wo die Truppen auf völlig freier Ebene standen, dem Feuer von fast hundert Kanonen schutzlos preisgegeben. Von den 23 russischen Geschützen wurden 17 sofort zusammengeschossen, und bewunderungswürdig ist die Ausdauer und Todesverachtung der Truppen, die in diesem Feuer aushielten und keinen Schritt zurückgingen.

Links von dem Prinzen Eugen stand der General Kleist. Als er den Beginn des Gefechtes neben sich hörte, brach er auf gegen die Höhe zwischen Wachau und Markkleeberg.

Zwei Bataillone unter dem Oberstleutnant Loebell schickte er, um Markkleeberg zu besetzen. Rechts davon ging die Avantgarde der Division Helffreich vor, dahinter die preußische Brigade Prinz August.

Die beiden Bataillone Loebells warfen mit Unterstützung der Artillerie die Polen Poniatowskis aus Markkleeberg heraus. Rechts davon nisteten sich Helffreichs Schützen in den Wiesengrund ein, der sich nach Wachau hinzieht. Sie kamen da in schweres Feuer französischer Artillerie und erlitten derartige Verluste, daß ihre ohnehin schwachen Bataillone nur noch eine dünne Linie bildeten.

Unterdessen ging auch um das Dorf Markkleeberg der Kampf mit wechselndem Glück hin und her; doch gelang es den Polen niemals, die Schützen Loebells ganz zu vertreiben.

Kleist erkannte, daß ein Angriff seiner Kolonne auf die feindliche Hauptstellung ganz undenkbar war. Um nur seine Stellung zu behaupten, setzte er die preußische Brigade Prinz August rechts neben Helffreich ein. Der Prinz machte einen Vorstoß gegen Wachau, wurde aber abgeschlagen und verlor fast die Hälfte seiner Leute.

So war auch Kleists Vorgehen aus Mangel an Kräften ins Stocken gekommen. Er hielt zwar Markkleeberg und den anschließenden Höhenrand, aber seine Truppen schmolzen unter dem feindlichen Artilleriefeuer immer mehr zusammen. In Reserve hatte er nur noch drei Bataillone.

Auch rechts vom Prinzen Eugen kam die Kolonne Gortschakow nicht vorwärts. Gortschakow, der allerdings sehr schwach war, begnügte sich mit einer Kanonade und entfaltete seine Infanterie nur, ohne sie einzusetzen. Er mochte einen Angriff für aussichtslos erkennen.

Zwischen dem Prinzen Eugen und Gortschakow befand sich Pahlen mit der Kavallerie. Er war anfangs in gleicher Höhe mit der Infanterie vorgegangen, dann aber wegen großer Verluste weiter zurückgeblieben. Um 10 Uhr erhielt Pahlen die Bitte des weiter rechts befindlichen Klenau, ihn mit einem Teil seiner Regimenter zu unterstützen, da er stark überlegene Kavallerie gegen sich habe.

Pahlen schickte die ostpreußischen und brandenburgischen Kürassiere und zwei schlesische Landwehr-Regimenter.

Klenau war mit seiner Kavallerie vorausgeritten auf den östlich von Liebertwolkwitz liegenden Kolmberg und dort mit Toll zusammengetroffen.

Der Kolmberg ist wie alle Erhöhungen der dortigen Gegend nur ein ganz unbedeutender Hügel, gestattet aber doch eine erstaunliche Fernsicht.

Liebertwolkwitz schien nur schwach besetzt, dagegen sah man von Osten her starke Kolonnen Infanterie und Kavallerie anmarschieren; das Korps Macdonald und das Kavalleriekorps Sebastiani, die durch Napoleon von Taucha her gegen die rechte Flanke der Verbündeten angesetzt waren.

Klenau schickte seine Kavallerie über den Kolmberg hinweg in diese Richtung.

Mit der Infanterie ging er auf Liebertwolkwitz vor. Das Dorf war vom 14. Oktober her ein rauchender Trümmerhaufen. Da es nur schwach besetzt war, wurde es von den Österreichern im ersten Anlauf genommen. Aber

es gelang nicht, die Franzosen ganz hinauszuwerfen. Besonders hielten diese sich in dem hochgelegenen, von starker Mauer umgebenen Kirchhof und in den nördlichen Häusern. Lauriston schickte mehr und mehr Verstärkungen, und schließlich mußten die Österreicher Schritt vor Schritt weichen.

Klenau aber getraute sich nicht, seine Reserven einzusetzen, da er in Sorge war vor der heranmarschierenden Umgehungskolonne des Feindes.

Somit hatte sich auf dem südöstlichen Teil des Schlachtfeldes, zwischen Pleiße und Parthe, gegen 11 Uhr vormittag folgende Lage ergeben:

Die vier Angriffskolonnen Wittgensteins hatten anfangs vordringen können, da der Feind in der Morgenfrühe noch nicht genügend Kräfte verfügbar hatte und offenbar durch den Angriff der Verbündeten überrascht war.

Nach und nach aber war es den Franzosen gelungen, alle verlorenen Punkte wieder zu erobern.

Den Verbündeten fehlte es an Kräften, die Verluste zu ergänzen und dadurch das Gewonnene zu behaupten. Noch hielten sich ihre vordersten Linien, wenn auch unter schwersten Opfern, aber die schon anmarschierenden Verstärkungen des Feindes ließen um so mehr das Schlimmste befürchten, als sie sich gegen die Flanke der Verbündeten richteten.

Kurz nach 9 Uhr war der Zar bei Güldengossa eingetroffen; etwas später der König von Preußen; gegen Mittag Kaiser Franz.

Die Übermacht der Franzosen war deutlich erkennbar. Die vier schwachen Kolonnen Wittgensteins verschwanden völlig im Gelände. Es lag klar vor Augen, daß der Angriff mit ganz unzureichenden Kräften unternommen war.

Kaiser Alexander schickte den russisch-preußischen Garden den Befehl entgegen, im Marsch auf Güldengossa zu bleiben, und sandte seinen Flügeladjutanten Oberst Wolzogen auf das linke Pleißeufer zu Schwarzenberg, um diesen zu bestimmen, die österreichischen Reserven sofort auf das rechte Ufer hinüberzuschicken.

Merveldt hatte um 9 Uhr die Brigade Longueville gegen Connewitz vorgehen lassen. Die Polen hatten die Brücke über die Pleiße verbarrikadiert; mehrere Geschütze bestrichen den zu ihr führenden Damm. Längs des rechten Ufers und im Dorf Connewitz lagen die Schützen Poniatowskis, durch den Damm, die Büsche und die Häuser gut gedeckt.

Das linke Ufer, auf dem die Österreicher vorgehen mußten, war sumpfig, gestattete keine Entwicklung stärkerer Kräfte und vor allem nicht das Einsetzen von Artillerie.

Nach mehreren erfolglosen, äußerst verlustreichen Angriffen befahl der persönlich anwesende Schwarzenberg dem General Merveldt, vor Connewitz nur zu demonstrieren und den Übergang weiter südlich bei Dölitz zu erzwingen.

Hier lagen die Verhältnisse anscheinend günstiger. Die Pleiße bildete mit dem Mühlgraben eine kleine Insel, auf der die Wirtschaftsgebäude des Gutshofes lagen. Auf dem linken Ufer lag das Schloß, auf dem rechten das Dorf mit der Mühle. Vom Schloß nach der Insel führte eine Holzbrücke; von der Insel nach dem Dorf eine zweite Brücke durch einen massiven Torweg. Die Brücken waren nicht abgebrochen, das Schloß von den Polen stark besetzt.

Es gelang den Österreichern, das Schloß zu nehmen. Aber der Versuch, auf das rechte Ufer überzugehen, mißglückte. Umgekehrt aber gelang es auch den Polen nicht, das Schloß wieder zu nehmen. Die Österreicher zerstörten die Holzbrücke zum Teil. Die Polen hielten das rechte Ufer, wo sie auch Geschütze auffuhren.

Gegen 11 Uhr traf der Oberst Wolzogen bei Schwarzenberg ein mit dem Auftrage des Kaisers Alexander. Er fand den Feldherrn in sichtbarer Verlegenheit.

„Ich muß selbst befürchten," sagte Schwarzenberg, „daß wir über Connewitz nicht durchdringen. Merveldt hat dort schon 2 Generale und 4000 Mann verloren, und es ist wenig Aussicht vorhanden, daß es besser gehen wird."

Nun erst äußerte sich der Chef des Generalstabes Radetzky. Er meinte etwas naiv, der Plan Schwarzenbergs habe ihm von Anfang an mißfallen, und riet, die österreichischen Reserven sofort auf das rechte Ufer hinüber zu schicken. Auch Jomini riet dazu.

Schwarzenberg schwankte noch. Es mochte ihm schwer fallen, den Gedanken aufzugeben, den er so lange und so hartnäckig festgehalten hatte.

Da schlug Jomini vor, einen Adjutanten auf den Kirchturm von Gautsch zu schicken, um nach dem rechten Ufer Ausschau zu halten. Mit Schwarzenbergs Genehmigung stieg er dann selbst auf den Turm und berichtete bald, daß drüben die Gefahr offenbar groß und schleunige Hilfe dringend nötig sei. Darauf befahl Schwarzenberg um 12 Uhr mittags: Merveldt sollte fortfahren, mit den Divisionen Longueville und Crenneville den Übergang bei Dölitz zu erzwingen; die Divisionen Bianchi und Weißenwolff sollten kehrt machen, die Pleiße überschreiten und jenseits auf Güldengossa marschieren. Er selbst ritt mit der Kavalleriedivision Nostitz voraus.

Es wird nötig sein, den bisherigen Verlauf der Schlacht von der Seite der Franzosen zu betrachten.

Napoleon war um 9 Uhr von Leipzig zu Wagen auf dem Schlachtfelde eingetroffen und hatte seinen Standpunkt zwischen Wachau und Liebertwolkwitz genommen.

Murat orientierte ihn dort über die verschiedenen Kolonnen der Verbündeten, so weit sie erkennbar waren, und der Kaiser beobachtete lange durch sein Fernglas. Er war sichtlich verstimmt, daß Schwarzenberg ihm zuvorgekommen war und den Angriff begonnen hatte, ehe alle französischen Korps zur Stelle waren. Er konnte von seinem Standpunkt nicht hinter die zahlreichen Geländewellen sehen, konnte also auch nicht erkennen, wie schwach die Verbündeten hier tatsächlich waren. Vielmehr mußte er annehmen, daß er auf dem rechten Pleißeufer die gesamte Hauptarmee vor sich hatte.

Gegen deren überraschenden Angriff hatte er vorläufig nur einen kleinen Teil seiner Kräfte verfügbar. Auch so war er den Verbündeten tatsächlich noch weit überlegen; aber das konnte er eben nicht ahnen, und so glaubte er seine jetzt vorhandenen Truppen einsetzen zu müssen, um zunächst die bedrohtesten Punkte zu verstärken.

Um ½10 Uhr, als das schwache Korps Poniatowski von Kleist heftig

bedrängt wurde, zog Napoleon das Korps Augereau und das Dragonerregiment Letort der alten Garde von dem linken nach dem rechten Flügel.

Als die Kolonne Klenau gegen den Kolmberg und Liebertwolkwitz vorging, zog Napoleon sechs Divisionen der Garde nahe an dieses Dorf heran.

Als der Kampf um Wachau entbrannte, wurden die beiden letzten Gardedivisionen und das 1. und 5. Kavalleriekorps dorthin geschickt.

Alle diese Bewegungen waren etwa um 11 Uhr beendet. Damit aber hatte Napoleon alle die Truppen aus der Hand gegeben, mit denen er den rechten Flügel des Feindes hatte umfassen wollen. Der Gedanke, daß Murats schwache Truppen mit mehrfacher Überlegenheit angegriffen wurden, war zu dieser Zeit durchaus begreiflich; aber er war tatsächlich falsch, und so waren auch die Anordnungen Napoleons falsch.

Man kann sich denken, mit welcher Ungeduld der Kaiser auf das Eingreifen Macdonalds wartete, dessen Spitzen jetzt in der Ferne sichtbar wurden, und auf die Korps Marmont und Souham, die nördlich von Leipzig herankommen sollten und von denen vorläufig noch nichts zu sehen war.

Um 11 Uhr standen die Dinge so:

Auf dem rechten Flügel Poniatowski bei Connewitz und Markkleeberg.

Links daneben Augereau, nordwestlich von Wachau.

Dahinter das Kavalleriekorps Sokolnicki und das Dragoner-Regiment Letort.

Victor und Lauriston in der Linie Wachau—Liebertwolkwitz, dicht dahinter die junge Garde, das 1. und 5. Kavalleriekorps.

In Reserve die alte Garde und die Gardekavallerie.

Macdonald mit Sebastiani in der Entwicklung gegen Liebertwolkwitz.

Das Wetter hatte sich inzwischen völlig aufgeklärt. Man konnte weithin das Gelände überblicken. Aber was der Kaiser sah, das mußte ihm unerklärlich scheinen:

Vier verhältnismäßig schwache Angriffskolonnen der Verbündeten gingen gegen die französische Stellung vor, vereinzelt, ohne erkennbare Oberleitung; dahinter, in weiter Entfernung, wenige ebenso schwache Reserven. Von der Masse der Hauptarmee war nichts zu sehen.

Vom anderen Ufer der Pleiße klang deutlich der Schall des Gefechts herüber. Aber Napoleon war natürlich weit entfernt, vorauszusetzen, daß Schwarzenberg dorthin starke Kräfte disponiert habe. Er traute seinem Gegner immer etwas Vernünftiges zu.

So schien denn nur noch die eine Annahme möglich, daß man überhaupt nicht die ganze Hauptarmee vor sich hatte, sondern nur einen Teil von ihr. Schwarzenberg mochte glauben, daß er auch heute noch nur die Truppen von Murat vor sich habe, und gegen diese schwachen Kräfte konnte er einen Angriff mit Teilen der Hauptarmee für ausreichend halten.

Man muß zugeben, daß dieser Gedankengang durchaus verständlich ist, nach dem, was Napoleon vom Feinde wußte. Der Kaiser beschloß also, trotz der nun fehlenden oder doch nur mit geringen Kräften angedeuteten Umfassung den Frontalstoß auszuführen, sobald die Korps von Norden an-

gekommen sein würden. Macdonald sollte inzwischen den Kolmberg nehmen und gegen die rechte Flanke Klenaus vorgehen.

Klenau hatte den Berg mit zwei Bataillonen und 12 Geschützen besetzt. Als er das Vorgehen Macdonalds erkannte, schickte er auch die Brigade Schaefer dorthin. Sie kam aber nicht mehr zur rechten Zeit. Die Division Charpentier hatte die Stellung bereits genommen.

Klenau und Toll setzten sich nun selbst an die Spitze der Brigade Schaefer, um den Franzosen den Kolmberg wieder zu entreißen. Ihr Angriff wurde abgewiesen; Klenau wurde unter seinem erschossenen Pferde beinahe gefangen genommen; die ganze Brigade ging zurück.

Diesen Moment benutzte Sebastiani, um mit 52 Schwadronen gegen die erschütterte österreichische Infanterie anzureiten. Ohne Zögern warfen sich die österreichischen O'Reilly- und Hohenzollern-Chevauxlegers auf die französische Übermacht, um die eigene Infanterie zu retten. Einen Augenblick stutzten die Franzosen; dann wurden die Chevauxlegers geworfen. Zwar versuchten die Kaiserkürassiere sie aufzunehmen, aber auch sie wurden über den Haufen geritten, und nun warf sich Sebastiani von neuem auf die Brigade Schaefer.

Da kamen im rechten Augenblick die von Pahlen geschickten 14 preußischen Schwadronen und die Kosaken des Hetmans Platow und griffen sofort an. Sebastiani hätte immer noch siegen können, aber er zog es vor, hinter seine Artillerie zurückzugehen, deren Feuer die preußische Kavallerie zum Stehen brachte. Die Brigade Schaefer aber hatte sich inzwischen in Sicherheit bringen können.

Es trat nun nach 1 Uhr hier eine Pause ein. Im Sinne Napoleons war das nicht. Macdonald mußte unaufhaltsam im Vorgehen bleiben. Statt dessen krönte er den Kolmberg mit starker Artillerie und ließ die badische Infanterie schanzen. Es scheint, als habe er abwarten wollen, bis die Division Gérard eine noch weiter östlich ausholende Bewegung ausgeführt hatte

In der Zeit von 11—1 Uhr hatte unterdessen der Kampf im Zentrum und auf dem westlichen Flügel mit unverminderter Heftigkeit fortgedauert. Die Verbündeten hatten den Angriff aufgegeben und waren jetzt überall in der Defensive.

Um 2 Uhr waren sämtliche Angriffskolonnen der Verbündeten zurückgeworfen bis in die Linie, von der sie am Morgen ausgegangen waren. Kleist allein hielt sich wunderbarerweise noch immer mit Teilen in Markkleeberg. Der Artilleriekampf tobte auf der ganzen Front. Hinter der französischen Artillerie sammelten sich sichtbar starke Infanteriekolonnen. Ein allgemeiner Angriff der Franzosen war in nächster Zeit zu erwarten.

Allerdings hatten auch die Verbündeten schon etwas Verstärkung erhalten. Die 1. russische Grenadierdivision war südlich von Güldengossa angelangt, die 2. russische Infanteriedivision und die Kavalleriebrigade Gudowitsch wendeten sich links davon in der Richtung auf Wachau.

Aber das Schicksal des Tages stand auf des Messers Schneide. Ehe diese Verstärkungen wirksam werden konnten und vor allem ehe die österreichischen Reserven vom linken Pleißeufer herüberkamen, konnte die Schlacht bereits entschieden sein.

Napoleon hatte mit Befriedigung die Wirkung seiner Artillerie und die Eroberung des Kolmberges beobachtet. Nachdem Lauriston auch Liebertwolkwitz genommen hatte, schickte der Kaiser dem König von Sachsen die Nachricht nach Leipzig, daß alles gut gehe und daß die Franzosen Anhöhen und Dörfer besetzt hätten. Er ordnete an, daß in Leipzig alle Glocken läuten sollten, um dem Heere die errungenen Erfolge anzuzeigen.

Der Kaiser nahm an, daß Macdonald nach Wegnahme des Kolmberges sofort gegen die rechte Flanke der Verbündeten vorgehen werde, und traf inzwischen seine Vorbereitungen für einen gleichzeitigen Frontalstoß auf der ganzen Linie. Ungeduldig wartete er auf Marmont. Er hatte gehofft, nicht nur ihn, sondern auch Souham und Bertrand südlich Leipzig verwenden zu können. Bald nach 11 Uhr kam folgende Meldung von Ney:

„Sire, ich schicke soeben das IV. Korps (Bertrand) nach Lindenau zur Unterstützung des Herzogs von Padua (Arrighi), der auf diesem Punkt nur 4 Bataillone hat und der mir meldet, daß er eben von einer starken Kolonne angegriffen wird, die von Lützen kommt. Das IV. Korps (Marmont) wird eine Division nach Schönfeld schicken (östlich Leipzig, an der Parthe), um die Parks und Trains zu schützen, die sich dort sammeln. Die beiden anderen Divisionen werden alsbald durch das III. Korps (Souham) abgelöst werden und sich sofort gegen Liebertwolkwitz echelonieren. Kommt der Feind nicht allzu stark von Halle her, so wird das III. Korps der Bewegung des VI. folgen, mit Ausnahme einer Division, die nördlich Leipzig bleibt."

Dies ist nun wieder ganz der Marschall Ney.

Der Kaiser hatte Marmont nach Liebertwolkwitz haben wollen. Tatsächlich stand das Korps Souham näher nach dorthin, also günstiger für den Abmarsch. Statt nun, sicherlich im Sinne Napoleons, so schnell als möglich das Korps Souham zu schicken, führt er den Befehl des Kaisers buchstäblich aus und löst erst das Korps Marmont durch Souham ab; worüber natürlich Stunden vergehen mußten.

Wenig später erhielt Napoleon von Marmont die Meldung: „Mir wird in diesem Augenblick gemeldet, daß man auf 2½ Stunden Entfernung den Marsch von 8—9 Bataillonen auf der Straße von Halle her entdecke. Durch die lebhafte Kanonade bei Wachau werde ich aber bestimmt, meine Bewegung nach Liebertwolkwitz dennoch anzutreten."

Hiernach war Marmont entschlossen abzumarschieren, ohne auf die Ablösung durch Souham zu warten. Napoleon durfte annehmen, daß zwei Divisionen Marmonts in Kürze bei Liebertwolkwitz eintreffen würden. Dagegen konnte er auf Souham vorläufig nicht rechnen und auf Bertrand überhaupt nicht mehr.

Eine entscheidende Umfassung des feindlichen rechten Flügels war aus Mangel an Kräften schon um diese Zeit nicht mehr möglich. Um so wichtiger war es, das Zentrum möglichst stark zu machen. Es ist begreiflich, daß Napoleon auf Marmont wartete, der nach seiner Meinung jeden Augenblick eintreffen mußte. Erst als es 2 Uhr und Marmont noch immer nicht da war, entschloß sich der Kaiser zum Angriff.

Zu dieser Zeit ging auf dem linken Flügel der Verbündeten Kleist lang-

sam zurück, auch Markkleeberg wurde teilweise geräumt; die russischen Kürassiere wichen vor den polnischen Lanzenreitern.

Da erschien südlich von Markkleeberg an der Pleißenbrücke von Cröbern die österreichische Kavalleriedivision Nostitz, die den Divisionen Bianchi und Weißenwolff von Connewitz und Dölitz her vorausgeeilt war.

Nostitz sah, wie Kleist die Höhen zwischen Wachau und Markkleeberg räumte. Er erkannte, daß es die höchste Zeit war einzugreifen, ehe die Franzosen sich des Überganges von Cröbern bemächtigten. Denn wenn diese Brücke in Feindeshand war, dann konnten die anmarschierenden österreichischen Reserven keine Hilfe mehr bringen.

Eben erschien die französische Kürassierdivision Berkheim, die von Markkleeberg her gegen Cröbern vorging. Nostitz schickte dieser Division die Sommariva-Kürassiere entgegen. Die Franzosen wurden geworfen; auch die ihnen zu Hilfe kommenden sächsischen Zastrow-Kürassiere. Die verfolgenden Österreicher wurden durch Infanteriefeuer zum Stehen gebracht. Hinter der Infanterie sammelten sich die Franzosen und Sachsen wieder und warfen nun ihrerseits die Sommariva-Kürassiere auf Cröbern zurück.

Inzwischen hatten die nachfolgenden österreichischen Regimenter Herzog Albrecht und Lothringen ein ganz ähnliches Schicksal gehabt. Sie waren von Cröbern aus geradeaus geblieben in der Richtung auf Wachau, hatten die Polen Sokolnickis angegriffen und geworfen, waren ebenfalls durch Infanteriefeuer zur Umkehr gezwungen und von den Polen verfolgt worden, bis sie von den eben herausreitenden Regimentern Erzherzog Franz und Kronprinz Friedrich aufgenommen wurden.

Nostitz sammelte nun die Teile seiner Division. Die Franzosen wagten nicht mehr anzugreifen; die Österreicher aber hielten zwei Stunden unerschütterlich in schwerem Artilleriefeuer, um ihrer Infanterie den Übergang über die Pleiße offen zu halten.

Während dieses Kavalleriegefechtes war der Marschall Victor mit seinem Korps und zwei Divisionen junger Garde unter Oudinot über den Höhenrand von Wachau vorgegangen, in der Richtung auf die Schäferei Auenhain. Rechts von ihm wandte sich eine Division des Korps Augereau gegen Markkleeberg. Etwas später trat links neben Victor der Marschall Lauriston in zwei Kolonnen gegen Güldengossa und das östlich liegende Universitätsholz an, während Mortier mit zwei Divisionen junger Garde von Liebertwolkwitz her in das Niederholz eindrang und Macdonald auf dem äußersten linken Flügel vom Kolmberg aus das Dorf Seifertshayn angriff.

Unterstützt wurde diese Offensive durch 84 Geschütze der Reserveartillerie, die nun in die große Batterie zwischen Wachau und Liebertwolkwitz einfuhren. Hinter der Artillerie stand das 1. Kavalleriekorps, Teile des 5. Kavalleriekorps und die Gardekavallerie. Die Division Bordesoulle des 1. Kavalleriekorps war fast bis in die Höhe der Batterien vorgezogen.

Es war 1/2 3 Uhr — der vorher geschilderte Kavalleriekampf bei Cröbern war noch nicht zu Ende — da befahl der Kaiser dem General Bordesoulle, die russische Batterie zu nehmen, die den Angriff Victors und Lauristons unter Feuer hielt.

Bordesoulle verfügte über 18 Schwadronen mit 2500 Mann. Er schickte die sächsischen Gardekürassiere gegen die rechts von ihm stehende russische Gardebatterie und wandte sich selbst mit der Brigade Sopransi gegen eine Batterie weiter links; die Brigade Bessières folgte in Reserve.

Die sächsischen Gardekürassiere stießen zunächst auf die Trümmer der Truppen des Prinzen Eugen, insbesondere auf das russische Regiment Krementschug. Das 1. Bataillon, das nur noch aus 200 Mann bestand, wurde sofort überritten und zusammengehauen oder gefangen genommen; dann drangen die Kürassiere im Handgemenge in die Batterie und in das 2. Bataillon, das Karree gebildet hatte.

Bordesoulle machte indessen den General Bessières auf russische Kavallerie aufmerksam, die von Güldengossa her anritt. Es waren 18 Schwadronen der Gardekavallerie-Division unter Schewitsch.

Bessières stürzte sich sofort auf die Russen und warf sie in völliger Auflösung nach der Wiesenniederung westlich von Güldengossa. Die Russen jagten zurück über den dammartigen Übergang zwischen zwei Teichen, jenseits dessen die Monarchen auf dem Wachtberge hielten. Einzelne Franzosen verfolgten bis über den Damm hinüber; das Gros aber schwenkte ab und wendete sich gegen die Kürassiere der russischen Brigade Gudowitsch, die der Prinz Eugen persönlich von Auenhayn heranführte. Es kam hier zu einem unentschiedenen Handgemenge.

Die Monarchen hatten den Verlauf der Schlacht vom Wachtberge südlich Güldengossa beobachtet. Als die Kolonnen Victors und Lauristons die Höhen von Wachau überschritten, waren die russisch-preußischen Garden erst im Anmarsch. Der Zar befahl, die russische Artillerie vorzuziehen, und beorderte zum persönlichen Schutz der Monarchen drei Schwadronen Leibgarde-kosaken unter dem Grafen Orlow-Denisow.

Orlow jagte die wenigen französischen Reiter zurück, die über den Damm gekommen waren, überschritt dann seinerseits den Wiesengrund und wandte sich jenseits gegen die feindlichen Kürassiere. Zugleich eröffneten zwei reitende Batterien der Russen vom Südrand der Teiche das Feuer auf die französische Kavallerie. Es kam hier zu einem Handgemenge, das längere Zeit unentschieden blieb.

Dieses Handgemenge beobachtete der Kommandeur der neumärkischen Dragoner, der mit seinem Regiment auf dem linken Flügel Pahlens hielt und auf die Höhe vor Güldengossa geritten war. Er schickte Meldung zu Pahlen und warf sich mit den Dragonern und zwei Schwadronen schlesischer Ulanen in die Mêlée. Pahlen schickte noch die schlesischen Kürassiere nach; die Franzosen wurden geworfen und bis an die große Batterie verfolgt, deren Feuer den Verbündeten Halt gebot.

Gegen 1/2 4 Uhr war der große Reiterkampf zu Ende. Inzwischen war die französische Infanterie bis auf Schußweite an die Stellung der Verbündeten herangekommen.

Auf dem östlichen Teil des Schlachtfeldes war eine Pause eingetreten, nachdem Macdonald den Kolmberg besetzt hatte. Als Macdonald sah, daß

Victor und Lauriston vorgingen, setzte auch er sich wieder in Bewegung. Es kam hier zu wechselnden Kämpfen gegen die Truppen Klenaus. Die Dörfer Klein-Pösna und Seifertshayn wurden heiß umstritten. Bei Einbruch der Dunkelheit hielt Macdonald Klein-Pösna und den Kolmberg.

Rechts neben Macdonald ging Mortier mit zwei Divisionen junger Garde gegen das Universitätsholz vor. Dort hielt Gortschakow so lange aus, bis das Eingreifen der ersten russischen Grenadierdivision dem weiteren Vordringen der Franzosen ein Ende machte.

Weiter westlich tobte ein wilder Kampf um Güldengossa. Laristons Grenadiere fochten hier gegen russische Garden und die preußische Brigade Pirch. Es gelang den Verbündeten, das Dorf zu halten.

Erfolgreicher waren Victor und Oudinot. Sie warfen die Reste der Division Püschnitzky und der Brigade Klüx zurück, besetzten die Schäferei Auenhayn und hielten sie über Nacht fest.

Ein weiteres Vordringen der Franzosen war nicht mehr möglich, da hinter Güldengossa inzwischen die russisch-preußischen Garden eingetroffen waren.

Auf dem westlichen Flügel des Schlachtfeldes wurde noch immer um Markkleeberg gekämpft, als Oudinot mit zwei Gardedivisionen antrat und den rechten Flügel Kleists zurückdrängte. Da aber zur selben Zeit — etwa um 4 Uhr — die ersten Bataillone der österreichischen Reserve bei Cröbern eintrafen, so war die dringendste Gefahr bereits abgewendet.

Die Division Bianchi, die vor der Division Weißenwolff marschierte, hatte um 2 Uhr die Pleiße erreicht. Die Brücke bei Groß-Deuben war zerstört, das Ufer steil, das Flußbett schlammig. Mühsam gelang es den Österreichern durchzukommen, aber das schwerste war doch das Durcharbeiten durch das weglose dichte Gehölz des rechten Ufers. Nur dem unermüdlichen Eifer Bianchis und dem willigen Gehorsam seiner braven Leute ist es zu danken, daß die Flußniederung von beiden Divisionen in nur einer Stunde überschritten wurde.

Bianchi schickte von Cröbern aus das vorderste Regiment Hessen-Homburg nach Wachau; er selbst führte die Regimenter Hiller, Colloredo und Esterhazy gegen Markkleeberg. Das Regiment Hohenzollern-Kürassiere folgte; das Infanterieregiment Simbschen blieb als Reserve bei Cröbern.

Bianchi nahm Markkleeberg nach erbittertem Kampf und verfolgte den Feind bis Dölitz. Die glänzende Tapferkeit dieses Angriffes hat das Schicksal des Tages gewendet.

Abgelöst durch die Österreicher, gingen Kleists Truppen gegen 5 Uhr in guter Ordnung auf Cröbern zurück.

Weißenwolff folgte der Division Bianchi, besetzte die Höhen zwischen Markkleeberg und Wachau und wies einen Vorstoß der letzten französischen Reserve — der Gardedivision Curial — zurück.

Vor Markkleeberg fand er fünf verlassene französische Geschütze. Er ließ sie dem General Kleist zuführen: die Preußen besäßen durch ihren tapferen Widerstand an dieser Stelle den gerechtesten Anspruch darauf.

Während diese Kämpfe auf dem rechten Pleißeufer sich abspielten, hatte

Merveldt unermüdlich versucht, vom linken Ufer her auf Connewitz und Dölitz durchzudringen. Vor Connewitz lagen die Österreicher in dichten Reihen vor der Brücke; die Büsche am Ufer waren gefüllt mit Toten und Verwundeten. Der Feldmarschall-Leutnant Longueville selbst, der seine Bataillone zweimal zum Sturm geführt hatte, war gefallen.

Vor Dölitz war es gegen 3 Uhr dem Feldmarschall-Leutnant Lederer gelungen, zwei Haubitzen am Schloß in Stellung zu bringen, von denen die Mühle in Brand geschossen wurde. Als gegen ½6 Uhr die Division Bianchi auf dem rechten Ufer bis Dölitz vordrang, glaubte Merveldt den entscheidenden Augenblick gekommen. Er ließ durch Pioniere eine Brücke schlagen und führte selbst die vorderste Kompagnie hinüber. Aber inzwischen hatte Bianchi Dölitz schon wieder geräumt, die Kompagnie wurde zurückgetrieben; Merveldt, der verwundet unter seinem erschossenen Pferde lag, wurde gefangen. Die Polen und Franzosen hielten Dölitz fest. Ihr noch am späten Abend unternommener Versuch, das Schloß zu nehmen, wurde aber abgewiesen.

Napoleon hatte den Gang der Schlacht von Wachau aus verfolgt. Mit hoher Befriedigung beobachtete er den anfänglichen Erfolg Bordesoulles. Als Victor die Schäferei Auenhayn nahm, als Oudinot in Güldengossa eindrang, da war der Kaiser und seine Umgebung voller Hoffnung.

„Sire," sagte Daru, „le monde va tourner encore une fois." Da kam die Enttäuschung. Bordesoulle wurde geworfen, seine Kürassiere gingen in völliger Auflösung zurück; Güldengossa ging wieder verloren; die übrigen Kolonnen kamen nicht vorwärts.

Es war 5 Uhr nachmittags. Napoleon hatte nichts mehr in Reserve als 9000 Mann alte Garde und die Kavallerie. Sollte er sie einsetzen?

Man sah hinter Güldengossa die russisch-preußischen Garden und bei Markkleeberg die österreichischen Reserven. Gegen diese weit überlegenen Kräfte war jetzt kaum noch ein Erfolg zu erwarten.

Inzwischen wurde die Lage bei Dölitz immer bedrohlicher, und so schickte Napoleon das Letzte, was er hatte — die Division Curial —, dorthin, um diesen Punkt um jeden Preis zu halten.

Damit aber war der Kampf in der Front endgiltig entschieden. Keiner der beiden Gegner hatte erheblich Gelände gewonnen oder verloren. Beide standen am Abend im wesentlichen da, wo sie am Morgen gestanden hatten.

Die heiß umstrittenen Dörfer brannten lichterloh. Dölitz, Markkleeberg, Wachau, Güldengossa erleuchteten mit ihren Flammen die düstere Oktobernacht.

II.

An demselben 16. Oktober hatte der Feldzeugmeister Gyulay einen schwachen Versuch gemacht, sich von Westen her in den Besitz von Lindenau zu setzen. Er hielt einen Angriff auf die brückenkopfartige Stellung der Franzosen für wenig aussichtsvoll und war von vornherein entschlossen, nur zu demonstrieren.

Als er gegen 8 Uhr morgens das Gefecht von Wachau herüberschallen hörte, trat er von Markranstädt an und näherte sich gegen ½11 Uhr der feindlichen Stellung. Er war dem General Arrighi an Zahl der Truppen

vielfach überlegen. Da er aber seine Kräfte nicht einheitlich und zielbewußt einsetzte, gelang es den Franzosen, Lindenau zu halten, bis der General Bertrand, den Ney geschickt hatte, mit dem IV. Korps zu Hilfe kam. Von da an wurde nichts Ernstliches mehr unternommen. Unter leichtem Gefecht standen die Feinde sich gegenüber, bis die Dunkelheit das Feuer einschlafen ließ.

Während hier so gut wie nichts geschah, wurde nördlich von Leipzig in erbittertem Ringen eine der blutigsten Schlachten dieses Krieges geschlagen — die Schlacht von Möckern.

Zum Verständnis muß daran erinnert werden, daß Napoleon am 14. Oktober seine Truppen von der Elbe über die Mulde nach Leipzig führte. Zur Deckung dieses Marsches hatte Marmont am 14. Oktober früh den Befehl erhalten, zwischen Leipzig und Halle eine Stellung zu nehmen, die er 24 Stunden halten könne. Marmont hatte eine solche gefunden in der Linie Breitenfeld (wo Tilly von Gustav Adolf geschlagen wurde) Lindenthal—Wahren. Der rechte Flügel fand eine Stütze an dem festen Schloß Breitenfeld; der linke lehnte sich an die Elster; zwischen den Flügeln lag eine Hochfläche, die gute Artilleriewirkung erlaubte.

Am 14. Oktober abends schreibt Marmont an Berthier: „Je mehr ich die Stellung studiere, die ich einnehme, um so mehr glaube ich mit ihr zufrieden sein zu dürfen. Aber sie ist zu ausgedehnt für die Truppenzahl, über die ich verfüge. Wenn jedoch Seine Majestät mein Korps um 10000 Mann verstärkt, so glaube ich versichern zu können, daß ich in der Lage sein werde, mich hier mit der doppelten Zahl von Gegnern schlagen zu können. Ich lasse einige Feldbefestigungen ausführen, die mir nützlich zu sein scheinen und die morgen vormittag fertig sein werden." Auf diesen Bericht stellte der Kaiser dem Marschall Marmont — falls er angegriffen würde — die Unterstützung durch das Korps Souham in Aussicht.

Marmont erhielt am 15. Oktober mehrfach Meldungen, daß Blücher von Halle her im Anmarsch sei. Er war abends auf den Kirchturm von Lindenthal gestiegen und hatte weithin den Himmel durch Wachtfeuer gerötet gesehen. Für den 16. Oktober war er auf einen Angriff gefaßt und meldete dies dem Kaiser.

Seine Meldung kreuzte sich mit einem Befehl Napoleons: „Die Nachrichten besagen, daß der Kronprinz (von Schweden) sich in Merseburg befindet (ist falsch). Man glaubt heut abend viele Wachtfeuer bei Markranstädt zu bemerken (dort steht Gyulay); woraus ich schließen möchte, daß die feindliche Hauptmacht (d. h. Schlesische und Nordarmee) sich nicht auf dem Wege von Halle nach Leipzig, sondern auf dem von Weißenfels nach Leipzig zeigen wird, um sich von dort aus mit der böhmischen Armee zu vereinigen."

Bald darauf erhielt Marmont folgendes Schreiben von Berthier: „Der Kaiser liefert morgen der österreichischen Armee eine Schlacht auf den Höhen von Liebertwolkwitz, wo morgen den 16. um 7 Uhr früh sein Hauptquartier sich befinden wird. Wenn Sie nur Kavallerie oder wenig Infanterie vor sich haben, so werfen Sie sie zurück und halten sich bereit, sich mit dem Kaiser zu vereinigen. Bertrand (der rechts neben Marmont steht) würde hinreichen,

die Stellung auf dieser Seite zu halten, falls nicht die gesamte Schlesische Armee von dorther vorgeht. Für diesen letzteren Fall befindet sich auch noch das Korps Souham hinter Ihnen; und wenn der Feind vor Ihnen in bedeutender Stärke auftritt, so ist Ihr Korps, das Korps Bertrand und das Korps Souham unter dem Marschall Ney dazu bestimmt, ihm entgegenzutreten." Endlich am Tage der Schlacht um 7 Uhr früh von Napoleon: „Es scheint mir nicht, daß der Feind über Halle vorgehen will; ich glaube, daß dort nur ein Kavalleriekorps steht. Ebenso scheint es zweifelhaft, daß sich gestern einige Infanterie-Bataillone gezeigt haben, wie behauptet wird. Bei der Rückkehr der Patrouillen heut früh wird sich das bestätigen, und da ich auf die Österreicher einen Angriff machen will, so halte ich es für gut, wenn Sie durch die Stadt Leipzig marschieren und eine halbe Stunde vor der Stadt, zwischen Leipzig und Liebertwolkwitz, Ihre Divisionen als Reserve aufstellen. Von dort können Sie auf Lindenau vorrücken, falls der Feind einen ernsten Angriff von dieser Seite her macht; was mir aber töricht scheint. Ich werde Sie zur Schlacht herbeirufen lassen, sobald ich die Stärke des Feindes kenne und gewiß bin, daß er den Kampf annimmt."

Demnach hatten Marmonts Meldungen beim Kaiser keine Beachtung gefunden. Nach wie vor erwartete er Blücher von Weißenfels her. Marmont wußte wohl, daß Napoleon im schweren Irrtum war. Da er aber bestimmten Befehl hatte, nach Leipzig abzumarschieren, getraute er sich nicht, ungehorsam zu sein. Er meldete dem Kaiser um $^1/_2$11 von Lindenthal, daß er etwa 1500 Mann Infanterie sich gegenüber habe, obgleich die Wachtfeuer größere Massen hätten vermuten lassen. In einer Nachschrift fügt er hinzu: „In diesem Augenblick werden in einer Entfernung von $2^1/_2$ Stunden 11 feindliche Bataillone auf der Straße von Halle gemeldet." Es konnte also kein Zweifel mehr sein, daß die Schlesische Armee von Halle her anmarschierte. Trotzdem blieb Marmont im Marsch auf Leipzig, da es, wie er meinte, zu spät war, in die alte Stellung wieder zurückzukehren.

Nun traf der Marschall Ney bei Marmont ein. Er hatte bereits angeordnet, daß das Korps Marmont in seiner Stellung bei Lindenthal durch das Korps Souham abgelöst werden solle. Jetzt befahl er dem Marschall Marmont auf dessen Bericht, sogleich in einer geeigneten Stellung Front zu machen; das Korps Souham würde sich rechts daneben aufstellen.

Meldung hierüber schickte Ney an Napoleon, der aber befahl, daß das Korps Souham zu seiner Reserve bestimmt sei. Ney schickte also dieses Korps nach Wachau und stellte in die rechte Flanke Marmonts die polnische Division Dombrowski mit den Kavalleriedivisionen Fournier und Defrance. Marmonts neue Stellung lehnte sich mit dem rechten Flügel bei Eutritzsch an den Rietschkebach, mit dem linken bei Möckern an die Elster. Sie bot gutes Schußfeld für die Artillerie und entzog die Truppen der Sicht des Feindes. Der Marschall verfügte über 19 500 Mann; alles alte, erprobte Soldaten, die in diesem Feldzuge noch keine Niederlage erlitten hatten.

Während Marmont sich bereit stellte, den Angriff der Schlesischen Armee anzunehmen, hatte Blücher die Meldung, daß Düben noch immer vom

Feinde besetzt sei. In der Tat stand dort noch das Korps Reynier und die Division Delmas vom Korps Souham. Unter diesen Umständen war ein Vorgehen der Schlesischen Armee gegen die Nordfront von Leipzig in der linken Flanke bedroht. Den Schutz dieser Flanke hätte die Nordarmee übernehmen sollen. Der englische General Steward aber, der aus dem Hauptquartier des Kronprinzen bei Blücher eintraf, meldete diesem, daß die Nordarmee am 16. Oktober nur bis Landsberg marschieren — also noch einen Tagemarsch von Leipzig entfernt bleiben würde. Am 17. würde der Kronprinz den General Blücher, *falls dieser angegriffen werden sollte*, mit 8—10 Kavallerieregimentern und reitender Artillerie unterstützen.

Von dieser Seite war also nichts zu erwarten.

Von südlich Leipzig und von Lindenau her klang Kanonenfeuer. Der Angriff der Hauptarmee hatte also begonnen. Daraus ergab sich für die Schlesische Armee die Aufgabe: alles das festzuhalten, was an feindlichen Kräften nördlich Leipzig stand, und von der Entscheidung fernzuhalten. Also Angriff. Yorck wurde auf dem rechten Flügel gegen Möckern angesetzt; Langeron links daneben gegen Eutritzsch; Sacken und St.-Priest blieben in Reserve, um einem französischen Vorstoß von Düben her begegnen zu können.

Yorck hielt seinen linken Flügel, die Brigaden Horn und Hünerbein, zunächst zurück, bis Langeron mit ihm in gleiche Höhe gekommen wäre. Inzwischen sollte die Avantgarde, unterstützt von der Brigade Mecklenburg, sich in Besitz von Möckern setzen.

Die Avantgarde war 9 Bataillone stark; dazu 17 Schwadronen und 2 Batterien. Sie wurde aber nicht mit ganzer Kraft eingesetzt, sondern zuerst kämpfte der Vortrupp allein. Dreimal hatte er das Dorf genommen und wieder verloren, ehe der Haupttrupp zu Hilfe kam. Dieser eroberte das Dorf wieder, wurde von neuen französischen Truppen hinausgeschlagen, nahm es zum fünftenmal und wurde abermals geworfen. Nun kam das Gros der Avantgarde heran, drang bis an den Südausgang des Dorfes vor, vermochte sich aber ebenfalls nicht in seinem Besitz zu behaupten. Jetzt wurde beschlossen, die Unterstützung der Brigade Mecklenburg abzuwarten.

Marmont hatte inzwischen seine Artillerie auffahren lassen. Er sah voraus, daß der Feind danach streben würde, Möckern zu nehmen, und schickte dorthin das 2. Marineregiment.

Als dann der erbitterte Kampf um das Dorf begann, wurde nach und nach der größte Teil der linken Flügeldivision Lagrange in das Dorf geworfen. Gleichzeitig war Langeron ins Gefecht getreten gegen die Division Dombrowski und die beiden Kavalleriedivisionen. Die Polen wurden zuerst geworfen, machten aber dann wieder Front und drängten die Russen bis über Groß- und Klein-Wiederitzsch zurück.

In diesem Augenblick erschien auf der Straße von Düben nach Leipzig, fast im Rücken der Russen, eine neue feindliche Kolonne, deren Tiefe auf bedeutende Kräfte schließen ließ. Dieser Eindruck beruhte auf einem Irrtum. Die lange Kolonne wurde gebildet durch die Bagagen und Trains des Korps Souham. Ihre Bedeckung bestand aus der Division Delmas, die kaum 5000 Mann stark war.

Langeron aber glaubte, es mit einem neuen feindlichen Korps zu tun zu haben und entwickelte zur Abwehr seine Reserve.

Es kam nicht zum Gefecht. Delmas stand eine Zeitlang unschlüssig; dann ließ er seine Wagen nach Süden abbiegen und zog sie auf einem anderen Wege auf das linke Partheufer. Die Truppen blieben zur Deckung des Abmarsches stehen und folgten dann. Auch Dombrowski ging auf Eutritzsch zurück. Da es inzwischen völlig dunkel geworden war, schlief das Gefecht ein.

Yorck hatte schon bei dem Erscheinen der Division Delmas den Eindruck gewonnen, daß er auf Langeron nicht mehr warten könne. Er setzte also die Brigade Mecklenburg gegen die französische Artillerie ein, während die Avantgarde unter Hiller nochmals Möckern angriff.

Während der Kampf um das Dorf nach wie vor mit wechselndem Glück weiter ging, kam der Prinz von Mecklenburg bis nahe an die große Batterie Marmonts heran. Der Prinz, dem ein Pferd erschossen war, wurde beim Besteigen eines anderen Pferdes verwundet. An seiner Stelle übernahm der Oberst Lobenthal das Kommando. Die Preußen waren schon fast in die Batterie eingedrungen, vier französische Munitionswagen flogen in die Luft und steigerten die Verwirrung; da erfolgte ein Gegenstoß der Division Compans, die Preußen wurden geworfen, Lobenthal fiel. Die preußische Artillerie nahm die zurückweichende Infanterie auf, und die Brigade Mecklenburg konnte sich hinter ihr wieder sammeln, aber sie hatte die Hälfte ihrer Leute verloren, dazu alle Stabsoffiziere.

Auch in Möckern hielt der Tod reiche Ernte; die Generale Hiller und Klüx fielen. Haus für Haus drangen die Preußen vor.

Unterdessen standen die Brigaden Horn und Hünerbein noch immer untätig in Reserve und hatten schon schwere Verluste durch Artilleriefeuer erlitten. Nur die Brigade Steinmetz war noch ganz unversehrt. Die setzte Yorck jetzt ein.

Steinmetz kam bis auf 100 Schritt an die feindliche Batterie heran. Dann machten seine Leute kehrt. Das Schicksal des Tages hing an einem Faden.

Die preußische Kavallerie brachte die Entscheidung. Die Zietenhusaren brachen in die französische Infanterie ein, sprengten zwei Bataillone auseinander und wendeten sich gegen die Artillerie.

Zwar warfen sich die württembergischen Reiter den Husaren in die Flanke, aber die brandenburgischen Ulanen brachten Hilfe, dann folgten die schlesischen Landwehrreiter und die 2. Leibhusaren. Die Württemberger wurden geworfen, dann auch die Kavalleriedivision Lorge, und als auch noch die preußische Reservekavallerie herangekommen war, die Tilsiter Dragoner voran, da war die Schlacht entschieden.

Die Zietenhusaren hatten 28 Geschütze und 5 Munitionswagen genommen; die Leibhusaren 2 Fahnen, 7 Geschütze und 400 Gefangene.

Marmont suchte den Rückzug seines linken Flügels durch den rechten Flügel zu decken. Gegen diesen gingen nun die Brigaden Horn und Hünerbein vor. Auch der rechte Flügel der Franzosen wurde geworfen. Die

mecklenburgischen Husaren erbeuteten einen Adler, eine Haubitze und mehrere hundert Gefangene.

Es war bereits dunkel, als Marmont auf das südliche Ufer des Rietschkebaches zurückging. Yorck ließ die Avantgarde vorwärts Möckern; ebenso die Brigaden Mecklenburg und Steinmetz. Die Brigaden Horn und Hünerbein blieben nördlich Eutritzsch.

Wenn man den Verlauf der Schlacht rückblickend übersieht, dann kommt unwillkürlich die Frage: wo war denn Blücher während dieser ganzen Zeit?

Blücher hat mit Gneisenau den ganzen Tag in der Nähe Langerons gehalten, auf der Chaussee vor Lindenthal. Er wollte wohl zur Hand sein, um einen etwaigen Flankenstoß des Feindes von Düben her zu parieren. Vielleicht wollte er auch bei Langeron bleiben, zu dessen Führereigenschaften er nicht das geringste Zutrauen hatte, während er sich auf Yorck im Gefecht unbedingt verlassen konnte.

Um 5 Uhr nachmittags kam die Meldung, daß Düben vom Feinde frei sei. (Die Meldung war nicht richtig; bei Düben stand noch immer das Korps Reynier.) Blücher schickte nun das Korps Sacken dem General Yorck zu Hilfe. Es kam aber erst, als schon alles entschieden war.

So gebührt der Ruhm für Möckern allein dem eisernen Yorck. Aber auch die Verantwortung. Der Erfolg war groß: 2000 Gefangene, 1 Adler, 2 Fahnen, 40 Geschütze. Aber mit welchen Opfern war er erkauft! Mit 20800 Mann war das Korps ins Gefecht gegangen; am Abend zählte es noch 13100; die Infanterie von 16100 noch 9000. 172 Offiziere waren tot; darunter 8 Stabsoffiziere. Verwundet waren alle Brigadekommandeure, 3 Regimentskommandeure, 14 Stabsoffiziere.

Diese ungeheuren Verluste sind zum größten Teil veranlaßt durch die Führung. Ebenso wie gegen das Dorf Möckern die Kräfte tropfenweise eingesetzt werden, so gehen auch auf dem freien Felde neben dem Dorfe die Brigaden einzeln vor und werden einzeln abgewiesen. Nicht die Kunst der Führung hat die Schlacht gewonnen, sondern die Tapferkeit der Truppen und die mächtige Persönlichkeit Yorcks, der durch seine Haltung und sein Beispiel die Leute zur höchsten Leistung anspornte.

Die Franzosen hatten etwa 6–7000 Mann verloren; der Marschall selbst und zwei seiner Divisionskommandeure waren verwundet.

Blücher meldete den Ausgang der Schlacht noch am Abend an Schwarzenberg und den Kronprinzen.

Der englische General Steward aber schrieb dem Kronprinzen: „Königliche Hoheit, ich komme vom Schlachtfelde des Generals Blücher und habe die Ehre, Ihnen einen eingehenden Bericht von dieser Schlacht zu senden. Ich wage es, Euer Königliche Hoheit zu bitten, daß Sie in dem Augenblick, wo Höchstdieselben diesen Brief empfangen, aufbrechen und auf Taucha marschieren. Es ist kein Augenblick zu verlieren. Euer Königliche Hoheit haben es mir versprochen. Das heißt als Freund sprechen. Ich rede jetzt als Soldat, und Euer Königliche Hoheit könnten es nur bereuen, wenn Sie nicht jetzt Ihren Marsch beginnen."

Um Mitternacht erhielt Blücher ein Schreiben vom Chef des Generalstabes der Nordarmee:

„Herr General, ich beeile mich Euer Exzellenz mitzuteilen, daß der Kronprinz sich jetzt in Marsch setzt auf Landsberg. Die Kavallerie geht voraus, um die Operationen der alliierten Armee zu unterstützen."

Die Niederlage von Möckern war um so empfindlicher für die Franzosen, als sie sich wohl hätte vermeiden lassen. Die entscheidende Weisung Berthiers an Marmont lautete:

„Der Kaiser liefert morgen der österreichischen Armee eine Schlacht auf den Höhen von Liebertwolkwitz. Wenn Sie nur Kavallerie oder schwache Infanterie vor sich haben, so werfen Sie sie zurück und halten sich bereit, sich mit dem Kaiser zu vereinigen."

Am 16. um 8 Uhr früh folgte dann der bestimmte Befehl, nach Leipzig zu marschieren. Wenn Marmont sofort antrat, konnte er um 11 Uhr bei Probstheida sein. Aber um diese Zeit setzte er sich erst in Marsch; und nun war es zu spät; nun erfolgte der Angriff Blüchers.

Marmont hatte sich die Lage nicht klar gemacht. Die Stellung bei Breitenfeld hatte er überhaupt nur nehmen sollen, um den Anmarsch der Armee von Düben nach Leipzig zu decken. Nun war die Armee längst bei Leipzig versammelt. Reynier und Delmas konnten im Bedarfsfalle weiter östlich ausbiegen, Marmonts Stellung war jetzt also nicht mehr bei Breitenfeld, sondern hinter dem Rietschkebach oder sogar hinter der Parthe angezeigt.

Die Stellung hinter dem Rietschkebach war gut; sie war ausreichend breit für das Korps Souham; sie lag so weit zurück, daß Blücher sie erst am Nachmittag angreifen konnte. Marmont war also wohl in der Lage, rechtzeitig zu Napoleon abzumarschieren. Durch seine Schuld — und allerdings auch durch die Schuld des Marschalls Ney — fehlten dem Kaiser 25000 Mann. Sie hätten bei Wachau die Entscheidung gebracht. Daß sie dort fehlten, ist das Verdienst Blüchers. Sein Angriff auf Marmont war die Rettung der Hauptarmee.

Auch so, wie es gekommen ist, entging Schwarzenberg nur mit knapper Not einer Niederlage. Diese Niederlage wäre geradezu vernichtend gewesen, wenn Schwarzenberg seine erste Disposition durchgeführt hätte. Die Katastrophe wurde gerade noch in letzter Stunde abgewendet, indem der Zar erst die russisch-preußischen Garden und dann die österreichischen Reserven vom linken Pleißeufer auf das rechte herüberziehen ließ.

Also nur eine Reihe glücklicher Zufälle und die hingebende Tapferkeit der Truppen haben die Hauptarmee gerettet vor einer Niederlage, die die Unfähigkeit der Führung reichlich verdient hatte.

Wie ist es aber zu erklären, daß unter diesen Umständen Napoleon keinen Sieg erfochten hat? Er hatte von Anfang an alle Vorteile für sich; nicht nur die des Geländes und der überlegenen Zahl, sondern — was schwerer wiegt — die des einheitlichen Kommandos und der überlegenen Führung. Wenn trotz alledem der Kampf unentschieden geblieben ist, so muß auf französischer Seite ein verhängnisvoller Fehler gemacht worden sein.

Erinnern wir uns, daß Napoleon durch den frühen Angriff der Verbündeten überrascht worden ist. Er selbst wollte angreifen, wollte mit sehr starken Kräften die rechte Flanke des feindlichen Heeres eindrücken. Dieser Plan wurde ihm von vornherein über den Haufen geworfen. Zunächst kam Macdonald zu spät (die Ursache hat sich bisher nicht aufklären lassen). Dann aber nahmen die Verbündeten in schnellem Anlauf Wachau und Markkleeberg, und Napoleon, der mit vollem Recht annahm, daß er die ganze Hauptarmee gegen sich habe, sah sich veranlaßt, die zur Umfassung bestimmten Truppen (Augereau und die Garden) in der Mitte und auf dem rechten Flügel einzusetzen. Napoleon befand sich hier tatsächlich im Irrtum; aber nach den Eindrücken und Meldungen, die er hatte, konnte er gar nicht anders urteilen. Er war so sicher, eine riesige Übermacht gegen sich zu haben, daß er nur hoffte, seine Stellung zu halten, bis Marmont und Bertrand von Norden her eingetroffen wären. Dann wollte er mit diesen frischen Truppen den Frontalstoß unternehmen, während Macdonald allein den Flankenangriff ausführte.

Hier liegt der entscheidende Fehler. Napoleon war auch ohne Marmont und Bertrand so überlegen, daß er unbedingt den Sieg errungen hätte, wenn er sofort gegen die drei schwachen Kolonnen Wittgensteins vorgebrochen wäre. An einen Widerstand der furchtbar zusammengeschossenen Russen und Preußen war kaum zu denken. Die Korps von Poniatowski, Victor und Lauriston hätten genügt, sie auf die anrückenden Verstärkungen zurückzuwerfen.

Aber durch Warten verlor der Kaiser eine kostbare Zeit. Nicht seine Reserven trafen auf dem Schlachtfelde ein, sondern die der Feinde, und als er endlich das Warten aufgab und mit den vorhandenen Kräften vorstieß da war es zu spät. Der Angriff, der um 11 Uhr vormittags gelingen mußte, scheiterte nachmittags um 2.

Napoleon hat oft die Maßregeln des Gegners erraten, auch wenn er sie nicht wissen konnte. In den Tagen von Mantua kamen die Österreicher bald westlich, bald östlich vom Gardasee, über Gardone, Salò und Desenzano, oder über die Madonna della Corona, Peri und Rivoli, oder durch das Suganatal über Levico und Vitriolo, manchmal auch auf mehreren Wegen zugleich. Der General Bonaparte war Tag und Nacht unterwegs, und es ist ihm gelungen, mit einer divinatorischen Sicherheit immer an dem Punkt zu sein, wo seine Gegenwart notwendig war, wo die Entscheidung lag.

Bei Austerlitz hat der Kaiser den taktischen Fehler seiner Gegner mit teuflischer Freude vorausgeahnt und ihn blitzschnell erkannt und ausgenutzt.

Bei Leipzig hat dieses Ahnungsvermögen versagt. Napoleon hat den entscheidenden Moment nicht erkannt.

Als er den Angriff begann, hatten sich die Verhältnisse schon sehr zu seinen Ungunsten verschoben. Die russisch-preußischen Garden hatten bereits das Schlachtfeld erreicht; die österreichischen Reserven waren im Anmarsch.

Die Reiterattacke, mit der Napoleon den Angriff einleitete, hätte vielleicht doch noch Aussicht auf Erfolg gehabt, wenn alle verfügbaren Kräfte eingesetzt worden wären. 7 Divisionen waren zur Stelle mit 111 Eskadrons und rund 12000 Mann. Aber nur die Divisionen Sokolnicki und Bordesoulle ritten

an. Ein unglücklicher Zufall wollte, daß ihr Stoß sich genau auf den Punkt richtete, wo eben die Reserven der Verbündeten eingetroffen waren. An ihren überlegenen Kräften ist die Attacke zerschellt.

Die französischen Berichte behaupten, daß Murat selbst die gesamte Kavallerie zum Angriff geführt habe. Abgesehen von den übereinstimmenden Berichten der Verbündeten spricht jede Wahrscheinlichkeit gegen die französische Darstellung. Es ist ganz undenkbar, daß eine solche Reitermasse schließlich die Flucht ergriffen hätte vor den wenigen russischen und preußischen Schwadronen, die nach und nach in das Gefecht geworfen wurden.

Warum hat Napoleon nicht die gesamte Kavallerie anreiten lassen? Der Moment war da, alles auf eine Karte zu setzen. Für welche Möglichkeiten hat er die fünf Divisionen zurückgehalten? Er brauchte einen ganzen Sieg. Das Behaupten des Schlachtfeldes nutzte nichts. Dieser halbe Sieg war in seiner Lage soviel wie eine ganze Niederlage. Ganz abgesehen von den Ereignissen bei Möckern, war durch den Verlauf der Schlacht bei Wachau das Schicksal der französischen Armee besiegelt. Am Morgen des 16. Oktober hatte Napoleon noch die Trümpfe des Spiels in der Hand gehabt. Am Abend war das vorbei — unwiederbringlich. Es gab jetzt nur noch eins: Rückzug. Und sofort, ehe es zu spät war.

III.

Die kalte Oktobernacht war auf das Schlachtfeld herabgesunken. Ein hessischer Offizier der Division Marchand, die am Kolmberg lagerte, berichtet: „Es war das schlimmste Biwak, das die Division in diesem Feldzug erlebte. Die Witterung war rauh und naß. Weder Lebensmittel noch Wasser, noch Holz waren vorhanden. Zerbrochene Räder, Gewehrschäfte und Sättel dienten zur Feuerung; das in Pfützen stehende Regenwasser, worin Menschen und Pferde verblutet hatten, mußte zum Kochen benutzt werden."

Entsetzlich waren die Leiden der Verwundeten. Unzählige sind in dieser Nacht zugrunde gegangen vor Kälte, Hunger und vor Schmerzen.

Napoleon hatte sich am Abend nach der Schäferei Meusdorf begeben und dort bei der alten Garde seine Zelte aufschlagen lassen. Mit dem gefangenen österreichischen General Merveldt hatte er sich eine Weile liebenswürdig unterhalten. Dann aber hatte er sich den Karten zugewendet, die auf dem Tisch ausgebreitet lagen.

Mit Spannung erwartete Napoleon die Berichte Bertrands und Neys von Lindenau und Möckern. Er hatte außerdem den Generaladjutanten Gourgaud entsendet, um über Verluste und Stimmung der Truppen Nachrichten einzuziehen.

Ney meldete: Die Division Dombrowski hatte schwer gelitten. Marmont hatte mehr als die Hälfte seiner Leute verloren und 30 Geschütze. Der Feind wurde bei Möckern auf 60000 Mann geschätzt, bei Lindenau auf 20000. Schwedische Truppen hatten nicht gefochten. Einen neuen Angriff des Feindes am 17. glaubte Ney nicht aushalten zu können. Das Korps Reynier war noch im Marsch von Eilenburg auf Leipzig.

Bertrand bat um Unterstützung, da er alle Munition verschossen habe. Poniatowski meldete: Das VIII. Korps und das 4. Kavalleriekorps hatten ein Drittel ihrer Stärke eingebüßt; die Division Sémélé vom Korps Augereau die Hälfte. Die vorhandene Munition reichte kaum noch für ein einstündiges Gefecht.

Macdonald meldete, daß er 40000—50000 Mann gegen sich habe. Er erwartete, am nächsten Morgen vom Feinde umfaßt zu werden.

Gourgaud endlich berichtete von enormen Verlusten. Die Truppen seien tief erschöpft und betroffen über die Massen der Feinde, die sich stets zu erneuern schienen.

Hiernach war die taktische Lage klar: bei Wachau, Connewitz und Lindenau war der feindliche Angriff abgewiesen, an einzelnen Stellen waren auch darüber hinaus noch kleine Erfolge errungen, und die Verbündeten hatten unverkennbar schwere Verluste gehabt. Aber alles dieses wurde bedeutungslos vor der verhängnisvollen Niederlage Marmonts bei Möckern.

Sollte es am 17. Oktober gelingen, den Ring der Feinde zu sprengen und einen vollen Sieg zu erkämpfen? Welche Aussichten hatte eine Fortsetzung der Schlacht?

Napoleon wußte nicht, daß auf seiten der Verbündeten die Nordarmee, die Polnische Armee und das Korps Colloredo im vollen Anmarsch waren und sich bereits mit ihren Spitzen dem Schlachtfeld näherten.

Aber auch ohne dies in Rechnung zu setzen, konnte er nach Blüchers entscheidendem Eingreifen auf einen vollen Sieg nicht mehr hoffen. Der war aber in seiner Lage unbedingt nötig.

Frische Truppen brachte nur noch Reynier von Eilenburg heran. Alle andern waren physisch und moralisch schwer erschüttert.

Rechnungsmäßig gab es nur eine Lösung: Rückzug. Kavallerie und Trains in der Nacht abschieben. Die Armee näher um Leipzig vereinigen. Wenn die Verbündeten wieder nachdrängten, mit Arrieregarden die Stadtumwallung halten. Sobald die Letzten abgezogen waren, die Elsterbrücke bei Lindenau sprengen. Aufnahmestellung an der Saale.

Und doch, und doch! — Die Armee hatte sich brav geschlagen, bei Connewitz, bei Wachau hatten die Truppen das freudige Gefühl des Sieges. Dieses Gefühl galt es zu erhalten. Auch der Welt gegenüber war Siegeszuversicht wichtig; militärisch und politisch.

Auch der Feind hatte keinen bedeutenden Erfolg errungen. Wie oft hatten die Verbündeten nach ähnlich verlaufenden Tagen entmutigt das Spiel verloren gegeben. Wie oft hatte Schwarzenberg kleinmütig versagt. Sollte er jetzt, nach blutigem, wenig erfolgreichem Ringen das Äußerste wagen? Oder war nicht doch mit der Möglichkeit - vielleicht sogar Wahrscheinlichkeit zu rechnen, daß er einen nächtlichen Rückzug antrat, wie nach der Schlacht von Dresden?

Und angesichts dieser Möglichkeit sollte Napoleon zurückgehen? Er hätte sich selbst und seine ganze Vergangenheit aufgegeben, wenn er das getan hätte. Zog er jetzt ab, so gestand er freiwillig ein, daß sein angeblicher Sieg

eine Niederlage gewesen war. Und dann? Wenn er einmal die Saale überschritten hatte, dann gab es auch keinen Halt mehr bis am linken Ufer des Rheines! Und was würde dann aus den Truppen, die der Kaiser noch in Dresden stehen hatte und weiter elbabwärts in Torgau, Wittenberg, Magdeburg und Hamburg? An der Oder in Glogau, Küstrin und Stettin? An der Weichsel in Danzig? Sollte er die einfach aufopfern? Und wenn er auf sie verzichtete — würde er ohne sie die Rheinlinie halten können?

In trüber Stimmung ging der Kaiser am Morgen des 17. Oktober — es war ein Sonntag — mit Murat und Berthier trotz des Regens vor seinem Zelt auf und ab.

Die Lage war trostlos. Denn Schwarzenberg war nicht zurückgegangen. Der Feind stand unverändert wie gestern abend. Napoleon beschloß, es mit Unterhandlungen zu versuchen.

Er vertraute auf den beklemmenden Eindruck der riesigen Verluste, auf den Schrecken, den sein Genius über ganz Europa verbreitete, und er hielt es für möglich, daß die Verbündeten die ihnen gebotene Gelegenheit ergreifen würden, um ihm die goldene Brücke zu bauen, die ihm den Abmarsch hinter die Saale ohne weitere Verluste und unter Wahrung seines Ansehens ermöglichte.

Er ließ den General Merveldt kommen, gab ihm seinen Degen zurück und beauftragte ihn, seine Anerbietungen den Verbündeten zu überbringen:

„Österreich hat in Prag die Gelegenheit versäumt, sich an die Spitze von Europa zu stellen und mit Frankreich im Bunde der Welt das Gesetz zu diktieren. Aber was damals versäumt worden ist, läßt sich jetzt nachholen.

„England allein will keinen Frieden, und Rußland steht leider völlig unter englischem Einfluß.

„Ich bin zum Frieden bereit; bin sogar bereit, Hannover an England zurückzugeben und das Gebiet der Hansestädte wieder herzustellen.

„Aber auf Holland und den Rheinbund kann ich nicht verzichten. Das ist wider meine Ehre. Meinen treuesten Verbündeten kann ich meinen Schutz nicht entziehen. Zudem würde Holland, von Frankreich verlassen, völlig in die Hände der Engländer gegeben sein.

„Auch Italien kann ich nicht aufgeben; wohl aber bin ich bereit, Polen den Verbündeten zu opfern, ebenso Spanien und Illyrien.

„Ich schlage zunächst einen Waffenstillstand vor, während dessen beide Parteien Sachsen räumen. Die russische und preußische Armee gehen auf das rechte Elbufer zurück, die österreichische nach Böhmen, die französische hinter die Saale."

Es ist bezeichnend für Napoleons zynische Menschenverachtung, daß er in diesem Augenblick den Verbündeten diesen Vorschlag macht und seine Annahme für möglich hält.

Merveldt bekam auch noch einen Privatbrief an den Kaiser Franz mit, über dessen Inhalt nichts bekannt geworden ist.

Inzwischen hielt Napoleon für gut, sich den Anschein zu geben, daß er zur Fortsetzung des Kampfes fest entschlossen sei.

Noch stand die französische Armee in der alten Stellung Dösen—Wachau—Liebertwolkwitz—Kolmberg. Sie stand in strömendem Regen bis zum Nachmittag und wartete von Stunde zu Stunde vergeblich auf den Angriff des Feindes.

Endlich um 7 Uhr abends, als es schon dunkel und noch keine Antwort auf Merveldts Anerbietungen gekommen war, da endlich nach langem inneren Kampfe vermochte der stolze, verwöhnte Geist des Kaisers das entscheidende Wort „Rückzug" sich abzuringen.

Am 18. Oktober früh sollte Bertrand mit dem IV. Korps nach Weißenfels marschieren; außerdem die Division Guilleminot vom VII. Korps, die Brigade Quinette der Kavalleriedivision Defrance und eine zwölfpfündige Batterie. Der General Rogniat mit den Gardepionieren sollte den Marsch begleiten, um die Brücken über die Saale und die Unstrut herzustellen, falls sie zerstört sein sollten.

An Stelle des IV. Korps sollte Mortier mit zwei Divisionen der jungen Garde und 48 Geschützen nach Lindenau rücken.

Hinter den Truppen Bertrands sollten alle Munitionskolonnen und Trains in der Nacht über die Elster gehen.

Die südlich Leipzig stehenden Truppen sollten näher an der Stadt eine neue Verteidigungsstellung nehmen, unter deren Schutz der Abmarsch vor sich gehen sollte.

Merkwürdigerweise blieben die Brücken bei Lößnig, Dölitz und Markkleeberg stehen. Hatte sie der Kaiser vergessen? Und wenn er sie vergessen hatte — er hatte doch einen Chef des Generalstabes, der ihn erinnern mußte. Oder hat Napoleon die Zerstörung dieser Brücken unterlassen mit Rücksicht auf die Stimmung der Truppen? An ihre Benutzung durch seine eigenen Truppen hat er niemals gedacht.

Es war 2 Uhr morgens, und der Regen strömte noch immer vom Himmel, als die Truppen aus Dölitz, aus Wachau, aus Liebertwolkwitz und vom Kolmberg in die neue Stellung zurückgingen. In der alten Stellung blieben Vorposten stehen, die bis zum Morgengrauen die Wachtfeuer unterhielten.

Die neue Stellung bildete ungefähr ein Rechteck. Die Westseite lief wie früher längs der Pleiße über Connewitz bis Dölitz. Hier standen Poniatowski und Augereau. Die Südseite lief von Dölitz über Probstheida, Zuckelhausen und Holzhausen. Hier standen Victor, Macdonald und Lauriston; dahinter die Garden. Die Ostseite lief über Zweinaundorf, Paunsdorf nach Schönefeld. Hier standen Reynier, Marmont und Souham. Die Nordseite lief längs der Parthe. Hier standen in Leipzig die Garnison der Stadt und Dombrowski, bei Lindenau zwei Divisionen junger Garde. Der Umkreis der Stellung betrug etwa zwei Meilen. Er war besetzt mit etwa 160000 Mann und 630 Geschützen.

Kehren wir ins Lager der Verbündeten zurück. Sie waren am Abend des 16. in zuversichtlicher Stimmung. Zwar hatten sie noch keine Meldung von Blüchers Sieg bei Möckern, aber Bennigsen, Colloredo und Bubna hatten ihr Eintreffen in Aussicht gestellt. Es wurde beschlossen, sich in der bisherigen Stellung zu halten, um am Morgen des 17. anzugreifen.

Am Morgen kam die Nachricht, daß Bennigsen durch grundlose Wege in seinem Marsch aufgehalten sei. Der Angriff wurde demnach auf den Nachmittag verschoben. Für alle Fälle aber sollten sich die Truppen zur Verteidigung bereit halten, standen somit seit Tagesanbruch in andauerndem Regen unter den Waffen. Der Kaiser von Rußland und der König von Preußen waren mit dem Morgen bei Güldengossa eingetroffen.

Stunde auf Stunde verging. Unbegreiflicherweise blieb bei den Franzosen alles ruhig. Gegen 10 Uhr hörte man Kanonendonner nördlich Leipzig. Sollte Napoleon sich gegen Blücher gewendet haben? Dann mußte die Schlesische Armee so bald als möglich entlastet werden. Der Angriff wurde auf 2 Uhr festgesetzt und sämtliche höheren Führer zu dieser Stunde nach dem Hügel bei Güldengossa befohlen.

Als es 2 Uhr geworden, war der Kanonendonner nördlich Leipzig schon längst wieder verstummt. Colloredo war zwar um 10 Uhr vormittags am Südrande des Schlachtfeldes eingetroffen, meldete aber, daß seine Truppen unbedingt der Ruhe bedürften, ehe sie ins Gefecht gehen könnten.

Da kam endlich die Meldung Blüchers über seinen Sieg bei Möckern. Von der Nordarmee hatte man noch immer keine Nachricht. Auf das Eingreifen des Kronprinzen von Schweden war somit frühestens am 18. zu rechnen.

Inzwischen war es auch schon ziemlich spät am Nachmittag geworden, und es regnete und regnete immer weiter. So wurde denn der Angriff für heute aufgegeben und auf morgen früh um 8 Uhr verschoben.

Inzwischen hatte Gyulay, der vor Lindenau stand, für 2 Uhr nachmittags die Weisung Schwarzenbergs erhalten, „wenigstens zu demonstrieren, wenn er nicht poussieren könne." Daraufhin begnügte sich Gyulay damit, aufzumarschieren, und tat im übrigen gar nichts. Die Weisung kam ihm sehr gelegen. Ob er bei anderem Befehl etwas getan hätte, ist mindestens fraglich.

Es bleibt noch der Kanonendonner nördlich Leipzig zu erklären. Blücher hatte von Schwarzenberg am 17. früh keinerlei Mitteilung erhalten. Nach seiner allgemeinen Kenntnis der Lage mußte er also den Angriff fortsetzen.

Das furchtbar zusammengeschossene Korps Yorck, das nur noch aus zwei Brigaden bestand, wurde in Reserve gestellt. Sacken ging gegen die Vorstadt Gohlis vor, Langeron gegen Eutritzsch.

Da Sacken gegen Gohlis nicht vorwärts kam, ließ Blücher die russische Kavallerie attackieren. Die französischen Kavalleriedivisionen Lorge und Fournier hielten den Anprall nicht aus. Sie gingen in Auflösung über die Parthe zurück und stießen jenseits Schönfeld auf das Korps Reynier, das eben von Eilenburg eintraf, und verbreiteten Schrecken und Verwirrung in der Marschkolonne.

Inzwischen hatten die Franzosen das nördliche Partheufer geräumt und die Hallische Vorstadt von Leipzig besetzt, das anstoßende Rosenthal und Pfaffendorf.

Blücher stand nun vor der Aufgabe, seinerseits die Parthe zu überschreiten. Unmittelbar bei Leipzig war dies angesichts des Feindes unmöglich. Er ließ also Sacken und Yorck vor Leipzig stehen, um den Feind dort fest-

zuhalten, und ließ durch Langeron den Übergang weiter aufwärts versuchen. Ein sehr gewagtes Unternehmen, denn in Leipzig standen 25000 Mann. Aber Blücher glaubte, das Äußerste wagen zu müssen. Er konnte unmöglich zusehen, wie Napoleon alle Kräfte gegen die Hauptarmee einsetzte.

Da kam die Nachricht von Schwarzenberg, daß der Angriff auf den 18. verschoben sei, und Blücher brach nun das Gefecht ab.

Inzwischen hatte der Kronprinz von Schweden am 16. Landsberg erreicht, war also noch einen Tagemarsch von Leipzig entfernt. Abends erhielt er die Nachricht von Möckern, Blüchers Aufforderung zur Hilfe und die dringende Mahnung Stewarts. Er trat demnach am 17. um 2 Uhr früh den Vormarsch an. Wintzingerode meldete sich am Vormittag bei Blücher und besetzte Taucha, östlich Leipzig, an der Parthe.

Daß gleichwohl von der Nordarmee keine wirksame Unterstützung zu erwarten war, konnte Blücher aus folgendem Schreiben des Kronprinzen entnehmen:

„Mein lieber General v. Blücher, ich sage Ihnen meinen aufrichtigsten Glückwunsch zu den gestern und heut früh erlangten Erfolgen. Sie sind die Vorläufer derer, die Sie im Laufe des morgenden Tages erwarten. Meine Bewegung nach Leipzig hat keinen andern Zweck als den, Sie zu unterstützen und die Operationen der Hauptarmee zu erleichtern. Ich wünsche auf das lebhafteste, daß wir aus dem peinlichen Zustande, in dem wir uns befinden, herauskommen möchten. Um zu diesem großen Resultat zu gelangen, glaube ich, daß es zuträglich wäre, morgen den Feind anzugreifen; weshalb ich Ihnen den Kammerherrn v. Podewils sende, um Ihnen die nötigen Aufschlüsse zu geben und Sie zu bitten, mir einige von Ihren Generalstabsoffizieren zu schicken, die Ihr Vertrauen besitzen und Ihre Absichten kennen, um sich mit mir zu verabreden. Der General v. Gneisenau hat Podewils versichert, daß nach Ihrer Reveille einer Ihrer Offiziere kommen würde. Die Zeit verstreicht und der Abend rückt heran. Der Kaiser Alexander bittet mich, mich mit Ihnen über das zu verständigen, was für die allgemeine Sache das Nützlichste zu sein scheint. Sie werden fühlen, mein lieber General, daß es das Wesentlichste ist, keinen Augenblick zu verlieren. Die Truppen sind ermüdet von den Biwaks und von den erduldeten Strapazen. Ich zweifle keinen Augenblick an dem Erfolge, wenn wir uns bei unseren Bewegungen in unserer Handlungsweise geeinigt haben. Ich habe schon meinen Wunsch zu wissen getan, daß jeder bei den Operationen, die stattfinden werden, die ihm durch die Schlachtordnung angewiesene Stelle einnehme. Meine schwedischen Verpflichtungen, die Menge Kavallerie, die ich nach Westfalen entsendet habe, eine Armee und ein detachiertes Korps auf dem rechten Ufer der Elbe, die Brücke bei Aken und tausend andere militärische Gründe lassen mich lebhaft wünschen, daß Sie demselben nicht entgegen sein werden."

Bis auf die beiden letzten Sätze enthält der Brief nichts wie Redensarten. Der Schluß aber enthüllt des Kronprinzen Herz. Die Schlesische und die Nordarmee sollen ihre „durch die Schlachtordnung angewiesenen

Stellen einnehmen". Um das zu verstehen, muß man sich erinnern, daß die Nordarmee unterhalb Wittenberg die Elbe überschritten hatte, die Schlesische Armee oberhalb. Die Nordarmee hatte also ursprünglich rechts von der Schlesischen gestanden, und erst durch Blüchers Marsch nach Halle hatte sich dieses Verhältnis verschoben.

Der Kronprinz stellt nun folgende Erwägung an: der Rückzug über Lindenau nach Merseburg ist den Franzosen durch das Korps Gyulay gesperrt. Napoleon wird also durchbrechen über Eilenburg nach Torgau—Wittenberg und sich von dort nach Magdeburg wenden. Tut er das aber, so stößt er mit seinen 200 000 Mann auf die 65 000 Mann der Nordarmee — und deshalb liegt dem Kronprinzen alles daran, daß die Schlesische und die Nordarmee ihre Plätze tauschen.

Blücher lehnte kurzweg ab. Bei diesem Stellungswechsel käme nichts heraus als unnützer Zeitverlust. Er schickte, wie er das schon früher getan hatte, zu Bülow und forderte ihn auf, eventuell ohne den Kronprinzen die Parthe zu überschreiten und wenn möglich den General Winzingerode mitzuziehen. Bülow sagte für sich und den Russen zu.

In der Nacht erhielt Blücher eine zweite dringende Aufforderung des Kronprinzen zu einer persönlichen Besprechung. Er glaubte sie nun nicht mehr ablehnen zu dürfen und traf noch vor Tagesanbruch in Breitenfeld ein. In seiner Begleitung befand sich der Prinz Wilhelm von Preußen (Bruder des Königs) und der Major v. Rühle. Der Kronprinz sollte dazu bestimmt werden, unmittelbar links neben der Schlesischen Armee die Parthe zu überschreiten und noch am Vormittag anzugreifen. Wenn er sich weigerte, dann sollte der Prinz Wilhelm den Befehl über das Korps Bülow beanspruchen.

Die Verhandlungen dauerten lange. Der Kronprinz wollte sich höchstens dazu verstehen, daß er die Nordarmee hinter den linken Flügel der Schlesischen Armee gestaffelt aufstellte. Endlich erklärte er sich bereit, in die erste Linie einzurücken, wenn Blücher ihm 30 000 Mann seiner Armee zur Verfügung stellte. Eine unerhörte Zumutung. Blücher behielt, wenn er ihr nachgab, nur noch die sehr schwachen Korps Yorck und Sacken. Und doch sagte er großen Herzens Ja. Es lag ihm daran, den unsicheren Waffenbruder unter allen Umständen auf das Schlachtfeld zu bringen. Gelang dies nicht, so mußte auch das Wirken der Schlesischen Armee erfolglos bleiben.

Die ganze Verhandlung enthüllt den ungeheuren Unterschied zwischen beiden Männern an Charakter und Denkweise.

Der Kronprinz scheut sich nicht, 65 000 Mann wegen einer Annahme, einer bloßen Möglichkeit, von vornherein in die zweite Linie zu stellen, wo sie nach aller Wahrscheinlichkeit dem entscheidenden Kampf entzogen wurden.

Blücher wirft sich ohne Bedenken mit seinen schwachen Kräften in die Lücke, um den Ring zu schließen, der jedem Durchbruchsversuch Napoleons einen unüberwindlichen Widerstand entgegensetzen sollte.

Der Kronprinz ist bereit, sich mit einem geringen Erfolg zu begnügen. Blücher strebt nach dem höchsten Ziel — nach der Vernichtung des Gegners — und dafür zögert er nicht, die eigene Existenz aufs Spiel zu setzen.

Seltsam ist es nur für unsere heutigen Auffassungen, daß selbst die Monarchen es nicht wagten, dem ehemaligen Marschall Bernadotte einen zwingenden Befehl zu schicken.

Im Großen Hauptquartier hatte man die Einteilung in verschiedene einzelne Kolonnen beibehalten, wie sie am 16. bestanden hatte.

Die 1. Kolonne, Erbprinz von Hessen-Homburg, sollte von Markkleeberg gegen Dölitz vorgehen; zwei Divisionen sollten auf dem linken Pleißeufer gegen Connewitz sichern.

Die 2. Kolonne, Barclay de Tolly, sollte von Liebertwolkwitz gegen Wachau und Probstheida vorgehen.

Die 3. Kolonne, Bennigsen, von Fuchshain gegen Holzhausen und Zuckelhausen.

Die 4. Kolonne, Kronprinz von Schweden, sollte bei Taucha über die Parthe gehen, um die Verbindung mit der Hauptarmee herzustellen.

Die 5. Kolonne, Blücher, sollte die Nordostfront von Leipzig angreifen.

Die 6. Kolonne, Gyulay, sollte sich in den Besitz von Lindenau setzen.

Die sechs Kolonnen zusammen hatten eine Stärke von etwa 295 000 Mann mit 1466 Geschützen; waren also den Franzosen um etwa 135 000 Mann und 836 Geschütze überlegen.

Nach kalter, regnerischer Nacht brach der 18. Oktober trübe und nebelig an. Um 8 Uhr aber drang die Sonne durch, und nun stieg ein Herbsttag herauf von leuchtender Schönheit, dessen fast sommerliche Wärme besonders empfunden wurde nach dem wochenlang fast ununterbrochenen Regen.

Von den Franzosen mochte vielleicht mancher daran denken, daß heute vor einem Jahr die Große Armee von Moskau aufgebrochen war.

Auf dem Sammelplatz der 2. Kolonne, Barclay, trafen am frühen Morgen der Kaiser von Rußland, der König von Preußen und Schwarzenberg ein. Die durch Merveldt überbrachten Vorschläge Napoleons hatten die Monarchen unbeantwortet gelassen.

Napoleon war zu dieser Zeit schon seit fünf Stunden unterwegs. Er war am Abend des 17. bei der jungen Garde ins Biwak gegangen. Um 2 Uhr morgens hatte er sich nach Probstheida begeben; es war aber noch zu finster, als daß man irgend etwas sehen konnte. Der Kaiser begab sich nun nach Reudnitz, einer Vorstadt von Leipzig, wo Ney sein Quartier hatte. Der Marschall schlief noch. Napoleon weckte ihn und besprach sich lange mit ihm. Um 5 Uhr ritt er nach Lindenau und gab dem General Bertrand eingehende Weisungen für seinen Marsch nach der Saale.

Dann kehrte er nach Stötteritz zurück. Um 8 Uhr stieg er dort zu Pferde, ritt die Stellung ab und nahm dann seine Aufstellung bei Quandts Mühle — da, wo heute sich das große Denkmal der Völkerschlacht erhebt.

Er sah von dort den Anmarsch des Feindes.

Um 7 Uhr hatte Schwarzenberg das Antreten befohlen.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Goethe und das Jahr 1813.

Von
P. von Bojanowski.

Das Säkularjahr läßt alle Gestalten, die in die Ereignisse jener Zeit handelnd eingreifen, lebensvoll vor unserem Auge wieder erscheinen. Nicht nur die Großen, die gewaltig in die Speichen des Rades griffen und die Entscheidungen herbeiführten, auch die in zweiter, dritter, ja in allerletzter Reihe, erfüllt von selbstloser Begeisterung, taten und gaben, was in ihren Kräften stand, damit die Befreiung zur Tatsache werde, treten vor uns. Wer nähme nicht die vergilbten Briefe und Tagebücher mit bewegtem Sinne zur Hand, die, ein teures Vermächtnis der Ahnen in vielen Familien, schlicht erzählen, was diese im Sturm und Drang erlebt, gelitten, geleistet:

„Unsere Qual und Plagen,
Unser Streben, unser Wagen."

Eine Gestalt steht neben der Fülle dieser Erscheinungen beiseite, verhüllt, stumm. Hätte unser größter Dichter wirklich nichts zu sagen aus dieser Zeit nationalen Ringens? Er, der doch für das ganze Menschheitsleben aus seinem gotterfüllten Munde so unendliche, die ganze Fülle und die ganze Tiefe des Herzens meisternde Töne gespendet hat? Goethe preist seinen Epimenides selig, daß er

Die Nacht des Jammers überschlief;
Ich konnt's an den Ruinen lesen,
Ihr Götter, ich empfand es tief,
Doch schäm ich mich der Ruhestunden;
Mit euch zu leiden war Gewinn:
Denn für den Schmerz, den ihr empfunden,
Seid ihr auch größer als ich bin.

Der Schlafende leidet nicht, gewiß, aber der Erwachende empfindet doch die quälenden Schmerzen. So ist es auch ihm gegangen. Der rings um ihn losbrechende Sturm duldet keine Ruhestunden: er muß Stellung nehmen zu den Vorgängen, in denen ein neuer Abschnitt der Weltgeschichte sich ankündigt. Nun begann für ihn eine lange Zeit schmerzlicher Wirrnisse. Goethe hat das Problem, das jetzt aufgerollt ward, in seiner vollen Bedeutung zunächst nicht erfaßt, keineswegs aus Mangel an deutschem Vaterlandsgefühl, nicht aus Vorliebe für Frankreich und Napoleon, sondern weil ihm der Begriff der Nationalität in dem Sinne, wie er damals zuerst in Erscheinung trat,

fremd war. Nationalpolitik und Kulturpolitik waren ihm sich ausschließende Gegensätze, der Krieg nicht die Befreiung vom Fremden, sondern der Rückfall in eine Zeit der Unkultur. Daher seine Zurückhaltung. Mit ihr verband sich, je höher die Begeisterung im Volke stieg, ein schmerzliches Gefühl der Entfremdung. Gibt es für einen Dichter, der seinem Volke die höchsten Offenbarungen gegeben, eine größere Qual als die Erkenntnis, daß beide in Unverständnis neben-, nicht miteinander leben, ein jäher Mißton die Harmonie trübt? Es ist ein Moment tiefer Tragik, der uns hier entgegentritt und 1813 für Goethe zu einem kritischen Jahr macht, einem Jahr voll Leid, wie kaum ein anderes im Leben des Dichters, den wir so gerne in seliger Heiterkeit, an den goldenen Tischen der Götter weilend, uns vorstellen. Aber gerade das Leid, diese stärkste Seelen verbindende Macht, läßt ihn uns menschlich nahe treten, wenn wir nun in seinen Briefen und Tagebuchblättern, um die Zusammenhänge jener Tragik zu erfassen, Unverständliches uns zu erklären suchen. Wir hören dann aus seinem Munde Worte, die uns in ihm nicht einen Mithandelnden im großen Drama der Zeit zeigen, aber doch einen bangenden Freund unseres Volkslebens in den Kämpfen der Vergangenheit und überzeugten Künder seiner Zukunft erkennen lassen.

Goethe war eine fest in sich geschlossene Persönlichkeit und besaß durchaus jene vornehme Zurückhaltung, die Schleier über die den Menschen im Innersten bewegenden Vorgänge breitet, um sie nicht fremden Blicken preiszugeben. So zahlreich seine Briefe, so sorgfältig seine Tagebücher, so umfangreich die Mitteilungen über seine Gespräche sind, nur selten findet sich ein Wort, das als unmittelbarer Ausfluß seiner Empfindungen gelten kann; er suchte, wenn die Gelegenheit gegeben war, durch Handeln das gestörte seelische Gleichgewicht wiederherzustellen, oder er sprach in dichterischer Hülle aus, was ihn erfüllte. In jenen Tagen konnte er nicht handeln, auch nicht schaffen. Von seinen Zeitgenossen, selbst denen, die ihm so nahe standen, wie Wilhelm v. Humboldt, ist seine Zurückhaltung vielfach als Kühle, Gleichgültigkeit, Egoismus gedeutet worden, und auch heute spukt der „egoistische Goethe" noch immer in vieler Leute Munde. Die Klagen, der Unwille über seine Passivität gegenüber der politischen und nationalen Bewegung sind nicht verstummt. Worin sind sie berechtigt und inwieweit? Man wird, um sich diese Fragen zu beantworten, zunächst auf Goethes Lebensgang zurückgreifen müssen, zumal auf seine Jugend. Denn politisches und nationales Empfinden kann man wohl schulen und meistern, aber es ist doch eine Gabe, die bedingt wird durch die sozusagen atmosphärischen Einflüsse des Hauses und der Heimat. „Wahrheit und Dichtung" zeigen das starke Frankfurter Empfinden des Knaben und des Jünglings mit einem ausgesprochenen „Fritzischen" Einschlag. Aber die glanzvollen Erinnerungen der alten Reichs- und Krönungsstadt boten doch nicht genügend Nahrung für ein kräftiges Entwickeln über die Mauern der Vaterstadt und die Jahre der Kindheit hinaus. Und was bot sich dem suchenden Blick, wenn er die Augen auf das „Reich" wendete? Dies Reich war längst ein Schatten. Der deutsche Reichsgedanke findet noch einen letzten, aber schnell verhallenden

Ton in den Klagerufen, die laut wurden, als Straßburg in Frankreichs Macht gekommen war. Nun war er fast seit einem Jahrhundert völlig erstorben. Für Österreich und Preußen lag der Schwerpunkt ihrer Macht nicht in, sondern außerhalb des Reiches; neben ihnen bestand eine Menge größerer und kleinerer weltlicher und geistlicher Länder, unfähig zu der staatlichen Arbeit, die allein politisches und patriotisches Empfinden schafft. Der junge Goethe schreibt einmal in einer Besprechung von Sonnenfels, „Liebe zum Vaterland" (1771): „Wenn wir einen Platz in der Welt finden, da mit unsern Besitztümern zu ruhen, ein Feld, uns zu nähren, ein Haus, uns zu decken, haben wir da nicht Vaterland? Und haben das nicht Tausende und Tausende in jedem Staat, und leben sie nicht in jeder Beziehung glücklich? Und wozu dann das vergebene Aufstreben nach einer Empfindung, die wir weder haben können noch mögen, die bei gewissen Völkern nur zu gewissen Zeitpunkten das Ergebnis vieler glücklich zusammentreffender Umstände war und ist? Römerpatriotismus! Davor bewahre uns Gott wie vor einer Riesengestalt, wir würden keinen Stuhl finden, darauf zu sitzen, kein Bett, darin zu liegen!" Diese in ihrer Nüchternheit trostlos uns anmutende Auffassung aus den ersten siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts ist nicht so merkwürdig für Goethe — denn seine Empfindung wandelte sich erheblich — als für die allgemeine Auffassung der Dinge in dem Milieu seines damaligen Lebens. Freilich, an dem politischen Lied hat er auch später — sicher zum lebhaften Bedauern Karl Augusts, der, selbst eine durchaus politische Natur, auch den Freund so gerne zur Mitarbeit herangezogen hätte — keinen Gefallen gefunden. Der Kleinkram politischer Systeme erschien ihm durchaus unfruchtbar, weil damit niemals ein abschließendes Ergebnis erreicht wird. Auch Politik lebt von jähem und unfriedsamen Wechsel, während Goethe, dem Freund harmonischer Entwicklung, alles Sprunghafte, Gewaltsame in der Seele zuwider war. „Alle Pfuschereien, besonders aber die Pfuscherei in Staatsangelegenheiten, aus der für Tausende und Millionen nichts als Unheil hervorgeht", waren und blieben ihm stets antipathisch. Desto lebhafter war seine aufmerksame Teilnahme für alle die großen Weltbegebenheiten, deren lebendiger Zeuge er vom Siebenjährigen Kriege bis zur Julirevolution gewesen ist. Seine Teilnahme war wesentlich durch zweierlei bedingt: einmal durch den Gedanken an die Förderung der Menschheit; er war, wenn er schon politisch eingegliedert werden soll, ein Kulturpolitiker. Immer wieder bricht bei ihm der Gedanke durch, wie die politischen Vorgänge die geistigen Momente in der Entwicklung der Menschheit gestalten können. Dann die Vertiefung in das Wirken großer Männer, die, kühn und auf sich selbst gestellt, ihre Kreise machtvoll ziehen.

Als Poet fand ich Ruhmes Gewinn,
Frei Segel, freie Wimpel,
Mußt aber alles selber tun,
Konnt niemand fragen.
Der Alte Fritz wußt auch zu tun,
Durft ihm niemand was sagen.

So erklärt Goethe seinen Royalismus, aber es steckt darin ungleich mehr für ihn: ein Empfinden kongenialer Individualität.

Seine ersten Weimarischen Jahre fallen in die Zeit des Erlöschens des Fridericianischen Genius und des mächtigen Einflusses desselben auf die politischen Verhältnisse der Zeit. Die Versuche, die in dem Fürstenbund ihren Ausdruck fanden, kamen bald ins Stocken. Seine vorübergehende Betätigung an denselben hat ihm manche Erweiterung seines Gesichtskreises gegeben, ihn aber politisch nicht angeregt. Destomehr trat für ihn der Fürst in den Vordergrund, auf dessen Gestalt sein Auge sinnvoll hütend ruhte, als er dem überschäumenden Jüngling die Bahn wies:

Streu klug wie reich mit männlich steter Hand
Den Segen aus auf ein geackert Land,
Dann laß es ruhn, die Ernte wird erscheinen
Und dich beglücken und die Deinen.

Ihm weihte er treuste Hingebung sein Leben hindurch. Den Vorwurf, ein Fürstenknecht zu sein, konnte er mit dem treffenden Wort abweisen: So bin ich doch nur der Knecht eines solchen, der selber ein Knecht des allgemeinen Besten ist.

Und als die Hand des Eroberers an die Krone Karl Augusts zu tasten drohte, da ruft er in gewaltigem Pathos aus: „Was hat der Herzog getan, das nicht lobens- und rühmenswert wäre? . . . Mit einem Stecken in der Hand wollen wir unsern Herrn ins Elend geleiten und an seiner Seite aushalten. Die Kinder und Frauen, wenn sie uns in den Dörfern begegnen, werden weinend die Augen aufschlagen und zueinander sprechen: ‚Das ist der alte Goethe und der ehemalige Herzog von Weimar, den der französische Kaiser seines Thrones entsetzt hat, weil er seinen Freunden so treu im Unglück war . . .‘ Die Schande der Deutschen will ich besingen, und die Kinder sollen mein Schandlied auswendig lernen, bis sie Männer werden und damit meinen Herrn auf den Thron und jenen von dem seinen heruntersingen. Ja, spottet nur des Gesetzes, ihr werdet doch zuletzt an ihm zuschanden werden . . . Wenn du (Franzose) dies Gefühl dem Deutschen nimmst oder es mit Füßen trittst, so wirst du diesem Volke bald selbst unter die Füße kommen.“

Ein überwältigender Ausbruch menschlich echtester Empfindung für das Schicksal des Freundes, aber zugleich auch des aufs tiefste erregten Rechtsbewußtseins für den einzelnen und eben dadurch über das einfach Persönliche hinauswachsend, der Ausdruck eines starken politischen Gefühls für das Recht der Nation und für ihre Pflicht und ihre Kraft, den Gewalthaber zu verderben. Ein Gefühl, über das wohl ein Schleier sich legen, das aber niemals erstickt werden konnte. Der Zeit beschaulichen, nach innen gerichteten Trachtens, der Zeit des Samenstreuens, die den Freundschaftsbund Goethes mit Karl August zu schöner Vollendung gebracht hatte, folgten bald die großen Weltvorgänge, die den Blick nach außen zogen. Goethe hat selbst erzählt, wie tief ihn die französische Revolution schon in ihren ersten, damals nur wenigen zunächst Beteiligten in ihrer Bedeutung faßlichen Vorspielen beeindruckt hatte; hätte er darüber geschwiegen, so würden seine dichterischen Werke

deutlich genug davon sprechen: „Die Aufgeregten", die „Erzählungen der Ausgewanderten", „Der Bürger-General", vor allen „Die natürliche Tochter" bezeugen, wie tief der Kulturpolitiker Goethe unter den blutigen Schauspielen litt: „Ich, die gräulichen, unaufhaltsamen Folgen solcher gewalttätig aufgelöster Zustände mit Augen schauend und zugleich ein ähnliches Geheimtreiben im Vaterlande durch und durchblickend, hielt ein für allemal am Bestehenden fest, an dessen Verbesserung, Belebung und Richtung zum Sinnigen, Verständigen, für das ich mein Leben lang bewußt und unbewußt gearbeitet hatte ... Den Thron sah ich gestürzt und zersplittert, eine große Nation aus ihren Fugen gerückt und nach unserm unglücklichen Feldzug offenbar auch die Welt schon aus ihren Fugen." Auf Goethes Stellungnahme der französischen Revolution gegenüber wird ebenso wie auf die allgemeinen Verhältnisse in der Zeit seiner Jugend und des ersten Mannesalters zurückzugreifen haben, wer sein späteres politisches Verhalten unbefangen beurteilen will. Noch auf ein Drittes ist aber einzugehen, was er selbst schon im Schlußsatz der obigen Bemerkungen andeutet. Hatte er bisher die Vorgänge auf der weltgeschichtlichen Bühne im allgemeinen, in ihrer Bedeutung für Kunst und Wissenschaft, die ihm die Träger jedes Kulturlebens waren, auf sich wirken lassen, so drängten sie sich ihm nun in der Richtung auf ein Besonderes, auf die heimischen Verhältnisse hin auf und nötigten ihn, sich umzuschauen, wie es denn hier stand. Sein Vertrauen auf die Einsicht und Festigkeit des deutschen Volkes war erschüttert, in noch höherem Maße erschüttert seine Zuversicht auf die Stütze, die dem bedrohten Deutschland der dazu in erster Linie berufene Staat gewähren würde. Die Rheinkampagne hatte den festen Glauben an die militärische Macht Preußens ins Wanken gebracht; die schwankende Politik dieses Staates in den folgenden Jahren benahm das Vertrauen auch nach der intellektuellen und moralischen Seite. Der Friede von Basel und der Abschluß des Neutralitätsvertrages erschienen Goethe zwar in ihrer augenblicklichen Wirkung günstig — er wolle, schreibt er an Schiller, das Gebirge des Thüringer Waldes, das sonst die kalten Winde schicke, als eine Gottheit verehren, wenn es diesmal die Eigenschaften einer Wetterscheidung habe — aber er verkennt nicht, daß jene Politik doch nur einen fieberhaften Ruhezustand geschaffen hatte. Die Zertrümmerung Preußens bei Jena löst den letzten Rest des alten Fritzischen Einschlages in seinen politischen Gedanken auf. Ein politisches Deutschland gab es nicht, selbst die morschen Ruinen des alten Reiches waren zusammengebrochen, Preußen war vernichtet, und der Glaube an seine Wiedergeburt erfüllte, trotz aller Niederlagen, nur preußische Herzen, denen die Geschichte dieses Staates die Geschichte ihrer Arbeit und ihrer Vorfahren war. Die Vaterlandsliebe wurzelt eben nicht in der bloßen, rasch wechselnden Empfindung gemeinsamer Interessen. Keine „moralischen Eroberungen", nur Schweiß und Blut, vergossen für große gemeinsame Ziele in Tagen des Sonnenscheins und des Sturmes, geben den festen Kitt für ein starkes Staatsgebäude.

Für Weimar war nichts anderes übriggeblieben als der Eintritt in den Rheinbund. So trat auch für Goethe in den Mittelpunkt des politischen

Denkens Napoleon. Wie auf alle Zeitgenossen, so hat auch auf ihn die mächtige Erscheinung tief gewirkt. Der in so vielen Feldzügen siegreiche Feldherr, der Bändiger der alles auflösenden Revolution, der scharfsinnige Gesetzgeber und Ordner des bürgerlichen Lebens mußte ihn politisch stark beeinflussen. Ein aus Verwandtschaft genialer Individualität hervorgehendes Empfinden liegt auch seinem persönlichen Verhältnis zu dem Kaiser zugrunde; ganz abgesehen davon, daß eine solche Persönlichkeit den für alle Offenbarungen menschlicher Geisteskraft so empfänglichen Dichter mächtig anziehen mußte. Er wäre nicht Goethe gewesen, hätte er anders empfunden. Und klingt nicht vielleicht aus Napoleons Wort zu ihm: „Vous êtes un homme," ein leises Echo solchen Empfindens? Wie wenig aber dadurch Goethe in seinem Gefühl für sein Vaterland beeinflußt wurde, zeigt deutlich seine Auslassung, die Fernow in einem Briefe an Böttiger unter dem 30. November 1806 mitteilt: „Fuimus Borussi, aber nicht fuimus Germani! Das werden wir Gott zu Ehren und jedem Erbfeind der Germanität zum Trotz doch bleiben und diese wird alle ihre Feinde überleben. Unsere Deutschheit sitzt tiefer als in den baufälligen Formen unserer gothischen und chaotischen Verfassung, die nur eben noch notdürftig bestand, weil sie noch da war ... Wäre ich dessen nicht ebenso innig, wie meines eigenen Daseins gewiß, so würde ich trauern um des Deutschen Reiches Untergang; aber was mehr ist, deutscher Geist, deutsche Bildung und Sprache wird nicht untergehen, was für Kalamitäten uns auch noch betreffen mögen. Können wir unsere Literatur blühend erhalten oder gar vervollkommnen, so wird uns niemand, im Gegenteil, wir werden endlich unsere Besieger überwinden. Des Glaubens bin ich, und wenn alle 10000 deutschen Schriftsteller dächten wie ich, wir legten heute noch Hand ans Werk! Behalten wir nur eine Literatur, so bleiben wir auch eine Nation." Und mit weisester Einsicht weist er ein Jahr später auf den Born hin, aus dem Volksgesundheit und Volkskraft zu großem Tun fließen, auf fürsorgliche Pflege des Familien- und Bürgerlebens:

Wer dem Hause treulich vorsteht,
Bildet sich und macht sich wert, mit andern
Dem gemeinen Wesen vorzustehen.
Er ist Patriot, und seine Tugend
Dringt hervor und bildet ihresgleichen,
Schließt sich an die Reihen Gleichgesinnter.

So mahnte Goethe nicht nur in einem, wenigen zugänglichen Druckwerk, sondern am 10. September 1807 öffentlich auf Weimars Bühne, damals doch im höchsten Sinne des Wortes das „Deutsche" Theater, dessen Kundgebungen jeder das Ohr zuwendete.

Wissenschaft und Kunst, Literatur, Pflege des Gemeinwesens in Haus und Gemeinde sind unzweifelhaft Strebepfeiler am Gebäude des Staates. Aber sie genügen nicht, um ihn zu erhalten, geschweige denn ihm die nationale Spannkraft zu geben, die Sicherung und Wirkung seiner Existenz verbürgt. Die einseitige Pflege der ersteren führt leicht in eine Welt der Abstraktionen, die keinen Stützpunkt auf der Erde hat; die Beschränkung auf Haus und Heimat verknöchert ganz in Philisterium und Quietismus, die sich jedem

großen und freien Zuge verschließen. Die deutsche Geschichte lehrt viel in beiden Beziehungen; noch heute fehlen solche nicht, die sich ein geistiges Deutschtum über den Wolken konstruieren oder in pfahlbürgerlich-friedlicher Beschränkung vegetieren wollen. In Goethe finden sich Ansätze in beiden Richtungen vereinigt; der Dichter des „Faust" führt uns auf die höchsten Höhen und in die tiefsten Tiefen der Menschheit, hinweg über alle nationale Abgrenzung; während er in „Hermann und Dorothea" in entzückender Feinheit und Lebensfülle friedsames, gesundes deutsches Bürgertum malt. Aber es fehlt ihm das Auge für die tiefglutige Kraft nationalen Empfindens, an dem der patriotische Sinn sich entzündet. Die Heldentat einer „Johanna Sebus" feiert er in schwungvoller Dichtung, die Heldentat eines weimarischen Trommlers im Lützower Korps, der, obwohl schwer verwundet, den Kameraden voran unablässig Sturmmarsch schlägt, bis sie den Feind von der Höhe geworfen und er selbst zusammenbricht, ist für ihn keine plastische Gestalt. „Hermann und Dorothea" klingt aus in den Worten:

Es werden noch stets die entschlossenen Völker gepriesen,
Die für Gott und Gesetz, für Eltern, Weiber und Kinder
Stritten und gegen den Feind zusammenstehend erlagen.
Gedächte jeder wie ich, so stände die Macht auf
Gegen die Macht, und wir erfreuten uns alle des Friedens.

Aber unter dem Druck der Zeit fand er solche Töne nicht. Hier beginnt der Schlummer des Epimenides: die schweren aufreibenden Kämpfe der Söhne seiner thüringischen Heimat in Spanien, auf den Tiroler Bergen, auf den Schneefeldern Rußlands sagen ihm nichts. Eingeschlossen in seine Welt, in nichtermüdender Tätigkeit im Gebäude seiner Pflichten, gehen ihm die Jahre der Fremdherrschaft dahin. Hier auch beginnt die Tragik der Vereinsamung und der Entfremdung vom Volksempfinden, die im Jahre 1813 ergreifend zum Ausdruck kommt.

So groß das Interesse war, mit dem Goethe Napoleon und den Verlauf dieses Gestirns beobachtete, auf das französische Kaiserreich, auf die französische Armee erstreckte es sich nicht. Es ist sehr bezeichnend, daß weder in seinen Briefen noch in seinen „Tag- und Jahresheften" die Katastrophe erwähnt wird, die den Kaiser und sein Heer in Rußland betraf. Auch die hastige Durchreise des ersteren am 15. Dezember 1812 durch Weimar wird nur kurz verzeichnet. Ebenso versagen die Quellen über seine Gedanken und Empfindungen in bezug auf die Ereignisse, die zu Anfang 1813 in Preußen folgten: die Konvention von Tauroggen, die Veröffentlichung des Manifestes Friedrich Wilhelms III., die Kriegserklärung. Ganz allgemein äußert er wiederholt nur, die sonderbare und ahnungsvolle Trübung des politischen und militärischen Himmels bedrücke ihn. Eine unruhvolle Stimmung spricht sich äußerlich in dem Umstand aus, daß er in dieser Zeit, mehr als sonst in friedlichen Jahren, von Weimar abwesend ist. Als die kriegerischen Wellen im April auch an das weimarische Ufer schlagen, begibt er sich, nach „vielfältiger Betrachtung seiner körperlichen und geistigen Zustände", auf Grund eines rasch gefaßten Entschlusses, den vor allem die Seinigen beein-

flußten, am 17. April in die böhmischen Bäder. Aus dem sehr unruhigen Thüringen sei er, schreibt er der Gräfin O 'Donnel, gewissermaßen als Flüchtling in das ruhige Böhmen gekommen. Am Tage nach seiner Abreise fand wirklich ein kleines Gefecht in Weimar zwischen einer preußischen Truppenabteilung und Rheinbund-Regimentern statt. Aber diese Reise, die ihm den Anblick kriegerischer Szenen ersparen sollte, brachte ihm dergleichen erst recht. Auf den Landstraßen bewegten sich die verbündeten Heere vorwärts, in Dresden war er Zeuge des Einzuges des Kaisers Alexander und des Königs von Preußen, und die Ruhe im friedlichen Böhmen war nicht von langer Dauer. „Das Unheil, das in unserer Nähe vorgeht, und dem wir, wie einer vom Felsen dem Schiffbruch ganzer Flotten, sicher, aber mit Angst zusehen, ist ohne Grenzen," schreibt er Ende Mai dem Sohne. Immer wieder kommen Klagen über schweren Druck, der auf ihm lastet, über ein Gefühl großer Einsamkeit in dem früher für ihn so anmutig belebten Teplitz; denn die Gesellschaft der Fremden dort ist, begreiflich genug, nur mit den Augenblicksvorgängen beschäftigt, denen er zu entgehen bestrebt ist. Vor allem kommt „zur äußeren Not noch die innere des Parteisinns", für ihn eine empfindliche Not; fehlte ihm doch eben die Befähigung, sich auch in diesem Sinne zu betätigen. Und hier ist hervorzuheben, was für eine Beurteilung seines Verhaltens in diesen Zeitläufen von Bedeutung ist: er stand auf einer Bildungshöhe, die ihm den freiesten, weitesten Umblick gestattet. Solche Bildung führt zu einer ohne sie nicht möglichen Unbefangenheit des Urteils — jenseits von Gut und Böse im höchsten Sinne —, aber sie mindert auch das Verständnis für und die Befähigung zur Parteinahme, zumal auf politischem Gebiet. Der Politiker muß, wenn er sich erfolgreich betätigen will, in der Lösung der Fragen der Zeit die letzte und höchste Aufgabe sehen; ein Goethe aber sieht auch die wichtigsten Fragen dieser Art „sub specie aeternitatis", unter dem Gesichtspunkte der Ewigkeit. Es wird daher in Zeiten hochgehender politischer Bewegung sein Verhängnis, allein zu stehen. Der Eintritt eines Waffenstillstandes, der Kongreß in Prag, gaben ihm wohl Ruhe für den Augenblick, aber immer wieder überwältigt ihn die Not: „Es ist unmöglich, in der Nähe von so manchen Ereignissen nur leidend zu leben, ohne zuletzt durch Sorge, Verwirrung und Verbitterung wahnsinnig zu werden."

In den Teplitzer Aufenthalt war er eingetreten mit heiteren Worten:

Magst dem Schicksal widerstehen,
Aber manchmal setzt es Schläge;
Will's nicht aus dem Wege gehen,
Ei, so geh du aus dem Wege.

Er scheidet nach sechzehn trüben Wochen mit dem Aufschrei einer gepreßten Seele: „Ich habe es recht satt, wie Schillers Taucher allein in der gräßlichen Einsamkeit, wohl gar unter den Ungeheuern der traurigen Öde zu leben." Gerade der Aufenthalt in Teplitz war recht wenig geeignet, sein Gemüt über das Allgemeine, was die Welt drückt und bedroht, zu beruhigen. Der Gegensatz, in dem sich Goethe zu den anderen Besuchern des böhmischen Bades fühlte, und in dem er, wie er wohl erkannte, zu den weitesten Kreisen

wenigstens des nördlichen Deutschlands und der Österreicher stand, wurzelte in dem Wunsche nach Frieden. Aber — — „Laut darf man mit solchen Gesinnungen nicht sein," bemerkte er in einem Briefe an Christiane.

Der Krieg war ihm als unmenschliche Barbarei zuwider. Vorübergehend hatte er gehofft, der Kongreß in Prag könne mit einer Verständigung enden. Schon während seines Teplitzer Aufenthaltes hat sich das als Irrtum herausgestellt. Es galt nun, sich mit den Tatsachen abzufinden. Nach seinem, die Verhältnisse leidenschaftslos abwägenden Urteil bedeutete der Krieg nicht nur furchtbare Opfer an Blut für das deutsche Volk, sondern auch große Niederlagen, während ihm das Ziel: die Befreiung von der Fremdherrschaft, durchaus zweifelhaft war. Die gewaltige Feldherrnerscheinung Napoleons hatte noch immer schwierige Situationen siegreich überwunden. Auch jetzt, trotz der russischen Katastrophe, die noch mehr durch Naturereignisse als durch militärische Kraft bedingt war, hielt Goethe doch im Glauben an die Unüberwindlichkeit jenes fest; nicht nur weil er der überlegene Feldherr war, auch wegen der einheitlichen Konzentrierung aller Machtmittel in einer Hand. Ganz anders im Lager der Verbündeten. Teplitz lag nahe genug an Prag, um dort manches von den Verhandlungen nicht nur mit den Vertretern Napoleons, sondern auch zwischen den Verbündeten selbst zu hören, manches zu erfahren von Uneinigkeiten, die durch Eifersüchteleien und Nebenbuhlerschaften hervorgerufen wurden und eine energische, kräftige Kriegführung zu lähmen schienen. Eine verlorene große Schlacht — wie würde es dann mit dem Bunde stehen? Und wie war es mit den Streitkräften desselben bestellt? Vor allem mit denen Preußens? Auch darüber hatte er in Teplitz aus dem Munde der dort weilenden verwundeten preußischen Offiziere und aus dem österreichischen Kreise wohl manches vernommen, was seine Zweifel verstärken mußte. Unsere Brust hebt sich heute höher in dankbarem Gedenken an jene Scharen, die schlecht bekleidet, schlecht bewaffnet, im Kriegshandwerk wenig geübt auf den Ruf des Königs zu den Waffen griffen. Aber die Erzählungen, die Goethe zu Ohren kamen und sich, wie in solchen Fällen stets zu geschehen pflegt, in Übertreibungen und Voreingenommenheiten bewegten, sind bei ihm auf empfänglichen Boden gefallen. Schien doch der unbestreitbar wenig günstige Verlauf des Feldzugs in den ersten Monaten das alles zu bestätigen. Dazu kam noch eins: Goethe kannte wohl die Schwäche Preußens, aber nicht den echten tiefsittlichen Kern in der Bewegung, die dort die Geister erfaßt hatte, nicht die Kraft des nationalen Gedankens, die ihr zugrunde lag. Wilhelm v. Humboldt, im Wesen seiner, der Goetheschen gleichartigen Bildung auch ein Kulturpolitiker, hatte ihn ganz in sich aufgenommen, aber er war ein Mithandelnder, dessen Patriotismus auch in trüben Stunden durch gemeinsames entschlossenes Tun immer wieder von neuem entzündet, durch die begeisterte Teilnahme der Frau v. Humboldt an den Vorgängen auf der Weltbühne genährt ward. Goethe war ein einsamer Zuschauer, der, kritisch reflektierend, sich immer mehr in sich selbst zurückzog und über drohendes Unheil brütete. Hätte er sich einem großen Aufschwung hingeben können, die Seele würde ihm entlastet gewesen sein; aber der Zweiundsechzigjährige

vermochte das nicht. Seine geistige Schaffenskraft versagte, seine Arbeiten in dieser Zeit geben keine neuen größeren Schöpfungen, sondern sind, von Kleinigkeiten abgesehen, reproduktiver Art: der Abschluß von „Wahrheit und Dichtung", die Redaktion der Italienischen Reise. Er bezeichnet es als eine Eigentümlichkeit seiner Handlungsweise, daß, wenn in der politischen Welt irgendein ungeheuer Bedrohliches hervorgetreten sei, er sich eigensinnig auf das Entfernteste geworfen habe. Dies tritt in dieser Zeit mit besonderer Schärfe hervor. Am 19. August kommt er nach Weimar, begibt sich aber alsbald zu einem kurzen Aufenthalt nach Ilmenau. Erst Anfang September tritt er wieder in den Kreis seiner Häuslichkeit. Zunächst beschäftigt ihn die Ordnung seiner mineralogischen Sammlungen; er flüchtet „aus der Zeit in die Urwelt, wo zwar die Elemente, aber noch nicht die Menschen miteinander kämpfen". „Also muß man," schreibt er dem Freunde Trebra, „des Krieges Bitterkeit vertreiben." Dann folgt weiteres Fernliegendes. Fast Tag für Tag bis zur Schlacht von Leipzig verzeichnet er im Tagebuch „Sinica". Um „sich zu zerstreuen, habe er China und was dazu gehört fleißig durchstudiert, welches wichtige Land er gleichsam aufgehoben habe, um sich im Falle der Not, wie's auch jetzt geschehen, dahin zu flüchten". Dann wieder rangiert er seine Kupferstiche nach den Schulen, das sei „Opium für die jetzige Zeit". Solche Weltflucht in Vielbeschäftigung ist ein Gradmesser für die leidvolle Unruhe in ihm.

Nun war die große Entscheidung auf dem Schlachtfelde bei Leipzig gefallen. Goethe äußert sich über den Eindruck, den dies Ereignis auf ihn gemacht hat, nicht. Humboldt, der wenige Tage danach als Gast im Goethehause weilte, meint in einem Briefe an seine Frau, die Befreiung Deutschlands, an die er (Goethe) zwar ernstlich glaube, habe bei ihm noch keine tiefen Wurzeln geschlagen. Die Kosaken hätten ihm alle Freude an dem Spaß genommen. Goethe fürchte, das Heilmittel sei übler als die Krankheit, man werde die Knechtschaft loswerden, aber zum Untergehen; Rußland werde an Stelle Frankreichs die Deutschland beherrschende Macht werden, auf Kosten deutscher Kultur. Er kommt wohl auch auf die Äußerung eines Jenaer Bürgers: „Gut, die Franzosen sind fort, die Stuben gescheuert, nun mögen die Russen kommen, wenn sie wollen," in diesem Sinne zurück und äußert zu Luden (November 1813): „Wir haben uns seit langer Zeit gewöhnt, unseren Blick nur nach Westen zu richten und alle Gefahr von dort zu erwarten, aber die Erde dehnt sich auch weithin nach Osten aus." So sehr er die Großfürstin Maria Paulowna verehrt und Gefallen hat an dem Verkehr mit feingebildeten Russen, der Überschwang in der Verherrlichung Rußlands und seiner Soldaten, das Prestige Alexanders in den politischen Entschließungen, waren ihm für die Zukunft besorgliche Erscheinungen. Ein anderes Problem beschäftigte ihn: Wie werden sich die Deutschen nach der Befreiung zu den Aufgaben stellen, die ihrer im eigenen Lande harren? „Sich voneinander abzusondern ist ihre Eigenschaft, ich habe sie noch nie verbunden gesehen als im Haß gegen Napoleon. Ich will nur sehen, was sie anfangen werden, wenn Napoleon über den Rhein gebannt ist," schreibt er an Knebel und an

Karl August: Man kann voraussehen, daß Deutschland sobald nicht wieder eines bürgerlichen Friedens sich erfreuen werde. Diese und ähnliche, des öfteren wiederkehrende Bemerkungen zeigen uns jedenfalls Goethe als einen klugen Beobachter, der Verhältnisse und Menschen richtig beurteilt.

Schwer liegt ihm auch jetzt zunächst die Sorge um die Zukunft der deutschen Wissenschaft und Kunst am Herzen. „Da nun bei dem gegenwärtigen wichtigen Kampfe ein großer Teil unserer hoffnungsvollen deutschen Jugend aufgeopfert wird, haben diejenigen, welchen die Verhältnisse erlauben, in ihrer stillen Werkstatt zu verharren, eine doppelte Pflicht, das heilige Feuer der Wissenschaft und Kunst, und wäre es auch nur als Funken unter der Asche, sorgfältig zu bewahren, damit nach vorübergegangener Kriegsnacht bei eintretenden Friedenstagen es an dem unentbehrlichen Prometheischen Feuer nicht fehle, dessen die nächste Generation bedürfen wird." Besonders nahe gelegt wird ihm dieser Gedanke durch die, von den akademischen Kreisen Jenas aus, angeregte Bildung einer „Freiwilligen Schar des Herzogs von Weimar". Der Zeitpunkt für die Ausführung war etwas verspätet — der Aufruf des Herzogs zu diesem Zwecke trägt das Datum des 20. November; aber sie konnte erst in Angriff genommen werden, nachdem Weimar wieder Herr eigener Entschließungen geworden war. Der Gedanke selbst fand in dem jüngern Geschlecht lebhaften und freudigen Anklang. In Goethe rief er neue schwere Kämpfe hervor. Seit der Leipziger Schlacht hatte sich, wie Humboldt richtig bemerkt, seine Beurteilung der politischen und militärischen Verhältnisse nicht unwesentlich geändert: er erkannte die sittlichen Triebkräfte in der Bewegung unbefangener an und hatte freundliche Worte für jenen patriotischen Eifer der Jugend; aber die Vorstellung der Opfer, die der Krieg forderte, versetzte ihn doch immer wieder in schmerzlichste Bewegung. Der Jenaische Professor Kieser, der dem freiwilligen Korps angehörte und damals in Weimar die Bildung desselben betrieb, war fast täglich in Verkehr mit Goethe, immer erfreut über seine Freundlichkeit und Güte, aber tief bewegt durch die jähen Wechsel in seiner Stimmung, von heiterer Milde zu leidenschaftlichster Bewegung. „Ich habe" — schreibt er am 12. Dezember — „ihn nie so furchtbar heftig, gewaltig grollend gesehen, oft mangelten die Worte, und die ganze Gestikulation mußte dann das Fehlende ersetzen". An andern Tagen wieder schildert er ihn nur sehr verstimmt, dann wieder weich und weinend. Und am 15. Januar 1814: „Unser Goethe gefällt mir gar nicht; er war gestern abend wieder so bewegt feierlich, daß mir himmelangst wurde; ich fürchte sehr für sein Leben." Stimmungswechsel, wie sie eben nur durch Seelenleid bedingt werden. Sind diese Seelenzustände Goethes im Jahre 1813 die Folge des Gegensatzes im allgemeinen zwischen seinen kritischen Anschauungen und dem Empfinden des Volkes, so kommt gerade in dem Augenblick, da sich bei ihm ein Ausgleich anzubahnen scheint, ein persönliches Moment zur Geltung, das in seinem Innern einen neuen Konflikt und wohl auch jenen äußerlich hervortretenden krankhaften Zustand hervorruft. Sein Sohn August hatte den dringenden Wunsch, in die „Freiwillige Schar des Herzogs von Weimar" einzutreten, ausgesprochen und auch ausgeführt —

sein Name ist in der Liste der Freiwilligen unter Nr. 30 eingetragen. Ein Entschluß, der Goethen aufs tiefste erregen mußte. Seine Briefe an den Sohn aus Teplitz und im Januar 1814, als August einmal geschäftlichen Aufenthalt in Frankfurt nahm, bezeugen in ihrem warmen, gemütlichen Ton das herzliche Verhältnis zu diesem. August war das einzige lebende Kind, und ihn den Entbehrungen und Gefahren eines Feldzuges ausgesetzt zu wissen, würde dem Vater sehr schmerzlich gewesen sein. Vor wenigen Monaten erst hatte der Minister v. Voigt seinen Sohn verloren; er war wegen angeblicher Begünstigung preußischer Freikorps durch die französischen Gewalthaber in Haft genommen, dann auf Fürbitte des Kanzlers v. Müller von Napoleon freigegeben worden, erlag jedoch bald dem Nervenfieber, das er aus dem Gefängnis mitbrachte. Nun sollte Goethe selbst vielleicht Ähnliches erfahren! Und wenn er auch mit männlicher Entschlossenheit sich mit solchen Vorstellungen abzufinden suchte, der Jammer, der im Goethehause angesichts einer Beteiligung Augusts am Feldzug geherrscht haben wird, hat dem Vater wohl immer neue Beklemmungen verursacht. Es heißt, die Verdienste der Frau Christiane in ihrem häuslichen Walten um den Gatten nicht herabsetzen, wenn man ausspricht, daß sie solcher Probe höchster Entsagungskraft nicht gewachsen war. Wilhelm v. Humboldt hatte schon bei seiner Anwesenheit im Oktober den Eindruck gehabt, sie beeinflusse ihn in bezug auf sein Verhältnis zu den Fragen der Zeit. Eine Frau, die selbst frei und groß in diesen Dingen empfand, würde ihm unzweifelhaft erleichtert haben, auch freie und große Entschlüsse zu fassen. Christiane war dazu nicht befähigt. Goethe aber war ihr gegenüber unfreier als jeder andern. Sein feines sittliches Empfinden hat sicher in den Stunden so schwerer Entschließungen unter dem Druck des Bewußtseins gestanden, daß die Verfehlung, die in den Tagen nach der Schlacht von Jena die geziemende Sühne gefunden hatte, nicht gestatte, dem Herzen der Mutter den Schmerz der Trennung vom Sohne unter solchen Umständen aufzuerlegen. Die Lösung dieses Konfliktes ward herbeigeführt durch Karl August: dieser bestimmte, daß der junge Goethe nach seiner Rückkehr von Frankfurt dem Erbprinzen als dem Chef der Schar freiwilliger Jäger beigegeben wurde. Wie tief Goethe diese Wendung, die der Minister v. Voigt angeregt zu haben scheint, empfand, spricht sich in seinem Neujahrsschreiben an den Herzog aus. Er rechtfertigt seine schriftliche Aufwartung an einem öffentlichen festlichen Tage mit der Sorge, er werde in Gegenwart mehrerer Menschen die schickliche Fassung nicht finden, um den gebührenden Dank ohne anscheinende Übertreibung abzustatten. Eine schwere Last war von seinem Herzen genommen; „nach einem traurigen und schreckensvollen Jahre" eröffnet sich ihm, wie er am 2. Januar 1814 an Voigt schreibt, „eine frohe Aussicht aufs neue".

Allmählich festigt sich in ihm die zuversichtlichere Stimmung und die Fähigkeit zu einer natürlichen, freien Auffassung der Dinge. Der Kriegszustand erscheint ihm gegenwärtig als ein Wünschenswertes und befähigt ihn, „mit frohem Mute einen glücklichen Erfolg zu genießen" (an v. Trebra 5. Jan.). Jetzt tritt auch „Hermann und Dorothea" wieder in den Kreis seiner Be-

trachtungen. Eben damals war ein zweiter Teil der Dichtung von ihm verlangt worden. Das gab ihm Veranlassung, an Eichstädt zu schreiben (24. Januar): „Man hat Hermann und Dorothea dem Zeitgeist auch als ein Opfer darbringen wollen. Ich kann es nicht mißbilligen, denn ich wundere mich selbst, da ich das Büchlein lange nicht angesehen, wie genau nach so großen Veränderungen der Sinn noch paßt und zutrifft." Vom zweiten Teil will er zunächst nichts wissen; „ist aber das große Werk vollendet, können wir mit Sicherheit ein Gedicht mit Friede! schließen, so wäre freilich der betrachtenden und darstellenden Dichtkunst ein großes Feld eröffnet". Dieses Zurückgreifen auf die unvergleichliche Dichtung vom gesunden deutschen Volkstum wirkt heute und in diesem Zusammenhang auf uns wie die Freude des Genesenden an dem heilenden Sonnenstrahl, der sein Krankenzimmer durchleuchtet. Und so schreibt er auch der Gräfin O'Donnel einige Tage später am 8. Februar 1814: „Das erworbene Heil ist so groß, daß sich niemand beklagen wird, an der Gefahr und Not, wodurch es erworben ward, teilgenommen zu haben oder zu nehmen, es sei handelnd oder leidend, mit dem Leibe oder dem Beutel zahlend; wenigstens dürfen wir uns sagen, daß die Seele gewonnen habe." Hier sind wir weit abgerückt von der Versunkenheit und dem Pessimismus der letzten Monate und Wochen: ein schönes Verständnis für nationales Empfinden ist zum Durchbruch gekommen in allmählicher Entwicklung. Im November 1813 hatte Goethe zu Luden gesagt: „Glauben Sie nicht, daß ich gleichgültig bin gegen die großen Ideen, Freiheit, Volk, Vaterland. Nein, diese Ideen sind in uns, sie sind ein Teil unseres Wesens, und niemand vermag sie von sich zu werfen. Auch liegt mir Deutschland warm am Herzen. Ich habe oft einen bitteren Schmerz empfunden bei dem Gedanken an das deutsche Volk, das so achtbar im Einzelnen und so miserabel im Ganzen ist. Ein Vergleich des deutschen Volkes mit andern Völkern erregt uns peinliche Gefühle, über welche ich auf jegliche Weise hinwegzukommen suche, und in der Wissenschaft und Kunst habe ich die Schwingen gefunden, dank welcher man sich darüber hinwegzuheben vermag, denn Wissenschaft und Kunst gehören der Welt an, und vor ihnen verschwinden die Schranken der Nationalität." In dem Schlußsatz kommt freilich der verhängnisvolle Irrtum, unter dessen Bann er seither gestanden hatte, noch zum Ausdruck, das Verkennen der Bedeutung der Nationalität. Gewiß, Wissenschaft und Kunst sind in ihren höchsten Offenbarungen durchaus Gut der Menschheit, aber sie tragen in ihren Wurzeln doch wie den Stempel des Künstlers, der sie geschaffen, so auch den des Volkes und seiner Eigenheit, eben des nationalen Wesens, aus dem sie hervorgegangen sind. Eine starke, fest gegliederte Nationalität ist daher keine Schranke, wohl aber der nährende Boden, aus dem heraus sich beide zu den Blüten und Früchten entwickeln, die in ihrer Vollendung Welteigentum, Weltzierde und -Schmuck werden. Darin liegt die Bedeutung des Nationalstaats auch für den Kulturpolitiker, gegen dessen Erfassung Goethe sich gesträubt hatte. Aber nicht seine Seele allein hatte in den Tagen schweren Leids gewonnen, auch sein politisches Sinnen hatte sich in den großen Kämpfen geklärt. „Vaterland" war ihm nicht mehr ein

abstrakter, blutleerer Begriff, sondern eine greifbare Tatsache geworden. Eine Tatsache, die er tiefer fundamentiert haben wird als viele Zeitgenossen, tiefer, als es Viele noch heute tun. Kieser schildert ihn, wie er in jenen Dezembertagen einmal in tiefer Erregung ihm große Pläne mitgeteilt habe. Leider sagt er nichts Näheres über ihren Inhalt. Wohl möglich, daß ihm damals, wie Heinrich Rückert meint, die vollständige Neuerung der Gesellschaft und des Staates durch eine von innen herausgegriffene Reform des Individuums, die mit der Erziehung beginnen sollte, beschäftigt habe. Jedenfalls deutet, was Luden aus dem Novembergespräch noch mitteilt, in dieser Richtung: „Die Deutschen," sagt ihm Goethe, „müssen nach meinem Glauben noch eine große Bestimmung haben . . . Uns einzelnen bleibt inzwischen nur übrig, einem jeden nach seinen Talenten, seiner Neigung, seiner Stellung, die Bildung des Volkes zu mehren, zu stärken und zu verbreiten. Nach allen Seiten und wie nach unten, so auch vorzugsweise nach oben . . . damit das deutsche Volk fähig bleibe zu jeder großen Tat, wenn der Tag des Ruhmes anbricht." Je mehr das Chaos der politischen Begebenheiten sich lichtet und Ansätze zu festen Gestaltungen sich ihm zeigen, um so konkreter wachsen auch seine Anschauungen aus den Abstraktionen heraus, freilich noch nicht hinsichtlich der staats- und verfassungsrechtlichen Fragen, die zu lösen sind. Inwieweit er sich über diese bestimmte Ansichten gebildet, läßt sich nicht feststellen. Als im Frühjahr 1814 der ihm befreundete Göttinger Staatsrechtslehrer Sartorius v. Walthershausen zur Ausarbeitung einer neuen Reichsverfassung angeregt worden war, berührt Goethe diese Sache in seinen Briefen an ihn, aber doch nur in sehr allgemeiner Weise. „Auf Ihre neue Reichsverfassung bin ich sehr verlangend" — schreibt er ihm (28. Februar). „Es ist löblich, wenn einsichtige Männer die Gestalt vorzeichnen, die eigentlich aus der Form heraustreten sollte. Beim Erzguß ist es ein Unglück, wenn einige Glieder ausbleiben, diesmal hat man das Entgegengesetzte zu befürchten." „Die neue Mythologie," setzt er mit etwas spöttischem Ton wohl in bezug auf die heilige Allianz hinzu, „scheint auf indische und chinesische Gestalten zu deuten, die man nur um desto heiliger glaubt, je mehr überflüssige Glieder daran prangen." Doch beschäftigen ihn lebhaft neue Probleme, wie sie mit der Einigung Deutschlands zusammenhängen, deren Zustandekommen ihm als unzweifelhaft gilt. Spiegelt sich in der Entwicklung seiner eigenen politisch-nationalen Anschauung deutlich genug der Gang wider, den ein großer Teil des deutschen Volkes in seiner Stellungnahme zu dem nationalen Problem gegangen ist: aus dem morschen Bauwerk des heiligen römischen Reiches deutscher Nation flüchtend in vaterlandslose Humanitätsträume, um dann durch die französische Revolution und die Katastrophen der Napoleonischen Kämpfe zur bewußten Erkenntnis der Notwendigkeit nationaler Zusammenfassung und Betätigung zu gelangen, so ist es gewiß nicht minder bemerkenswert, daß das politische Deutschland, wie es dem alten Goethe vorschwebt, in wesentlichen Zügen dem deutschen Reich vorgebildet ist. Er fordert natürlich in erster Linie mit vollem Recht die für gedeihliche Entwicklung von Kunst und Wissenschaft so wichtige Erhaltung des Einzelstaatswesens, aber

er fährt fort: „Vor allem sei es eins gegen den auswärtigen Feind, es sei eins, daß der deutsche Taler und Groschen gleichen Wert habe, eins, daß mein Reisekoffer durch alle 36 Staaten ungehindert passieren könne, sei eins, daß der städtische Reisepaß eines Weimarischen Bürgers von den Grenzbeamten eines großen Nachbarstaates nicht für unzulänglich gehalten werde; es sei von Inland und Ausland unter deutschen Staaten überall keine Rede mehr. Deutschland sei ferner eins in Maß und Gewicht, in Handel und Wandel und hundert ähnlichen Dingen, die ich nicht alle nennen kann und mag." So Goethe im Jahre 1828.

Zweiundvierzig Jahre mußten unter Kämpfen und Krisen, hervorgerufen durch Irrungen, die von allen Teilen begangen wurden, vergehen, bis das neue Reich eine Wirklichkeit, der deutsche Nationalstaat eine Tatsache ward. Stand unser größter Dichter 1813 abseits vom Wege, der dahin geführt hat, so ist er doch mit der Kraft seiner Intuition der langsamen Entwicklung der Dinge weit vorausgeeilt. Was er uns von der Vergangenheit, von eigenen Irrungen und der Befreiung von diesen in seinen Briefen und Gesprächen sagt, verdient auch heute gehört zu werden: er spricht zu uns, ein Lernender, ein Mahner und ein Lehrer für alle, die am Webstuhl der Zeit arbeiten In diesem Jahre der Erinnerungsfeier gebührt daher ein voller Kranz auch Goethen.

Ernſt von Wildenbruch.

Ahnen und Eltern.

Von

Berthold Litzmann.[1])

Aus jenen dunklen Tagen
Ein Name flammt ins Land,
Bei Saalfeld du erſchlagen
Held Louis Ferdinand!

In den Abendſtunden des 5. September 1806 gab es in Schloß Bellevue bei Berlin, der Reſidenz des Prinzen Ferdinand von Preußen, unruhige und traurige Geſichter. In der Frühe des folgenden Tages wollte Prinz Louis Ferdinand zur Armee nach Dresden aufbrechen, wo das Hohenlohesche Korps ſich verſammelte.

Die Trompete, auf deren befreienden Klang man in langen Jahren ſchwächlicher Zauderpolitik ſehnſüchtig gewartet hatte, rief endlich ins Feld, aber ſie weckte kein freudiges Echo mehr. Preußen war todkrank. Und keiner war in dieſem Augenblick über die Hoffnungsloſigkeit der Lage klarer als der Führer der Avantgarde, der in jugendlicher Kraft und Schönheit noch einmal die Gemächer des Schloſſes durchwandelte, Abſchied zu nehmen von den Eltern, vom Vater, von der Mutter, beide ihm fernſtehend und auch in dieſer Stunde von dem düſtern Ernſt des Augenblicks nur leiſe geſtreift. Aber zwiſchen den mehr oder minder konventionellen Abſchiedsſzenen mit ihnen, mit den Herren und Damen des Hofes ſieht er zwei Augen immer mit dem gleichen Ausdruck zärtlichſter Liebe und bangſter Sorge auf ſich gerichtet, die Augen ſeiner Schweſter Luiſe, der Gemahlin des Prinzen Anton von Radziwill, der treueſten und verſtändnisvollſten Vertrauten ſeiner großen und feurigen Seele ſeit Kindertagen. Immer wieder finden ſich die Geſchwiſter zu ernſter, von Todesahnungen umwölkter Ausſprache zuſammen. Während der Prinz darauf wartet, bis ſein Vater ſeine Spielpartie beendet hat, ſteht ſie in einer Fenſterniſche mit ihm, „das Herz bedrängt; ich hatte die Überzeugung, es ſei der letzte Abend, den ich mit meinem ſo innig geliebten Bruder verlebte". Nach dem Abſchied von allen anderen ſind ſie noch in ihrem Zimmer zuſammen: „Er empfahl mir ſeine Kinder. Ich verſprach ihm Mutterſtelle an ihnen zu vertreten." In der Morgenfrühe ein letzter Abſchied: „Endlich um

[1]) Aus dem im Verlage der G. Groteſchen Verlagsbuchhandlung demnächſt erſcheinenden erſten Bande der Biographie Ernſt v. Wildenbruchs.

3 Uhr hörte ich seinen Wagen. Er war es! So traurig, so bewegt. Ich sehe noch seine edle Gestalt, die ein schmerzlicher Ausdruck so rührend machte. Ja seine ganze Zukunft stand vor seinen Augen und vor den meinigen. Ich umarmte ihn zum letztenmal. Ich fühlte, es war das letztemal . . . er ging, um niemals wieder zu kommen."

Fünf Wochen später hatte sich das Schicksal erfüllt. Vom Hauptquartier preisgegeben, von einem Teil der eigenen ihm unterstellten Truppen im entscheidenden Augenblick im Stich gelassen, umklammert von der erdrückenden Übermacht des Lannesschen Korps, war am 10. Oktober bei Saalfeld im verzweifelten Kampf von Mann zu Mann dieser Stern der Ritterschaft, der einzige seines Blutes, der damals an glänzenden Gaben des Geistes und des Körpers sich mit den Größten des Geschlechtes messen zu können schien, unter den Säbelhieben französischer Husaren tot zusammengebrochen.

Am Morgen des 11. Oktober ward ein von wenigen blutgetränkten Fetzen bedeckter Leichnam unter dem klingenden Spiel französischer Siegesmärsche in Saalfeld eingebracht, in dem man entsetzt den Prinzen erkannte.

Am selben Tage, vielleicht um dieselbe Stunde, traf in Berlin, im Schloß Bellevue ein dreijähriger Knabe ein mit einem Brief an die Prinzessin Luise. Das war der kleine Louis, der Sohn des Helden von Saalfeld, den noch von Dresden aus sein Vater der Schwester gesandt hatte, daß sie, ihrem Versprechen gemäß, Mutterstelle an ihm verträte. Sie hat ihr Wort treu gehalten, mütterlich nahm sie den „armen kleinen Louis" als Gleichberechtigten in ihre Kinderstube auf, ebenso auch bald danach seine jüngere Schwester Blanche, die beim Tode des Vaters erst ein Jahr zählte. „Es war ein großer Trost für mich," schreibt sie später, „seinen Willen erfüllen zu können, aber es war keine leichte Aufgabe. Ich tat gewissenhaft, was ich für diese armen Kinder nützlich hielt. Ich hatte noch wenig Erfahrung, und ich kann in der Art, in der ich für sie Sorge trug, es versehen haben. Aber ich habe nicht aus Mangel an gutem Willen gefehlt, und die zärtliche Liebe der guten Kleinen hat mich reichlich für die Opfer entschädigt, die ich für sie habe bringen können."

Beide Kinder, einer Verbindung des Prinzen aus seinen letzten Lebensjahren mit der jungen schönen Henriette Fromme, die nachmals sich mit einem Kriegsrat Alberts verheiratet hat, entsprungen und 1810 vom König in den erblichen Adelstand unter dem Namen von Wildenbruch erhoben, wurden auch in der Folge nicht nur von der Radziwillschen Familie, sondern auch von seiten des Königs und seiner Söhne als zur Familie gehörig angesehen und bei sich bietenden Gelegenheiten mit Gnadenbeweisen, vor allem auch materiellen, bedacht, standen dadurch aber auch von vornherein zu den königlichen Verwandten in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnis, das, wenn es nicht eine Quelle von Reibungen und Verstimmungen werden sollte, von beiden Seiten Takt und gegenseitiges Vertrauen erforderte, und das vor allem mit zunehmenden Jahren die Selbstverleugnungsfähigkeit der Halbanerkannten auf manche harte Probe stellte. Und so ist denn auch die Laufbahn des Sohnes, des am 28. März 1803 geborenen Louis v. Wildenbruch, so glänzend sie

dem Außenstehenden wenigstens auf der Höhe seines Lebens scheinen mochte, keineswegs immer eben und vom Glück besonnt gewesen.

Ein Hemmschuh war von vornherein, daß, abgesehen von der freundlich sorglosen Kindheit, die ihm und seiner Schwester im Hause Radziwill bereitet war, es beiden Geschwistern an einem ihrer Abkunft, der Umgebung, in der sie aufwuchsen, und den Lebenswegen, denen sie zustrebten, entsprechenden persönlichen Vermögen fehlte. Der Nachlaß des Vaters war überschuldet gewesen, und die nächsten Verwandten von dieser Seite, mit Ausnahme der Prinzessin Luise, beschränkten sich auf das Notwendigste. Es ist bezeichnend, daß die Großmutter, die Prinzessin Ferdinand, dem Enkel im Jahre 1819 „zum Beweise Höchst-Ihres Wohlwollens und zur Verbesserung seines Einkommens" eine „lebenslängliche Pension" von 20 Talern monatlich aussetzt. Prinz August, der Bruder des Vaters, der innerlich allerdings diesem wie der Schwester ganz fernstand, blieb auch den Kindern fremd und enttäuschte durch sein Testament ihre, wie sie und andere mit ihnen wähnten, verbrieften Hoffnungen auf die Erbschaft vollkommen. Dieser Fehlschlag sollte Louis v. Wildenbruch allerdings erst in späteren Jahren treffen. Schmerzlich empfunden aber hat er, der die Lebens- und Genußfreudigkeit vom Vater ererbt hatte, von Anfang an diese Beschränktheit seiner äußeren Mittel, die ihm nie den Stil des Lebens erlaubte, der seinen inneren Wünschen und Neigungen entsprach. Mit glänzenden Gaben ausgerüstet, körperlich und geistig eine Stahlfedernatur, in seinen jungen Jahren in der Eleganz seiner äußeren Erscheinung und in der sprühenden Laune witzig-geistvoller Unterhaltung wohl hin und wieder etwas an seinen Vater erinnernd, von vielseitigen Interessen, musikalisch in hervorragendem Maße veranlagt, dabei aber doch mit starkem Wirklichkeitssinn auf die Interessen des praktischen Lebens gerichtet, mit einem scharfen Auge für die schwachen und lächerlichen Seiten seiner Mitmenschen, und stets ebenso bewußt wie geschickt bestrebt, selbst innerlich und äußerlich gute Figur zu machen, erschien der Sohn Louis Ferdinands berufen, bei einigermaßen günstigen Winden in dem Preußen, wie es sich nach den Befreiungskriegen politisch und wirtschaftlich neu aufbaute, eine ansehnliche, wenn nicht eine Führerrolle zu spielen.

Daß ihm dies, das letztere wenigstens, nicht geglückt ist, lag zum Teil wohl an den eben angedeuteten persönlichen, materiellen und ideellen Grundlagen seines Lebens, zum Teil aber an Hemmungen und Knickungen seiner Lebenslinie durch die allgemeinen Zeitverhältnisse und vor allem durch die Wege, die Preußens Könige und seine Staatsmänner in dem Zeitraum von 1820—1860 zu wandeln für gut befanden. Denn da er es ebensowenig, wie sein Vater, über sich vermochte, eine von der Meinung der zur Zeit maßgebenden Männer abweichende Ansicht zu unterdrücken, vielmehr ohne jede Spur von Menschenfurcht ihr den schärfsten und unzweideutigsten Ausdruck zu geben wußte, so zählte er, ähnlich wie jener, zeitlebens zu den Außenseitern, aus denen je nach Zeit und Gelegenheit Führer der Fronde oder mißvergnügte hyperkritische Pensionäre werden können. Der Vater entging dem ersten Los vielleicht nur durch den vorzeitigen Tod unter den Säbeln der französischen

Husaren und der Sohn dem letzten vielleicht nur deswegen, weil die angeborene Lebenskraft und -freudigkeit doch immer wieder den Verdruß und Groll über fehlgeschlagene Hoffnungen überwand. Es mag aber wohl Zeiten in seinem Leben gegeben haben, wo er den Vater um den herrlichen Soldatentod auf dem Felde der Ehre glühend beneidet hat.

Zum Soldaten ward er erzogen, zunächst privatim vorgebildet, im Radziwillschen Hause gemeinsam mit seinen Vettern Wilhelm und Boguslav dann im Kadettenkorps, aus dem er 1821 mit dem Prüfungsprädikat „recht gut" als Leutnant in das Garde-Ulanenregiment übertrat. Doch genügte weniger dem Ehrgeiz als dem Tatendrang des Jünglings das Einerlei des Garnisonlebens jener friedlichen Jahre nicht. Obwohl mit Leib und Seele Soldat, leidenschaftlicher Reiter und Jäger, dabei auch in der höfischen Geselligkeit eine Rolle als gewandter Tänzer und glänzender Unterhalter spielend und auch sonst jede Freude des Daseins genießend, die sich ihm bot, widmete der junge Offizier, der bald die Garde-Ulanenuniform mit der der Garde-Kürassiere vertauscht hatte, einen großen Teil seiner Zeit ernsten historischen, geographischen und physikalischen Studien. Ihn, der schon früh den Wert der abendländischen Kultur, wie sie ihm in dem Berlin der zwanziger Jahre des vorigen Jahrhunderts verkörpert erschien, mit skeptischen Augen zu betrachten sich gewöhnt, und der von den philosophischen Neigungen seines Vaters, der aus gleicher Stimmung heraus sich zu Rousseau flüchtete, nichts geerbt hatte, lockte die Ferne, der Orient. Schon mit sechsundzwanzig Jahren hatte er Gelegenheit, ihn, und nicht nur flüchtig, kennen zu lernen. Preußischer Gesandter in Konstantinopel war damals der Major v. Royer, der einst am Hofe des Prinzen Heinrich einen Posten bekleidet und seit dieser Zeit auch das besondere Vertrauen der Prinzessin Luise und ihres Gemahls genossen hatte. Vor allem aber war er mit dem Prinzen Louis Ferdinand befreundet gewesen und von ihm in seinem Testament gleichzeitig mit seiner Schwester zum Vormund seiner Kinder Louis und Blanche eingesetzt worden. Diesen Beziehungen war es wohl zu danken, daß im Frühling 1829 der sechsundzwanzigjährige Leutnant der Garde-Kürassiere zur Gesandtschaft nach Konstantinopel kommandiert wurde. Ob schon damals mit besonderen Absichten und Aussichten für eine eventuelle spätere Verwendung im diplomatischen Dienst, mag dahingestellt bleiben. Sicher aber ist, daß der junge Offizier, dessen amüsante und witzige Schilderungen des Lebens und Treibens am Bosporus in den Briefen an seine Freunde in den Kreisen der Kameraden wie der Hofgesellschaft mit Hochgenuß gelesen und von Hand zu Hand weitergegeben wurden, diesen Aufenthalt keineswegs allein unter dem Gesichtspunkt einer angenehmen Unterbrechung des militärischen Dienstes auffaßte. Von Konstantinopel unternahm er in den Frühlings- und Sommermonaten 1830 allein zu Pferde eine Orientreise durch Kleinasien nach Syrien, die ihn bis nach Damaskus führte, und die zum Teil erhaltenen Tagebücher beweisen, wie planmäßig und gewissenhaft er sich auf diesem Ritte mit den historischen, ethnographischen, politischen und ökonomischen Verhältnissen des Landes bekanntzumachen, wie geschickt er sich in die Lebensbedingungen und An-

schauungen der türkischen und arabischen Bevölkerung einzuführen gewußt hat, unterstützt gleicherweise durch seine angeborene scharfe Beobachtungsgabe, wie eine schon damals ziemlich sichere Beherrschung der Landessprache.

Unmittelbar greifbare Ergebnisse zeitigte dieser erste Ausflug in den Orient nicht, woran vielleicht der noch im selben Jahr erfolgende Tod des Majors v. Royer die Schuld trug. Er kehrte wieder in sein Regiment zurück, avancierte einige Jahre darauf (1834) zum Premierleutnant, und in einem mit Garnisondienst, kameradschaftlichem Verkehr, Jagd, höfisch-gesellschaftlichen und anderen Zerstreuungen ausgefüllten Leben gingen die Jahre dahin, ohne daß, von außen gesehen, dieses kavaliermäßige Leben eine persönliche Note gehabt hätte. Gleichwohl aber begannen in eben diesem Zeitraum in seinem inneren Leben neue Gewalten Macht zu gewinnen und seinen Gedanken und Wünschen neue Richtung zu geben. Eine heftige Leidenschaft hatte ihn gepackt und ließ ihn nicht, wie er es sonst seiner leichtlebigen und leichterregbaren Natur nach gewohnt war, nach einem mehr oder minder harmlosen Spiel von Wochen und Monaten frei. Mit einem aus leisem Grauen und tiefer heimlicher Freude gemischten Gefühl spürte er, daß da auf einmal etwas in seinem Leben war, wovon er bisher nichts geahnt hatte, daß etwas mit seinem Leben tief und fest verwuchs, was er für einen Menschen in seiner Lage, mit seinem Temperament, mit seinen Zukunftsplänen als nicht in Betracht kommend, als eine Chimäre anzusehen gewohnt war.

Es begann mit dem Entschluß der Trennung und endete mit der Gewißheit: es ist unmöglich. Jahrelang waren sie im täglichen Verkehr harmlos gleichgültig nebeneinander hergegangen: der Leutnant Louis v. Wildenbruch und die Hofdame seiner Tante Fräulein Ernestine v. Langen. Seit 1827, seit die damals zweiundzwanzigjährige mittellose Waise, die Tochter eines verdienten preußischen Generals, in den Hofstaat der Prinzessin eingetreten war. In den letzten Monaten des Jahres 1834 hatte der Verkehr der beiden ebenso klugen wie leidenschaftlichen Menschen einen herzlicheren Charakter angenommen; man war gut Freund geworden, ohne sich selbst zu gestehen, wie das, was beide beglückt und erregt, schon mit Freundschaft nichts mehr gemein hat. An einem Dezembertag des Jahres 1834 kommt es zur Aussprache, ein Kuß wird gegeben, genommen.

Kaum allein mit sich wird sich Ernestine der Tragweite ihrer Handlung bewußt. Was soll daraus werden? Sie kennt Louis v. Wildenbruch zu gut, um nicht zu wissen, wie sehr ihm innerlich und äußerlich ein Leben im großen Stil Bedürfnis, ja Notwendigkeit ist, kennt sein leidenschaftliches, für Frauenschönheit so leicht entflammbares Herz, und sie ist sich darüber klar, daß sie, die mittellose Waise, über die erste Jugend mit ihren neunundzwanzig Jahren hinaus, die auch auf eigentliche Schönheit im strengsten Sinne nicht Anspruch erheben darf, nicht die Frau ist, die ihm, auch wenn sonst alles gut ginge, ein solches Leben schaffen könnte, ja daß er durch eine Verbindung mit der armen Offizierstochter sich mit ziemlicher Sicherheit den Weg zu einer seinem Ehrgeiz und seiner Neigung entsprechenden Laufbahn abschneidet. Sie schreibt ihm einen Brief, in dem sie sehr klug und vernünftig ihm die

völlige Aussichtslosigkeit ihrer Verbindung auseinandersetzt und der doch in jedem Wort verrät, daß ihr heißes Blut dawider aufschreit. Er antwortet ihr nach ein paar Tagen, männlich, ernst. Tief getroffen durch die Möglichkeit, auf die sie ihn hingewiesen, sie durch sein Verhalten zu kompromittieren. Beschönigt nichts, gibt zu, daß er seiner ganzen Vergangenheit nach keinen großen Anspruch habe, Glauben an seinen Ernst und seine Treue zu fordern, und verspricht zum Schluß, sich ihrem Wunsche zu fügen.

Als vierundzwanzig Jahre später der einsam Zurückgebliebene in den Briefen und Erinnerungen aus der ersten Liebeszeit blätterte, fand er auch diesen Brief wieder unter den Papieren der Verstorbenen und schrieb darauf: „Wir wollten uns für immer trennen, da schrieb ich diesen Brief, nachdem ich E. den ersten Kuß gegeben hatte und sie mir geschrieben. Da kam ein zweiter langer, langer Abschiedskuß, und da war es ganz anders, als wir beide gedacht hatten." Sicher war der Sohn Louis Ferdinands nie glücklicher beraten, als er mit jenem stürmischen zweiten Kuß sich die Geliebte von der einsamen Klippe der Entsagung auf den breiten Strom seines Lebens hinüberholte. Was ihm das Leben an Glück gebracht hat, das hat er dieser temperamentvollen, klugen, tapferen, im höchsten Sinne des Wortes adeligen Frau zu danken gehabt. Es hat keine Lage in den schweren, stürmischen und entsagungsreichen Jahren, die ihr an seiner Seite beschieden waren, gegeben, der sie nicht gewachsen, in der sie nicht die ungewöhnlichen Gaben eines weit- und scharfblickenden politischen Verstandes und die unerschöpfliche Fülle einer leidenschaftlichen, in selbstloser Hingabe aufgehenden, in reiner Güte nie sich genügenden Seele mit Einsetzung ihrer letzten Lebenskraft für den Mann, in dessen Liebe sie bis zum letzten Atemzug ihr höchstes Glück sah, betätigt hätte. Keine Schönheit im landläufigen Sinne, aber von dem bestrickenden Reiz einer unvergänglichen kraft- und temperamentvollen Jugend des Denkens und Fühlens beseelt, aus wundervollen klugen, lebensprühenden Augen gütig in die Welt sehend, scharfsinnig und hellhörig, beweglichen Geistes, liebenswürdig in jedem Sinne hat sie nachmals auch in der großen Welt, überall wo sie erschien, den Eindruck einer außergewöhnlichen, zum Herrschen geborenen Persönlichkeit gemacht, der auch Könige und Fürsten ihre Bewunderung und Verehrung nicht versagten.

Einstweilen schien allerdings für den Leutnant und die Hofdame, die sich seit jenem zweiten Kuß als Verlobte und zu dauernder Lebensgemeinschaft bedingungslos Verbundene betrachteten, die äußere Lage so fragwürdig, daß sie aus ihrem Einverständnis ein Geheimnis machten; auf Umwegen und durch Nebentüren gingen Liebesgrüße ein und aus, während durchs Hauptportal wohlgesetzte ostensible Freundschaftsbriefe ihren Weg fanden; ob diese offiziellen Demonstrationen der Harmlosigkeit auf die Dauer nicht von den Radziwillschen Hausgenossen in ihrem wahren Charakter als Attrappen erkannt und gewürdigt wurden, ist wohl mindestens fraglich. Die Liebenden aber hielten zwei Jahre lang an diesem Versteckspiel fest, so schwer namentlich die heimliche Braut unter der beständigen Doppelrolle litt. Erst der am 7. Dezember 1836 erfolgte Tod der Prinzessin, der die Auflösung ihres Hofstaats zur Folge

hatte und dadurch Erneſtine v. Langen vor die Notwendigkeit ſtellte, für ihre nächſte Zukunft bindende Entſchlüſſe zu faſſen, brachte den Stein ins Rollen, obwohl auch jetzt die Verlobten ſich zunächſt nicht entſchließen konnten, ihre Verbindung zu veröffentlichen. Aber die durch die Radziwillſchen Söhne eingeleiteten Verhandlungen, um für die Hofdame ihrer Mutter eine königliche Penſion zu erwirken, Schritte, die, wie es ſcheint, die Empfindlichkeit des heimlichen Bräutigams erregten, führten ſchließlich eine Ausſprache zwiſchen dieſem und ſeinem Vetter, dem Fürſten Wilhelm Radziwill, herbei, der die Veröffentlichung der Verlobung im Frühling 1837 auf dem Fuße folgte. Zugleich ſchuf die brüderliche Hilfsbereitſchaft der Vettern Radziwill, die vor allem auch in einem Briefe Wilhelms v. R. aus dieſen Tagen ſchön zum Ausdruck kommt, dem jungen Paar die Möglichkeit, ſich einen Hausſtand zu gründen, dadurch, daß ihm im Radziwillſchen Palais (dem heutigen Reichskanzlerpalais) eine Wohnung eingeräumt wurde.

Stand es ſo im Buche des Schickſals geſchrieben, daß der Sohn des Mannes, der als erſtes Opfer einer jammervollen Politik am Vaterland verzweifelnd ſich bei Saalfeld verblutet hatte, ſeinen Hausſtand gründen ſollte an der Stätte, an der ein Menſchenalter ſpäter das größte ſtaatsmänniſche Genie des Jahrhunderts die Geſchicke Deutſchlands lenken ſollte, ſo war es weiter eine ſeltſame Fügung, daß die Eltern Ernſt v. Wildenbruchs den Ehebund ſchloſſen auf einem Boden, der unzertrennlich mit dem Gedächtnis an den größten dichteriſchen Genius der Nation verknüpft iſt. In der kleinen uralten romaniſchen Dorfkirche von Kochberg, dem langjährigen Wohnſitz Charlotte v. Steins, wurden am 9. Auguſt 1837 Louis v. Wildenbruch und Erneſtine v. Langen getraut. Bei der Schwiegertochter des Hauſes, Frau Luiſe v. Stein geborenen v. Altenſtein, ihrer nahen Freundin, hatte Erneſtine die letzten Monate ihres kurzen Brautſtandes als Gaſt auf Kochberg verbracht; im kleinſten Kreiſe, zu dem auch der Vater Luiſens v. Stein, der Miniſter Altenſtein, gehörte, ward eine ſtille Hochzeit gefeiert, und von Kochberg aus ſchritten die Neuvermählten in das neue gemeinſame Leben. Ihr nächſtes Reiſeziel am nächſten Morgen war Saalfeld.

In den Briefen, die während Erneſtinens Aufenthalt in Kochberg die Verlobten miteinander wechſelten, finden ſich zwei Äußerungen, die für beide charakteriſtiſch ſind nicht nur in bezug auf die damalige Situation, ſondern mehr noch auf das, was noch in der Zukunft lag. „Du weißt," ſchreibt Louis, „und wirſt hoffentlich in der Folge Dich immer mehr davon überzeugen, daß aus der bloßen Gewohnheit des Zuſammenlebens und des ſinnlichen Wohlgefallens uns durch unſer genaues und immer genaueres gegenſeitiges Anſchließen eine ſo innige herzliche Liebe aufgegangen iſt und alle anderen Gefühle überwuchert hat, daß ich mir ſelbſt oft ſtaunend die Frage vorlege, wie es denn dazu gekommen iſt und warum es nicht ſchon früher dazu gekommen iſt? Siehſt Du, Geliebte, damit es ſo kam, mußten wir beide durch traurige Lebensereigniſſe immer mehr aufeinander hingewieſen werden, und ich mußte zuletzt mich überzeugen, daß alle Liebe, welche die

Welt für mich noch enthielt, nun vereint nur in einer Brust und in einem Herzen lebte, und das war seit einem halben Jahr das Deine."

Und Ernestine schreibt einmal: „Ich fragte mich wohl oft vor Gott, ob es wohl recht sei, ein anderes Geschöpf so zu seinem Herrn zu machen. Ich konnte nichts anderes tun, als mein Herz im Gebet vor ihm niederzulegen, und immer war mir's, als gäbe er es mir wärmer und liebender zurück," und ein andermal: „Es ist eine sehr gewöhnliche Ansicht der Frauen, dem Geliebten nie ihre ganze Liebe zeigen zu wollen. Die gewöhnlichen tun es aus kleinlichen Rücksichten, die besseren halten es für eine Art Unweiblichkeit, den ganzen Umfang ihrer Gefühle zu zeigen — mir ist es anders, ich habe nichts anderes, nichts Besseres zu geben, und mich kränkt's nur, daß ich es Dir nicht halb so schön, so innig aussprechen kann, als ich es fühle. Alles, was gut in mir ist, steht in Beziehung zu meiner Liebe."

So sah es in den Herzen der beiden Menschen aus, die in einem Flügel des Radziwillschen Palais im Herbst 1837 ihren Herd gründeten, in sehr bescheidenen Verhältnissen, aber voll starken Vertrauens auf die Zukunft. Über der Schwelle stand der türkische Reisewunsch geschrieben: chaira karschu, dem Glück entgegen!

Fast fünf Jahre zogen ins Land, die Pforten des Lebens gingen auf und zu, ohne daß etwas Außerordentliches hereingetreten wäre. Zwei Kinder wurden geboren, zwei Mädchen, Luise und Bertha, der Premierleutnant rückte zum Rittmeister und Eskadronschef auf. König Friedrich Wilhelm III. versammelte sich zu seinen Vätern; von einer Aureole von unerfüllten und unerfüllbaren Hoffnungen und Träumen umgeben, bestieg sein Sohn als Friedrich Wilhelm IV. den Thron. Alle Welt horchte auf, was die neue Zeit bringen würde. Auch im Palais Radziwill regten sich Erwartungen. Ungleich seinem gemessenen Vater war der vierte Friedrich Wilhelm ein nicht nur gern, sondern auch liebenswürdig Gebender. Man liebte ihn, man hoffte auf ihn und sollte auch nicht enttäuscht werden. Der König, mit den innersten Wünschen und Neigungen seines Verwandten, seines „lieben teuren Louis", wohl vertraut, fragte den Rittmeister bei den Gardekürassieren, ob er nicht Lust habe, preußischer Generalkonsul in Syrien zu werden.

Das war im Winter 1841; fast genau zwölf Jahre waren seit dem einsamen Ritt von Skutari nach Damaskus verstrichen. Die alte Liebe zum Orient war nie erstorben, beim ersten Lufthauch loderte der schlummernde Funke zur Flamme auf. Das einzige Bedenken, das allerdings recht schwer ins Gewicht fiel, war, ob er es vor Frau und Kindern verantworten könne, die Vorteile einer durch einundzwanzigjährigen Dienst gesicherten und nach seinen bisherigen Erfolgen aussichtsreichen militärischen Stellung wenn nicht ganz aufzugeben, so doch in Frage zu stellen um den Preis einer Laufbahn, in der er im günstigsten Fall ein Anfänger war, der sich noch die Sporen verdienen sollte. Bedenken, die, wie sich später herausstellen sollte, nur zu berechtigt waren. Auf der anderen Seite handelte es sich bei der Anfrage um einen besonderen Gunst- und Vertrauensbeweis des Königs, dessen Zurückweisung wieder im Hinblick auf die Zukunft der Seinigen nicht ratsam er-

schien, und vor allem, er hatte das Gefühl, daß er gerade für diese Stellung nach seinen Neigungen und nach seinen Kenntnissen befähigt, ja im eigentlichen Sinne berufen sei. Unter seinen nachgelassenen Papieren findet sich das — undatierte — Konzept eines an den Minister gerichteten Memoires, das ein helles Licht gleicherweise auf die allgemeine politische wie auf die persönliche Lage und den Charakter Louis v. Wildenbruchs wirft.

„Die Stelle eines preußischen Generalkonsuls," beginnt das Memoire, „ist mir angetragen worden. Der ehrenvolle Beweis des Zutrauens Sr. Majestät des Königs, welcher mir dadurch zuteil wurde, ließ mich die Bedenken, welche sich der Annahme einer solchen Stellung entgegensetzten, nicht beachten. Dem Dienste des Königs und meines Vaterlandes habe ich seit einundzwanzig Jahren ohne alle Rücksicht auf meine persönlichen Verhältnisse mich gewidmet. Als Lohn ward mir, außer dem erhebenden Gefühle redlich erfüllter Pflicht, eine Stellung, welche einen ehrenvollen Wirkungskreis gewährt. Ich bin in diesem Augenblick zweitältester Eskadronschef, [genieße] den Ruf eines guten Kavallerieoffiziers, die Achtung meiner Vorgesetzten und Kameraden, die Liebe meiner Untergebenen. Ich darf dieses sagen, ohne ruhmredig zu erscheinen, und habe mir alles, was ich ward und erlangte, redlich verdient. Nichts in meiner Laufbahn verdanke ich der Protektion, suchte diese nie, so vielfache Wege mir dafür offenstanden. Ich bin nicht reich, beglückt indes durch den Besitz einer treuen Frau, welche eine selbständige und reichliche Existenz aufopfernd, um mir anzugehören, auch das aufgeben mußte, was sie durch zehnjährige Dienste als Hofdame gesichert glauben konnte. Vater zweier Kinder. Die ehrenvolle Stellung, welche mir jetzt als ein unschätzbarer Beweis des königlichen Zutrauens geboten wird, habe ich nicht gesucht, sie wurde mir unerwartet angeboten." Und bei der Behandlung der Gehaltsfrage, wo gelegentlich die Äußerung fällt, „ich war achtzehn Jahre hindurch Leutnant und habe einen nicht unbeträchtlichen Teil meines nie reichlichen Vermögens aufopfern müssen, um den Anforderungen meines Standes zu genügen", findet sich unter den Argumenten, die für eine Erledigung in seinem Sinne sprechen müßten, neben den Rücksichten auf die Zukunft seiner Familie, am Schluß der Hinweis, „daß ich endlich der Sohn eines Mannes bin, dessen Name auf die wenigen nicht ruhmvollen Seiten, welche die Geschichte Preußens bietet, den lichten Glanz aufopfernder Vaterlandsliebe ausgleichend verbreitet".

In den sachlichen Ausführungen aber über die Aufgaben, die ein preußischer Generalkonsul in Syrien im gegenwärtigen Zeitpunkt zu lösen habe, tritt nicht nur seine genaue Kenntnis von Land und Leuten, denen er starke Sympathien entgegenbringt — „ich kenne und achte die Türken hoch" —, seine eben auf dieser Sachkenntnis begründete scharfe Erfassung der allgemeinen politischen Situation im Verhältnis der Türkei zu den europäischen Mächten, sondern auch der Punkt ans Licht, der dem König die Besetzung des syrischen Generalkonsulats mit einem besonderen Vertrauensmanne im Augenblick so wichtig und dadurch die Berufung auf diesen Posten zu einer besonders ehrenvollen machte: die Errichtung des protestantischen Bistums in Jerusalem. „Nur zwei Nationen haben im türkischen Reiche überwiegendes Ansehen:

Rußland und England. Ersteres kommt für Syrien nicht in Betracht, um so mehr England . . . Schon zur Zeit meines Aufenthaltes in Syrien war das Ansehen und der Einfluß Englands überwiegend, und in wie übergroßem Maße dieser zugenommen haben muß, läßt sich leicht denken . . . Aus dem Gesagten läßt sich ein erfreulicher Schluß auf das Gedeihen des Unternehmens ziehen, zu dem Preußen und England sich die Hand boten. Preußens Ansehen im Orient ist größer, als man es bei den wenigen bestehenden Relationen glauben sollte. Dieses zu bewahren und zu erhöhen wäre die Aufgabe eines dortigen Residenten. Sie scheint mir nicht zu schwierig. Schon der Wahlspruch unseres königlichen Hauses deutet die Mittel an. Mögen nun Kurzsichtige und Übelwollende auf die Stiftung eines protestantischen Bistums in Jerusalem ihre Glossen machen. Meiner Überzeugung nach können die Folgen dieser Maßregel unendlich groß sein . . . Bei dem regen Eifer für etwas Höheres und Dauernderes als irdischen Vorteil, der in keinem Orientalen ganz erstorben ist, ist mir der Erfolg ganz unzweifelhaft . . . Ich selber sehe es als ein großes und außerordentliches Glück an, zu so schönem Zwecke mitwirken zu dürfen. Was mich dazu befähigt, ist zwar nicht ausreichend, doch habe ich Lust und Liebe zur Sache, und da wird das Fehlende leicht ersetzt. Ich kenne den Orient und war froh und zufrieden unter seinen Bewohnern. Acht Monate reiste ich allein durch Länder, die der Franke ohne besondere Sicherheitsmaßregeln sonst nicht zu betreten wagt; ich weiß also mit den Orientalen umzugehen. Ich sprach damals ziemlich fertig Türkisch und werde das, was ich in dieser Kenntnis hier im Laufe von elf Jahren einbüßen mußte, bald ersetzen. Der französischen, englischen und italienischen Sprache bin ich ganz mächtig. Alles dieses läßt mich hoffen, die Stellung, zu welcher der Wille Sr. Majestät mich erwählte, nicht ganz unwürdig auszufüllen."

Man sieht schon hieraus, daß der Posten ihm wesentlich unter politischen Gesichtspunkten und wegen der Aussicht, eine Reihe von Jahren wieder in dem geliebten Orient verbringen zu dürfen, anziehend erschien. Die Handelsinteressen Preußens in Syrien waren damals kaum der Rede wert, und was sonst die Arbeit des Konsuls in Anspruch nahm, war eine zwar ziemlich ergiebige, aber nicht erfreuliche Beschäftigung mit allen möglichen entgleisten und brüchigen Existenzen, die in der Heimat den Boden verloren hatten und nun den Orient mit ihrer zweifelhaften Anwesenheit beglückten, eine Quelle dauernden Verdrusses des Konsulats und, was vor allem schmerzlich empfunden wurde, beständiger Schädigung des europäischen Ansehens in den Augen der Orientalen. Daß die Entwicklung der europäischen Politik gerade in den nächsten Jahren den syrischen Boden infolge des Zusammenstoßens englischer und französischer Interessen zu einem hervorragend interessanten Schauplatz für einen, auch nur beobachtenden Diplomaten machen würde, war damals zwar noch nicht vorauszusehen. Trotzdem entschied sich der neue Generalkonsul, der einstweilen auf fünf Jahre unter Offenhaltung seiner militärischen Stellung sich verpflichtet hatte, und dem für den Amtssitz die Wahl zwischen Jerusalem und Beirut gelassen war, mit richtiger Witterung für

den syrischen Küstenplatz, der nicht nur die bequeme Schiffsverbindung nach verschiedenen Seiten hatte, sondern auch schon die Residenz der Generalkonsuln der anderen Großmächte, also eine Art diplomatischer Dependenz von Konstantinopel darstellte.

Am 12. Juli 1842 ward der Reisepaß für „unseren Rittmeister und Generalkonsul in Syrien Ludwig v. Wildenbruch in Begleitung seiner Gemahlin und seiner beiden Töchter, der Kinderfrau Elisabeth Lund und des Bedienten Georg Stahnfeld über Wien und Triest nach Syrien" ausgestellt.

Ende August war man nach sehr beschwerlicher Reise am Ziel, und der Anblick der Stadt vom Schiff aus, die Häuser mit flachen Dächern zwischen lauter Gärten, tat den durch die Baumlosigkeit von Griechenland und Kleinasien „förmlich gekränkten" Augen sehr wohl. Am Lande freilich sah die Sache wesentlich anders aus. „Seit ich die Stadt betrat, sah ich noch nichts Hübsches," klagt Frau Erneſtine; „könntest du die Stube sehen, in welcher ich mit den Kindern wohne, du würdest erschrecken . . . Auch kann ich nicht leugnen, daß ich etwas melancholisch bin; dabei sind die Mieten so unvernünftig, daß man uns für wahre Hundelöcher 800—1000 Taler abfordert und gleich mit der Bedingung anfängt, auf drei Jahre zu mieten und die Miete auf drei Jahre voraus zu zahlen." In dem erwähnten Memoire hatte Louis v. Wildenbruch darauf hingewiesen: „Im Orient gilt der Mann nur durch ein gewisses äußeres Auftreten, ohne dem ist er auch bei der ausgezeichnetsten Persönlichkeit übersehen und mißachtet," aber zugleich dunkler Ahnungen voll bescheiden erklärt er, er denke nicht daran, „mit englischen Beamten zu wetteifern", nur „hinter allen anderen zurückstehen darf der Repräsentant Preußens nicht". Man hat ihn wegen dieser Verwegenheit, mit der er an ehrwürdigsten Überlieferungen preußischer Staatsökonomie zu rütteln sich unterstanden, zwar nicht bestraft, wohl aber ihm in Gnaden gestattet, den Orientalen den Beweis zu liefern, daß der Repräsentant Preußens auch ohne genügendes Einkommen seinen Mann stehe.

Daß ihm dies in den folgenden Jahren in einer ihn selbst überraschenden Weise glückte, daß es ihm gelang, politisch und gesellig sich bei Europäern und Türken eine angesehene Stellung zu erobern und zu behaupten, das hatte er nicht zum wenigsten seiner Frau zu danken, die das am grünen Tisch in die Einschränkungsfähigkeit einer preußischen Diplomatenfrau gesetzte Vertrauen glänzend rechtfertigte. Mit welchen Opfern, auch rein körperlichen, das aber erkauft wurde, das ward keinem, auch nicht dem eigenen Manne, in seinem ganzen Umfang klar. Man muß es zwischen den Zeilen der Briefe lesen, die an die Freunde und Verwandten nach Europa gingen, in denen kaum je eine Klage laut wird und die doch erraten lassen, welch eine Last an Arbeit und Verantwortung von dieser Frau mit lächelnden Lippen und hellen Augen in jenen Jahren getragen worden ist. Eine äußerst gewissenhafte und zärtliche Mutter, die jedem einzelnen ihrer sehr verschieden gearteten Kinder mit nie versagender Geduld und stets wachem Verständnis gerecht zu werden weiß, gehört sie doch entschieden zu jenen Frauennaturen, für die der Mann unbedingt vor den Kindern kommt. Für ihn ist sie jede Stunde bereit,

immer elastisch, immer aufnahmefähig, immer hilfsbereit mit ermunterndem Zuspruch und klugem Rat, Scheucherin von lästigen Sorgen und lästigen Menschen, toujours en vedette. Mit einem Wort, das Ideal einer Diplomatenfrau, und was mehr ist, einer Frau überhaupt. Nicht nur als eine bei den seltsamsten und überraschendsten Zwischenfällen an Besuchen durchreisender Prinzen oder inspizierender Paschas nie aus der Fassung zu bringende Hausfrau, die ein nach Rasse, Alter, Geschlecht, Bildungsstufe höchst buntgemischtes Dienstpersonal fest in leichter Hand hält und lenkt, sondern ebenso sehr als Gefährtin der Stunden tiefgeheimen Glücks in der dionysischen Daseinsfreudigkeit und gesunden Lebensbejahung eines starken Temperaments. Einen sehr reizvollen Einblick in das Leben jener Jahre und in das Innere der ausgezeichneten Frau gewähren ihre an eine Freundin in der Heimat gerichteten Briefe, die vor zehn Jahren veröffentlicht worden sind; aber sie zeigen nur eine Seite. Ganz erschließt sie sich eigentlich doch erst in der Korrespondenz mit dem Gatten in Zeiten der Trennung, die ihnen teils durch die amtlichen Reisen des Mannes auferlegt wurden, teils durch die klimatischen Verhältnisse von Beirut, die in den Sommermonaten für die Familie den Aufenthalt in der Bergluft des nahen Libanon erheischten.

Immer wieder gewinnt man den Eindruck, daß diese beiden Menschen in jeder Umgebung und unter allen Verhältnissen in ihrer Gemeinschaft ein unzerstörbares Glück besitzen, und daß die sie jeweilig umgebende Umwelt auf diesen Besitz nur einen verschwindend geringen Einfluß gewinnt. Übrigens hatte gerade in Beirut das anfängliche Gefühl des Fremdseins in der Umgebung sehr bald einem fast heimatlichen Behagen Platz gemacht. Auch Frau Ernestine begann Land und Leute liebzugewinnen und vor allem die gehaltene, würdevolle Noblesse des Orientalen im Verkehr zu schätzen und war, ohne gegen die Untugenden und besonders die Mißstände der türkischen Paschawirtschaft blind zu sein, mit ihrem Manne geneigt, dem echten Türken vor dem Durchschnittseuropäer einen entschiedenen Vorzug einzuräumen. Aber auch die europäischen Elemente, die sich hier aus aller Herren Länder im diplomatischen Korps zusammenfanden, erwiesen sich, so fragwürdige Existenzen namentlich als Anhängsel der französischen Kolonie immer wieder bald Befremden erregten, bald die Spottlust herausforderten, bei näherer Bekanntschaft menschlich sympathischer, als sie nach den ersten Eindrücken erschienen waren. Gemeinsame Erlebnisse freudiger und trauriger Art schlossen unwillkürlich die Mitglieder der europäischen Kolonie näher zusammen. Es waren Männer und Frauen in der Blüte des Lebens, und Taufen der Kinder gaben immer wieder Anlaß, gesellige Beziehungen durch Gevatterschaft in freundschaftliche zu verwandeln. Gleich bei dem ersten Kinde, das — am 21. Oktober 1842 — Louis und Ernestine v. Wildenbruch auf arabischem Boden beschert wurde, zugleich dem ersten Sohn ihrer Ehe, waren der englische Generalkonsul Rose und die Frau des französischen Konsuls Bourrée Paten, und daß es sich hier nicht nur um Akte der Courtoisie handelte, sondern daß mit diesen und anderen Mitgliedern des Beiruter diplomatischen Korps auch in späteren Jahren freundschaftliche Beziehungen bestanden und die gemeinsam

verlebten Jahre in freundlichster Erinnerung bewahrt wurden, ist durch vielfache briefliche Äußerungen verbürgt. Die Freude über den Stammhalter, der zu Ehren seines Großoheims, des Prinzen Heinrich, den Namen Heinrich und zu Ehren seines Geburtslandes den Namen Emin erhalten hatte, ward den Eltern indessen bald getrübt. Im Sommer des folgenden Jahres 1843 starb die dreijährige Tochter Bertha nach langem Siechtum in Schumlan am Libanon, dem diesjährigen Zufluchtsorte vor der unerträglichen Hitze Beiruts. Noch nach Jahren lebt immer wieder in Ernestinens Briefen die Erinnerung an die Stunde auf, „in welcher unser geliebtes Kind, während die glühende Abendsonne in das Zimmer schien, ihre langen Leiden endete".

Im April des folgenden Jahres unternahm sie gemeinsam mit ihrem Mann eine längere Reise durch Palästina über Nazareth nach Jerusalem, genoß dort in den ersten Maiwochen den Zauber der heiligen Stadt und kehrte über Sichem, „das himmlisch liegt", und Tabor, wo sie in „himmlischer Ruhe im Genuß des herrlichen Ortes" Petri Worte: „Hier ist gut sein, laßt uns Hütten bauen!" aus ganzer Seele nachempfand, nordwärts zu den Quellen des Jordan bis Banias, „eine der schönsten Gegenden, die ich je sah", und von dort den Libanon übersteigend, über Saida nach Beirut Ende Mai oder Anfang Juni zurück. Bald nach ihrer Heimkehr fühlte sie sich wieder Mutter.

In der zweiten Hälfte des Juni flüchtete sie sich mit den beiden Kindern wieder ins Gebirge, diesmal nach Kurnail am Libanon, von Beirut zu Pferde in acht bis zehn Stunden zu erreichen. Eine behagliche Sommerfrische, wie es schien. Die Nähe von Beirut ermöglichte einen ziemlich regen Verkehr, die Dienerschaft — Eingeborene und Europäer — gingen oft mit Botschaften hin und her. Auch ihr Mann kam hin und wieder zu einem flüchtigen Besuch heraus. Zu ihrer persönlichen Bedienung hatte sie eine junge hübsche Triestinerin, Maria, aus einfachen Verhältnissen stammend, aber durch ihren feinen Takt ihr höchst sympathisch und daher viel mehr wie eine Tochter, denn als Dienerin angesehen. Anfängliche Sorgen um die Gesundheit des Jüngsten zerstreuen sich, kein Wölkchen am Himmel. Am 17. Juli gab es Besuch, der junge preußische Konsul in Jerusalem, Schultz, der gleichzeitig mit Wildenbruchs nach Syrien gekommen war, erschien in Kurnail, sich vor seiner Abreise nach Deutschland zu verabschieden. Es war aber wohl nicht nur die schuldige Höflichkeit gegen die Gemahlin seines Vorgesetzten, sondern ebenso sehr der Wunsch, der hübschen Maria, die er schwärmerisch liebte und die bereits dreimal seine Hand ausgeschlagen, weil sie sich ihm an Bildung nicht ebenbürtig fühlte, Lebewohl zu sagen. Zu einem nochmaligen Antrag, der ihm auf der Zunge brannte, konnte er sich aber nicht entschließen und reiste ohne Aussprache wieder nach Beirut zurück, wo er seinem höchst überraschten Chef in später Abendstunde das Geständnis seiner Liebe ablegte, zu dem er der Angebeteten gegenüber nicht den Mut gefunden hatte. „Sage mir, lieber Engel," schreibt Louis v. Wildenbruch halb ärgerlich, halb belustigt, „ob Du je einen dämlicheren Kerl gesehen hast, als den guten Schultz! Nicht etwa, weil er Maria heiraten will, denn das finde ich sehr natürlich, aber

weil er mir mit seiner Confidence angestochen kommt, nachdem er glücklich hier angelangt ist, und zwar abends 10 Uhr, nachdem er sich durch mehrere Nargilehs Courage gemacht . . . Vermutlich hat bei Dir die Bombe zur selbigen Zeit eingeschlagen, wie bei mir in Beirut . . . Ich weiß nicht, wenn ich S. wäre, so wäre ich pro primo von Kurnail gar nicht fortgegangen, hätte ich dieses indes dennoch getan, so wäre ich secundo schon unterwegs dahin und ‚träumte seligen Traum . . .' Ich erhalte soeben Deine Zeilen vom 21., aus denen ich sehe, daß Du noch in Unwissenheit schwebst über die Evenements Deines Hauses. Vermutlich hat die kleine Maria kein Nargileh gehabt, um sich Mut zu rauchen. Schultz ist schwärmerisch und fürchterlich langweilig. Er will übermorgen — Dienstag — wieder nach Kurnail hinauf und unter den Nußbäumen etwas kosen. Er hätte es kürzer haben können, wenn er gleich oben geblieben wäre." Eine Verlobung mit Hindernissen, ein Lustspielmotiv, das auf dem Polterabend der beiden sicher eine Verwertung verdient hätte.

Aber während der Generalkonsul in Beirut mit Behagen an der komischen Figur des schüchternen Liebhabers sich ergötzt und ihn mit ermunternden Glückwünschen wieder zum Libanon hinaufschickt, jagt wenige Stunden später von Kurnail ein Eilbote nach Beirut mit einem Brief Ernestinens an ihren Gemahl, dessen Inhalt mit einem Schlage die anscheinend so komische Situation ins Tragische verzerrt. An Morgen desselben Tages ist ein an Maria gerichteter Brief in ihre Hände gefallen, der sie aufs tödlichste erschreckt, geschrieben von dem Jäger ihres Mannes, in dem dieser, in wütender, rasender Eifersucht über die erfolgte Verlobung, das Mädchen „mit den gemeinsten Beleidigungen beschimpft", ihr droht, sie bei ihren Angehörigen zu verleumden und sich bei ihrer Hochzeit am Altar zu erschießen. Es ergibt sich auf Befragen, daß dies nicht der erste Brief derart ist. Daraufhin schickt Ernestine die Eilbotschaft nach Beirut. Man fürchtet Selbstmord. Um unliebsames Aufsehen zu vermeiden, trifft der Generalkonsul die Anordnung, den unzurechnungsfähigen Menschen in aller Stille mit einem türkischen Dampfschiff, das in wenigen Stunden abgehen soll, einzuschiffen. Dieser aber bekommt von der Sache Wind, stiehlt sich aus dem Hause, nimmt sich ein Pferd und eilt im Sturmritt nach Kurnail. Als man in Beirut sein Verschwinden bemerkt, wird sofort ein Kawaß mit einem Briefe an Ernestine nachgeschickt. Doch jener ist ihm um wenige Augenblicke zuvorgekommen, und nun begibt sich, was Ernestine selbst beschreibt: „Ich sah aus dem Fenster (es war heller Mondschein) den Kawassen kommen, und weil ich den Brief von Louis — er konnte ja die Nachricht vom Selbstmord enthalten — nicht in Marias Gegenwart öffnen wollte, laufe ich ihm entgegen und trete in ein auf dem Hof vor meiner Tür aufgeschlagenes Zelt, in welchem Licht war, um zu lesen, der Kawaß mit mir. Das Haus von Kurnail ist ein sehr weitläuftiges Gebäude mit dunkeln Gängen, welches nie ausgebaut worden und im letzten Kriege wieder halb zerstört wurde. Es hat Eingänge an allen Seiten, der Mörder kannte Schritt und Tritt. Neben meinem Zimmer war ein dunkles zerstörtes Gemach, dort war er seit vielleicht fünf Minuten versteckt. Die Ankunft

des Kawassen, die er von dort aus sah, zeigte ihm, daß er entdeckt sei. So stürzt er in mein Zimmer, wo Maria mit ihrem Verlobten saß. Er war fünf Schritt vor ihr, schießt sie gerade durchs Herz und stürzt hinaus. Ich hinein, der Kawaß, alle Leute des Hauses hinter ihm her. Das Untier verletzte noch einen der ihn verfolgenden Drusen und hatte noch Kaltblütigkeit genug zu sagen: Das war dem Kawassen bestimmt, und verschwand in einer kleinen Schonung, wo ein dritter Schuß seinem unglücklichen Leben ein Ende machte . . . Es war der entsetzlichste Augenblick meines Lebens. Es sind heute (1. August) neun Tage, und ich sehe nichts als das sterbende Mädchen, höre nichts als ihr tiefes Stöhnen. — Sie sprach kein Wort mehr. Die Augen waren gebrochen. Es war zu fürchterlich. Du kannst Dir's nicht denken, ein Mord in meinem Hause, verübt an einem mir anvertrauten Mädchen. Das Bild der Eltern verfolgt mich wie ein Gespenst . . ." — —

Am 3. Februar 1845 gebar Ernestine v. Wildenbruch einen Knaben, den sie wie eine Gnade Gottes begrüßte. „Deine herrliche Mutter", schrieb viele Jahre später der Vater am Einsegnungstage dieses Sohnes in eine ihm bestimmte Bibel, „nannte Dich ihr Gnadenkind, weil Du gesund und kräftig geboren wurdest, während sie Dich unter ihrem Herzen trug, als Maria Wilhelmi neben ihr ermordet wurde. Gott gebe, daß Du den Namen des Gnadenkindes rechtfertigest."

Am Tage der Geburt aber schreibt er an Wilhelm Radziwill: „Meine Frau ist heute (am 3. Februar) vor einer Stunde und wenige Stunden vor dem Abgange des Dampfschiffes sehr glücklich von einem starken und gesunden Jungen entbunden worden, den Gott gnädig beschützen wolle, so wie er der Mutter in ihrem kurzen aber schweren Leiden treulich beigestanden hat . . . Wie er heißen wird, wissen wir noch nicht, jedenfalls indes erhält er den Namen irgendeiner in Syrien tätig gewesenen historischen Persönage, also steht den Damen die Entscheidung frei unter: Abraham, Jakob, Isaak, Nebukadnezar, Alexander, Pompejus, Titus, Ali, Kaled, Salaheddin, Ketbogna, Hulaghu, Holofernes und Napoleon."

In Wirklichkeit wurde der mit diesen Namen Bedrohte am 25. Februar auf den Namen Ernst getauft.

Und während in den Tälern und Schluchten des nahen Libanon sich in diesem Sommer Drusen und Christen in wilder Wut bekämpften, während die Flammen der geplünderten Dörfer den nächtlichen Himmel färbten und das Kleingewehrfeuer der Streitenden bis in die Straßen von Beirut hineintönte, während die Erde selbst unruhig wurde und in nächtlichem Beben die Mauern der Villa d'Assad El Kajar in ihren Grundfesten erbeben machte, während England und Frankreich drohend gegeneinander die Fäuste zu ballen begannen, wuchs und gedieh, von einer arabischen Amme genährt, das Gnadenkind zur Freude seiner Eltern, vor allem seiner Mutter.

Volksliteratur und Volksbildung.

Von
Friedrich v. der Leyen.

I.

In den letzten beiden Jahrzehnten haben die Bestrebungen, die der Volksbildung gelten, auch in Deutschland eine immer unwiderstehlichere Verbreitung und nun eine ganz überwältigende Macht gewonnen. Wir werden mit Ausgaben und Auswahlen von unseren einheimischen und von fremden großen Dichtern und Schriftstellern geradezu überschüttet, und sie scheinen immer schöner, geschmackvoller und zugleich wohlfeiler zu werden. Angesehene Verleger wetteifern darin, die Ergebnisse aller Wissenschaften, von den ersten Fachmännern klar und faßlich dargestellt, in hübschen und überaus preiswerten Bänden der großen Menge der Leser anzubieten; auch diese Serien wachsen ins Unübersehbare. Die Zahl der Volksbibliotheken und der öffentlichen Lesehallen steigt und steigt, die volkstümlichen Hochschulkurse, jedem Lernbegierigen für geringes Geld zugänglich, haben sich in vielen großen Städten fest eingebürgert. Sie dringen nun auch in kleinere Städte, und nur wenige Hochschullehrer halten sich für zu gut, um daran mitzuwirken. Studenten haben, dem Beispiel der Lehrer folgend, aus eigenem, schönem Antrieb Arbeiterfortbildungskurse eingerichtet. Die minderbemittelten Klassen sehr vieler Städte dürfen heute, und wieder zu ganz niedrigen Preisen, volkstümliche Vorstellungen klassischer und neuerer Dramen und Opern genießen oder die beste Musik anhören. Das Theater der Fünftausend erscheint wie eine organische Weiterbildung dieser Vorführungen. Eine imposante Fülle von Bildungs- und Belehrungsstoff verbreiten außerdem täglich die Zeitungen und wöchentlich und monatlich unsere populären Zeitschriften; sie beleben dabei, durch immer erstaunlichere Reproduktionsverfahren unterstützt, das Wort durch die Anschauung und durch ausgezeichnete Bilder. Welche unvergleichliche Quelle naturwissenschaftlicher, technischer und geographischer Belehrung ist für uns auch der Kinematograph geworden!

Staat und Stadt, wohltätige Vereine und reiche Gönner, Leiter von Theatern, Schauspieler und Künstler, die großen Unternehmer und Arbeitgeber, Verleger und Zeitungschreiber, Ärzte, Prediger, Lehrer und Hochschullehrer und so viele andere, sie alle drängen sich gern und uneigennützig zu diesem großen Werk der Volksbildung. Unsere Zeit wird vor allem gescholten wegen ihrer unersättlichen Geldgier, wegen einer ins Grenzenlose

ausartenden Vergnügungssucht und wegen eines Materialismus, der jedes reinere und höhere Streben erstickte. In die Volksbildung scheint sich in unserer Gegenwart ein Idealismus gerettet und wieder entfaltet zu haben, der in seinem Schwung, seinem reinen Wollen, seiner Opferfreude und seiner Ausdehnung, seinen großartigen Ergebnissen und seiner Fähigkeit, die gegebenen Verhältnisse zu erfassen und zu beherrschen, den weltfremden und vielfach unbeholfenen Idealismus vergangener Zeiten weit überflügelt, und der vielleicht der reinste und mächtigste Ausdruck des großen geistigen Wollens bleibt, das auch unsere Zeit beseelend und erleuchtend durchdringt.

Hätten diese Bestrebungen zugunsten der Volksbildung nur das Ziel, den Kreis derer ins Übergroße zu erweitern, die gute Kunst genießen, gute Dichter und Schriftsteller lesen wollen, und die den Aufgaben und Ergebnissen der Wissenschaft mit lebendiger Anteilnahme folgen, so wäre dies Ziel in einem Umfang erreicht, den man noch vor wenigen Jahren kaum für möglich gehalten hätte. Wer etwa die Berichte liest über die Volksbibliotheken und öffentlichen Lesehallen, über die Tätigkeit der volkstümlichen Hochschulkurse, den wird ihr Blühen und Wachsen in helle Freude versetzen. Und wir werden fast von einer ungläubigen Verwunderung ergriffen, wenn wir uns die bunte Reihe der verlockenden Klassiker-Ausgaben und -Auswahlen der letzten Jahre vergegenwärtigen, die ja niemals in dieser Fülle unternommen würden, hätte nicht viele von ihnen auch ein großer buchhändlerischer Erfolg begleitet. Auch die Zahl der Aufführungen von klassischen Dramen war niemals so hoch wie in unserer Gegenwart; vergleicht man etwa diese Zahlen mit den Zahlen der Aufführungen, die zur Lebenszeit von Goethe und Schiller erreicht wurden, so ist sie ums Hundertfache und noch stärker gestiegen.

Man sollte aber von der großartigen und aufopfernden Tätigkeit für die Volksbildung eine noch tiefergreifende Wirkung erwarten. Den Tausenden allen, die in den Dienst dieser großen Sache sich stellen, schwebte gewiß als schönster Lohn vor, daß es ihnen gelingen möchte, die Bildung unserer ganzen Nation zu heben und zu veredeln und die schlechte Literatur und alle niederen Vergnügungen ganz aus Deutschland zu vertreiben. Aber diesem Ideal sind wir keinen Schritt näher gekommen, im Gegenteil, wir scheinen uns immer weiter von ihm zu entfernen. So beschämend und so undenkbar, ja so ganz unmöglich es klingt, die Tatsache steht leider doch fest, und es läßt sich daran nicht rütteln, daß zur selben Zeit, in der die Teilnahme an der Volksbildung wuchs und wuchs, in Deutschland und in anderen germanischen Ländern auch die schlechte Literatur eine Verbreitung gewonnen hat wie nie zuvor; daß die Theater und die Vergnügungen, die den unedlen und rohen Instinkten und Leidenschaften der Menge schmeicheln oder sie gar entfachen und aufpeitschen, die den Durst nach groben und tollen Sensationen, nach abscheulichen Grausamkeiten stillen und die der niedrigsten Sinnlichkeit gefallen möchten, daß sie gerade in der Gegenwart eine ungeheure Macht erlangten, und daß schon eine bessere Unternehmung nach der anderen vor diesen Schlechtigkeiten die Waffen strecken mußte.

Und nicht nur das. Wenn wir uns die literarische und die künstlerische Urteilsfähigkeit und den Geschmack, die sich nun im öffentlichen Leben zeigen, betrachten und ihren gegenwärtigen Zustand mit dem Zustand vor einem halben Jahrhundert vergleichen, so können wir, alles in allem genommen, wiederum keine Aufwärtsbewegung feststellen. Statt dessen begegnen wir einer Unsicherheit, einem ratlosen Schwanken, einer Verwirrung, einer Zerfahrenheit und zugleich einer Überhebung des Urteils, wie sie noch keine frühere Zeit gesehen und geduldet hat.

Besonders die unheimliche und rapide Zunahme der ganz schlechten Literatur — man pflegt ihr den häßlichen Namen „Schundliteratur" zu geben — hat seit etwa drei oder vier Jahren die weiten Kreise mit Sorgen und Schrecken erfüllt, denen die geistige und sittliche Zukunft Deutschlands am Herzen liegt. In Hunderttausenden und Aberhunderttausenden von Exemplaren werden diese häßlichen, schlecht ausgestatteten, mit greulichen Bildern versehenen und nicht einmal billigen Hefte verbreitet und nicht nur gelesen — nein, sie werden verschlungen. Und während sie früher ihren Weg über die Hintertreppen fanden und absichtlich in einer Art von Verborgenheit ihr Leben fristeten, so waren sie vor gar nicht langer Zeit in Bahnhofsbuchhandlungen, Kiosken, Papier- und Zigarrenläden auf einmal öffentlich zur Schau gestellt, und erst als sich eine große, allgemeine Entrüstung gegen sie erhoben hatte, gelang es, sie von dort in ihr altes Halbdunkel zurückzujagen. Wie scharf aber auch der Kampf gegen die Hintertreppenhefte war, wenn er auch mit der größten Energie und unter der lebhaftesten Teilnahme vieler maßgebender und einflußreicher Kreise geführt wurde, er hat die Verbreitung dieser Literatur höchstens von ihren ärgsten Auswüchsen befreit, ernstlich geschadet hat er ihr nicht. Und es bleibt dabei, daß in unserer Gegenwart zwei Bewegungen, von denen man meint, daß eine die andere eigentlich ausschließen und ganz unmöglich machen sollte, die Bewegung der Volksbildung hier, die Bewegung der Volksvergiftung dort, zu gleicher Zeit sich ausbreiten. Ja, es scheint fast, als seien erst, nachdem die Volksbildung ihren Siegeszug begonnen, gerade in ihrem Gefolge und ihr wie zum Hohn die Mächte der Volksvergiftung üppig und wuchernd wie nie ins Kraut geschossen.

Vielleicht löst eine etwas eindringendere Betrachtung der Volksliteratur und im Anschluß daran eine etwas genauere Betrachtung der Volksbildung diesen, wie es dem ersten Blick scheint, unlösbaren, höchst seltsamen und beunruhigenden Widerspruch, und vielleicht erzielen diese Betrachtungen doch einen bescheidenen Gewinn für die Beurteilung der ganzen großen Frage der deutschen Volksbildung.

II.

Was ist denn nun eigentlich die Hintertreppenliteratur, die sich seit Jahrzehnten jährlich in Hunderttausenden von Heften über das Land ergießt, und die nicht nur von Dienstmädchen und in der Hinterhaussphäre, von unreifen Burschen und in Krankenhäusern, die auch von viel höheren Schichten — wenn man es auch dort nicht gern zugibt — mit solchem

Heißhunger verschlungen wird und die allen ihren Feinden bisher einen so zähen, unüberwindlichen Widerstand entgegengesetzt hat?

Wir wollen die Arten und den Inhalt dieser Literatur etwas eingehender, natürlich nicht im mindesten erschöpfend, schildern, wenn wir damit auch die Geduld mancher Leser über Gebühr ermüden werden. Aber eine gewisse Ausführlichkeit ist notwendig, denn gerade diese Literatur ist aus leicht begreiflichen Gründen unseren gebildeten Kreisen die unbekannteste, und auch viele von denen, die sie bekämpfen und über sie schreiben, haben sich nicht die allerdings recht zeitraubende Mühe genommen, sie wirklich zu lesen, und sie besitzen von ihr daher auch keine zutreffenden Vorstellungen. Man sollte aber von diesen Heften nichts schreiben, bevor man mindestens einige Hunderte von ihnen kennt, d. h. bevor man nicht mindestens etwa 5000 ihrer Seiten gelesen hat.

Wir unterscheiden bei der schlechten Literatur zwischen verschiedenen Gattungen. Die bekannteste, die, wenn ich recht unterrichtet bin, seit etwa fünfzig Jahren besteht, sind jene überlangen Romane, die in wöchentlichen Lieferungen über die Hintertreppen in das Haus getragen werden, die aber auch Hausierer mitten unter unentbehrlichen Bedarfsartikeln auf die entlegensten Dörfer schleppen. Es sind Oktavhefte, ein jedes kostet 10 Pfennige und ist durch ein aufreizendes Bild verunstaltet, das immer das spannendste Ereignis in dem Heft veranschaulicht. Der Text ist auf dem schlechtesten Papier, in häßlichen Lettern gedruckt, etwa der minderwertigen Ausstattung recht geringer Zeitungen entsprechend. Es kann sich nun zutragen, daß ein solcher Roman, wenn er keinen Anklang findet, schon nach den ersten Lieferungen ein jähes Ende nimmt; die gern gelesenen — und es sind nicht wenige — bringen es jedoch auf hundert Lieferungen und mehr, d. h. auf den stattlichen Umfang von 2400 Seiten und darüber.

Der Inhalt dieses Romans sind einmal Räuber-, Scharfrichter- und Verbrechergeschichten; die Anziehungskraft, die diese Persönlichkeiten auf das Volk haben, scheint unerschöpflich. Rinaldo Rinaldini und seine Nachfolger, Giuseppe Masolino, Karl Moor, Michael Kohlhaas, Picard Jetzer, der bayerische Hiesel, der Schinderhannes und wie sie alle heißen, werden immer wieder die Helden, um die sich die Fülle der Ereignisse dreht, und in ihrer Nachbarschaft erscheinen die Scharfrichter, die in den letzten Jahrzehnten durch die Zeitungen berühmt geworden sind.

Ebenso beliebt wie diese sind die Geschichten, die Sensationen des Tages in die Länge zu ziehen: Revolutionen, Kriege, Verschwörungen, Skandalprozesse, Morde, große Katastrophen, wie Eisenbahn- und Schiffsunglücke, Erdbeben, Kämpfe der Polizei mit Anarchisten und Verbrechern, große Unterschlagungen, raffinierte Diebstähle, Falschspielereien und Falschmünzereien, Entdeckungen von Lasterhöhlen, Erpressungen und ähnliche Unerfreulichkeiten, die ohnehin in unseren Zeitungen einen viel zu großen Raum einnehmen.

Eine andere Gattung ist aus Amerika eingewandert: es sind das größere Quarthefte, etwas umfangreicher und besser ausgestattet und mit bunten, ereignisreicheren und aufregenderen Bildern geschmückt. Der Preis dieser

Hefte ist 20 oder 25 Pfennige. Eben sie haben sich von den Hintertreppen in die helle Öffentlichkeit gewagt, und eben sie haben diese Öffentlichkeit auf die Gefahren und die Verbreitung der gesamten schlechten Literatur aufmerksam gemacht. In diesen Heften wird eine in sich selbständige Geschichte erzählt, die aber doch immer irgendwie auf eine folgende, angeblich noch spannendere hinweist, so daß hier in der Tat endlose Serien entstehen. Der Inhalt sind fast ausschließlich Kriminal- und Detektiv-Geschichten, und sie tun eigentlich nichts anderes, als daß sie die berühmten Sherlock Holmes-Abenteuer unaufhörlich vergröbern, verrohen und verzerren. Der Held einer dieser Serien hat denn auch den Namen Sherlock Holmes behalten, sonst sind es vor allem die Nick Carter- und Nat Pinkerton-Hefte, die wir im Auge haben. Der Ereignisreichtum der Kolportageromane wird in diesen Serien in der Tat überboten; nicht nur daß die Findigkeit, die List, die Unerschrockenheit und die Unverwundbarkeit dieser Detektivs alles früher Dagewesene entschieden in den Schatten stellen, und daß ihnen keine der aufregenden Erfindungen der modernen Wissenschaft fremd bleibt, die zur Entlarvung des Verbrechers führen; sie verwerten sogar Kniffe, die der Wissenschaft noch gar nicht bekannt sind. Auch der Schauplatz ist noch viel mannigfaltiger geworden und führt nun wirklich im Zickzack durch die Länder aller Welt und in ihre sämtlichen irdischen und unterirdischen Verbrecherhöhlen, natürlich auch in die Luft und unter das Meer.

Von den Männern, die in Deutschland die Verbreitung und die Gefahren der schlechten Literatur schildern und die gegen sie kämpfen, wird auch die Art von Literatur, die wir einmal die ganz unsaubere nennen wollen, in diesen Zusammenhang gezogen; kleine Heftchen, die auch gern in Serien erscheinen und leider eine viel zu große Verbreitung erhalten, ihre Namen wollen wir lieber hier unterdrücken. Sie sind wohl vor allen Dingen auf die schlechten Instinkte von Handlungsreisenden, Lehrlingen, Laufburschen, werdenden Kellnern und von anderen Herrschaften berechnet, die gern den Lebemann spielen wollen. Deshalb führen sie ihre Leser in die elegantesten Modebäder, in Spielhöllen und in Großstädte und schildern mit Vorliebe den Abhub der Gesellschaft und das lichtscheue Gesindel, das sich dort zusammenfindet und tags und noch lieber nachts zweifelhaften und widerwärtigen Vergnügungen und Leidenschaften nachgeht.

Doch ist diese Literatur ein Gebiet für sich: sie bleibt in ihrem Einfluß und in ihrer Menge gottlob hinter den beiden anderen Gattungen weit zurück, und sie ist deshalb nie volkstümlich geworden. Man muß sie als eine ganz bewußte und kaltberechnete Gemeinheit und Vergiftung charakterisieren, was man den Hintertreppen- und den Kriminalgeschichten, wenigstens ihren Verfassern, sehr selten nachsagen kann. Wir dürfen daher diese Gattung von unseren Betrachtungen ganz ausscheiden.

Für die Hintertreppenhefte und für die Nick Carter-Serien ist es bezeichnend, daß sie eigentlich keinen großen Reichtum von Erfindungen und Personen haben, daß sie aber ihre Motive und Menschen immer von neuem wiederholen, variieren und immer anders zusammensetzen. Wer sich durch

einige dieser Geschichten hindurchgelesen hat, erlebt kaum noch Überraschungen und glaubt alle die Rezepte zu kennen, nach denen solche Romane geschrieben wurden.

Hinrichtungen, bei denen das Beil schon über dem Nacken des armen Opfers blitzt, die aber dann doch infolge einer Überraschung oder einer Tollkühnheit nicht ans gräßliche Ende kommen, geheimnisvolle Morde, die sich endlich doch aufklären, unterirdische Gänge und unterirdische, riesengroße, labyrinthisch verwirrte Friedhöfe, Zimmer, drei Stockwerke unter der Erde, aus denen plötzlich infolge einer kunstreichen Vorrichtung alle Luft entweicht, so daß die darin Eingekerkerten dem entsetzlichsten Tode verfallen sind, den sie dann aber doch nicht erleiden; weite, endlose Sümpfe, in die durch trügerische Vorspiegelungen die Verfolgten von ihren Verfolgern verlockt werden und in denen sie wiederum elend ersticken würden, wenn sich nicht auch ihrer kurz vor dem letzten Atemzuge der Verfasser erbarmte; namenlose Martyrien, bei denen die armen, immer unschuldigen Opfer zum Skelett abmagern, für die sie dann aber als Ersatz reiches Glück finden; Gespensterspuk und Geisterschreck in verfallenen Burgen; Vehmgerichte, grausame Gefängnisse in schauerlichen Einöden, wilde, bissige Hunde, Kämpfe mit wilden Tieren, Greuel, die in Irrenhäusern verübt werden, raffinierte Testamentsfälschungen und Verkleidungen, Betäubungen, Vergiftungen, Liebestränke, verbrecherisch herbeigeführte Schiffbrüche und Entgleisungen, Sprünge vom Leuchtturm in das wogende Meer, verzweifelte und endlich erfolgreiche Kämpfe mit überstarken Verbrechern, Entlarvung von Engelmacherinnen, halsbrecherische Verfolgungen von Mädchenhändlern, verwegene Raubtaten, Erpressungen, Überfälle, Verführungen und Vergewaltigungen, die der menschenfreundliche Dichter wiederum gerade im letzten Augenblick vereitelt; Liebende, die, wie sie eben sich vermählen wollen, auseinandergerissen werden und nun unermüdlich hintereinander herreisen durch die ganze Welt, niemals entmutigt von allen Katastrophen, durch die sie hindurch müssen; oft vereint, ohne daß sie es ahnen, und dann noch grausamer und noch weiter als je getrennt, bis sie endlich, wenn der Roman seinem Ende zugeht, sich doch finden — das ist eine kleine Auslese aus den mir bekannten Romanen dieser Gattung, und man wird sich mit ihrer Hilfe eine Vorstellung machen können von den Genüssen, durch die sie ihre Leser zu erfreuen suchen.

Wir wollen nun nicht verschweigen, daß alle diese Ereignisse im Grunde nur eine Moral predigen, daß der Bösewicht am Ende doch entlarvt wird und seine Strafe findet, und daß Tugend und Unschuld alle Tücke und alle Laster überwinden. Dabei werden die Bösewichte, wenn sie rücksichtslose, tapfere, erfindungsreiche und um eine Auskunft nie verlegene Verbrecher sind, immer mit entschiedener und bewundernder Sympathie geschildert, sie gelten als ebenbürtige Partner der guten und gerechten Helden, denen auch niemals mutige Entschlossenheit und physische Kraft fehlen dürfen. Die verruchtesten und gewissenlosesten Schurken sind in diesen Romanen Kammerdiener, Minister, Kommerzienräte und Bankiers, die ihren Reichtum niemals auf redlichem Wege erwarben. Auch Grafen und Fürsten sind öfter Wüstlinge und gewissen-

lose Verführer als brave Menschen, und ihre Verworfenheit wird nur durch die Verworfenheit ihrer Geliebten überboten. Fürstinnen erscheinen gern als schöne und unschuldig leidende Opfer. Eine unverhohlene Abneigung, ja ein haßerfüllter Zorn gegen die bürgerliche Gesellschaft, gegen Gesetz und Strafe, gegen Reichtum und Besitz, gegen Ordnung und Aufsicht, zieht sich durch die meisten dieser Geschichten; als sei das einzige Ziel der Gesellschaft, für ihre Sicherheit und ihren Gewinn mit allen, besonders mit den verworfensten Mitteln zu sorgen und die als Narren in grauenvollen Irrenhäusern unschädlich zu machen oder sie als Verbrecher in Gefängnisse zu stecken, die ihre Ruhe und ihr unlauteres Streben störten. Dagegen fällt alles Licht auf das Volk und auf seine Verteidiger und Freunde; die ursprüngliche Kraft, die Derbheit und die Natürlichkeit und Unschuld des Volkes werden immer wieder betont, und alle die Burschen leidenschaftlich geliebt und gepriesen, die Gesetz und Recht kühn übertreten, die bürgerliche Ordnung verhöhnen und auf eigene Faust, gewalttätig und wild, Gerechtigkeit erzwingen wollen.

Die Hauptsache in den Hintertreppenheften ist Handlung und wieder Handlung. Sie haben keine Zeit, sich darum zu kümmern, ob ihre Menschen mit der Handlung übereinstimmen oder in den auffälligsten Widerspruch gegen sie geraten, sie müssen eben der Handlung willenlos gehorchen und sind deshalb von unbegrenzter Wandlungsfähigkeit. Soweit in diesen Erzeugnissen von Charakteristik überhaupt die Rede sein kann, schildern sie nur Typen, und diese so primitiv und kunstlos wie nur möglich. Gute und Schlechte, Aufrichtige und Tückische, Gütige und Grausame, Schuldlose und Schuldbeladene, Tapfere und Feige, Schlaue und Dumme, Räuber und Bürger, Volk und Adel werden möglichst kraß und derb gegeneinander gestellt, so daß hier alles Licht, dort aller Schatten bleibt. Damit sich das Geschilderte recht einprägt, ist etwa der Bösewicht an seinen roten Haaren, an seinem schielenden Blick, das unschuldige Weib an seinen blonden Locken und blauen Augen und an seiner mädchenhaften und doch vollerblühten Schönheit sofort und immer wieder kenntlich. Oft kommen auch refrainartig wiederkehrende und charakterisierende Wendungen, die eine wichtige Person einführen und sie dann immer wieder begleiten, so oft sie auftritt, dem Gedächtnis nachdrücklich zur Hilfe.

Die Erzähler suchen manchmal den Ernst und die Spannung der Begebnisse durch komische Intermezzi, komische Personen und Wortwitze zu unterbrechen. Hier aber — und das wirft ein bezeichnendes Licht auf die Hast und auf die Unfreiheit, in der diese Hefte entstehen — scheitern sie am kläglichsten. Etwas Gequälteres, Hilfloseres und Unbegabteres läßt sich kaum ausdenken als ihre Komik, bei ihnen muß immer der ängstliche und mauschelnde, profitwütige und doch übertölpelte Jude herhalten.

Natürlich ist es leicht, in Hintertreppenromanen von 2400 Seiten Umfang, an denen selten ein, oft drei oder vier Verfasser beteiligt sind, Widersprüche über Widersprüche, Unsinnigkeiten und Unmöglichkeiten nachzuweisen. Daß Helden, die längst tot sind, plötzlich wieder als Lebendige uns in Schrecken versetzen — was übrigens nicht einmal, sondern zu wiederholten Malen be-

gegnen kann —, daß Blinde auf einmal sehen und Taube hören und ähnliche Wunder, daß eine Frau als ihre eigene Mutter auftritt, daß grausliche Katastrophen ganz vergessen und kurz hinterher noch einmal und ziemlich ebenso erzählt werden, daß der Verfasser eine ganz neue Erzählung beginnt, sowie er aber merkt, daß sie ihn in unlösbare Widersprüche verwickelt, sie unvermittelt fallen läßt und den alten Faden wieder aufnimmt, daß bei Entgleisungen, Schiffbrüchen und Explosionen niemals bedacht wird, ob und wie überhaupt sie sich in dieser Art ereignen können — diese und ärgere Sünden darf man unseren Riesengeschichten nicht so sehr nachtragen. Die meisten Leser merken sie kaum; wer weiß denn, wenn das 100. Heft zwei Jahre nach dem ersten erscheint, was in diesem ersten sich damals zutrug? Und sind nicht auch in den langen Romanen unserer anerkannten und gelesenen Erzähler ähnliche, wenn auch nicht so krasse und so zahlreiche Widersprüche und Vergeßlichkeiten nachgewiesen worden?

Man darf auch nicht die schweren Bedingungen vergessen, unter denen die Verfasser der Kolportagebücher arbeiten; jedes Kapitel verlangt eine grausliche und blutdürstige, oder doch wenigstens eine geheimnisvolle Überschrift, jedes Heft verlangt einen aufregenden Inhalt und einen aufregenden, am besten einen mörderischen, aber mitten im Satz aufhörenden Schluß. Dann wieder gilt es, die Lösung durch mehrere Hefte hindurch künstlich hinauszuschieben[1]).

Der Stil dieser Geschichten tritt ebenfalls ganz in den Dienst ihrer Ziele. Ihr Hauptzweck ist, zu spannen, aufzuregen, zu unterhalten. Dann lieben sie ein atemloses Tempo; kurze, jagende, abgerissene Sätze, mit vielen Ausrufen, Fragen und Gedankenstrichen. Aber sie wollen auch rühren, zu Tränen rühren, wollen sich in gefühlvollen und erbaulichen Betrachtungen ergehen, moralische Gemeinplätze anbringen und dann wieder die Sinnlichkeit reizen. Aus diesen Ursachen sind die Hintertreppenhefte Brutstätten für Schwulst, aufgedonnertes Pathos, stolze und hohle Phrasen, seltsam und mißverständlich angewandte Zitate und geflügelte Worte. Darunter prangt sehr oft Schiller, nach ihm kommt Shakespeare und dann Goethe. Heute haben sich diese Hefte bereits des Wortes aus dem Zarathustra von Friedrich Nietzsche bemächtigt: „Wenn du zum Weibe gehst, so vergiß die Peitsche nicht", und sie wissen, daß die Menschen Marionetten sind und das Leben ein Puppentheater. Verwegene Bilder und Vergleiche, von denen eines das andere meist unmöglich macht, und plumpe und erregende Pikanterien sind andere Würzen der Erzählung. Hier lassen sich — besonders bei Verführungs- und Brautnachtszenen — wieder ganz bestimmte Schemata der Schilderung feststellen, von denen das eine fast Wort für Wort dem anderen gleicht.

Diese Stilkünste verraten deutlich ihre Herkunft, die wörtlich wiederkehrenden Schemata verpflanzen sich eben von einem der Hintertreppenhefte

[1]) Beispiele gibt in guter Auswahl das sehr verdienstliche und vielfach unterrichtende Buch von Ernst Schultze über die Schundliteratur. Zweite Auflage, 1911, besonders S. 12—28.

in das andere; die anderen Eigentümlichkeiten sind teils Entlehnungen aus bürgerlichen Romanen, teils Entlehungen aus der Zeitung und aus ihren Leitartikeln und nicht aus ihren besten; diese suchen sie dann in ihrer Art zu überbieten.

Ich habe mir aus zwei Hintertreppenromanen die folgenden Stilblüten angemerkt: „Das wildumschlungene Paar — wir haben uns gefunden wie zwei Herzen im Waldesraum sich finden — sie war das, was man eine Marktfrau zu nennen pflegt — der Sumpf hatte sich in ihr Haar verliebt — ach, warum können Küsse nicht klingen wie Glocken — das kranke Gehirn treibt solche Blasen — ich zittere nach ihren Reizen wie die Blume nach dem Regen — die Möwe stieß einen häßlichen Schrei aus und flatterte gespenstisch davon — es war, als wenn (bei einem Schiffzusammenstoß) der gekrümmte Schnabel eines Adlers sich in die Brust einer Taube hineinpreßte, tiefer und immer tiefer, mit zitternder Gier, um der armen Taube das rote, pochende Herz aus dem Leibe zu reißen — eine Künstlerin ohne Herrenbekanntschaften, das wäre ja ein Sirupfaß ohne Sirup (als Parallele zu diesem Vergleich bringe ich einen aus einem Räuberroman des 18. Jahrhunderts von Cramer: „Ein Mädchen ohne Seufzer ist wie ein Hund ohne Flöhe") — verbrecherische Existenzen mästen sich am Abhub des Morastes — das Gewand, an den Schultern nur gehalten durch seidene Bänder, welche wie Schmetterlinge auf die (!) alabasternen Achseln sich wiegten — der Jude rieb seine mageren Hände, wie ein Indianer zwei Hölzer aneinander reibt, wenn er Feuer anzünden will (dieser Jude hat ein Glasauge und, wenn er in Erregung gerät, muß er es immer herausnehmen) — ihre Augen glichen zwei Flammenhecken, aus denen ein überirdisches Feuer sprühte — Wanda hatte das Haupt zurückgelehnt, sie hatte eines ihrer Beine auf das Sofa heraufgezogen, während das andere über den Rand desselben herabhing. So nahm sie eine malerisch entzückende Stellung ein, welche das Blut Abdullahs noch mehr erregte. Er sendete hilflose Blicke zu dem schönen Weibe herüber, das in den Linien ihres Körpers tausend Reize zu besitzen schien." — Und damit mag es genug sein.

Nun ist es gewiß: liest sich unsereiner eine Kolportagegeschichte laut und langsam vor, so wird er mehr als eine Seite kaum ertragen und wird sich sehr bald durch ein lautes Lachen von diesem Schwulst und Unsinn befreien. Diese Hefte sind aber auf ein anderes Lesen, auf rasches und hastiges Verschlingen und auf andere Leser berechnet, nicht auf ein gebildetes und fein empfindendes, sondern auf ein Publikum, das nur durch grobe und gewalttätige Reize sich in seelische Bewegung versetzen läßt. Behält man das im Auge, so muß man zugeben, daß die Verfertiger dieser Literatur ein oft ungewöhnliches Geschick entfalten, die Wirkungen zu erreichen, die sie erreichen wollen. Sie haben einen unmittelbaren, manchmal bewunderungswerten Kontakt mit der Masse ihrer Leser und besitzen eine Gabe, zu spannen, abzuwechseln, neue, immer wirksamere Begebenheiten einzuführen, die nichts weniger als Spott herausfordert, die auch uns verblüfft und in Atem hält, weil die Fülle der Handlungen und Taten das Stärkste und Wirksamste im Leben bleibt und sogar in diesem häßlichen und widrigen Gewand

mächtiger sein kann, als alle noch so berechtigten sittlichen und künstlerischen Einwände.

Es gibt ja Männer, die diese Hintertreppenhefte oder ähnliche Literatur zu ihrem Vergnügen oder wegen des Gewinnes verfertigen. Als der Verfasser der Nick Carter-Hefte starb, ein Amerikaner, also gerade dem Lande angehörig, dessen Volksbildungswesen für andere vorbildlich wurde — da ging auch durch eine Reihe von deutschen Zeitungen die Notiz, die ihn nach amerikanischer Art als den fruchtbarsten, erfindungsreichsten und gelesensten Schriftsteller aller Zeiten feierte, dem seine Feder ein riesengroßes Vermögen eingetragen habe. Viel öfter aber schreiben diese Verfasser aus Zwang. Karl May erzählt in seinen Erinnerungen, daß die Verleger der Hintertreppenhefte gern Insassen von Gefängnissen und überhaupt solche Leute zu Verfassern wählten, die sich durch Straftaten schuldig machten; denn ihre Arbeit war billig zu haben, und wenn sie den Verleger, der ihnen gegenüber seine Verpflichtungen nicht einhielt, jemals verklagten, so war die Wahrscheinlichkeit von vornherein gering, daß man ihnen, den Vorbestraften, Glauben schenkte. Die Angaben Karl Mays sind mir von Geistlichen, die an Strafanstalten seelsorgerisch wirkten, bestätigt worden, und die betrübenden sozialen Anschauungen, die uns die Hintertreppenhefte entwickeln, sind eine innere Gewähr dafür; für Ausgestoßene aus der bürgerlichen Gesellschaft sind sie nur zu wahrscheinlich. Wir kommen hier an ein sehr dunkles und beschämendes Kapitel im deutschen sozialen Leben.

Die Art, wie Hintertreppenverleger mit ihren Autoren umgehen, wird auch aus dem folgenden, abscheulichen Brief ersichtlich, der sich im Nachlaß eines solchen Verfassers fand und den Professor Karl Brunner zuerst bekannt machte. „Wir haben jetzt schon das 4. Heft fertig und noch keine schaurige, reizende, kraftvolle Handlung. Wie lange noch soll es so weiter gehen? Wann wird endlich einmal ein Mord oder eine sonstige pikante Handlung die Erzählung spannend machen? Wir bedauern fast, Ihnen neuerdings unser Vertrauen geschenkt zu haben. Ihre breite, behagliche Schilderung des Familienlebens paßt für den Geschmack unserer Leser nicht. Auf diese Art bekommen wir nicht für das 5. Heft, das wir bis Mittwoch in Händen zu haben hoffen, eine merkliche Besserung in dieser Hinsicht. Könnten Sie nicht den alten Landpfarrer zu einem Intriganten stempeln? Um so weniger das nach der Einleitung zu erwarten wäre, um so mehr würde der Roman gewinnen. Überhaupt ist es nötig, die schlechten Charaktere zu häufen. Für das 7. Heft, wie Sie wissen, die kritische Nummer, ist für den Schluß die ausführliche, genaue Schilderung einer Mord- und Greuelszene nötig, die aber erst in Nr. 8 fortgesetzt und in Nr. 9 zu Ende geführt wird."

Nach diesen Proben wird man auch die Behauptung Karl Mays nicht mehr bezweifeln, daß dieselben Verleger, die ihre Hintertreppenhefte in alle Ecken und Winkel Deutschlands und weit über Deutschland hinaus schicken, manchmal die Verbreiter der widerwärtigsten geschlechtlichen Literatur sind.

III.

Man hat nun oft und fast verzweiflungsvoll gefragt, wie es denn möglich sei, daß diese schlechte, verwerfliche Volksliteratur eine so ungeheure und so beschämende Verbreitung erreichen könnte, und daß ihr trotz allem der Erfolg treu bleibe. Wenn wir hierauf Antworten geben und die Gründe ihres Erfolges finden wollen, so dürfen wir uns nicht mit den Auskünften begnügen, die uns die Hintertreppenhefte selbst geben. Wir müssen vielmehr die verwandte, volkstümliche Literatur zum Vergleich heranziehen und versuchen, ihr die Geheimnisse ihres Erfolges zu entlocken; dadurch eröffnet sich uns zugleich die Möglichkeit weiter Einblicke in die Psychologie des volkstümlichen Geschmacks.

Das Geschick, die Hintertreppenhefte zu vertreiben und anzupreisen, in allen Städten und Vorstädten, Häusern und Hinterhäusern, draußen im weiten Land und auf entlegenen Dörfern, spielt natürlich bei der Verbreitung dieser Literatur eine nicht zu unterschätzende Rolle. Die Organisation des Kolportagebuchhandels wird von Kennern als bewundernswert geschildert, wenn man sie vom geschäftlichen Standpunkt aus betrachte. Man muß auch bedenken, daß die Abnehmer sich diese Hefte nicht vom Buchhändler zu holen brauchen, sondern daß sie zu ihnen ins Haus getragen werden und daß sie wöchentlich nicht mehr als 10 Pfennig für das Heft zu zahlen haben.

Die schlechte Ausstattung der Hefte ist ebenfalls ein Grund ihrer Verbreitung: in ihrer ärmlichen, dürftigen und oft geschmacklosen Umgebung wollen die Leser dieser Literatur keine kostbaren oder auch nur haltbar und hübsch ausgestatteten Bücher, sie wollen Hefte, die sie je nach Bedarf lesen, zerlesen, behalten und wegwerfen, zeigen oder verstecken können, und sie wollen ihre schwerfällige Phantasie durch die krassen Bilder auf dem Titelblatt und die darunter gesetzten vielverheißenden Unterschriften in Schwung setzen lassen. Bei den Volksbüchern, die vom 16. bis ins 19. Jahrhundert hinein feilgeboten und verkauft wurden, war es nicht viel anders; auch sie waren so einfach und so billig wie möglich gedruckt und so derb und so anschaulich wie möglich illustriert, und nur weil damals kein solcher Bedarf nach Massenartikeln war und keine Druckereien und Fabriken, die diesen Bedarf so schlecht und billig liefern konnten, schwerlich aus idealen Gründen, war ihre Ausstattung so viel geschmackvoller und einladender.

Die Räuber- und Scharfrichtergeschichten und die Romane, die Sensationen der Gegenwart verarbeiten, berufen sich gern darauf, daß sie ihre Mitteilungen ganz besonderen Quellen verdanken; den letzten Aufzeichnungen etwa, die ein Verbrecher vor seiner Hinrichtung hinterließ, Erinnerungen, die im Nachlaß eines Scharfrichters sich vorfanden, geheimnisvollen Dokumenten, die ein bei Revolutionen und Verschwörungen an hervorragender Stelle Beteiligter dem Verfasser des Romans auslieferte, und was dergleichen Erfindungen mehr sind. Auch diese Fabeleien haben eine ehrwürdige Geschichte: nicht nur, daß man sie in den Ritter- und Räuberromanen des 18. Jahrhunderts ziemlich unverändert wiederfindet, die Spielmannsgedichte und die Legenden des Mittelalters sind voll davon, und sogar Wolfram von Eschen-

bach hat sie in seinem Parzival nicht verschmäht. Die Wirkung dieser Versicherungen hat sich denn auch immer eingestellt; sie haben dem Leser sofort einen ehrfürchtigen Schauer über den Rücken gejagt und ihn zur Vertiefung in Geschichten verlockt, die nicht nur aufregend waren, sondern außerdem geheimnisvoll, und die bisher unentdeckte Wahrheiten an den Tag brachten.

Die Verfasser der Hintertreppenromane bestreiten ihre Erfindungen zum kleineren Teile aus ihrer eigenen Kraft; sie nehmen das Wirksame, wo sie es finden, und dementsprechend entdeckt man in ihren Heften Entlehnung über Entlehnung, von den Erzählungen der Romantik an — besonders E. T. A. Hoffmann ist beliebt — bis zu der echten Sherlock Holmes-Reihe. Und nicht etwa nur einzelne Motive und Personen sind entlehnt, sondern große Teile der Geschichten, ja oft die ganzen Romane, die nur notdürftig den neuen Zwecken angepaßt und verbreitert und vergröbert werden. Manchmal sind solche Anleihen freche und bewußte Diebstähle, ausgeführt, um den Erfolg der Hintertreppenhefte zu steigern. In der Mehrzahl der Fälle geschehen sie naiv, weil den Verfassern und auch den Lesern der Begriff des literarischen Eigentums ganz fremd ist. Dieser Begriff besteht überhaupt nicht in der volkstümlichen Literatur, weder im Volkslied noch im Volksbuch, weder in der Volkssage noch im Volksmärchen, und er hat dort auch niemals bestanden. Auch ein großer Teil der kirchlichen Erbauungsliteratur kannte ihn weder im Mittelalter noch kennt er ihn heute. Damit hängt zusammen, daß in den echten Hintertreppenheften ebenso wie wiederum in den Volksbüchern, den Volksliedern und den Volksmärchen und in den alten Spielmannsgedichten die Verfasser überhaupt nicht genannt sind oder daß sie heute absichtlich unter falschem und möglichst wohlklingendem Namen auftreten.

Die Literatur, ein gemeinsames Gut aller, wie Luft und Licht, aus dem ganzen Volk geheimnisvoll hervorwachsend und immer wieder sich ihm ergebend, nicht durch die lästigen Schranken von Namen und Person von ihm getrennt, das ist der beherrschende Eindruck dieser Literatur, der uns auch noch in seinen gegenwärtigen Entstellungen und Verzerrungen gefangen nimmt. Wieviel mehr die Tausende von Lesern, die in jenen Vorstellungen wirklich leben, aus dem Bannkreis der Volksliteratur niemals heraustreten und zu denen nun doch, ohne daß sie es wissen, seltsam verlockend, ihnen gehörend und doch wieder nicht gehörend, in ihre schwulstige Sprache übertragen, die Dichtungen und Erfindungen dringen, an denen sich kurz vorher die höheren Schichten des Volkes ergötzten.

Manchmal hört man die Behauptung, ein sicheres und feines Empfinden für Maß und Form sei dem Volk eingeboren. Genau das Gegenteil davon ist richtig, soweit die Literatur in Frage kommt: hier hat das Volk von jeher das Form- und das Maßlose, das Massenhafte, Mannigfaltigkeit und unaufhörliche Abwechslung und Überfülle der Handlung geliebt und begünstigt. Von den Märchen aller Völker und aller Zeiten werden immer die abwechslungsreichsten und die ereignisreichsten bevorzugt, und die Jahrhunderte, in denen die volkstümliche Literatur herrscht, sind immer an der unübersehbaren Menge ihrer Abenteuer, ihrer Schwänke und ihrer Geschichten kenntlich. Die

Hintertreppenliteratur schmeichelt also nur einem alten Gelüst des Volkes, wenn sie ihm Ereignisse in reicherer Zahl und stärkerer Wiederholung vorsetzt, als irgendeine frühere Literatur sie vorsetzen konnte; und daß die Scharen der Leser solche Schmeichelei dankbar annehmen und sich für die Hefte begeistern, die ihre Wünsche und Träume so überschwänglich erfüllen, wen kann das wundern! „Auf jeder Seite geschah etwas, und zwar etwas Hochinteressantes, irgendeine große, schwere, kühne Tat, die man zu bewundern hatte, und kaum fühlt man während des Lesens einen Wunsch, so ist er auch schon erfüllt." — So schildert Karl May den Eindruck, den eine aus Hintertreppenromanen bestehende Leihbibliothek auf ihn machte, als er ein heranwachsender Knabe war, und wenn irgendeiner, so verstand sich dieser Mann auf Bücher, die bei der Masse Erfolg bringen.

Im übrigen ist, wie wir schon betonten, der Reichtum an Begebenheiten in den Hintertreppenheften kleiner, als er zuerst scheint; nicht allzuviele typische Begebenheiten und Menschen werden immer neu und immer anders durcheinandergewürfelt. Genau das Gleiche ist bei anderen Gattungen der volkstümlichen Literatur beobachtet worden, namentlich beim Märchen und bei der Legende.

Der Hang zum Massenhaften in den Hintertreppenheften äußert sich auch darin, daß ihre Helden nicht wenige, sondern eine unübersehbare Menge von Leiden, Gefahren und Abenteuern zu bestehen haben, von denen jedes ihr Leben tödlich bedroht und aus denen sie zum Schluß doch unversehrt hervorgehen. Sie sind nicht nur einmal unüberwindlich, sondern werden vor unseren Augen immer unüberwindlicher, und erst das gibt ihnen für die Leser ihren ganzen Wert. Diese primitive Art der Charakteristik haben wiederum nicht etwa die Erzähler des 19. Jahrhunderts erfunden; vor langen Jahrhunderten schon wußten sie die alten Legenden und gerade die im Volk beliebten sehr wirkungsvoll und drastisch zu verwerten. Ihre Märtyrer wurden getötet, gehängt, gevierteilt, aufs Rad geflochten, zu Staub zermalmt, mit Öl übergossen und in Flammen gesteckt. Aber keine dieser Martern hatte ihnen etwas an, sie erhoben sich, predigten weiter und bekehrten am Ende nun erst recht ihre Peiniger. Es ist im Grunde genau das gleiche Prinzip, nur durch die Erfindungen der modernen Technik nicht unwesentlich gesteigert, wenn Sherlock Holmes von explodierenden Schiffen in die Luft fliegt, vom Luftballon aus Hunderte von Klaftern tief wieder in das Wasser fällt, sich aus der Mündung von Kanonen in den Weltenraum schießen läßt und von all diesen Experimenten heil und gesund, tatkräftiger und furchtbarer denn je zurückkehrt.

Mit dieser Häufung stimmt weiter überein, daß, wie wir auch schon hervorhoben, in der Charakteristik des Kolportageromans es keinen Farbenreichtum und keine Abschattungen gibt, sondern daß er seine Helden immer ganz schwarz oder ganz weiß anstreicht, in diesen Farben aber unersättlich schwelgt. Auch das ist nichts als eine immer wieder geübte und, weil sie sich so leicht und fest einprägt, immer wieder wirksame Art der Charakteristik, die denn auch jede volkstümliche Literatur uns bringt; man erinnere sich nur der Menschen, die Legende, Märchen, Volksbuch und Volkslied zeichnen.

Der Hang zur Grausamkeit und der Blutdurst, die in den Kolportagegeschichten oft recht abstoßende Formen annehmen, gehören ebenso von altersher untrennbar zum Volke. Wenn sie nicht in Gladiatorenkämpfen oder Stiergefechten gestillt werden, so drängen sich die Massen zu Hinrichtungen, oder sie suchen in der Literatur die Sensationen, die ihnen das Leben verweigert.

Es war schon in frühen, nachchristlichen Jahrhunderten die Sorge einsichtiger Kirchenväter, daß nicht etwa die Frömmigkeit, sondern die grausamen und gräßlich geschilderten Martern der Heiligen, an denen besonders die Legenden östlicher Herkunft sich nicht genug tun konnten, den tiefsten Eindruck auf die Menge des Volkes machten. „Wieviel Tausende," heißt es dann in Wilhelm Meisters theatralischer Sendung, „werden unwiderstehlich nach einer Exekution, die sie verabscheuen, hingerissen, wie ängstet sich die Brust der Menge für den Übeltäter, und wie viele würden unbefriedigt nach Hause gehen, wenn er begnadigt würde und ihm der Kopf sitzen bliebe? Das sprudelnde Blut, das den bleichen Nacken des Schuldigen färbt, besprengt die Einbildungskraft der Zuschauer mit unauslöschlichen Flecken; schaudernd, lüstern blickt die Seele wieder nach Jahren zu dem Gerüste hinauf, läßt alle fürchterlichen Umstände wieder vor sich erscheinen und scheut erst sich selbst zu gestehen, daß sie sich an dem gräßlichen Schauspiele weidet. Viel willkommener sind jene Exekutionen, welche der Dichter veranstaltet."

Ferner soll man den Hintertreppenheften nicht vorwerfen, daß sie etwa dem Volk die Liebe zu Räubern und Verbrechern eingeimpft hätten. Solche Liebe und die Bewunderung vor der List, der Erfindungskraft und der rücksichtslosen Kühnheit der Diebe ist wieder so alt wie das Volk selbst. Der alte Herodot und das Volkslied bezeugen sie, es gab auch Zeiten, in denen sie schlimmer ausgeartet war als heute. Wenigstens laufen heute die jungen Mädchen der guten Gesellschaft nicht ins Gefängnis, um sich von Räubern Unterschriften und Locken zu erbetteln, wie sie es am Ende des 18. Jahrhunderts taten. Die Bewunderung der Verbrecher ist nur eine, freilich recht primitive und recht gefährliche Abart eines Kultus, ohne den die Menschheit nicht sein darf, des Kultus der Persönlichkeit, und es gilt auch hier das Wort: Im Anfang war die Tat und im Anfang war der Mann.

Der Preis räuberischer und trotziger Verwegenheit und der Mangel jeder Ahnung von Recht und von Wert einer über die Menschen eingesetzten menschlichen Herrschaft und Ordnung sind aber nur die eine Seite der alten volkstümlichen Moral, die noch in den Hintertreppenheften ihr Wesen treibt. Die andere Seite ist die von uns schon genannte unerschütterliche Überzeugung, daß Bosheit, Tücke, Hinterlist und Lüge endlich ihre verdiente Strafe finden und daß Bravheit und Wahrheit siegen müssen. Insofern sie niemals von dieser Überzeugung abweichen, darf man auch die Hintertreppenhefte, trotz aller Unnatur, alles Schwulstes, aller Widerwärtigkeiten, im ganzen nicht als unmoralisch abtun. Karl May äußert sich darüber so: „Welche bewundernswerte unwandelbare Gerechtigkeit gibt es da. Jeder gute, ehrenwerte Mensch, mag er zehnmal Räuberhauptmann sein, wird unbedingt belohnt. Und jeder böse Mensch, jeder Sünder, mag er zehnmal König, Feldherr, Bischof oder

Staatsanwalt sein, wird unbedingt bestraft. Das ist wirkliche, das ist göttliche Gerechtigkeit." Wir werden solche Exaltationen für Narrheiten erklären. Doch geben sie genau wider, was die große Menge der Leser empfindet, wenn sie ihre Räubergeschichten liest, und sie zeigen dem, der sehen will, klipp und klar, warum das Volk so leidenschaftlich an dieser Lektüre hängt.

Nun aber: wie will man den krassen Aberglauben rechtfertigen und erklären, die Zauber- und Verjüngungs- und Schönheitstränke, die wunderbaren Heilungen, die magischen und sympathetischen Kuren, die geheimnisvollen und unentrinnlichen Gifte, diesen ganzen absurden Unsinn und Widersinn, der in den Hintertreppenheften so üppig wuchert und der allein schon ihre unausrottbaren Erfolge zu einer beschämenden Unbegreiflichkeit mache und den rücksichtslosesten Kampf gegen sie gebieterisch fordere?

Die Volksliteratur gibt uns hier freilich ein neues und, wie es scheint, das schwerste Rätsel auf. Viele werden auch meinen, es sei nicht nur der Mühe nicht wert, sondern es sei schädlich und bestärke den abergläubischen und vernunftfeindlichen Unsinn, wenn man hier seine Kräfte aufbiete, eine Lösung zu finden. Wir versuchen sie trotzdem, denn wir sehen hier neue Wege zu neuen wichtigen Erkenntnissen über Wesen und Art des Volkes[1]).

Wenn man die Anzeigen durchsieht, in denen die Verleger von Hintertreppenheften ihre übrigen Verlagsartikel ankündigen, so findet man neben den Anweisungen der Kunst, mit Menschen umzugehen und sich bei ihnen beliebt zu machen, neben Sammlungen von Festreden und Gesellschaftsspielen und Polterabendscherzen, neben Ratgebern für Ehe und Leben, neben Koch- und Hauswirtschaftsbüchern, neben Kriegs- und Soldatenliedern, neben mehr oder minder bedenklichen Witzbibliotheken, neben Anleitungen, spiritistische Zirkel zu begründen und ähnlichem jedesmal Zauber- und Traumbücher, etwa den wahrhaft feurigen Drachen, des Albertus Magnus bewährte und approbierte sympathetische und natürliche, ägyptische Geheimnisse für Menschen und Vieh, das 6. und 7. Buch Mosis oder den magisch-sympathetischen Hausschatz, das Buch Jezirah, das noch weitere vier Bücher Mosis enthält, Fausti dreifachen Höllenzwang, den geistlichen Schild und das Romanusbüchlein. Diese Zauberbücher sind allerdings an Beliebtheit und Verbreitung den Hintertreppenheften ebenbürtig, schlechte Volksliteratur, wenn man will, und sie geben uns den Schlüssel zum Verständnis auch des Aberglaubens, der in jenen Heften herrscht. Schon um der Selbsterhaltung willen, um nicht von den Zauberbüchern verdrängt zu werden, müssen auch sie in die Sphäre von Zauber, Aberglauben und Wunderheilungen tief eintauchen und dürfen die Regionen nicht scheuen, in denen Spuk und Geister hausen.

Ein großer Teil der Zauberbücher ist allerdings bis an den Rand voll von haarsträubendem Unsinn, von mißverstandenen oder gänzlich entstellten oder überhaupt bedeutungslosen Zauberzeichen, Zauberkreisen, Zauberstempeln,

[1]) Das meiste seiner Kenntnisse von den Zauberbüchern verdankt der Verfasser der Bibliothek und den Mitteilungen seines Freundes Adolf Spamer.

Zauberformeln, angeblich kabbalistischer Herkunft, in Wahrheit aber sehr selten alt und recht oft neu erfunden. Auch sinnlos durcheinander geworfene hebräische, lateinische, griechische Worte, vermischt mit neuem Kauderwelsch, verwirren und langweilen uns. Die Bearbeiter oder Verfasser der Zauberbücher, z. B. ein Bearbeiter des feurigen Drachen, treiben mit der Gutgläubigkeit ihrer Leser sogar ihren groben Spott, und es macht ihnen offenbar Freude, den Unsinn, den sie in ihrer Vorlage vorfanden, noch konfuser und noch toller zu machen.

Der Inhalt anderer Zauberbücher ist weniger geheimnisvoll als ihr Titel. In den Inseratenteilen unserer Zeitungen und mancher Zeitschriften nehmen die Ankündigungen einen großen Raum ein, die Mittel für Gesundheit, Kraft, gute Nerven, üppigen Haarwuchs, reine und schöne Haut und dergleichen anpreisen. Die Zauberbücher bringen auch gern solche Verheißungen und Ratschläge. Man muß zu ihrer Ehre hervorheben, daß sie darin viel weniger schwindelhaft sind als die Anzeigen der bürgerlichen Blätter und alles in allem viel ungefährlicher. Man merkt ihnen hier noch an, daß sie wirklich einmal den guten Glauben besaßen und zum Teil noch besitzen, und daß ihre Urheber nicht, um selbst möglichst viel Geld zu verdienen, die Leichtgläubigkeit und den Leichtsinn oder die schlechten Neigungen ihrer Leser rücksichtslos ausbeuten. Die Kuren, die sie vielfach empfehlen, waren vor einigen Jahrzehnten noch allgemein üblich; es sind zum großen Teil jene Kuren, die unter dem Einfluß der Naturphilosophie und der naturwissenschaftlichen Anschauungen der Romantik entstanden, so daß also auch hier die Volksliteratur im Abstand von einigen Jahrzehnten der Kunstliteratur folgt.

Der Zweck vieler und gerade der begehrtesten Zauberbücher ist kein anderer, als eben ein magisch-sympathetischer Hausschatz zu sein, ein Ratgeber in allen Fällen der Gesundheit und der Wirtschaft und in allen Nöten und Anforderungen des täglichen Lebens. Sie teilen z. B. eine Reihe von Ratschlägen über die Zucht von Tieren und Blumen mit und verschmähen nicht, die Mittel anzugeben, wie man Handschuhe wäscht, Flecken aus Tischtüchern entfernt, alten Schmuck und alte Rahmen reinigt usw.

Wieder andere Zauberbücher oder Teile von Zauberbüchern haben eine sehr merkwürdige, von der Wissenschaft bisher nicht gebührend beachtete Geschichte, wie überhaupt die kulturgeschichtliche Bedeutung der Zauberbücher die kulturgeschichtliche Bedeutung der Hintertreppenhefte weit übertrifft. Einiges davon, z. B. der Schatzschlüssel der heiligen Gertrudis, geht auf die deutsche Mystik zurück; die Überlieferung dieser Texte zieht sich immerhin durch ein halbes Jahrtausend. Das anmutendste Zeugnis dieser Literatur, das Romanusbüchlein, enthält, vielfach entstellt und verstümmelt, aber doch so, daß nur ein Teil der alten Reime und Verse zerstört wurde, noch ältere, innige und kräftige, fromme und stolze Segen, die wir zuerst in der Literatur des 12. Jahrhunderts treffen, also vor siebenhundert Jahren, Segen für die Reise, gegen Feuer und Brand, gegen Krankheit und Diebstahl, gegen Mißwachs und Hexerei. Und auch andere, noch viel ältere, teils in den Orient und über die Anfänge des Christentums hinaus

sich verlierende Formeln und Amulette tauchen in den Zauberbüchern wieder auf: die angeblich feuerlöschende Sator Arepo-Formel, die Abacadabra-Formel, Himmelsbriefe, die wahrhafte Länge Christi und Mariä und Verwandtes. Dazu wirkt mancher andere, wiederum uralte Glaube in diesen Büchern lebendig weiter: so der Glaube an die unheilbringende oder unheilabwehrende Macht bestimmter Pflanzen, an die Möglichkeit, Krankheiten in den Wald zu verwünschen oder durch Besprechung zu entfernen, und an die große Rolle, die dabei der zunehmende und abnehmende Mond spielt, der Glaube an die magische, kraftverleihende Bedeutung des Haares, an die Gefährlichkeit der Fuß- und Fingernägel, an die zauberhafte Wirkung der Farben, an den Stein der Weisen, oder an Essenzen des Lebens und der Kraft.

Der Glaube an diese Amulette, Segen, Formeln und Kräfte ist eben durch sein Alter so mächtig und unerschütterlich, man möchte fast sagen heilig geworden. Er hat eine lange Reihe von Generationen gestärkt und getröstet, und sie können nun immer noch nicht von ihm lassen, wie oft er auch durch Wissenschaft und Erfahrung widerlegt sein mag. Die Fülle des Unbegreiflichen und Geheimnisvollen, die Leben und Tod, Kraft und Schwäche, Krankheit und Gesundheit, Fruchtbarkeit und Unfruchtbarkeit, Wetter und Unwetter ewig in sich bergen, wirkt auf den Primitiven auch anders als auf uns. Er sucht die Zauber und die Dunkelheit dieser Geheimnisse nicht aufzuklären und durch den Verstand zu überwinden, im Gegenteil: er bestrebt sich, sie zu erhöhen und zu steigern, und er will Geheimnis durch Geheimnis bezwingen. Vom Standpunkt der ärztlichen Wissenschaft und der Einsicht der Gegenwart sind die Kuren, die auch heute noch die Zauberbücher empfehlen, allerdings verstockter Aberglaube und unbedingt zu bekämpfende Rückständigkeit, und unsere Ärzte befehden von ihrem Standpunkt wiederum mit vollem Recht das Kurpfuschertum, das auf Grund der Anschauungen blüht, die wir in den Zauberbüchern kennen lernten, das sich außerdem sehr gern mit bewußtem Schwindel und Betrug verbindet oder wenigstens mit vollständiger Unklarheit in allen grundlegenden wissenschaftlichen Anschauungen, und das auch oft genug schweres Unheil angestiftet. Von dem Alter und den tiefer liegenden Ursachen des bekämpften Aberglaubens haben aber wenig Ärzte eine Vorstellung. Und ebenso wenige bedenken, daß auch in dem Kurpfuschertum nicht so sehr die Medizin selbst, als der unbedingte und uralte Glaube an die Heilmittel und der unbedingte, manchmal leicht zu verstehende Glaube an die Macht und Fähigkeit des Arztes das Wirksamste bleibt.

Nach diesen Auseinandersetzungen ist auch der Erfolg der Zauberbücher und damit die Unüberwindlichkeit und die Macht des Aberglaubens in den Hintertreppenheften für uns keine Unbegreiflichkeit mehr. Der Hang des Volkes zum Geheimnisvollen und Wunderbaren und seine Sehnsucht nach starker, unabhängiger Persönlichkeit haben uns hier noch einmal die Aufklärungen gegeben, die wir suchten. Beides erschien in neuer und vielleicht noch in eindrucksreicherer und lebendigerer Form vor uns. Außerdem erkannten wir, viel klarer und interessanter als vorher, die große Treue und Zähigkeit, mit der das Volk an alten, ihm liebgewordenen Anschauungen

festhält, sobald es überzeugt ist, daß sie von jeher wirksam und hilfreich waren.

Die für uns zuerst so fremdartige und beleidigende Erscheinung der Hintertreppenhefte hat Schritt für Schritt ihr Unverständliches und Aufreizendes verloren, und wir erkennen in ihr nun viele uns vertraute Züge wieder, namentlich aus der Literatur, die uns als Volksliteratur lieb wurde. Durch allen aufdringlichen und oft abstoßenden Putz hindurch, durch allen Schwulst und alle Unnatur und durch alle die ermüdenden und endlosen Wiederholungen gelangten wir doch zu den ewigen Mächten, die auch diese Literatur schufen und sie immer noch am Leben erhalten, wie oft auch ihre gegenwärtigen Urheber sie mißbrauchen: zu dem Drang nach Männern und Taten und Wundern, ohne den es keine Dichtung und keine Größe gäbe, und den die breiten Mengen der Leser nur empfinden, wenn man ihn recht grob und sinnenfällig und immer durch neue Beispiele gestaltet.

Besonders überraschend war es wohl für viele, daß auch die Hintertreppenhefte, ähnlich wie Märchen und Volkslied und Volksbuch, oft Kunstliteratur sind, die ins Volk wandert. Es wäre in der Tat nicht ohne Interesse für Volksliteratur, Volksgeschmack und Bildungsgeschichte, freilich eine kaum zu bewältigende Aufgabe, da der Stoff bald gar zu groß ist, und bald schwer zugänglich oder vernichtet oder verloren — wenn man einmal ein Verzeichnis der Romane anlegte, die im 19. Jahrhundert aus dem Vorderhaus in die Hände der Verfasser und Verleger der Kolportagebücher gerieten und von ihnen über die Hintertreppe in das Hinterhaus befördert wurden. Man würde außer den schon erwähnten romantischen und außer Sherlock Holmes auch sehr viel französische Vorbilder, namentlich aus der Mitte des 19. Jahrhunderts, entdecken.

Der Hintertreppen- und Räubergeschichten, eben weil sie eine solche Fülle des Stoffes und solch ungebändigte Wildheit der Menschen zeigen, und weil sie eine so drastische und grob eindrückliche Moralsprache reden, hat sich dann immer wieder das Volksstück bemächtigt, wie es denn auch kein Zufall ist, daß sie sich heute in hellen Haufen in die Kinematographen drängen, die in der Gegenwart die volkstümlichsten Theater geworden sind. Aus Hintertreppengeschichten und aus der Vorstadtbühne haben denn auch manche und nicht die schlechtesten Dichter ihre Kraft gezogen; hier sei nur daran erinnert, daß Schiller den Wert ihrer Stoffe anerkannte, daß Grillparzers Ahnfrau diesen Geschichten und Dramen entsprang und daß sie den Hörern einer Vorstadtbühne ihren Ruhm dankt, und daß Anzengruber sogar in seinem Stil und auch in seinen dramatischen Situationen die Wirkungen bevorzugt, die jenen volkstümlichen Dramen ihre Erfolge gaben.

Literarisch betrachtet sind unsere Hintertreppenhefte die unmittelbaren Nachkommen der Ritter- und Räuberromane des 18. Jahrhunderts[1]), die gerade in der Blütezeit unserer Dichtung eine so befremdliche Verbreitung im deutschen Bürgertum gewannen. Das heutige Geschlecht hat von allen

[1]) Karl Müller-Fraureuth, Die Ritter- und Räuberromane. Halle 1894.

diesen bändereichen Geschichten nur noch einen Namen behalten, den Rinaldo Rinaldini, den Vulpius, Goethes Schwager, schrieb. Die ganze Gattung war durch die Moral der Aufklärung, durch den Gegensatz zu den weichen und süßlichen Romanen der Empfindsamkeit und durch den Sturm und Drang, vor allem durch Goethes Götz, nachhaltig beeinflußt. Sie löften die ungeheuren und endlosen Romane des 17. Jahrhunderts ab und hatten mit ihnen mancherlei Verbindung, dieselben Romane, an denen sich z. B., wie viele Altersgenossinnen, Goethes schöne Seele, Susanna von Klettenberg, in ihrer Kindheit erbaute, weil sie so reich an fabelhafter Tugend und an fabelhaftem Lohn für Ausharren und Güte waren und so reich an fabelhaften Begebenheiten. Diese deutsche Literatur des 17. Jahrhunderts folgte französischen Romanen des 16., und ihr Vorbild waren die Romane des späten Griechentums. Deren Schema, die endliche Vereinigung eines Liebespaares nach viel zu vielen Abenteuern, Gefahren und Leiden, haben wir als lebendig und wirksam noch in unseren Hintertreppenheften wiedergefunden. Gerade der griechische Roman hat für die Geschichte der volkstümlichen Literatur der ganzen Welt eine ausschlaggebende Bedeutung gewonnen, und die Geschichte seiner Wirkungen ist noch nicht geschrieben. Wir finden seinen Einfluß gerade in der volkstümlichsten Literatur des Mittelalters, in Spielmannsdichtung und Legende, auf Schritt und Tritt, und wir können ihm bis tief in den Osten hinein, bis in die indischen großen Märchensammlungen folgen [1]).

IV.

Es wird bei den Hintertreppenheften vielen ergehen, wie es mir ergangen ist: ich hatte sie höchstens von weitem gesehen, von ihrer großen Verbreitung wohl gelegentlich gehört und das beschämend gefunden, aber ich hielt meine Zeit für viel zu kostbar und mich für zu gut, um auch nur einen Blick in sie zu werfen. Erst der Kampf gegen die sogenannte Schundliteratur machte mich aufmerksam auf die Hefte, und als ich mich dann in sie einlas, wurde mir zu meinem eigenen Erstaunen allmählich die Fülle der Probleme klar, durch die sie unsere Literatur und Bildungsgeschichte und die Beurteilung unserer sozialen Verhältnisse bereichern.

Unsere Hinweise konnten nur einzelne Beispiele aufgreifen oder allgemeinere Andeutungen sein. Aber sie zeigten schnell genug, daß die großen Fragen des literarischen Einflusses und der literarischen Wirkung und Nachwirkung in ihrer elementaren Breite und in ihren unbeholfenen und groben Anfangsformen nirgends besser als in den Hintertreppenheften sich studieren lassen; eine lange Reihe von Beziehungen spinnt sich von der Vorderhausliteratur zur Hinterhausliteratur hinüber und herüber. Sogar zu den Anfängen der Literatur, zur Erkenntnis der Quellen, denen die Dichtung entspringt, liefert neben der Volksliteratur die in den Hinterhäusern verkommende Literatur wesentliche Beiträge.

Wer Literaturgeschichte treibt, darf nicht auf das Kunstwerk sich be-

[1]) F. Lacôte, Essai sur Gunâdhya. Paris 1908.

schränken und nichts als seine Entstehung, seinen Gehalt und seine Form untersuchen; er muß außerdem immer nach dem Erfolg des Werkes und nach dessen Art, dessen Umfang, dessen Ursachen fragen. Natürlich werden den Forscher alsdann die Werke besonders interessieren, die sich in Hunderttausenden verbreiten und deren Gattung im Lauf der Jahrhunderte immer von neuem auflebt. Die Frage nach dem Erfolg muß am Ende auch die Bedingungen, die Gesetze und die Aufnahmefähigkeiten des volkstümlichen und des literarischen Geschmackes aufdecken; dadurch gewinnt der Forscher ganz neue und sehr sachliche Maßstäbe zur Beurteilung nicht nur der Wirkung, auch des Werkes, nicht nur des Lesers, auch des Dichters, da beide, der Dichter und alle, an die er sich wendet, so oder so auf sich angewiesen bleiben. Wie bedeutungsvoll und wie ergiebig an Aufklärungen über die Psychologie des Erfolges und des literarischen Geschmackes gerade die Hintertreppenhefte waren, das haben uns immer von neuem unsere Auseinandersetzungen gezeigt. Aus der Art, durch die jene Hefte ihre Erfolge zu erreichen strebten, konnten wir rasch und leicht die literarischen Bedürfnisse und Wünsche des Volkes und die Stetigkeit ableiten, die sie im Lauf der Jahrhunderte behalten.

Aber nicht allein diese theoretischen Einsichten, die der Wissenschaft so viel versprechen und von ihr seltsamerweise noch kaum erkannt, geschweige denn gewürdigt worden sind, schenken uns die Beobachtungen, die wir an der schlechten Literatur anstellten. Sie vermitteln uns auch, wenn wir nur sehen wollen, sehr wertvolle praktische Erkenntnisse: aus ihnen geht oft mit verblüffender und unwiderleglicher Klarheit hervor, welche Fehler die Männer alle begingen, die den Kampf gegen die schlechte Literatur und für die Volksbildung gekämpft haben. Und wir erkennen auch die Gründe, warum dieser Kampf die von ihnen begehrten Erfolge nicht erzielen konnte.

Ein guter Lehrer unterrichtet sich, bevor er ihn erzieht, über die Anlagen, Besonderheiten und Neigungen seines Zöglings; und erst wenn er sie zu kennen glaubt, beginnt er seine Arbeit. Diese elementaren und notwendigsten Voruntersuchungen haben aber eigentlich alle unsere Volksbildner versäumt. Sie kümmerten sich weder um die Wünsche noch um die geistige und seelische Verfassung des Volkes, das heute ist, noch um die Bücher, Sagen und Lieder, die in früheren Jahrhunderten den breiten Massen gefielen. Ihnen kam nicht der Gedanke, ihr Bildungswerk in langsamer, unverdrossener, vorsichtig einfühlender und umfassender Arbeit auf dem festen Grund von Ergebnissen aufzurichten, die erst eindringende Forschungen über die bleibenden literarischen Wünsche und Triebe der Menge schaffen. Sondern ihr Bemühen war immer nur, dem Volk die Literatur zu empfehlen und aufzudrängen, die für sie selbst gut und schön und klassisch und von ewigem Wert war, deren Wirkungsmöglichkeit auf das Volk sie aber noch gar nicht erprobt hatten. Und wieviel blutleere, frömmelnde, abwechslungsarme, allzu ängstliche Bücher bot man als gute Bücher dem Volk an, das von jeher kräftige und derbe Kost und starke Rührungen verlangte! Schon durch diese Unterlassungen zerschnitten sich unsere Volksbildner die Möglichkeit einer festen und durchgreifenden literarischen Volksbildung.

Auch ist die Meinung ein recht naiver Irrtum, daß man dem Volk bloß seine schlechten Bücher fortzunehmen und ihm an ihrer Stelle gute in die Hand zu drücken brauche: es werde dann von selbst von den schlechten Büchern für immer bekehrt und für die guten für immer gewonnen. Denn das gute Buch allein bessert noch lange nicht; es erfordert vielmehr, um wirken zu können, von dem Leser eine hohe sittliche und geistige Reife. Jeder von uns hat aber an sich selbst erfahren, daß diese Reife von selbst nicht gegeben ist und uns auch nicht anfliegt, sondern daß sie erst durch lange und ausgiebige Zucht von Geist und Charakter erworben wird. Wir alle, wenn wir nicht ganz außerordentliche, frühreife und schöpferische Begabungen waren, haben mit Büchern begonnen, deren Hauptreiz die Abwechslung, die Fülle der Begebenheiten und krasse Wirkungen und starke Spannungen waren, und wir alle haben diese Bücher gierig und in Mengen verschlungen. Wie langsam hat sich in uns alsdann das Gefühl und das Verständnis für die feineren künstlerischen und sittlichen Wirkungen, für den grundlegenden Unterschied von Stoff und Form ausgebildet, und welche geistige Anspannung gehört für jeden dazu, die Bedeutung und das Wesen eines ernsthaften Kunstwerkes eindringend zu erfassen.

Ganz wenigen großen Kunstwerken ist es gegeben, unmittelbar jedes Alter und jeden Stand und das ganze Volk zu erschüttern und auch im letzten der Hörer die Ahnung des Ewigen und Göttlichen zu wecken. Im allgemeinen gestaltet für die breite Menge die künstlerisch freilich nicht einwandfreie Literatur, zu der sie immer wieder hinstrebt, das große Thema von Schuld und Sühne, von Vergeltung und vom Sieg des Guten, viel wirksamer als eine gute, feinere Literatur es ihr gestalten könnte. Und wer dem Volk wahllos gute Bücher zuwirft, die für seine Fassungskraft zu hoch bleiben, wird in ihm nur Verwirrung und Anmaßung stiften und wird es am Ende zu den alten geliebten Hintertreppenheften zurücktreiben. Wir bekennen also unseren Unglauben an die Propheten, die eine große Vermehrung von guten Volksbibliotheken fordern und durch massenhafte Verbreitung guter Bücher die schlechten hinausräuchern wollen, und die eine lange Reihe von Vorschlägen über die wirksamste Reklame und den besten Massenvertrieb guter und billiger Literatur veröffentlichen. Wenn jemals der guten Literatur ein dauernder und eindringender Erfolg beschieden sein soll, so muß die sorgfältigste literarische Erziehung des Volkes vorangehen, und es ist zu befürchten, daß die idealistischen Heißsporne, die hier unbegrenzte Möglichkeiten verheißen, sich an der Wirklichkeit sehr bald wund stoßen werden. Abgesehen davon wird in Deutschland auch in der literarischen Erziehung der Gebildeten leider allzuviel versäumt und vernachlässigt; wie wenige von uns haben zum Beispiel eine Vorstellung vom Wesen des Künstlers und des künstlerischen Schaffens, wie wenige ein Gehör für Rhythmus und Klang, wie wenige eine Ahnung von den Gesetzen der Form, von den Gesetzen der einzelnen Dichtungsarten, von den Bedingungen künstlerischer und sittlicher Wirkung. Wenn alle Schulen von der Hochschule bis zur Volksschule sich der literarischen Erziehung ihrer Schüler im organischen Zusammenhang und ernsthaft annähmen — ja, dann dränge vielleicht

auch die gute Literatur tiefer in Seele und Geist der Nation; aber die maßgebenden Dozenten der Hochschule behaupten, daß ihre Aufgabe Forschung und Wissenschaft sei und nicht literarische Erziehung. Würde nicht aber auf dem Boden feiner literarischer Empfänglichkeit und Durchbildung die literarische Forschung viel reichere und köstlichere Früchte tragen als auf unserem heute leider allzu oft ungepflegten und steinigen Acker? Und haben nicht die Hochschulen, weil sie die literarische Erziehung so kurzerhand aus dem Kreis ihrer Pflichten verbannen, auch einen großen Teil der Schuld an der geistigen Verwirrung und Verwilderung der Gegenwart?

Die Geistlichkeit des Mittelalters fand in ihrem Volk auch eine Fülle wirrer und wilder, heidnischer und roher Gesinnung. Sie hat sie nicht mit Stumpf und Stiel auszurotten versucht, sondern hat erforscht, was das Volk davon nicht entbehren mochte, und das ließ sie ihm, freilich nicht unverändert, sondern sie veredelte unmerklich den alten Aberglauben. Allem hauchte sie eine Fülle von Beziehungen ein zu den Heiligen und zur Lehre und zum Glauben der Kirche und machte diese Beziehungen zu dem eigentlichen Inhalt und zu der Seele der alten Vorstellungen. Wenn auch viele schwere Irrtümer und Fehler bei dieser Vergläubigung begangen wurden, im ganzen ist die mächtige, Jahrtausende umspannende Arbeit der Kirche über alles Hoffen wunderbar gelungen, sie hat eine tausendfach abgestufte, dem Ärmsten und dem Höchsten gütig entgegenkommende und doch eine Religion geschaffen.

Wie sind diese Geistlichen, die von ihrem Tun nie viel Gerede machten, unsern gegenwärtigen Volksbildnern überlegen! Die verkünden ihre Taten überall mit lauten und aufdringlichen Worten, und statt der schlechten Literatur, die sie verdrängen wollen, bieten sie nicht etwa wie die Geistlichen eine Einheit, eine Weltanschauung, von der Licht und Zuversicht in das ganze Leben strömt: sie bieten ein endloses, sich immer unauflöslicher verschlingendes Gewirr und verdrängen ein Gutes durch das nächste Gute.

Es fehlt eben unserer Bildung an einem herrschenden Ideal; wohl könnte es in der geistigen Geschichte unseres Volkes, in unserem eigensten Selbst gewonnen werden, aber, so lange es nicht da ist, so lange Tausende von Stimmen durcheinanderrufen, können der Volksbildung wohl schöne und einzelne Erfolge erblühen, doch im großen und ganzen ist sie zu dauernder Erfolglosigkeit verurteilt. Man spricht heute so stolz darüber, daß unsere Klassiker gerade infolge der Bemühungen und des Geschickes moderner Verleger sich in das Volk verbreitet hätten wie nie zuvor, und man weiß des Rühmens der neuen Ausgaben und Auswahlen und ihrer Ausstattung und ihres niedrigen Preises kein Ende. Gewiß, das alles verdient Bewunderung. Aber setzen wir auch voraus, jene Ausgaben seien — was leider nicht immer der Fall ist — sorgfältig und gewissenhaft hergestellt, welche von ihnen hat denn Zeit, zu wirken? Sie ist ja kaum da, so schickt ihr womöglich der gleiche Verleger, mit noch größerem Lärm, eine ganz andere nach, und dieser die dritte und so fort: dadurch wird die Wirkung dieser Auswahlen doch die Wirkung von Sensationen, und sie erziehen den Käufer systematisch zur Flüchtigkeit. Während früher viele ihr Geld für gute Bücher sparten, sich

dann wenige und gehaltvolle kauften und sie das Leben ihres Lebens werden ließen, rafft man sich heute rasch einen bunten und hübschen Strauß von Büchern zusammen und greift auf gut Glück nach dem und jenem, ohne sich darin zu vertiefen. Ernsthaft betrachtet, ist unsere Volksbildung, eben wegen der Massenhaftigkeit und des Durcheinanders ihrer Darbietungen, nichts als Volksverflachung. Es wundert uns nun allerdings nicht mehr, daß sie im Kampf gegen die Volksvergiftung ohnmächtig bleibt.

Bei aller Hochachtung vor ihrem Idealismus und ihrer Hingabe, eine glückliche Hand hat die Volksbildung in ihrem literarischen Tun und Treiben bisher nicht gehabt. Um ihm eine Literatur zu nehmen, die trotz allem noch organisch mit ihm zusammenhängt, überschüttete sie das Volk mit einer Fülle von Büchern, ohne es zu fragen, ob es sie wollte oder ob es sie geistig verdauen konnte, ob die Gaben nicht viel zu viele und viel zu uneinheitlich waren. Dabei hatten die Erzieher sehr oft nicht einmal die Fähigkeit und die Vorbildung und den Takt, der zum Erziehen das Recht gibt. Und wenn die Leser der Hintertreppenhefte einmal die Gegenfrage stellten, was dasselbe Bürgertum denn lese, das nun die schlechte Volksliteratur verfolgt, sie in Ausstellungen zeigt, um sich darüber zu entsetzen, sie boykottiert, sie in der Schule verächtlich macht: so hätte dies Bürgertum wenig Grund zu stolzen Antworten und zu reinem Gewissen. Man braucht es bloß an die Romane zu erinnern, die seine Tagesblätter und oft sehr gelesene bringen. Wer behauptet, daß sie sich von den Hintertreppenheften oft nur durch einen geringeren Umfang unterscheiden und durch eine zaghaftere, weniger geschickte Verwertung der Sensationen, der hat so unrecht nicht. Was sind denn weiter die Hintertreppenhefte, als die letzten Nachfahren der Räuberromane, die doch das Bürgertum des 18. Jahrhunderts so zärtlich liebte, und was sind die Nick Carter-Hefte anders, als Abkömmlinge der Sherlock-Holmes-Serie? Und die letzte Frage: wer drängt sich denn heute in die Kinematographen und hilft aus allen Kräften, daß sie auch in die kleinsten Städte wandern und eine Verbreitung und Beliebtheit erreichen, die aller Beschreibung spottet? Bleibt das Bürgertum etwa draußen? Die Kinematographen aber haben doch in den letzten Jahren ihre Beliebtheit gerade dadurch noch gesteigert, daß sie den Inhalt von Hintertreppenromanen zeigten; die bescheidenen Titelblätter der alten Hintertreppenhefte prangen jetzt farbig, aufdringlich und in riesenhafter Vergrößerung vor den Pforten der Kinotheater und locken die Massen der Zuschauer unwiderstehlich an. — Und durch wessen Schuld? — Mit anderen Worten: das Bürgertum erzürnt sich über eine Literaturgattung, die es selbst geschaffen, es schilt auf die Kinder, die es doch selbst in die Welt setzte. Wäre es da nicht ganz empfehlenswert, daß es lieber versuchte, sich selbst literarisch etwas zu erziehen und seinen Geschmack und seine Bildung zu bessern, als das Volk zu bevormunden und zu bilden?

V.

Erfreulich und ermutigend waren die Ergebnisse gerade nicht, zu denen uns die Betrachtung von Volksliteratur und Volksbildung bisher führte.

Aber wir sind noch nicht am Ende unseres Weges. Wir suchten bisher die Hintertreppenhefte und ihre Verbreitung zu verstehen, indem wir ihren literarischen und geschichtlichen Zusammenhängen nachgingen. Das versäumten die Bekämpfer der schlechten Literatur, und aus ihrer Versäumnis erklärten sich uns manche Fehler und Mißerfolge ihrer Reformvorschläge. Nunmehr ist es unsere Aufgabe, die Stellung der Hefte im Leben der Gegenwart zu erkennen. Auch hier versagen die Bekämpfer der schlechten Literatur vielfach. Sie stellen es gern so dar, als sei die Schundliteratur unbegreiflich und ein Fremdkörper im Organismus der Gegenwart.

Wenn wir uns an die Entwicklung erinnern: Volksbücher, Romane des 17. Jahrhunderts, Ritter- und Räuberromane, Hintertreppenhefte, Nick-Carter-Serie, so führt sie allerdings nicht eben aufwärts, sondern sinkt immer widerstandsloser in die Tiefe. Und noch mehr: die Gattung der schlechten Romane hat, wie die allerdings nicht ganz zuverlässigen Zahlen bei Ernst Schultze zeigen, in den letzten Jahrzehnten eine Verbreitung und einen Umfang erreicht und ist roh und skrupellos geworden, wie in keiner früheren Zeit. Nicht nur, daß sie lasterhaften Geschichten viel bereitwilliger Zutritt gewährt, die ganze Darstellungsart ist abstoßender und unerträglicher. Proben, wie sie wiederum Ernst Schultze mitteilt: die Schilderung etwa einer elektrischen Hinrichtung von verschiedenen Verbrechern und die Schilderung der Entdeckung eines lasterhaften Mordes durch Sherlock Holmes, wären in früheren Hintertreppenheften niemals geduldet worden.

Den Grund zu diesen Verrohungen, die in unsere Zeit fallen, müssen wir wohl auch in den geistigen und sozialen Zuständen unserer Zeit suchen.

Da fällt nun jedem auf, daß die Vergnügungen und Sensationen der Gegenwart so zahlreich und so betrübend und so aufregend sind wie in keiner Vergangenheit. Die Kinematographen, der Zirkus, Ausstellungsparks, Ausstattungstheater, das Variété, die Rennen aller Art, die sportlichen Veranstaltungen zur Unterhaltung und Erregung der Menge, die Cafés, die während der ganzen Nacht geöffnet bleiben, und die anderen Darbietungen der Großstadt, alle haben sich in den letzten Jahren immer bedrohlicher vermehrt; sie regen die Nerven immer rücksichtsloser auf und suchen sich immer heftiger zu überbieten. Die Vermehrung und Verrohung der schlechten Literatur ist also nur eine Parallelerscheinung zu anderen geistigen Krankheiten der Gegenwart: um mit anderen Sensationen Schritt halten zu können, muß die schlechte Literatur zu immer gewalttätigeren Mitteln greifen.

Diese Krankheiten, wie wir sie nannten, wollen wir nun nicht damit erklären, daß die Menschheit immer schlechter und roher wird; die Gründe dafür liegen wohl in unserer sozialen und wirtschaftlichen Entwicklung. Diese verlangt von Hunderttausenden so viel gleichförmige, abstumpfende und ermattende, auch so viel aufreibende und mörderische Arbeit, daß sie in den arbeitsfreien Stunden, nur, um ihren schweren und dumpfen Beruf zu vergessen, mit einer gewissen Notwendigkeit jenen Sensationen zustreben, die sie gewaltsam auffrischen und aufpeitschen, die ihnen Genüsse versprechen, auf die auch ihre abgearbeiteten und übermüdeten Nerven und Gehirne antworten.

Wieviel Arbeit der Gegenwart ist außerdem mechanisch; der Mensch arbeitet wie die Maschine und weiß nicht, wofür; sein Geist und sein Selbst bleiben leer und verlieren dadurch allmählich die Fähigkeit, sich mit sich zu beschäftigen. Da müssen die Anregungen eben von außen kommen und möglichst grob und kraß werden, damit man sie überhaupt fühlt. Und wo sie einmal vorhanden sind und sich laut und grell und mit tausend wilden Versprechungen anbieten, da drängt sich ihnen auch die Masse derer entgegen, die ihrer eigentlich entraten könnten, die aber für bessere und feinere Genüsse die Kraft nicht aufbringen wollen.

Man vergesse auch nicht, in wie trostlosen, lichtarmen, überfüllten und ungesunden Wohnungen Tausende von Arbeitern der Großstadt leben und aufwachsen — darf man sie da schelten, wenn sie sich nach einer ganz anderen, wilden und weiten Welt sehnen und gierig zu den Heften greifen, die sie zu unerhörten und atemlos spannenden Begebnissen fortreißen?

Das Verhängnisvolle und Gefährliche an den Sensationen der Gegenwart bleibt, daß sie täglich da sind und daß sie, um wirken zu können, immer abwechseln und sich übersteigern müssen. Davon abgesehen aber reizt täglich noch eine Großmacht der Gegenwart das Verlangen der Menge nach solchen Genüssen und ruft sie ihr täglich ins Bewußtsein: wir meinen unsere Zeitungen.

Auf die Zusammenhänge zwischen Zeitung und schlechter Literatur haben wir schon zu wiederholten Malen anspielen müssen. Die Ankündigungen im Anzeigenteil mancher unserer Tagesblätter sind, wie wir hervorhoben, gewissenloser als z. B. die in den Zauberbüchern, ihre Romane sind nicht immer besser als die Hintertreppengeschichten, und aus den ausführlichen Gerichtsverhandlungen, Sensationsprozessen und Mordberichten, in denen gerade die Blätter der Großstadt schwelgen, holen sich die Hintertreppenhefte sehr viel von ihrem Stoff und ihrer Kraft.

Es war in den letzten Jahren viel von den bösen Folgen der schlechten Literatur die Rede. An einer Reihe von Selbstmorden heranwachsender Burschen, an Erpressungen, an scheußlichen Verbrechen, genau nach den Mustern ausgeführt, die zuerst ein Hintertreppenheft oder die eines der Nick-Carter-Serie beschrieb, gab man der schlechten Literatur die Schuld. Es kam sogar so weit, daß Verbrecher, um sich mildernde Umstände zu sichern, behaupteten, sie seien durch allzu eifriges Lesen von Schundheften zu ihrer Tat verleitet worden. Wir wollen hier nicht untersuchen, ob diese Folgen der Hintertreppenhefte, von denen unsere Tagesblätter so gern erzählen, wirklich zutreffen; uns scheinen auch andere ihrer Folgen viel bedenklicher; z. B. die Verbitterung und Vergiftung der Anschauungen über Besitz und Recht und Staat gerade in den arbeitenden Schichten des Volkes, und die dadurch hervorgerufene, oft kaum zu überwältigende Erschwerung der sozialen Arbeit. Aber das dürfen wir hier nicht verschweigen, was die Zeitungen aus leicht begreiflichen Gründen nicht mitteilen: daß die Prozeß- und Sensationsberichte der Tagesblätter viel aufreizender und ansteckender sind, als die Hintertreppenhefte je sein können.

Die Ergebnisse unserer Betrachtungen der Volksliteratur und Volksbildung werden immer wunderlicher. Der Feind, den unsere Volksbildner so leidenschaftlich bekämpften, die Literatur, die sie die Schundliteratur nannten, hat sich uns bei genauerem Zusehen als viel harmloser dargestellt, als wir es selbst erwarteten. Dagegen kennen wir nun die Gründe für die Mißerfolge in den Bestrebungen der Volksbildung und für das weitere Gedeihen der schlechten Literatur, das uns zuerst rätselhaft erschien.

Das Problem der schlechten Literatur und der Volksbildung wurde für uns gleichzeitig immer verwickelter und ernsthafter und hängt in der Gegenwart mit einer Reihe anderer, bedrohlicher sozialer Schäden und Umbildungen zusammen. Es bleibt uns nichts übrig, wir müssen nun unsere ärgste Befürchtung aussprechen: wenn die sinnlose Jagd nach Gewinn und Aufregung in dem Tempo der Gegenwart weitergeht, so steht die ganze geistige und sittliche Zukunft Deutschlands auf dem Spiel.

Aber jetzt, da wir unsere größte und, wie es scheint, unentwirrbare Not sehen, dürfen wir doch aufatmen, denn gerade diese Not zeigt uns die Möglichkeiten und Wege der Hilfe.

Trotz allem können wir nämlich, wenn wir sie als die ersten Anfänge auffassen, die Kämpfe gegen die schlechte Literatur und für die Volksbildung nicht lebhaft genug anerkennen. Haben sie uns doch aus unserer bequemen Gedankenlosigkeit unsanft aufgerüttelt, haben sie uns doch dadurch die Augen weit geöffnet.

Mit der Befehdung der schlechten Literatur allein wird allerdings, wie wir noch einmal sagen wollen, recht wenig erreicht. Wenn es gelingt, ihre Auswüchse, ihre hemmungslose Vermehrung und ihre allzu öffentliche Verbreitung einzuschränken, so ist es genug. Man muß hier sogar vor Unduldsamkeit warnen. Eine krasse und ungebärdige Literatur schadet der Jugend nichts, sobald sie nur nicht im Übermaß genossen wird, und da die Hintertreppenhefte jahrzehntelang von Dienstmädchen und in der entsprechenden Bildungssphäre gelesen wurden, ohne Schaden zu stiften, so soll man sie ruhig dort lassen. Sie sind einer primitiven Moral sogar ganz zuträglich.

Man muß vielmehr auch bei der schlechten Literatur das Übel an seinen Wurzeln fassen und die Bedingungen umzuschaffen versuchen, denen diese Literatur ihre Entstehung und die Volksbildung ihre Wirkungslosigkeit verdankt. Daß sich hier Erfolge erzielen lassen, sehen wir schon heute; früher stellte das Alter von 14—18 Jahren die eifrigsten und unermüdlichsten Abnehmer der Nick Carter-Hefte; nachdem man nun diese Jugend ins Freie führt, ihre Gesundheit und Kraft durch körperliche Übungen erfrischt und stählt und sie dem nationalen Gedanken gewinnt, läßt ihr Verlangen nach dem überhitzten und dumpfen Inhalt der schlechten Hefte nach.

Und welche Verwirrungen bisher auch die Volksbildung schuf, eins ist ihr doch gelungen, woran die Zukunft anknüpfen kann und wofür wir alle ihr tiefen und dauernden Dank schulden. Die Volksbildung hat die Sehnsucht nach reinen Idealen, nach Glaube und Religion wieder in uns geweckt und mächtig gemacht, nachdem es jahrzehntelang so schien, als wollten Natur-

wissenschaft, Technik, Handel und Industrie uns ganz unterjochen. Gelingt es, diesen noch trüben und wirren Drang zu klären, wenn man wieder ein Ideal der Bildung, das der nationalen Selbstbesinnung, als das herrschende aufrichtet, wenn man auf allen dazu berufenen Stellen für eine eindringendere und feinfühligere literarische Erziehung sorgt, wenn unsere führenden Zeitungen der Schäden inne werden, die zu verhüten gerade sie berufen sind — geschieht dies alles und dergleichen, so sind schöne und große Schritte auf dem Weg zur geistigen und sittlichen Gesundung schon getan. Es wird dann vielleicht auch das rasende Tempo unserer Arbeit etwas besonnener und weniger mörderisch werden; indem die Überschätzung des materiellen Gewinnes, die nun wie ein schwerer Bann auf uns allen liegt, langsam ihre Schrecken verliert und von uns weicht. Denn in der Veredlung der Arbeit selbst, in der Erhöhung der inneren Befriedigung, die sie schafft, nicht in der Anhäufung der Genüsse während der arbeitsfreien Stunden liegt die Gewähr für die Rückkehr des Guten.

Freilich: alle diese Träume können zu Wirklichkeiten nur werden, wenn das ganze Volk und alle Stände und vor allem, wenn die Berufe an ihrer Erfüllung arbeiten, denen die Sorge für das geistige Wohl unseres Volkes anvertraut wurde.

Das alles sind nur Aussichten; aber es sind keine Utopien. Nachdem wir redlichen und hingebenden Bestrebungen gegenüber unsere starken Zweifel hervorkehren mußten und dabei mehr als einmal dicht an die Trostlosigkeit zu geraten schienen, wollen wir nun am Schlusse recht nachdrücklich betonen, daß wir unser Vertrauen auf die Kraft und Gesundheit des Volkes noch lange nicht einbüßten und Hilfe gegen die bösen Mächte und die guten Ohnmächte der Gegenwart doch für möglich und erreichbar halten. Heute und morgen wird sie noch nicht kommen, und auf dem Wege zu ihr werden uns noch manche Zweifel und manche Verzagtheit beschleichen. Im Falle unsere Ausführungen aber zeigten, an welchen falschen Stellen der Literatur man die sittlichen und geistigen Gefahren für unser Volk suchte, mit welchen unzureichenden Mitteln man sie bekämpfte und wo die wirklichen Gefahren liegen; im Falle sie die ewigen Bedürfnisse des Volkes und seine innere Verfassung richtig erkannten; im Falle sie auch die dringende Notwendigkeit durchgreifender und schleuniger Hilfe und die Wege dieser Hilfe überzeugend machten; im Falle sie schließlich dieser guten und schweren Sache tatkräftige und ernste Freunde gewannen — wenn ihnen dies alles gelang, so ist ihr Zweck ganz und gar erreicht.

Briefe Gottfried Kellers.

An Adolf Frey.

I.

Enge 26 VIII 78.

Geehrter Herr Doctor!

Mit vielem Dank schicke ich Ihnen hiemit das schöne Scheffelbuch zurück, damit die prächtige Buchbinderarbeit bei mir nicht Noth leidet. Am inneren Gehalt der Bergpsalmen wäre freilich weniger zu verderben; dergleichen Heu wollt ich auch noch machen bei gutem Heuwetter.

Mit freundschaftl. Gruß Ihr ergeb. G. Keller.

II.

Zürich 6 Dec. 1879.

Verehrtester Herr.

Es hat mich gefreut, s. Z. von Ihrem Wohlergehen und Ihren guten Studien zu vernehmen. Es ist gewiß gut, wenn von Zeit zu Zeit Jemand die ganzen deutschen Studien betreibt und sich nicht blos auf das Bischen moderne Literaturgeschichte und Tageslitteratur verläßt.

Wie ich Ihnen so viel erinnerlich schon gesagt habe, rechne ich Ihre Arbeit über Haller[1]) nicht zu dem leichten Genre dieser Art und danke Ihnen daher herzlichst für die Zusendung der erweiterten Ausgabe, welche des Anregenden und Belehrenden Manches ja Vieles für mich enthält. Sie haben leider vergessen, eine Inhaltsübersicht beizufügen, was Sie sich für die Zukunft abgewöhnen müssen.

Der Unglücks— hat sich mit seinen Lügen und einfältigen Matrosenpossen für sein unnützes Fahrzeug in eine förmliche Calamität hineingearbeitet, sodaß — zurücktrat und die Sache überhaupt zu unterbleiben scheint. Im Übrigen scheint diese Krankheit auch bei uns immer noch im Wachsen begriffen. F. hat immer größeren Zuzug, sodaß er sich einen Gehülfen beigelegt in Gestalt eines St. Galler Doctors, dessen Name mir entfallen. Derselbe bereist deutsche Fürstlichkeiten und hohe Adelsdamen, um Protectoren oder Protektricen zu suchen und deren Namen an die Spitze der Unternehmungen stellen zu können etc. etc.

[1]) Adolf Frey, Albrecht v. Haller und seine Bedeutung für die deutsche Literatur. Leipzig, H. Haessel. 1879. G. Keller hatte die Arbeit im Manuskript gelesen.

Meyers Thomas Beket, der jetzt aufgetreten ist[1]), erfreut mich ordentlich; es ist eine wahre Prachtarbeit in Vertiefung, Ausführung und guter Schreibart; nur stört mich, wie im Jenatsch der verfluchte Beilschlag am Schlusse, hier am Anfang der unschöne Nothzuchtsfall, auf den das Ganze gebaut ist; denn juristisch würde eine Kindesverführung dieser Art kaum anders genannt werden.

Ihre neuliche Besprechung der Blüthgen'schen Novellen[2]) habe ich mit Interesse und Einverständniß gelesen. Ich kannte dieselben theilweise von früher her und werde nicht ermangeln, den Rest demnächst mir zu Gemüthe zu führen. Bei gegenwärtigem Eis und Schneewetter thut ein Gläschen besseren Weines immer gut.

Eine solche Erwärmung, wörtlich verstanden, werden Sie sich in dieser Winterzeit, besonders auf die kommenden Festtage, bei allem Fleiße wol auch noch gönnen, und so wünsche ich Ihnen ferner ein gesundes und heiteres Lebenswetter als Ihr ergeb. G. Keller.

III.

Zürich 2 Mai 1880.

Geehrter Herr Doctor.

Ich war eben im Begriff, zu den Ihrigen zu gehen, um mich nach Ihrem definitiven Verbleiben zu erkundigen, als ich Ihren Brief No 3 erhielt. Sonst war ich immer von Ihrem Schicksal unterrichtet, bald durch Ihren gesunden Bruder, bald durch Herrn Meyer[3]), bald durch Bächtold etc. Es ist nun wenigstens gut, daß Sie so weit davon gekommen sind[4]); hoffentlich geht es so fort.

Wenn Sie auf den Herbst noch nach Berlin können, so ist es vielleicht doch besser, als den Sommer dort zuzubringen, wo Alles fort ist. Auch Rodenberg[5]) ist schon seit manchen Wochen fort u. ich weiß nicht, wo er sich im Sommer umtreiben wird.

Lazarus[6]) schrieb mir einmal, er bringe den Sommer stets in einer Villa zu, die er bei Leipzig besitze, wenn ich nicht irre im Rosenthal. Sie können sich vielleicht einmal näher erkundigen; ich würde Ihnen Briefe für ihn schicken, die ich ihm lange schon schuldig bin. Auch während der Messen soll er sich dort aufhalten als Capitalist oder Häuserbesitzer oder so was.

Ihr 2t. Brief war ganz in der Ordnung geschrieben; denn die holländische Reise, welche Sie ankündigten, wird wol keine Fieberphantasie gewesen sein. Leider sind Sie jetzt darum gekommen.

---

[1]) Im November- und Dezemberheft der „Deutschen Rundschau" 1879: „Der Heilige". Novelle von C. Ferdinand Meyer.

[2]) Victor Blüthgen, Bunte Novellen. Leipzig, B. Schlicke. 1879. (Neue Zürcher Zeitung vom 29 November 1879.)

[3]) Conrad Ferdinand Meyer.

[4]) Ich hatte in Leipzig sehr gefährlich krank gelegen.

[5]) Julius Rodenberg, der Herausgeber der „Deutschen Rundschau".

[6]) Der Philosoph Moritz Lazarus.

Bächtold hat sich mit seiner Rezension[1]) ordentlich gehalten. —s seine habe ich nicht gesehen oder dann bereits vergessen, so flach wird sie gewesen sein.

Mit Meyers Heiligem wird es wol noch besser kommen. Eine an sich des Stoffes wegen indifferente oder neutrale Novelle, überdies ganz objektiv gehalten, ist eben nie geeignet, in wenig Wochen schon einen Extra-Erfolg zu machen.

Lassen Sie es sich nun ebenfalls diesen Sommer wohl ergehen und erholen Sie sich gut! Nächste Woche werde ich wieder einmal sehen, was Ihr kranker Bruder und Ihre Mama machen. Bei der Zürch. Zeitung[2]) scheint es kränklich zuzugehen und Hr. Vogt[3]) auch nicht als Chef-Redakteur sterben zu wollen.

Mit bestem Gruße Ihr ergebenster G. Keller.

IV.

(Poststempel: Zürich 16. XI. 80).

Lieber Herr Doctor.

Da die Herren Rodenberg und Lazarus endlich in Berlin wieder fest sitzen, (von ersterem weiß ich es wenigstens) so sende ich Ihnen beiliegende zwei Karten. Für weiteres sind Sie ja beiden durch Ihren Haller bereits bestens bekannt und empfohlen. Ich werde im Briefschreiben immer unbeweglicher, seit mein bischen Geschäft mir so viel unnütze Correspondenzen zuzieht, oder vielmehr das bischen Nichtgeschäft.

Ihrer jetzigen Thätigkeit[4]) wünsche ich guten Erfolg, obgleich, offen gesagt, mir dies plötzliche Ausfahren auf das Meer des absoluten Literatenthums, von dem es sich oft so schwer an sicherer Stelle wieder landen läßt, nicht recht einleuchten will. Indessen habe ich selbst zu viel vom Leben gesehen und erfahren, um nicht zu begreifen, wie eine solche Wendung kommen kann, und um nicht zu hoffen, daß der Weg ein glücklicher sei, den Sie eingeschlagen. Collegien zu hören haben Sie ja eigentlich nicht mehr nothwendig, und so frägt es sich nur, ob lieber Redakteur oder Schulmeister? d. h. für den Augenblick, und die Zukunft steht in Gottes Hand, wie der Christ sagt.

Ich mache jetzt eine Anzahl Novellchen[5]) fertig, die von Neujahr ab erscheinen sollen, nachdem mich der 4t. Band des Grünen Heinrich über Jahr und Tag geplagt und behindert hat.

Mit freundschaftl. Gruß Ihr ergeb. G. Keller.

P. S. Da ich an Rodenberg nächstens schreiben muß, so werde ich noch Einiges über Sie resp. zu Ihrer Empfehlung beifügen. K.

V.

Zürich 29 Juli 1881.[6])

Mein lieber Herr Doctor.

Es hat mich gefreut, durch Ihren geehrten Brief vom 13 vorigen Mts wieder einmal zu vernehmen, wie es Ihnen geht und welche Zukunftsgedanken Sie hegen. Letztere kreuzen sich, wie es im Leben geht, mit denjenigen, welche

[1]) Über mein Buch über Haller. [2]) Neue Zürcher Zeitung.
[3]) Professor Gustav Vogt. [4]) Als Redaktor an (Schorers) Deutschem Familienblatt. [5]) Das Sinngedicht. [6]) Dieser Brief ist, mit einigen Auslassungen, schon gedruckt bei Bächtold a. a. O. III[1], S. 483 ff.

ich Ihnen über die Redactionscarrière geäußert und die Sie nun zu acceptiren scheinen, während ich gegentheils der Meinung geworden war, es ginge besser, als ich gedacht.

Im Großen und Ganzen wird es wol beim Zweifelhaften sein Bewenden haben. Gelangt man als Redactionstalent zu Ansehen und macht die Verleger von sich abhängig, so bleibt man immer und ewig von den Mitarbeitern abhängig; das, was freiwillig zuströmt, kann man zum kleinen Theil brauchen, und so ist man genöthigt, sich unabläßig an alle wunderlichen Leute zu wenden und an allen Thüren anzuklopfen, um die Concurrenz auszuhalten. Und doch handelt es sich immer noch um eine fixe Stellung. Sich aber ohne eine solche als Schriftsteller aufzuthun, ehe etwas Durchschlagendes geschehen ist, das für 9 von 10 im Schoße der Zukunft verborgen bleibt, heißt auch dem Unglück und Elend die Thür aufthun. Vielleicht bleibt's draußen, vielleicht nicht.

Daß Sie nicht eine Lehrstelle daheim finden sollten, ist doch nicht wahrscheinlich, nur müßten Sie sich für mehr als ein Fach bereit halten. Hier in Zürich scheint die deutsche Professur an der Hochschule, soweit sie ihren Mann nähren soll, vernagelt zu sein. Bächtold hat sich habilitirt und liest schon im 2t. Semester; man hatte ihm in Aussicht gestellt, ihn zum Extra-Ord. zu ernennen mit einer Besoldung. Wie's nun darauf an kam, hieß es, so lange Honegger[1]) da sei, den man nicht übergehen könne, sei nicht daran zu denken, die Professur ernstlich zu besetzen, denn den wolle man auch nicht. Dann stehen noch andere Aspiranten herum, und wer weiß, ob nicht H. und X. von Bern aus auch herüberschielen. Sie werden sich wol gefaßt machen müssen, auch an andern Anstalten wie Gymnasien etc. für den Anfang unterzukommen. Privatdociren können Sie immer und durch Geist und Fleiß sich hervorthun. Unter Fleiß verstehe ich nicht dieß, sondern jenes, nämlich das, was den Menschen macht und nicht den Faiseur.

Doch verstehen Sie das alles besser als ich, der im Leben nie etwas gelehrt und nicht viel gelernt hat.

Was mich betrifft, so bin ich jetzt an der Redaktion meiner lyrischen Übelthaten, die ein ganz anderes Ansehen bekommen müssen, wenn ich es nicht besser unterlassen soll. Dann denke ich auf einen einbändigen Roman, an dem ich ruhig ein und das andere Capitel zu schreiben beginnen werde. Die Gedichtangelegenheit freilich ist ein Problem, das man nur in sich selbst verwinden kann.

Ihren wohlwollenden Artikel über den Grünen Heinrich „im Bund" habe ich gelesen und auch zugeschickt bekommen und danke Ihnen schönstens für das Annehmbare darin. Unannehmbar sind gewisse superlativische Wendungen des Lobes. Dergleichen ist nicht sagbar und ist auch niemals wahr, weder hier noch dort, und sieht aus, als ob sich Einer lustig mache über Einen[2]).

---

[1]) J. J. Honegger, Honorarprofessor.

[2]) Die Äußerung ist einer der (übrigens nicht seltenen) Beweise, wie schwer es Gottfried Keller mit dem Urteil zu treffen war. Schon damals, was er wohl wußte, ein bewundernder Verehrer seiner Schöpfungen, hatte ich den (in der zweiten Auflage erschienenen) „Grünen Heinrich" in der fraglichen Rezension so hoch gewertet, wie heutzutage viele das unsterbliche Werk werten. Freilich stach meine Schätzung von der Über-

Das Novellenbüchlein „Sinngedicht" wird im Herbste als Buch erscheinen, nachdem ich dem Schlußkapitel eine Erweiterung eingefügt, die in der Rundschau nicht mehr Platz hatte. Jeder gute Freund zerpflückt mir eine von den par Geschichten; zum Glück ist's immer eine andere, so daß sie schließlich mit den ausgerupften Federn doch sich zusammen forthelfen können, wie angeschossene Krähen.

Von den Druckrezensenten abgesehen ist es jetzt namentlich bei den Novellisten selbst Mode, einem im Vertrauen diejenigen Sünden feierlich vorzuwerfen, die sie selbst zu begehen pflegen u. s. w.

Also im Herbste werden wir Sie hier wieder sehen? Ich habe auf dem Bürgli schon zwei Mal die Wohnung gekündigt und wieder behalten; jetzt gilt's auf den 1. October, allein ich finde bis jetzt nichts, das mir gefällt und so bleiben wir vielleicht wieder, obschon es meiner Schwester zu weit entfernt ist.

Bestens grüßend Ihr Gottfr. Keller.

VI.

Zürich 30 V. 82.

Hochgeehrter Herr Professor

Ich muß Sie, in der Voraussetzung, daß es Ihnen nach allen Seiten hin wohl ergehe, in der Vertiefung und Arbeit der neuen Stellung einen Augenblick stören. Mit der Palingenesie meiner metrischen Unthaten beschäftigt, kann ich einige Varianten nicht mehr finden, die nur in den gedruckten Gedichten enthalten sind, die in dem in Ihren Händen befindlichen Rundschau-Hefte stehen. Dürfte ich, da Sie das Heft wol nicht mehr brauchen, bitten, ein Kreuzband um dasselbe zu schlagen und es auf die Post zu geben?

Mit freundschaftl. Gruß Ihr Gottfr. Keller.

VII.

Zürich 22 Nov 86.

Empfangen Sie, geehrtester Herr Professor, meinen herzlichen Dank für das schöne Geschenk[2]), mit dem Sie mich überrascht haben, da ich wohl davon wußte, aber glaubte, der „Häffel" wolle es noch nicht bringen.

Nachdem ich nun einen ersten Gang durch Ihre Gedichte gethan, wünsche ich Ihnen aufrichtig Glück zu der festlichen That, mit der Sie Ihre Laufbahn eröffnen, um zweifellos noch viel Schönes mit fliegenden Bannern folgen zu lassen.

Für jetzt aber will ich mich dankbar begnügen, das Buch zur Hand zu haben und mich darin in guter Stunde zu ergehen.

Unsereins hat ja den doppelten Genuß, nicht nur das Dargebotene an sich aufzunehmen, sondern auch den Gang eines fremden Schaffens dabei zu verfolgen.

Ich bitte, mich auch Ihrer Frau Gemahlin bei diesem Anlaß empfehlen zu wollen.

Mit besten Grüßen Ihr G. Keller.

---

zahl der damals an die Öffentlichkeit gelangenden Urteile gar sehr ab. Ein angesehener Berliner Kritiker z. B. behandelte den „Grünen Heinrich" wie einen Durchschnitts-Unterhaltungsroman. [1]) Gedichte von Adolf Frey. Leipzig, H. Haessel. 1886.

Johann Benders Heiratsjahr.

Erzählung

Von

Alfred Huggenberger.

Jeder Mensch hat seine verwundbare Stelle. Den Johann Bender von Unterbuchen, um dessen seelisches Gleichgewicht es sonst leidlich gut bestellt war, konnte man mit der windigen Bemerkung in Harnisch bringen, er müsse ja, um ein Füderchen Heu in seiner Scheune zu versorgen, jeweilen erst den Küchenschrank beiseite schieben. Von der Haltlosigkeit dieser Behauptung durfte sich zwar auf Benders ausdrücklichen Wunsch jeder Nachbar mindestens einmal im Jahr durch Augenschein überzeugen. Doch da zufolge der eigentümlichen Bauart des zwischen zwei größeren Heimwesen eingeklemmten Häuschens „Zur Treu" die viel zu kurz geratene Scheuertenne und die Küche unmittelbar hintereinander lagen, war eine kleine Unzulänglichkeit wirklich nicht aus der Welt zu schaffen: wenn sich das Scheunentor hinterm Heufuder schloß, so ragte die Wagendeichsel mehr als zur Hälfte in die Küche hinein. Weil nun die Tenne überdies etwelches Gefälle aufwies, so konnte es sich ereignen, daß bei zu lockerem Anziehen der Hemmschraube die Deichselspitze am Küchenschrank aufstieß und darin, je nach der Stärke des Anpralls, eine kleinere oder größere Unordnung anrichtete. Einmal hätte dieser Übelstand beinahe zu einem Unglücksfall geführt. Johann Bender hatte sich, um die Teller und Schüsseln, die vollen grünen Milchnäpfe und vor allem die zwei alten Porzellantassen auf dem obersten Gestell vor einer Katastrophe zu bewahren, im kritischen Augenblick abwehrend zwischen Deichsel und Schrank aufgepflanzt. Obschon ihm diese rettende Tat drei Rippenbrüche sowie den Zunamen „Täffli-Bender" eintrug, hätte er sie nachher um keinen Preis zurückgenommen. „Die zwei Tassen sind wohl einen kleinen Stierz[1]) wert gewesen," stellte er etwa, wenn er bei guter Laune war, mit Genugtuung fest. „Meine Großmutter hat sie von einer Herrschaft in Basel verehrt bekommen als ein Zeichen der Anerkennung dafür, daß sie einen lahmen Millionär zwölf Jahre lang sozusagen Tag und Nacht gepflegt. Und die paar lumpigen Rippenbrüchlein hätt ich allweg mit Wallwurzpflaster aus der Welt gedoktert, ohne daß ein Mensch im Dorfe etwas zu wissen bekommen hätte, wenn der Geisler-Semi nebenan nicht just zur unrechten Minute am Küchenfenster vorbeigestrichen wäre. Den

[1]) Scharfer Stoß.

Übernamen hat er aber keinem Toten angehängt: ich hab ihm dann acht Jahre später für Holzäpfel faule Rosinen zurückgeben können. Welcher Preisrichter hätte es herausgefunden damals an der Herbstviehschau, daß der Semi seinem braunen Zuchtstier die Stichelhaare auf dem Rücken mit Rußwasser bestrichen, um auf ungeradem Weg zu einer Prämie und in die Zeitung zu kommen? Eine Hand wäscht die andere. Ich hätt ihn nicht verschwatzt, von mir aus hätt er den Muni vergolden oder versilbern können. Aber wenn ich seinetwegen der Täßli-Bender sein muß, so stehen dem Semi die Übernamen ‚Muni-Maler' und ‚Prämien-Geisler' ebensogut an."

Zu der Zeit, da ich in Unterbuchen in Arbeit stand, mochte Bender fünfzig Jahre zählen. Er bebaute sein winziges Gütchen, allen Neuerungen abhold, nach alter Väterssitte, führte seinen Haushalt selbst und schaffte daneben bei größeren Bauern im Tagelohn. An seinem Besitzstand hielt er mit Eifersucht fest; niemand hätte ihn dazu gebracht, ein Äckerlein oder ein Stück Wiesland gegen ein anderes zu vertauschen, auch wenn der Handel offensichtlich einen Vorteil für ihn bedeutet hätte. Er sei jetzt an sein Land gewöhnt, meinte er, und es sei dem Menschen nicht bekömmlich, alle Regentage gleichsam in eine andere Haut zu kriechen.

Der Täßli-Bender spielte unter seinen Dorfgenossen keine hervorragende Rolle; immerhin zeichnete er sich durch eine besondere Eigenschaft einigermaßen vor ihnen aus: er besaß nämlich eine Weltanschauung. „Eine Weltanschauung ist etwas, das man nicht aus der Schule mit heimbringt," pflegte er zu sagen. „Man kann sie auch nicht unter einem Birnbaum auflesen. Die meisten Menschen kommen zwar ohne sie aus. Zum Beispiel: es ißt einer zeitlebens Sauerkohl und hat keine Ahnung davon, daß sein Magen auf Süßerbsen eingerichtet ist; oder ein anderer hat dreimal auf dem Eise ein Bein gebrochen, aber es fällt ihm nicht ein, das vierte Mal um den Weiher herum zu gehen." Von seiner Weltanschauung vermochte ihn, wie er oft und nachdrücklich betonte, niemand auch nur um einen Millimeter abzubringen, welcher Redensart er seinen zweiten Zunamen Millimeter zu verdanken hatte.

Johann Benders Weltanschauung gipfelte in dem Satze, daß es jedem schon in der Wiege vorausbestimmt sei, ob er beim Weibervolk, „bei der anderen Sorte", wie er sich gewöhnlich ausdrückte, ein Glückssaff oder ein Pechvogel sei. „Dem einen laufen nur die Lieben und Gutdenkenden in den Weg," behauptete er, „dem anderen ausgerechnet der Unsamen." Und da er sich nun seinerseits eben nicht zu den vom Glück Auserkorenen zählte, war er wohlweislich Junggeselle geblieben. Er war mit sich selber ganz darüber im klaren, daß er sein innerliches und äußeres Behagen ausschließlich seiner Weltanschauung zu verdanken habe.

Im Frühsommer pflegte Bender meinem Meister oft beim Torfstechen behilflich zu sein. Die meiste Zeit schafften wir allein nebeneinander und fochten dabei zur Kurzweil allerlei Händel aus. Am hitzigsten wurde das Gefecht jeweilen dann, wenn ich mich unterstand, die Richtigkeit seiner Weltanschauung in Frage zu stellen. Ich machte mir ein besonderes Vergnügen daraus, ihn hin und wieder wegen meiner Meisterstochter Babette zu necken,

von der er eine sehr gute Meinung besaß, und die einmal im Scherz geäußert hatte, wenn der Bender-Johann dreißig Jahre jünger wäre, würde sie ihn kurzerhand ums Heiraten fragen. Mit diesem Ausspruch glaubte ich seine verschrobenen Ansichten leichtlich widerlegen zu können; doch er brachte dagegen vor, so etwas beweise ihm nun eben, daß er dreißig Jahre zu früh auf die Welt gekommen sei. Als letzten Trumpf spielte er gewöhnlich die Behauptung aus, es wäre ihm ein leichtes, mich von heute auf morgen zu seiner Weltanschauung zu bekehren, er brauchte mir einfach die Geschichte von seinem Heiratsjahr zu erzählen. Aber wenn ich mich dann herbeiließ, ihn ernsthaft um diese Geschichte zu bitten, war er jedesmal genau mit derselben Ausrede bei der Hand: „Ich glaube halt, es wäre nachher langweilig beim Schaffen, wenn wir über alles, auch über die andere Sorte, nur noch eine Meinung hätten."

Während wir eines Sonntagabends in seinem blankgescheuerten Stübchen saßen und mit Hingebung schlechten Tabak rauchten, rückte er unverhofft mit der trockenen Mitteilung heraus, daß es ihm jetzt daran gelegen wäre. „Eigentlich, wenn ich's tu, tu ich's mehr dem Datum zulieb als dir," lenkte er wie zur Entschuldigung ein. „Es sind nämlich heute genau achtundzwanzig Jahre her, seit ich gewissermaßen auf die andere Sorte gehetzt worden bin. Hier am Tisch haben wir gesessen: dort, an deinem Platze, ich, neben mir mein Bruder Kaspar, und hier, wo ich sitze, mein Vater. Der hatte an dem Tage das neunundfünfzigste zurückgelegt und machte nun mir und meinem Bruder die merkwürdige Eröffnung, daß er willens sei, nach Jahresfrist abzudanken und das Heimwesen einem von uns beiden zu übergeben. Ausgerechnet an dem Tag, an dem er ins einundsechzigste trete, werde unsere Schwester Luise Hochzeit machen und er werde mit ihr auf den Kehlhof ziehen, wo er ja, wörtlich genommen, noch ein Heimatrecht habe, weil seine Großmutter eine Kehlhoftochter gewesen sei.

Item, nachdem wir eine Weile steif wie Ölgötzen am Tisch gesessen, der Kaspar und ich, bring ich's übers Herz und frag halt den Vater, welchen von uns beiden er eigentlich meine? Es sei uns nämlich recht, wenn er selber seinen Nachfolger auf dem Heimwesen bestimme, dann wisse jeder von uns, was er zu tun habe.

Der Vater sah auf die Seite und machte ein Gesicht, als hätte ich da etwas recht Dummes gesagt. Hä, da gibt es doch nichts zu studieren, meinte er dann; aber ich merkte schon, daß es ihm doch zu studieren gab. „Du, Johann, bist der ältere, und es ist bloß Anstand, daß, wer zuerst kommt, auch zuerst mahlt. Im weiteren kommt es dann natürlich auf die Abrede an. Das heißt, wenn ich es gerade heraus sagen will: ein Gütchen, wie das meinige eins ist, verdient, daß man ihm alle Ehre antue. Nämlich damit meine ich, es muß seine Ordnung in allem haben, ich will sagen: es müssen wieder zwei Augen da sein, wenn die Luise nicht mehr zum Rechten sieht. Zwei Augen, wohlverstanden. Und jetzt fragt es sich also, streng genommen, bloß, welcher von euch beiden zuerst Lust und Liebe zeige, aus dem ledigen Stand auszutreten."

Beim Reden sah der Vater fast immer den Kaspar an, als ob der eigentlich allein in Betracht käme. Es fehlte wenig, so hätte ich laut über den Tisch hin festgestellt, so mir nichts dir nichts lasse ich mich dann allenfalls nicht beiseite schieben; wenn es sich nur um das handle — so viel guten Willen wie der Kaspar werde ich beim Weibervolk wohl auch finden. Zum Glück besann ich mich aber rechtzeitig darauf, daß Kaspar von meinen Gedanken nichts zu wissen brauche.

Saßen wir also nebeneinander, mein Bruder und ich, ganz gelassen, als ginge uns alles gar nichts an, oder als hätten wir den Vater nur zur Hälfte verstanden. Der machte uns nun des weiteren noch mit ziemlich vielen Worten darauf aufmerksam, wie er es mit dem Heiraten gehalten zu haben wünsche, wobei er wie vorhin fast immer den Kaspar im Auge hatte. Eine schaffige, aufrichtige Person, der man nichts nachreden könne, das sei sozusagen das A und das O bei diesem Geschäft. Und nicht zu weit her dürfe sie sein, denn das Sprichwort habe noch immer Recht behalten:

„Hürot über de Mist,
So weiß me, wer d' bist."

„Daß mir halt nur keiner auf Geld sieht!" warnte er dann mit erhobenem Zeigefinger. „Das heißt, ich will damit sagen, das Geld ist an und für sich ja schon recht und gehört gewissermaßen dazu. Aber wo Geld ist, da ist immer ein Haken; oder aber, wenn kein Haken dabei ist, sind schon sieben Flinkere vorher auf dem Platz. Mit anderen Worten: da, wo etwas zu holen ist, heißt's früh aufgestanden! Erheiratet Geld ist nämlich mindestens ebenso rund, wie erborgtes und zusammengeschundenes; womit ich freilich nicht sagen will, daß ein krummgewerkter Buckel ein Schönheitsfehler sei. Aber ein armes Mädchen kann seine Mucken haben, wie ein reiches, ein schönes, wie ein weniger schönes. In Summa summarum, wenn's ums Heiraspeln herumgeht, muß einer den Hut schief aufsetzen. Ein Jungknab, der Guraschi im Leib hat, kann die Welt auf den Kopf stellen. Und vor einem, der's nicht wagt und probiert und den Bengel ein wenig hoch wirft, hab ich nur für drei Rappen Respekt."

Bei diesen Worten trafen wir uns zufällig mit den Augen, der Kaspar und ich. Keiner sagte ein Wort, aber jeder wußte genau, was der andere jetzt dachte: „So hoch wie du will ich den Bengel auch werfen!"

Zum Schluß und gleichsam anschließend an die vorigen Ratschläge machte uns der Vater die bedeutsame Eröffnung, daß es sich bei der Übernahme des Gütchens allenfalls um zwölfhundert Franken baren Geldes handele. Zwölfhundert Franken wolle er in der Kanzlei vor sich auf den Tisch hingezählt sehen; und wenn ein einziger Rappen daran fehle, gelte der Handel nichts.

Während ich und mein Bruder an jenem Abend droben in der schwülen Dachkammer nebeneinander im breiten Himmelbett lagen, schwiegen wir uns wieder beharrlich aus. Jeder spann an seinen Plänen herum und dachte dem anderen zuvorzukommen. Daß Kaspar scharf auf das Gütchen trachtete, war mir kein Geheimnis. Dazu wußten wir genau, der Vater hielt an seinen Anordnungen hartnäckig fest. Einem Ledigen übergab er sein Heimwesen

nicht; und auch das wegen der Anzahlung galt, als wäre es dreimal geschrieben und versiegelt gewesen.

Wir schliefen beide wenig in jener Nacht. Aber so oft ich auch in Gedanken unter den Mädchen meiner Bekanntschaft Umschau hielt, es wollte mir keine rechte Erleuchtung kommen. Kaspar meinte am Morgen beim Aufstehen in möglichst gleichgültigem Tone, ihm sei dann also sauber nichts daran gelegen, ich könne mir mit allem Zeit lassen. Man werde doch nicht glauben, daß er einem solchen Halbhöflein zu lieb voreilig heirate und sich um seine jungen Jahre bringen lasse. Ich meinerseits äußerte nun auch allerlei Bedenken; es fehlte wenig, so hätte einer dem anderen ernsthaft zugesprochen: „Sei doch so gut und tu dem Vater den Gefallen!"

In den nächsten Tagen und Wochen studierte ich während der Arbeit an nichts anderem herum, als wie ich es einfädeln und auf unauffällige Weise, womöglich hinter dem Rücken meines Bruders, zuweg bringen könnte, mit einem Mädchen ins reine zu kommen, um dann plötzlich und unversehens mit einer fertigen Tatsache aufrücken zu können. Um eine schöne Übersicht zu gewinnen, stellte ich die Namen sämtlicher Mädchen, die allenfalls in Betracht kommen konnten, sauber auf einem Papierstreifen zusammen. Am Ende der zweiten Woche hatte ich es bereits auf sechzehn gebracht; und wenn auch einige dabei waren, bei denen ich mit ziemlicher Bestimmtheit auf einen abschlägigen Bescheid rechnen mußte, so war ich doch von der Zweckmäßigkeit meiner ersten Vorbereitungen in hohem Grade überzeugt und meinte schon einen bedeutenden Schritt vorwärts gekommen zu sein. Fast wie jener Hansnarr, der eine Wette eingegangen hatte, hundert Schuhnägel zu fressen, und der dann, nachdem er fünfundzwanzig Stück in den Mund gesteckt und ebensoviele in jede Hand genommen, die Wette bereits für gewonnen hielt.

Da wußte mir des Eigenhöflers Knecht Anton eines Abends zu berichten, mein Bruder Kaspar habe sich am letzten Sonntag im Eigenhof einen Korb geholt. Er, Anton, habe selber unterm Kammerfenster gehört, wie die Meisterstochter, die Regine, vor der Haustüre zu Kaspar gesagt habe, er möge nach ungefähr zehn Jahren wiederkommen, vielleicht habe sie sich bis dahin anders besonnen.

Den Korb mochte ich dem Kaspar von Herzen gönnen. Aber es kam doch ein kleines Fieber über mich: wenn der Kaspar so draufging, durfte auch ich keine Zeit verlieren. Ich meinerseits hätte mich zwar, offen gestanden, nicht an eine der reichsten Bauerntöchter in der Gemeinde gewagt, weshalb ich die Eigenhof-Regine auch wohlweislich nicht auf meinen Zettel genommen. Aber wenn sie ihm nun doch das Jawort gegeben hätte? . . .

Am darauffolgenden Tag mußte ich beim Legler im Grund Reben hacken. Die Sonne brannte ordentlich auf den steilen Hang, und die Legler-Alwine, die am Nachmittag neben mir schaffte, sagte bei jeder zehnten Rebzeile, es mache ihr warm. Einmal, während sie die eben recht ausgeschlüpften Träubchen einer Weißrebe neben mir zählte, und sich dabei fast bis auf den Boden bücken mußte, kam mir plötzlich wie angeworfen der Gedanke: „Hä — — könnte es denn nicht just diese hier sein? — Und wenn ich sie gleich jetzt

fragen würde? Da, in den Reben, während sie an gar nichts denkt . . .“ Ich schielte von da an während des Hackens oft verstohlen zu ihr hinüber und kam nach und nach zu dem Schluß, daß ich mich eigentlich ganz leicht an ihre Art und an ihr Aussehen gewöhnen könnte. Der scharfe Zug um ihren auffallend kleinen Mund erinnerte zwar an den ihres Vaters, dem seine böse Zunge und sein ewig verdrießliches Wesen den Zunamen „Saueracher“ eingetragen hatte. Aber ich redete mir allen Ernstes ein, daß es sogenannte schöne Mädchen eigentlich nur in Büchern und auf Bildern gebe, nicht aber im täglichen Leben. Bereits hatte ich mir eine kleine passende Einleitung zurechtgelegt und spornte nun mich selber noch ein letztes Mal an, indem ich mir den verständigen Spruch ins Gedächtnis rief:

Schönheit schwind't wie Wiesenblüte,
Acht allein auf Herzensgüte.

In diesem Augenblick hüpfte ein dicker gelber Frosch vor uns auf und suchte in gemächlichen Sätzen ein ruhigeres Plätzchen zu gewinnen. Das harmlose Tier hatte aber seine Rechnung ohne die Legler-Alwine gemacht. Kaum des Frosches ansichtig geworden, stürzt sich diese mit erhobener Hacke auf ihn los und läßt nicht eher von ihm ab, als bis sie die elende Kreatur jämmerlich totgeschlagen. „Du nütz'sch jo nüt,“ sagt sie dazu mit einem merkwürdigen Lächeln. Ich bekenne ihr offen heraus, daß ich so etwas nicht um zehn Franken fertiggebracht hätte, abgesehen davon, daß ein Frosch gar nicht einmal schädlich sei. „Ach, das geht einem doch so während des Schaffens im gleichen hin,“ meint sie darauf, und ich denke im stillen: da warteſt du einstweilen mit dem Fragen noch zu. Sie hat an jenem Nachmittag noch drei weitere Frösche vom Leben zum Tode befördert und dabei nicht vergessen, sich jedesmal nach vollendeter Tat mit dem gelassenen Ausspruch gewissermaßen zu rechtfertigen: „Du nütz'sch jo nüt.“ Das vierte Mal hab ich ihr dann auf gut deutsch meine Meinung gesagt und bin richtig von dem Tage an vom „Saueracher“ nie mehr ums Taglöhnen gefragt worden.

Der Kaspar ging inzwischen fast jeden Sonntag auf Brautschau aus. Ich lachte heimlich ins Fäustchen darüber, daß er immer zu hoch hinaus wollte und dabei regelmäßig zwischen Stuhl und Bänke fiel. Daneben behauptete er steif und fest, er habe das Heiraten gänzlich abgeschworen. Man könnte ihm eine Millionärstochter gebunden und geknebelt in einem vierspännigen Landauer vors Haus führen, er stände nicht einmal vom Tische auf, um den Schlag zu öffnen. Aber wenn's wieder auf den Sonntagabend ging, hätte man ihn nicht mit Ketten daheim festhalten können.

Ich kam nun auch allgemach zur Einsicht, daß mein Verzeichnis mir herzlich wenig nützte, wenn ich nicht das Herz in beide Hände nahm und auf gut Glück irgendwo anklopfte. So machte ich mich denn am ersten besten Sonntagabend, es war zufällig just mein Namenstag, auf die Strümpfe und wanderte gemächlich über Buchauen und Dachbühl um den Buchberg herum nach Melchenbrunn hinüber, in der Absicht, mich beim Schuhmacher Wenk umzusehen, einem weitläufigen Verwandten von uns, dessen einzige Tochter Annette an zweiter oder dritter Stelle auf meinem Heiratszettel stand. Zu allem Glück kehrte ich noch für ein Viertelstündchen im „Schäfli“ ein und

erfuhr dort durch einen Bekannten, den Zimmerli von Holzachern, daß die Annette bereits versehen sei und sogar nicht einmal mehr gut zurücktun könnte. Der Zimmerli riet mir in bester Meinung, dem alten Wenk jetzt ja nicht in den Weg zu laufen, denn der sei gegenwärtig um zwei Bürgen für seinen zukünftigen Schwiegersohn in Nöten, der ohne einen Rappen Geld in Balzach eine große Sattlerei anfangen wolle. Item, ich dankte dem Zimmerli für seinen Bericht, zahlte ihm noch einen Dreier und machte mich beim Zunachten gegen die Buchenegg hinauf, um auf dem nächsten Wege über den Berg nach Hause zu kommen; denn es sah darnach aus, als ob auf die Nacht ein kleines Gewitter zu erwarten wäre.

Unterhalb des Bucheneggwaldes bemerkte ich, daß ein junges Weibsbild nicht weit vor mir auf dem Wege war, das im Halbdunkel alle Augenblicke den Kopf nach mir umdrehte, und endlich, weil sie sah, daß ich sie bald einholen würde, geradewegs zu laufen anfing. Ich rief ihr nach, sie habe allenfalls nicht nötig, sich meinethalben das Herz einzurennen, ich sei weder ein Räuberhauptmann noch sonst ein Bösewicht, ich sei bloß der Bender aus Unterbuchen. Darauf ist sie richtig langsamer gegangen; nach einigem Besinnen ist sie sogar stillgestanden und hat auf mich gewartet. Ich müsse es ihr nicht übelnehmen, sie habe immer so eine Angst, wenn im Dunkeln jemand hinter ihr her sei. Jetzt, da sie mich halb und halb kenne, sei sie sogar froh, nicht allein durch den Wald gehen zu müssen. Ich versicherte ihr noch einmal nachdrücklich, daß ich wirklich weder im Guten noch im Bösen zu fürchten sei, und daß ich mir eher den Daumenfinger abbeißen, als so einem grad gewachsenen jungen Ding etwas zu leid tun könnte. Denn trotz der Dunkelheit hätt ich darauf gewettet, meine Begleiterin könne kaum einen Tag über die tausend Wochen hinaus sein.

Im Weitergehen schwatzte sie fast in einem fort, wie wenn ihr das Stillschweigen unbequem wäre. Ohne zu fragen, erfuhr ich von ihr, daß sie droben auf der Buchenegg daheim sei, und daß sie sich bei ihren Verwandten in Melchenbrunn, bei Schuhmacher Wenks, verspätet habe. Natürlich ließ ich sie wissen, daß der Wenk auch noch ein wenig mein Vetter sei, zwar nur ganz weit hinaus, so aus der neunten Suppe einen Schnitz. Darüber lachten wir eins, und waren beide der Meinung, das sei nun wirklich ein sehr lustiger Zufall. Sie berichtete dann mit einiger Besorgnis von der Annette, deren Hochzeiter sich manchmal drei, vier Wochen lang nicht blicken lasse, während es doch jetzt notwendig vorwärts gehen sollte. Während wir aus dem Walde heraus und an dem kleinen Halden-Rebberg vorbeikamen, fing sie von der Rebarbeit an. Wie sie dieses Frühjahr hier beim Heften an die Finger gefroren und was sie für eine Herrgottsmühe habe, ihrer Schwägerin, die aus dem Oberland sei, das Rebwerk beizubringen. Vorgestern habe sie bereits schon mit dem ersten Laubwerk fertiggemacht, das Sprichwort sei nun doch wieder einmal wahr geworden:

„Z' Johanni us de Rebe goh
Und die Trübli blüje loh[1])."

[1]) Die Trauben blühen lassen.

Die Luft war wirklich ganz erfüllt von dem ſtarken und ſüßen Duft der Rebenblüte. Ich habe dieſen Duft nachher nie einatmen können, ohne an jenen Abend zu denken, und wie ich mit einem großen, heimlichen Vergnügen im Herzen neben meinem neu entdeckten Bäschen den Reben entlang gegen die Buchenegghöfe hinaufgeſtiegen bin.

Von ungefähr iſt es mir eingefallen, eine Zigarre anzuſtecken, denn es war eine große Neugier über mich gekommen, wie das muntere Ding wohl bei Licht ausſehen möchte. Aber, wie um mich zu necken, wandte ſie im kritiſchen Augenblick den Kopf nach der anderen Seite.

Anknüpfend an ihr Sprüchlein brachte ich hierauf vor, daß heute eben mein Namenstag ſei, worauf ſie mir anſtändig gratulierte. Der ihrige ſei vor acht Tagen geweſen. Er ſei zwar nicht in allen Kalendern zu finden, von rechtswegen ſollte er erſt im folgenden Monat ſein, denn ſie heiße Julia, oder Juli, wie man für gewöhnlich ſage.

Inzwiſchen hatte ſich das Gewitter, auf das ich gar nicht mehr acht gegeben, unverſehens näher gemacht. Während wir uns dem erſten der drei dunkel an der Halde liegenden Bauernhäuſer näherten und ich bereits mit heimlichem Bedauern ans Abſchiednehmen dachte, fing es plötzlich leiſe zu regnen an. „Gut, daß wir da ſind," ſagte ſie, „das hätte jetzt noch gefehlt, daß wir miteinander in ein Wetter gekommen wären." Nun, im Notfall habe ihr Haus allenfalls auch für mich ein Dach, fügte ſie dann noch bei. Und wenn der Regen anhalte, wolle ſie mir gern einen Schirm leihen.

Ich geſtand unumwunden, es ſei mir noch kaum je ein Gewitter zu ſo gelegener Zeit gekommen, abgeſehen davon, daß eine kleine Abkühlung dem Sommergewächs und beſonders auch dem Emdgras ſehr gut bekomme.

Als ob uns der Himmel ſelber ein Zeichen geben wollte, ſetzte jetzt der Regen ſtärker ein. Juli ging hinein, Licht zu machen, kam dann gleich wieder unter die Haustüre und ſagte lachend, es ſtünde mir nun frei, hier unterm Vordach auf gut Wetter zu warten, oder aber für ein halbes Stündchen in die Stube zu kommen. Natürlich hätte mir die Wahl auch dann nicht weh getan, wenn ich nur halb ſo neugierig auf mein munteres Bäschen geweſen wäre.

Ich glaube, ſie hat es drinnen auf den erſten Blick herausgehabt, daß ſie mir in die Augen paßte. Immer hat ſich ein kleines Lachen irgendwo auf ihrem Geſicht verſteckt gehalten, wie wenn es ſagen wollte: „Such mich! Du haſt ja jetzt ſchön Zeit."

Da frag ich ſie gleich rund heraus, warum ſie denn vorhin, da ich die Zigarre angezündet, den Kopf nach der anderen Seite gedreht hätte? Ich hätte zum mindeſten an ein ſchiefes Auge gedacht, oder an eine Warze mitten auf der Naſe. Und ich würde mich auf dem Weg ganz gewiß etwas näher gewagt haben, hätte ich gewußt, was für ein nettes Bäschen neben mir herginge.

Darauf bringt ſie ihre Augen doch für eine Sekunde zu mir her, ſieht aber gleich wieder nach dem grünen Kachelofen hinüber. Zum Näherkommen

sei es noch nicht zu spät, meint sie. Und davonrennen würde sie jetzt gewiß auch nicht mehr, wenn sie mich von weitem hinter sich herkommen sähe.

Ich hab mich immer wieder wundern müssen, wie sie es fertig gebracht hat, mit mir zu reden, mich anzulachen und doch dabei die Augen anderswohin spazieren zu führen. Diese Unart hab ich ihr indes gleich von Anfang an verziehen. Ich bin überhaupt gar nicht mehr damit fertig geworden, sie anzusehen und alles an ihr hübsch zu finden. Gar nichts hat es bei mir verschlagen, daß sie sich immer Mühe gegeben hat, beim Lachen die Lippen aufeinander zu pressen, um die Zahnlücke vorn im Mund zu verbergen.

Sie stieg nun die Ofentreppe hinauf und durch die Falladenluke nach der Stubenkammer, wahrscheinlich um der Mutter Bericht zu erstatten. Nachdem sie wieder herabgekommen, fragte sie, ob sie mir ein Glas Wein aufstellen dürfe. Er habe sich zwar der Traubenblüte wegen, oder weil er noch nicht abgezogen sei, ein klein wenig getrübt, aber krank würde drum niemand davon. Ich gab zu, daß ich schon dem Anstoßen zulieb gern dabei sei, aber sie hat sich dann nicht bewegen lassen, auch für sich ein Glas herzubringen.

Draußen regnete es derweilen herunter, was der Herrgott just entbehren konnte, und ich dachte bei mir: „Hau zu! Je länger je lieber, ich bin versorgt!" Dazu donnerte und krachte es jetzt einmal übers andere, daß die Wände und Dielen zitterten. Mir war dabei merkwürdig wohl zumut, besonders weil ich bemerkte, daß die Juli doch hin und wieder ihre Augen auf mir hatte, so im Verstohlenen.

Nun fiel ihr plötzlich ein, daß man bei einem Gewitter nicht am Fenster sitzen dürfe. Ich ließ mir das nicht zweimal sagen und setzte mich neben sie auf die Wandbank. Ob ich nun hier sicher sei? Sie kicherte nur und drückte dabei, wie immer beim Lachen, die Lippen aufeinander. Passieren werde mir da einmal ganz gewiß nichts.

Mit der Weile kamen wir wieder auf unsere Verwandtschaft zu sprechen, ohne aber deren Grad ausfindig machen zu können. Hierauf kam das Wetter an die Reihe. Wie sich nun der zweite Schnitt Gras aus dem Boden herausmachen werde und wie überhaupt dieser warme Regen gar nicht bezahlbar sei. „Besonders, wenn man so schön unter Dach und Rafen ist," sag ich und lege dabei, ohne daß ich mir's selber befohlen, und auch ohne daß ich's mir wehren kann, meinen Arm ganz lose um ihren Hals.

Eine Weile ist es mäuschenstill in der Stube. Selbst das Wetter draußen scheint sich zu besinnen und durch die Fenster herein auf uns acht zu geben. Dann meint die Juli in scherzendem Tone, indem sie wieder schräg nach dem Ofen hinübersieht, ob das so Mode sei bei uns in Unterbuchen, wenn zwei beieinander säßen? . . . Nur bei Verwandten, geb ich zurück, sie müsse nun nicht etwa glauben, daß ich ein Herumgefahrener sei.

„Das hab ich gleich von Anfang an gewußt," gibt sie mir treuherzig zu. Und nun bringen wir es wirklich einmal fertig, uns eine ganze liebe Weile in die Augen zu sehen, worauf das mir selber beinahe Unerklärliche geschieht, daß ich ihr einen Kuß gebe, halt weil ich einfach nicht anders kann. Sie

bleibt ihn nicht schuldig, und mir einfältigem Menschen ist dabei zumute, als ob ich erst eben jetzt auf die Welt gekommen wäre.

Die Juli steht nun unversehens auf, geht ans Fenster und öffnet ein Flügelchen. „Der Himmel hängt schon wieder voller Sterne," berichtet sie ein wenig enttäuscht.

„Meinetwegen hätt es noch drei Tage und drei Nächte regnen dürfen," sag ich, und sie lacht wieder und blickt dabei nebenaus.

„Warum siehst du mich beim Lachen nie an? Ich hab so gern, wenn du mich ansiehst."

Sie gibt mir keinen Bescheid und tut jetzt überhaupt wieder, wie wenn nichts gewesen wäre. Ob etwas daran sei, daß die Unterbuchener wahrsagen könnten? fragt sie halb scherzhaft, halb im Ernst und setzt sich zu meinem Bedauern nicht neben mich, sondern mir gegenüber auf einen Stuhl. Und ohne meine Antwort abzuwarten, hält sie mir die offene Hand über den Tisch hin.

Ich denke bei mir, es bleibt doch ewig wahr: ein Mädchen tut immer das Gegenteil von dem, was man von ihm erwartet. Daneben stelle ich mich nun doch so, als verstehe ich etwas von der anrüchigen Kunst; ich sehe mir ihre Linien an und spähe nach allfälligen Glücksrosen. „Zwei Stück," stelle ich fest, „das langt, wenn der Mensch sich nicht vergafft. Im übrigen kann ich gar nichts weiter herausfinden, als daß irgend jemand einen guten Willen zu Euch hat."

„Vorhin habt Ihr doch ‚Du' gesagt," neckt sie mich. Und nun hat sie durchaus wissen wollen, wer jener jemand sei. —

In diesem Augenblick rief eine Frauenstimme mit nicht mißzuverstehender Betonung aus der Kammer herab: „Es rägnet nüme!"

Die Juli war etwas ungehalten. Sie vergaß sogar, indem sie sich auf die Unterlippe biß, für eine Sekunde ihre Zahnlücke.

Ich stand auf, wenn auch nicht mit besonderer Eilfertigkeit. Man werde halt nicht mehr viel dagegen haben können. Und ich dürfe Gott danken, daß es wenigstens so lang geregnet habe.

Sie konnte das Lachen nicht verhalten, sah mich ganz merkwürdig an und war dann mit eins neben mir. Sie mußte sich ein wenig auf die Fußspitzen stellen, aber fertig brachte sie es doch, und ich hatte unverhofft wieder einen Kuß weg. „Einen andern Lohn kriegt Ihr ja doch nicht für das Heimbegleiten," meinte sie wie zur Entschuldigung. Ich hätte wahrhaftig von Eibenholz sein müssen, wenn ich jetzt auf der Stelle hätte gehen können. Aber lange hat halt die Herrlichkeit doch nicht mehr gedauert. Draußen im Hausgang — sie hat die Stubentür wohlweislich offen gelassen, damit es nicht ganz dunkel sei — gab es noch einmal eine kleine Verzögerung. Ich bekannte ihr dabei im Flüstertone, daß ich sie das nächste Mal, wenn sie mir erlaubte, wieder da heraufzukommen, gern etwas fragen möchte . . .

Sie lachte und sah nebenaus. Das sei dumm, ich solle lieber gleich jetzt fragen.

Sie wisse vielleicht schon, was ich meine, gab ich zurück. Ich sei zwar noch jung und habe noch nicht einmal etwas Eigenes . . . „Man würde ja von selber alt," meinte sie dazu, nur ganz nebenbei.

Auf die Frage, wann ich denn etwa wiederkommen dürfte, mußte sie sich ziemlich lang besinnen. „Vor dem dritten Sonntag halt nicht," stellte sie hierauf des bestimmtesten fest. Mehr war für einmal nicht aus ihr herauszubringen. „Vielleicht schreib ich dann einmal," rief sie mir noch leichthin nach, während ich schon über den gepflasterten Hofraum schritt.

Fast wie in einem kleinen Rausch bin ich an jenem Abend den regennassen Fußweg hinauf und dann auf dem schmalen Fahrsträßchen gegen Holzachern und Unterbuchen hinabgestiegen. Ich muß bekennen, daß ich dabei auch hin und wieder an den ansehnlichen Hof und an den Roßkummet neben dem Stalleingang dachte. Es konnten ja wohl Schulden da sein; aber wenn diese Sache den rechten Weg ging, dann brauchte ich mir der zwölfhundert Franken wegen doch keinen Augenblick Sorgen zu machen.

Als ich unterhalb des Reutihofes den Tobelbach neben der Straße rauschen hörte, stand ich still und besann ich mich auf etwas. Ich nahm meinen Heiratszettel aus dem Sackbüchlein, zerriß ihn sorgfältig in winzige Fetzchen und gab diese dem vergnüglichen Wasser mit.

Daheim ist mir nach diesem Abend alles verändert vorgekommen. Ich habe mich selber nicht mehr recht verstehen können, und es ist mir eigentlich bis heute ein Rätsel geblieben, wie ein Mensch sozusagen von einem Tag auf den andern den gesunden Verstand verlieren und sich schlankweg einbilden kann, der Herrgott sei extra seinetwegen einmal eine Stunde früher als sonst aufgestanden. Wie einem so zwei Augen nachlaufen können, überallhin, wo man geht und steht, wie man sie immer vor sich sieht, während der Arbeit, vor dem Einschlafen und sogar nachts im Traume. Wenn ich allein im Hause war, ging ich durch alle Räume, immer mit den wunderlichsten Gedanken im Kopf. Wie wird es ihr gefallen? Das wird merkwürdig sein, wenn sie einmal da daheim ist! Ich blickte abends in die dämmerige Küche hinein: da am Herd wird sie stehen! Und kein Mensch wird mir's verwehren, daß ich ihr im heimlichen einen Kuß gebe . . .

Den ersten Sonntag brachte ich's noch über mich, geruhig und geduldig daheim zu sitzen. Aber am zweiten schon zog es mich wie mit tausend unsichtbaren Fäden nach den Buchenegg-Höfen hinauf.

Während ich langsam und möglichst unauffällig an dem bekannten Haus vorbeischlenderte und doch dabei meine Augen verstohlen fleißig umgehen ließ, sah ich die Juli richtig unter einem offenen Kammerfenster stehen. Noch viel hübscher war sie, als ich sie mir innerlich vorgestellt; auch das Lachen und Nebenausssehen hatte sie noch. Aber ein rasches, beinahe verlegenes Abwinken sagte mir, daß heute nicht der Tag sei.

Einige Tage darauf übergab mir Kaspar in unserer gemeinschaftlichen Kammer abends vor dem Zubettgehen ein zerknülltes, aufgeschnittenes Briefchen mit der Aufschrift: ‚An Herrn Bänder Sohn in Unterbuchen.' Es sei jedenfalls an die unrechte Adresse gekommen, sagte er und grinste. Ich bekam

ein schmales Blättchen Papier zwischen die Finger, das die kurze Notiz enthielt:

„Bitte dringenst nicht mehr zu komen. J."

Der Kaspar hat sich jetzt nicht mehr halten können, er hat überlaut in die Kammer hinausgelacht. Ich hab ihn bloß angesehen und hab gesagt, einer, der mit Körben handeln könnte, brauchte wegen sowas seinen Futterschneidstuhl nicht aufzureißen.

Am Sonntag drauf brachte ich durch einen Knecht aus der Buchenegg in Erfahrung, daß sich die Juli vor acht Tagen mit dem Sohne seines Meisters verlobt habe, dem sie schon lange über den Weg gelaufen sei. —

Wenn der Kaspar damals beim Übergeben des Briefleins nicht gegrinst hätte, so würde ich ganz bestimmt an jenem Abend zu ihm gesagt haben: „So — von mir aus kannst du dir jetzt Zeit lassen. Höflein hin oder her, mit der Heiraterei ist's bei mir Schluß."

Jetzt aber ist die Sache anders gewesen. Es hat sich jetzt darum gehandelt, ihm das Grinsen und Auslachen auf die rechte Art zurückzugeben.

Nach manchem Hin- und Herstudieren wurde ich mit mir selber schlüssig, beim Nagler in Holzachern Rat zu holen, dem man ein besonderes Geschick im Einfädeln von Heiraten nachredete, und der sich um den Buchberg herum schon manchen Kuppelpelz verdient hatte.

Der Nagler tat im Anfang sehr zurückhaltend, als ich ihm von meinen Sachen erzählte und ihm darlegte, wie ich nun wirklich der Verhältnisse halber nahezu gezwungen sei, mich nach einer passenden Person umzutun. Es lägen ihm zwar Sachen sozusagen in der Hand, und er könnte mit Gelegenheiten hausieren gehen; aber so vielen er schon zum Glück verholfen, fast von allen habe er nachher des Teufels Dank bekommen, weshalb ihm sozusagen nichts mehr daran gelegen sei, für andere Leute umsonst den guten Ruedi zu machen. Ich nahm meinen Hut in die Hand und wollte kurzerhand gehen, worauf er mir ein Glas Most einschenkte und mir zu verstehen gab, so zu pressieren brauche ich nicht. Weil er meinen Vater wohl leiden möge und auch meine Großeltern schon gekannt habe, sei es gar nicht ausgeschlossen, daß er diesen Fall doch noch erledige. Nach einigem Nachdenken fuhr er sich langsam mit dem Zeigefinger nach der Nasenspitze und sah mich mit einem triumphierenden Blicke an. ‚Bereits erledigt! Wenigstens von mir aus!'

Er ging einige Mal in der Stube hin und her und blieb hierauf dicht vor mir stehen. „Wie alt darf sie sozusagen sein?"

Ich sagte ihm, daß ich seit bald drei Jahren die Stimmkarte hätte und daß ich den Jahrgang allerdings auch ein wenig in Betracht ziehen würde.

Er war bereits in einen löblichen Eifer gekommen. „Das Alter stimmt, sozusagen. Früh genug ist's ja freilich für euch zwei, mehr als früh genug. Aber die Sachen liegen jetzt halt so. Wenn die Sachen nicht so lägen, müßte ich sagen: es ist noch zu früh."

Nachdem er mir nun mit einigen großmütigen Bemerkungen drei Fünffränkler abgenommen, setzte er sich dicht neben mich hin und teilte mir in tiefstem Vertrauen mit, daß ich sogar von zweien die Wahl habe. Es handle

sich nämlich um zwei Schwestern, sozusagen zwei Basen von ihm; Frauenzimmer wie Bilder, die im Schmalengrüt, eine Viertelstunde ob Melchenbrunn, daheim wären. Zwei Seidenweberinnen, jedoch auch in der Landarbeit bewandert. Jede von ihnen bekäme elfhundert Franken bar, und dazu hätte die ältere, die Sabine, eben vor drei Wochen von ihrer Taufgotte ein Kassenheft mit vierhundert Franken testiert bekommen. Die Wahl müsse mir also sozusagen nicht weh tun. Auch wegen dem Wörtlein Ja müsse es keine Not haben, er werde mir gehörig vorarbeiten und den Boden legen. Nur dürfe ich sozusagen keine Minute verlieren, weil das Glück bekanntlich schnellbeinerig sei.

Um mir das ‚schnellbeinerige' Glück ja nicht entrinnen zu lassen, noch mehr aber aus Besorgnis, der Kaspar möchte es vor mir beim Zopf oder beim Rockärmel kriegen, machte ich mich gleich am folgenden Sonntag nach Melchenbrunn hinüber und nach Grüt hinauf. Auf dem Wege legte ich mir noch einmal alles zurecht: so wollte ich's halten und nicht anders! Auf die Augen durfte es diesmal schlechterdings nicht ankommen; das mußte für später ein großer Vorteil sein. Denn wenn man nicht seine fünf Sinne ganz für sich behielt, so mußte es mit dem Meistersein im Hause nachher bald seine Schwierigkeiten haben.

Und dann die vierhundert Franken. Mein Verstand konnte denn doch nicht in einer so schmalen Ecke daheim sein, daß ich nicht hätte ausrechnen können, um was es sich da handelte. Wenn ich das Geld an Zins legte, so hatte ich in zwanzig Jahren beinahe tausend Franken in Händen. Und dann noch einmal zwanzig Jahre! Mit zweitausend Franken ließ sich vielleicht unser Haus umbauen und anders einteilen, so, wie man es von Anfang an hätte machen sollen . . .

Aber das Sprichwort sagt nicht umsonst, der Markt lehre kramen. Die ältere der beiden Schwestern war so häßlich, daß ich mich jedesmal entschuldigen zu müssen glaubte, wenn ich sie eine Sekunde lang ansah. Sie hatte bewegliche Äffleinaugen und eine Schnabelnase; es ist mir wahrhaftig in meinem Leben, so gut und so schlecht ich auf die andere Sorte acht gab, kein Weibsbild vor Augen gekommen, das ich ihr hätte an die Seite stellen können. Gewiß, die Unterbuchener hätten ewig hinter mir her gesagt: „Wo hat denn der Bender-Johann in jenem Jahr die Augen gehabt?"

Die Wahl brauchte mir also richtig nicht weh zu tun, obschon auch die jüngere, die Lydia, mir anfänglich nicht recht einleuchten wollte. Nach meinem Dafürhalten hätte sie sich insbesondere um ihr kurzes Braunhaar etwas weniger Mühe geben dürfen mit Brennen und Aufstecken. Ich mußte mich immer fragen, ob wohl so ein Aufputz in unser Haus, in den Rebberg, oder auf einen Runkelacker passen würde?

Daneben hatte sie aber, wenn auch ihr Gesicht fast etwas zu breit war, einige ganz besondere Gaben. Zum Beispiel konnte sie beim Reden die Augen oft unversehens aufschlagen und einem einen Schelmenblick anwerfen, ganz so, als ob man mit ihr zusammen mindestens um siebzig Geheimnisse wüßte.

Im übrigen ließ es auch die Sabine keineswegs an Versuchen fehlen, meine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, was ihr auch hin und wieder gelang, freilich nie zu ihrem Vorteil. Überhaupt mußte mich der Nagler zum mindesten als halben Millionär angemeldet haben. Die Schwestern traktierten mich mit Wurst und Fleischkäse, und die Sabine sagte mehrmals, wenn sie halt ganz bestimmt auf mein Kommen hätte rechnen können, so hätte sie für mich etwas Besseres aus der Metzg geholt. Wenn ich eine etwas fragte, antworteten immer beide zugleich. Obschon ich die jüngere gleich von Anfang an offen bevorzugte, machte die andere doch immer erneute Versuche, mich mit sich ins Gespräch zu ziehen. Sie wiederholte fast jede dritte Minute, mein Besuch habe sie nun wirklich geehrt. Man könne zwar, wenn man in einem gewissen Alter sei, nicht genug auf Anstand und Sitte halten; aber sie merke schon, auf den Vetter Nagler könne man sich verlassen wie auf ein Haus.

Wenn ich mir das im Anfang auch kaum hätte träumen lassen: die Lydia wußte mich in kurzem so für sich einzunehmen, daß ich nicht einmal mehr an ihrem Haarputz etwas auszusetzen fand; zu Sabinens nicht geringem Ärger unterhielt ich mich ausschließlich nur mit ihr, und wir verstanden uns bald über Erwarten gut. Vielleicht hätte ich schon diesen ersten Besuch etwas länger ausgedehnt, wenn mir Sabinens Gegenwart nicht gar zu unbequem gewesen wäre. Dazu redete ich mir ein, es würde sich nicht wohl schicken, jetzt gleich offen mit meinem Anliegen auszurücken und so gleichsam mit der Türe ins Haus zu fallen. Die Hauptsache schien mir, daß mich die Lydia offensichtlich gut leiden mochte.

Beim Abschiednehmen ließen es sich beide Schwestern angelegen sein, mich zutunlich hinauszubegleiten. Auf meine Frage, ob ich über acht Tage wieder kommen dürfe, klang es doppelstimmig und sehr herzlich zurück: „Ja, es wird mich freuen!"

Als ich am folgenden Sonntag spät abends gegen das Schmalengrüt hinaufstieg und mich dem Häuschen meiner zwei Bräute näherte, war es mir, als hörte ich darin Geflenn und Gezänk. Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, stahl mich leise ins Vorgärtchen hinein, von wo aus ich, halb hinter der Hausrebe versteckt, bequem zwischen den Vorhängen hindurch ins Stübchen hineinsehen konnte.

Die Sabine saß auf einem Stuhl neben dem Tische. Sie hielt sich die rotgeblümte Schürze vors Gesicht und weinte und schluchzte überlaut. „Du hast mir ihn gestohlen, ja! So eine bist du! Der Nagler hat mich gemeint, nicht dich! Und wer hat ihm das schöne Geld gegeben, ich oder du?"

Die andere steht derweil am Ofen. Sie macht ein böses Gesicht, und wenn sie auch die Haare noch kunstvoller aufgestriegelt hat als das letzte Mal, so will sie mir auf den ersten Blick wieder gar nicht recht gefallen. „Geht mich nichts an," keift sie jetzt und tut harthölzern und verstockt. „Geht mich gar nichts an! Du weißt, was ich gesagt habe. Ich bleibe bei meiner Bedingung: gib mir dein Kassenbüchlein, und du kannst dich vom Bender küssen lassen bis auf tausend und wieder zurück. Im andern Fall sag ich heut ja zu ihm, und wir wechseln am nächsten Sonntag die Ringe."

Die Sabine pfnuselt nun neuerdings in die Schürze hinein. „Wenn ihm halt der Nagler nur nichts von dem Büchlein gesagt hätte . . ."

„Geht mich nichts an. Du kannst ihm ja angeben, es sei dir gestohlen worden."

Sabine läßt nun die Schürze von den Augen fallen und sieht eine Weile trübselig vor sich hin. „Könntest du dich denn wirklich nicht mit der Hälfte zufrieden geben?"

Die am Ofen verzieht keine Miene. „Alles oder nichts! Ich muß dir auch den ganzen Hochzeiter abtreten, nicht bloß den halben."

„Also — — ich will es dir versprechen," bringt Sabine endlich mühsam heraus, während sie sich mit den Fingern die Augen trocknet.

Aber damit ist die andere noch nicht zufrieden. „Ich will nichts Versprochenes, das Büchlein will ich! Da, in der Hand will ich's haben, vorher geh ich nicht aus der Stube."

Sabine steht nun auf und geht nach der Nebenkammer hinüber. „Schön ist's nicht von dir," sagt sie, noch immer weinerlich. „Aber wenn's halt jetzt nicht anders sein kann . . ."

Die Lydia zieht, wie sie allein ist, die Achseln hoch und kichert in sich hinein, verstellt sich aber gleich, wie Sabine zurückkommt. Diese hat ein dünnes, blaues Heftchen in der Hand und hält es der Schwester hin, das Gesicht ganz von Tränen überströmt. „Jetzt hältst du aber Wort, gelt?"

Die andere hat das Büchlein schon mit einem schnellen Ruck an sich gerissen. „Hab du nur keine Angst, ich mach es ihm schlecht genug!"

Und nun lacht sie laut heraus. „Du hast gewiß im Ernst geglaubt, so einer wär mir anständig gewesen? So ein Querholz! Einer, der in Halbleinkleidern aufs Weiben geht! Der kann mir gestohlen werden samt seiner Verwandtschaft! Hundertmal hätt ich ihn zum Narren gehalten — grad wie jetzt dich!"

Damit ist sie aus der Stube weg, und ich höre, wie sie draußen leichtfüßig die Kammerstiege hinaufsteigt.

Ich meinerseits hab nun gefunden, daß ich mit meinen Sachen da oben auch am rechten Ende angelangt sei, und hab mich heimzu gemacht. Ich habe extra den Weg über den Berg genommen, um dem Nagler in Holzachern im Vorübergehen ans Fenster klopfen zu können. Es sei jetzt alles in Ordnung, hab ich ihm gesagt. Und die fünfzehn Franken möge er behalten; das, was ich dafür gelernt hätte, sei mehr als so viel wert. — —"

Der Erzähler nahm die weggelegte Pfeife vom Tisch auf und stopfte sie gemächlich. „Die fünfzehn Franken haben mich bis auf den heutigen Tag noch nie gereut. Ich bin dann auch kein bißchen neidig gewesen, als der Kaspar statt meiner eines schönen Tages die Kaffenbüchlein-Jungfer, die Lydia, als Braut da in diese Stube gebracht hat. Der Nagler hat das nämlich nachher so zu drehen gewußt. Ich hab ihnen gratuliert, wie's der Brauch und recht ist, und hab dann in der gleichen Woche einen Dienst in Dachbühl angetreten, wo ich es so lang aushielt, bis es dem Kaspar mit seiner Bäuerin auf dem Heimeli hier verleidet ist, das heißt bis er vor Schulden

nicht mehr ein noch aus gewußt hat. Seine Frau ist nämlich von Anfang an ein faules Pfund gewesen. Sie hat ihr Haar in kurzem nicht einmal mehr ordentlich gestrählt, geschweige denn gebrannt und zweistöckig aufgemacht. Ein anderer wäre mit ihr auch in die armen Tage gekommen.

„Mit meinem zusammengesparten Geldlein hab ich's dann fertig gebracht, daß dieses Häuschen nicht in fremde Hände gekommen ist. Ganz umsonst hat es denn doch nicht ‚Zur Treu' heißen dürfen. Zum Heiraten hätt es mir später auch noch gelangt, sogar ohne dem Nagler seine Hilfe. Junge und Alte haben mir oft und öfters zugeredet und mir den Verstand aus dem Kopf schwatzen wollen, aber der läßt sich bei mir nicht von jedem Windlein aus seiner Ecke blasen. Kann mir einer lang vormalen, erst im Ehestand bekomme man so recht innig zu schmecken, was im guten und im unguten mit der anderen Sorte sei: mit keinem von meinen vier Schätzen hätt ich die Probe im langen Jahr antreten mögen. Auch nicht mit des Hagbauern Witwe, die mich vor zwei Jahren extra für den Nachheuet gedungen und mir dabei allerhand zu merken gegeben hat. Man weiß schon, daß ihr Seliger von ihrem Vermögen nicht allzuviel Genuß gehabt, und daß der Grabstein das einzige gewesen, das sie ihm nie vorgerupft hat."

Der Täffli-Bender setzte den Rippentabak in Brand und blinzelte dabei mit dem Lächeln des Siegers zu mir herüber.

„Du wirst dir nun wohl auch nicht länger einbilden, du könnest an mir beim Torfstechen einen Gottslohn verdienen," meinte er. „Und für den Fall, daß du dir dennoch wieder die Mühe nehmen wolltest, mich zu bekehren, sag ich dir heut ein für allemal, ich sag dir's hier an diesem Tisch: Das Babettli seh ich gern, — aber von meiner Weltanschauung weich ich drum nach wie vor nicht einen Millimeter ab."

Literarische Rundschau.

Das Land der Griechen.

Wandertage in Hellas. Von Isolde Kurz. Mit 27 Abbildungen. München, Georg Müller. 1913.

Das neue Buch von Isolde Kurz, aus dem unseren Lesern einige Stücke durch den Abdruck in der „Deutschen Rundschau" bekannt geworden sind, vollbringt ein Wunder: es schlägt die Brücke vom alten zum neuen Griechenland, es stellt die Gestalten der Götter und Heroen in plastischer Fülle in das heutige Griechenland hin, läßt sie, die wir nur in Museen und Galerien anzustaunen gewöhnt sind, in lebendiger Schönheit aus Berg und Schlucht, Hain und Wiese herniedersteigen, und wer bisher noch nichts von den heiligen Zauberkräften des Hellenentums gewußt hat, wem die ungeheuren Namen des griechischen Mythos nur Namen geblieben sind, dem nimmt dieses Buch die Binde von den Augen, und eine schöne Botschaft von denen, die ewig leben, dringt durch den Lärm und Staub des Tages zu ihm. Sicher ist unter den lebenden Dichtern Deutschlands niemand, der so wie Isolde Kurz „das Land der Griechen mit der Seele sucht", und die aus persönlichstem Leben geflossene Widmung des Buches gibt Kunde von der tiefen Verwurzelung ihrer Seele im Griechentum. Nur die ersten Verse mögen hier Platz finden, um einen Begriff von der geistigen Hoheit des Ganzen zu geben:

Mit deiner Milch, versprengte Griechin, sog ich
Den Traum von Griechenland, als Wiegenlieder
Umrauschten mich Homerische Gesänge,
Und meine dämmernden Gedanken wandtest
Du Hellas zu.

Nicht Bänder und Juwelen
Und was sonst Mutterlust den Töchtern schenkt,
Gabst du der deinen, doch das lautre Gold
Der Dichtung häuftest du auf sie und ließest
Bei Göttern und Heroen sie erblühen,
Die Glückliche, gabst Iphigenien ihr
Zur Spielgefährtin und Antigone.

Des Lebens tiefre Schönheit lernt ich frühe
Von dir, die großen schmerzgenährten Freuden,
Und daß kein Glück der Brust genügen kann,
Wenn es den Dämon nicht in uns beglückt.

Diese lebendige Auffassung des Griechentums ist es, die den Wandertagen ihren unvergleichlichen Zauber gibt und sie hoch über die vielen griechischen Wanderungen emporhebt, die uns die neuere Literatur gebracht hat. Es sind im wesentlichen drei Gruppen, in die derartige Darstellungen zerfallen: die einen leiden unter einem erdrückenden Übermaße von archäologischer Gelehrsamkeit, die anderen stellen sich mehr oder minder als Ableger des berühmten Italien-Buches der Frau v. Staël dar und gipfeln meistens in einem sentimentalischen Ruinenkultus und reinen

Lyrismen, von welcher Gattung Hölderlins Hyperion ein freilich durch die tiefste menschliche Ergriffenheit und höchste Kunstvollendung geweihtes Beispiel bietet; und eine dritte Gruppe, als deren bezeichnendster Typus Gerhart Hauptmanns viel und teilweise sicher nicht mit Unrecht gerühmter „Griechischer Frühling" gelten mag, gibt unter fast geflissentlicher Ausscheidung der antiken Erinnerungen nichts als eine lebhafte und innige Einfühlung in die eigenartige, sowohl durch große und erhabene Linien wie durch idyllische Lieblichkeit ausgezeichnete griechische Landschaft. Die beiden ersten Gruppen sind zahlreicher als die letzte, aber keine der verschiedenen Arten der Darstellung führt uns wirklich in das Herz dieses wunderbaren Landes hinein, dessen Fluren und Städte Jahrhunderte der Fremdherrschaft verwüstet haben, über dessen Buchten und Wäldern aber heute noch die Sonne Homers scheint, während von den Berggipfeln olympische Götter niedergrüßen.

Isolde Kurz ist durch ihre seelische Verwandtschaft mit dem Hellenentum und durch eine an Goethe erinnernde Klarheit des Blickes gleichermaßen vor archivalisch-historischer Kleinigkeitskrämerei wie vor jenem leidenschaftlichen, schmerzvollen Subjektivismus Hölderlins oder Byrons geschützt, der diesen beiden großen Dichtern als eine unstillbare Sehnsucht nach einer unwiederbringlichen Vergangenheit das Herz verzehrte. So trüben weder innere Kämpfe und Leiden noch kulturelle Reflexionen das Bild des griechischen Landes, wie es wirklich ist, und die unvergleichliche Kunst der Dichterin zeigt sich eben darin, daß sie das alte und das neue Hellas zu einem Ganzen zu vereinigen und nicht nur „im Ruin gestürzter Tempelhallen", sondern im Dufte der hellenischen Erdscholle, im Glanze der hellenischen Morgensonne, im feinen geistigen Aroma der hellenischen Luft dieselben Kräfte wiederzufinden weiß, die einst in schöneren Tagen Griechenland zum Mittelpunkt einer Welt machten. Gewiß, von dieser wunderbaren Feinfühligkeit lebt auch in Hauptmanns „Griechischem Frühling" einiges, aber man merkt doch überall, daß ihm die Gestalten des griechischen Mythos nicht in dem Maße wie Isolde Kurz zu vertrauten und heiligen Genossen seiner Tage geworden sind, und keine dichterische Inspiration vermag diesen seelischen Reichtum zu ersetzen, der eigentlich die unerläßliche Vorbedingung jeder wahrhaft künstlerischen Darstellung Griechenlands bildet. Daher ist Hauptmanns Werk vielfach matt, ja langweilig, während Isolde Kurz aus dem Schatze antiker Erinnerungen immer neue Bilder und Anregungen schöpft. Griechenland kann, wie die Dichterin einmal selbst hervorhebt, nicht mit den Augen genossen werden, denn es gibt so viele Dinge auf griechischer Erde, die noch gegenwärtig, aber nicht sichtbar sind, und nur dem nach innen gekehrten Sinne tut sich das göttliche Rätsel dieses Bodens auf.

Sie steigen alle vor unseren Blicken empor, die Orte, die jedem, der dem Hellenentum die stärksten und tiefsten Eindrücke verdankt, teuer sind: Athen, der Piräus, Aegina und Salamis mit der kleinen Insel Psyttaleia, an der sich die ungeheure Macht des Perserkönigs brach, Kap Sunion wie der Hain von Kolonos — beide für alle Zeiten geweiht durch ihren unsterblichen Sänger — Korinth, Delphi und Olympia, diese Stätten, an denen der griechische Geist seine höchsten Formen fand und seine reinsten Triumphe feierte; das siebentorige Theben, die Kadmosburg, und fast mit Erstaunen hören wir, daß diese Orte nicht wie die Städte der Sage im Meere oder unter lastendem Sande verschwunden sind, sondern daß sie noch in Wirklichkeit dastehen, und daß sie sogar im Gegensatz zu früheren Zeiten, da man in Griechenland nahezu ausschließlich türkische Bezeichnungen verwandte, ihren alten herrlichen Namen wieder gewonnen haben. Das ist ein überaus erfreuliches Zeichen für den erwachenden nationalen Geist des hellenischen Volkes, das gewiß tausendfache Wandlungen im Laufe einer jahrhundertelangen Knechtung und Unterdrückung durchgemacht hat, dessen edler und trefflicher Kern aber niemals ganz vernichtet werden zu können scheint. Isolde Kurz weiß von dem natürlichen Anstande, dem Takt und Feingefühl, der Zuverlässigkeit der heutigen Griechen viel Rühmliches zu berichten, und sie zieht eine sehr bezeichnende Parallele

zwischen der Zeit vor etwa hundert Jahren, als Byron über das von ihm so geliebte Volk das vernichtende Urteil fällte:

Without even savage virtue blest,
Without one free or valiant breast.

„Wer im ‚Giaur‘," so schließt sie, „die schrecklichen Worte nachlesen will, der freue sich mit mir, was die wenigen Jahrzehnte Freiheit aus dem griechischen Volke gemacht haben. Der Hauch der Freiheit hat auch die Landschaft wieder erweckt und vergeistigt, in der Byron nur noch einen schönen, ausdruckslosen Leichnam gesehen hatte; denn zwischen dem Menschen und dem Boden, der ihn trägt, geht ein verborgenes Weben hin und her, das beide einander angliedert."

Beides, Landschaft und Volk, wird uns lebendig: da steht der junge Fischer vor mir, der soeben seinen im Euripos ertrunkenen Vater bestattet hat und in edler Würde durch kein Wort seinen Schmerz verrät, eine Gestalt, in der etwas von der herben Anmut des platonischen Charmides lebt; da glänzen vor uns auf die Küsten des hellenischen Landes in ihrer ernsten, stolzen Schönheit, mit ihren dunstumwölkten Berghäuptern, die dem gläubigen Auge auch heute noch den Sitz Kronions oder der Musen bedeuten, und wundervoll anschaulich ist es, wenn die Dichterin den Unterschied zwischen der griechischen und der italienischen Landschaft mit dem zwischen himmlischer und irdischer Liebe vergleicht. Ja, das ist es: in Italien schwelgerische Üppigkeit, in Hellas ein nicht selten beinahe spröde wirkender Adel der landschaftlichen Form. Wir rühren hier an die tiefsten Zusammenhänge und Wesenseigentümlichkeiten des Griechentums. Der Grieche vergöttlichte alles, jede Freude der Sinne ward ihm zu einer Freude des Geistes, und die hohen Himmlischen sind allein in Hellas daheim, während die niederen auch auf italischem Boden ihre Stätte gefunden haben mögen. Darin aber liegt das Auszeichnende der Hellenen, daß sie allein von allen uns bekannten Völkern es vermocht haben, das Göttliche hier auf Erden festzuhalten, statt es, wie etwa die Inder oder die Juden, in eine transzendente Ferne entschwinden zu lassen, daß sie die Wirklichkeit geheiligt und dadurch einen religiösen Kultus geschaffen haben, der organisch aus der menschlichen Natur hervorgegangen war und deshalb eines künftigen Priestertums entbehren konnte. Diese Tendenz geht von den ältesten bildlichen und dichterischen Erzeugnissen des Griechentums bis auf Plato, dessen Ideenlehre eigentlich nichts als ein genialer Versuch ist, diese Art des mystischen Sehens, dieses lebhaft-intuitive Gefühl von der Allgegenwart des Göttlichen mit den Forderungen eines hochentwickelten Rationalismus zu vereinigen. Vielleicht ist hier das Höchste erreicht, dessen der Mensch überhaupt fähig ist, und wenn wir die Griechen heutzutage mit einem meist gründlich mißverstandenen Ausdrucke als klassisch bezeichnen und uns mit ihren Werken als kalten Paradestücken einer abstrakten Vollkommenheit umgeben, so bedeutet das letzten Endes nur die unklare Erkenntnis der eben formulierten Tatsache.

Das Buch wird dazu beitragen, die Hellenen aus dem Museums- und Bibliotheksschlummer wieder zu wirklichem Leben zu erwecken, und vielleicht wird es mehr wirken als dicke Bände über die Weltanschauung und das gesellschaftliche Leben der Griechen. Denn hier sind wir auf realem Boden, und die Wunder des Griechentums steigen uns aus der gleichen Erde empor, auf der wir selber leben und wandeln. Mögen gleich die Tempel gesunken und die Statuen verschüttet sein: der Geist, der diese wunderbare Welt schuf, kann nicht untergehen, und sein Atem haucht uns mit lebendiger Kraft an, während wir an der Hand der Dichterin das griechische Land durchziehen.

H. S.

nβ. **Der Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland 1859—1866.** Von Heinrich Friedjung. Neunte Auflage. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. Erster Band mit 3 Karten. 1912. Zweiter Band mit 6 Karten. 1913.

Vor sechzehn Jahren zuerst erschienen, liegt H. Friedjungs „Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland" jetzt bereits in neunter Auflage vor. Indem wir diesen ebenso seltenen wie wohlverdienten Erfolg eines vortrefflichen Geschichtswerkes konstatieren, können wir uns im übrigen mit der Bemerkung begnügen, daß diese Auflage die neuesten historischen Veröffentlichungen sorgfältig verwertet und den gegenwärtigen Stand der Forschung über den Krieg von 1866 und dessen Vorgeschichte treu wiedergibt. Nur in einem Punkte hat sich Friedjung gegen eine neuere Veröffentlichung völlig ablehnend verhalten — und gerade dieser Fall dürfte die Leser der „Deutschen Rundschau" am meisten interessieren. Wir sprechen von Wilhelm Alter und seinen Enthüllungen über den Krieg von 1866, denen Friedjung im Anhang zum zweiten Bande eine besondere Abhandlung von nicht weniger als 40 Seiten gewidmet hat. Man erinnert sich noch des ungemeinen Aufsehens, das Alters Schlag auf Schlag sich folgende Veröffentlichungen in dieser Zeitschrift erregten. Zuerst (1910) die Mitteilungen über geheimste Korrespondenzen des Grafen Beust mit Metternich, Apponyi und Vitzthum; dann der Aufsatz über Benedek, dem bald ein ganzer Band über den Krieg von 1866 folgte, worin aus den Angaben eines geheimen Tagebuches eine vollkommene Rechtfertigung des unglücklichen Feldherrn versucht und die Durchkreuzung seiner besten Pläne und Absichten nachgewiesen werden sollte; endlich eine Darstellung der auswärtigen Politik der ungarischen Revolution mit wichtigen Schriftstücken, namentlich aus dem englischen Staatsarchiv. In scharfsinniger Untersuchung, die sich fast wie ein Kriminalroman liest, zeigt nun Friedjung, wie jene Enthüllungen zum bei weitem größten Teile auf Fälschungen beruhen, wie W. Alter weder geheime Tagebücher noch Akten des Londoner Public Record Office je benutzt hat. Die Leser kennen wohl das Ende Verstrickt in ein selbstgewebtes Netz von Widersprüchen und Unwahrheiten, aus dem er keinen Ausweg mehr sah, hat der Unglückliche, der ohne Zweifel an geistiger Krankheit litt, in der Nacht vom 16. zum 17. Januar d. J. in Salzburg seinem Leben ein Ende gemacht. Wie er selbst dahingegangen ist, so scheiden auch seine Veröffentlichungen aus den Quellen zur neueren Geschichte aus.

nβ. **Mirabeau.** Par Louis Barthou. Paris, Hachette. 1913.

Während in der Beurteilung anderer Größen der ersten französischen Revolution, wie namentlich Dantons und Robespierres, die Meinungsgegensätze in Frankreich immer noch hitzig einander bekämpfen, hat sich über Mirabeau eine gewisse communis opinio gebildet, die Gambetta in die Worte faßte: „Der ruhmvollste politische Genius unseres Landes seit dem unvergeßlichen Kardinal Richelieu." In diesem Sinne ist auch die vorliegende Biographie gehalten, die L. Barthou für Hachettes Sammlung „Figures du Passé" geschrieben hat — eine Sammlung, der der Präsident Frankreichs, R. Poincaré, einen „Thiers" versprochen hat. Unter fleißiger, wenn auch nicht erschöpfender Benutzung der vorhandenen Literatur, der er aus eigener Autographensammlung manch unbekanntes Schriftstück hinzufügen konnte, schildert der Verfasser in prachtvoll klarer und schöner Sprache, die jeden rhetorischen Aufputz vornehm verschmäht, das vielbewegte Leben und das weit und tief greifende Wirken seines Helden. Er feiert in ihm den Staatsmann, der nationale Freiheit und königliche Autorität, Revolution und Monarchie zu versöhnen strebte, besonders aber den Redner, der durch den hinreißenden Zauber seiner südländischen Persönlichkeit noch mehr als durch seine Beredsamkeit die Gattinnen seiner Gefangenenwärter ebenso leicht besiegte wie widerspenstige Deputierte. So hoch aber auch der Parlamentarier Barthou den größten Parlamentstribunen seines Landes einschätzen mag, so streng verurteilt er doch dessen persönliche Schwächen und Verfehlungen — strenger zuweilen als der deutsche Biograph Erdmannsdörffer — und so wenig verkennt er, daß Mirabeau für seinen Ruhm rechtzeitig starb, nachdem einmal der verhängnisvolle Beschluß der Konstituante ihm den Eintritt ins Ministerium verboten hatte. In diesem Beschluß sieht Barthou den Wendepunkt im Leben Mirabeaus, dem damit die Möglichkeit zur Durchführung seiner staatsmännischen Gedanken versperrt wurde. Vielleicht hätte noch die Stellung Mirabeaus zur auswärtigen Politik Frankreichs etwas eingehender erörtert werden können. Charakteristisch ist es dabei, daß der Verfasser Mirabeaus Neigung für eine Allianz mit England stark unterstreicht, und daß er einmal schreibt: „Mirabeau wäre kein vollkommener Staatsmann gewesen, wenn er sich nicht um die äußere Lage Frankreichs gesorgt hätte, um seine Größe und seinen Einfluß im Auslande. Il pensait aux bords du Rhin" S. 107). Es ist der gegenwärtige oder sollen wir sagen augenblickliche? Ministerpräsident Frankreichs, der das sagt.

γ. **1809. Napoléon en Allemagne.** Par Édouard Gachot. Paris, Plon. 1913.

Eduard Gachot ist ein anerkannter französischer Militärschriftsteller, der bereits acht Werke über die Kriege von 1795—1800 veröffentlicht hat. Auch dieses Werk zeugt von eindringenden Studien, großer Darstellungskraft und klarer Auffassung. Mit den Er-

gebnissen können wir uns aber nicht einverstanden erklären. S. 187 zieht er das Fazit der Schlacht bei Aspern mit den Worten: „Puisque, le soir, les Autrichiens avaient reculé de quatre kilomètres, la sanglante tragédie doit être classée: bataille indécise.“ Damit vergleiche man das Urteil Buats, der in seinem vortrefflichen Werk „De Ratisbonne à Znaim“ (Paris 1909) über Aspern sagt: „ce ne fut qu'un échec, mais un échec caracterisé: il aurait pu devenir un désastre.“ Wagram ist für Gachot auch ein, wenngleich teuer bezahlter Sieg; für Buat „ein militärisch wie moralisch geringer Erfolg“. Geradezu oberflächlich ist Gachots Ansicht, daß Napoleon den Waffenstillstand von Znaim annahm, weil er edler war als seine Marschälle und wahrhaft niedergeschlagen über die tagtägliche Erneuerung der Schlächterei: „traitons! il y a en assez de sang répandu!“ So sentimental war der Korse nicht; die Wahrheit hat wieder Buat — das französische Heer war nicht imstande, die Österreicher völlig niederzuzwingen, und der Waffenstillstand war der Ausdruck dieser Sachlage.

ρω. **Journal d'une femme de cinquante ans** (1778—1815). Marquise de la Tour du Pin. Paris, Librairie Chapelot. 1913.

Eine „grande dame“ vom Hofe Ludwigs XVI., die Marquise de la Tour du Pin, schreibt die Memoiren ihres bewegten Lebens für ihren Sohn nieder. Sie tut es nicht nur zu dem Zweck, ihm ein Dokument ihrer eigenen, allerdings denkwürdigen Schicksale zu hinterlassen, sondern in der offenbaren Absicht, als Augenzeugin die Sitten einer untergegangenen Epoche ihrer Nachkommenschaft zu überliefern. Das Bewußtsein, als eine Hochgeborene die Ereignisse einer großen Zeit an ihrem Mittelpunkt mitzuerleben, in dem Kampf der Verantwortlichen seine Persönlichkeit einzusetzen, und die Gewohnheit, sich selbst zu achten als Bewahrer ehrwürdiger Werte, gibt der Schreiberin die große Allure, die dem Stoff entspricht. Eine Individualität, welche in sich die Blüte einer hohen Kultur darstellt, schildert den letzten Glanz und den Untergang dieser Kultur mit den sie kennzeichnenden geistigen Mitteln, und so bilden diese Memoiren ein Dokument in doppeltem Sinn nach Stoff und Form. Daß das Beste der entschwundenen Epoche in der Persönlichkeit der Darstellerin weiterlebt, gibt dem Leser eine seelische Befriedigung. Überdies besitzt die Marquise de la Tour du Pin die Eigenschaften des großen Schriftstellers: den Blick für das Wesentliche in den Geschehnissen, für seine tiefere Bedeutung und Tragweite, und den Sinn für die historischen Werte im Gegenwärtigen, das Stilgefühl, aus dem sie den Inhalt mit jenem Akzent wiedergibt, der noch von der Nachwelt als wohlbemessen empfunden wird, und die selbstverständliche Beherrschung edler Sprachmittel. — Mit solchen Vorzügen sind die größten historischen Vorgänge der Neuzeit, so weit sie sich im engeren Gesichtsfeld der Verfasserin abgespielt haben, und die Sitten des seit der Renaissance ausgebildetsten Gesellschaftskörpers dargestellt. In den zwei vierhundertseitigen Bänden ist so viel Musterhaftes, so wenig Unbedeutendes — denn auch die familiären Ereignisse gewinnen allgemeines Interesse durch den historischen Hintergrund und durch die prächtige Persönlichkeit der Verfasserin — daß die Wahl des Zitierens schwer wird. Da sind die Schilderungen aus dem Jugendleben der Marquise, die fürstlich pomphaften und primitiv beschwerlichen Reisen eines französischen Erzbischofs nach seiner Diözese zur Zeit Ludwigs XVI., die Hochzeit der Marquise mit ihrem strengen Zeremoniell, die Vorstellung bei Hofe und die vorbereitenden Übungen, wobei der Tanzmeister Marie Antoinette vorstellt, dann die Revolutionsbilder, der Überfall in Versailles am 5. Oktober 1789, den die Marquise im Schlosse selbst miterlebt, während ihr Gatte die Wache hält, die schreckensvoll geahnte Hinrichtung des Königs im stillen Paris bei verschlossenen Toren, später Verfolgung und Flucht mit ihren Entbehrungen und Gefahren — Entbehrungen, die so hart waren, daß nach zwei Monaten bittersten Hungers die hochadlige Palastdame der Königin beim Anblick einer wohlbesetzten Wirtstafel schreibt: „Ich empfand ein Vergnügen, wie ich mich nicht erinnere, es so lebhaft bei irgendeiner anderen Gelegenheit gefühlt zu haben.“ Nach zwei Jahren Blockhausleben in Amerika kehren die Flüchtigen in die Heimat zurück, und nun tritt die Gestalt Napoleons in den Vordergrund. Der Mann, der Größe aus sich selbst hatte, zeigte sich empfänglich für die Stammesgröße der Besten unter den französischen Aristokraten; verschiedene persönliche Begegnungen mit der Marquise zeigen Napoleon sowohl als die Schreiberin in der liebenswürdigen Überlegenheit der wahrhaft Großen. Neben der Gestalt Napoleons treten im „Journal d'une femme de cinquante ans“ besonders charakteristisch Marie Antoinette, Talleyrand und Josephine hervor — Persönlichkeiten, die die Verfasserin mit klugem Blick erfaßt und mit der erschöpfenden, knappen Darstellungskunst eines großen Schriftstellers dem Leser lebendig zu machen weiß. — Die Memoiren dieser Frau, die nicht nur Gefahr und Not mit ihrem tapfern Gatten teilte, sondern überdies in den Zeiten des Schreckens und der Prüfung sechs Kindern das Leben gab, sind nicht zum wenigsten reizvoll durch die große Persönlichkeit der Schreiberin, die an Charakter- und Geistesstärke mit Recht eine Heldin genannt werden darf. Ihr „Journal“ gehört nicht nur zum Besten der Memoirenliteratur, sondern der neueren Literatur überhaupt.

q5. **Die Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm in ihrer Urgestalt.** Herausgegeben von Friedrich Panzer. Zwei Teile. München, C. H. Beck. 1913.

Erich Schmidt hat in dem letzten größeren Aufsatz, den er zu Beginn des Jahres in der „Deutschen Rundschau" veröffentlichte, noch auf das bevorstehende Erscheinen dieser Ausgabe hingewiesen; nun liegt sie vor uns in dem schönen, schlichten Gewande, das Verleger und Herausgeber ihr in treuem Anschluß an die erste Ausgabe der Brüder Grimm gegeben haben. Der Unterschied zwischen dem ersten und zweiten Bande tritt stärker hervor als nach der späteren, ausgleichenden Überarbeitung. Unmittelbar empfinden wir Jakobs wissenschaftliche Ziele, der von den Märchen tiefer einzudringen strebte in die Geheimnisse der Heldensage und des germanischen Mythus. Noch stehen in dem ersten Bande die verschiedenen Fassungen desselben Märchens nebeneinander, während später das minder Brauchbare in den Anhang verwiesen wurde, der neben den Quellenangaben reiche gelehrte Anregungen bot. Während der Arbeit an dem zweiten Bande, die Wilhelm in der Hauptsache allein geleistet hat, gewann er aus dem tiefsten Einleben in die Sprache der Überlieferung jenen herzlichen, ruhigen Ton des Märchenerzählers, der uns seitdem so natürlich und mit dem Ideal des Märchens unlöslich verbunden erscheint. Zwar ist — wie Panzer an dem ersten Stück, dem „Froschkönig", nachweist — mancherlei ursprüngliches, wenn auch etwas rohes Gut verloren gegangen, manche unbeholfene, herbe Wendung durch eine weichere ersetzt worden. Aber unberührt ist unter seiner Hand der Kern geblieben, und erst durch die Einheit des Stils, den Wilhelm mit bewußter Kunst in den späteren Ausgaben durchführte, haben die Märchen die Form gewonnen, die uns vertraut und lieb im Ohre klingt. Panzers sachkundige, warm geschriebene Einleitung zeigt uns die Entstehung des Buches und führt uns in die Werkstatt dieser beiden treuesten und fleißigsten Sammler, aus der sie vor nunmehr hundert Jahren die Märchen zu ungeahntem Siegeszug in die Welt ausgehen ließen.

a7. **Alfred Freiherr v. Berger.** Autobiographische Schriften. Wien und Leipzig, Deutsch-Österreichischer Verlag. 1913.

Anton Bettelheim und Karl Glossy haben sich zusammengetan, um dem deutschen Publikum eine Auswahl der Schriften Alfred Bergers vorzulegen, und soeben erscheint der erste Band dieser auf drei Bände berechneten Ausgabe. Er enthält die Jugenderinnerungen „Im Vaterhaus 1853–1870", die bereits im Jahre 1901 in dem von Alfred und Wilhelm Freiherrn v. Berger gemeinsam herausgegebenen Bande „Im Vaterhaus" erschienen waren, sodann das bisher nicht veröffentlichte Tagebuch seiner Reise nach Indien (1886–1887); den Aufsatz „Wie ich zum Theater kam" und endlich die beiden im Frühling 1900 im Wiener Frauen-Erwerbverein vor Bergers Übersiedelung nach Hamburg gehaltenen und damals nur als Manuskript gedruckten Abschiedsvorträge „Einiges über mich selbst" samt einem aus dem Jahre 1910 stammenden Nachwort. Der nächste Band soll Bergers lyrische Gedichte, sein Jugenddrama „Oenone" und eine Auswahl seiner Aphorismen, ein dritter Reden und Aufsätze über Turgenjew, Tolstoi, Björnson, Wundt, Ibsen, H. v. Kleist, Platen, Wilbrandt, Lichtenberg usw. bringen. Der vorliegende Band ist, wie das bei so bewährten Herausgebern nicht anders zu erwarten war, mit Takt und Geschmack zusammengestellt und entrollt in anschaulichster Weise die Eigenart dieses außerordentlichen Mannes, der juristische und philosophische Studien, dichterische Neigungen und dramaturgische Praxis mit gleicher Kraft und Ausdauer pflegte. Die „Jugenderinnerungen" dürften menschlich wie künstlerisch von den einzelnen Aufsätzen des ersten Bandes am höchsten stehen, und sicher gehören sie zu den schönsten literarischen Denkmälern, die jemals ein Sohn seinem Vater gesetzt hat. Mit ebenso großer Wärme wie feiner Seelenkunde wird das Bild dieses merkwürdigen Menschen gezeichnet, dieses skeptischen, grüblerischen, problematischen, ja dämonischen Mannes, den das Geschick von der Advokatur aufwärts auf den Ministersessel führte, und der trotz aller äußeren Erfolge zeitlebens unglücklich, einsam und rastlos blieb. Die indische Reise liest sich erfreulich und interessant, obwohl sie schwerlich zu den hervorragendsten Stücken ihrer Art gehört. Am wenigsten sympathisch wirken jene beiden kleineren, den Schluß des Bandes bildenden Aufsätze, in denen Berger über sich selbst spricht, was ja stets eine mißliche Sache ist. Immerhin bleibt der Eindruck des ganzen Bandes, daß uns hier eine starke und ungewöhnlich vielseitige Persönlichkeit entgegentritt.

a8. **Die Bücher der Bibel.** Herausgegeben von F. Rahlwes. Zeichnungen von E. M. Lilien. Band VII: Die Lehrdichtung. Die Sprüche. Hiob. Der Prediger. Ruth. Jona. Esther. Daniel. Nach der Übersetzung von Reuß. Braunschweig, Westermann. 1913.

Auf die Bücher Mose und die poetischen Bücher lassen Herausgeber und Künstler jetzt die Lehrdichtung folgen. Wiederum hat — wie in den hier bereits angezeigten Bänden — Rahlwes zu jedem Buch eine knappe und durchaus allgemeinverständliche Einleitung geschrieben, die überall den Zusammenhang mit der wissenschaftlichen Forschung spüren läßt, ohne auf strittige Fragen und nähere Einzelheiten irgend einzugehen. Man darf sagen, daß dieser Teil der Ausgabe genau seinem Zweck entspricht. Die Übersetzung verzichtet in diesem Band

fast ganz auf Eigenes; sie bringt, was Reuß schuf. Unfraglich war Reuß' Übersetzung zu Hiob ein Meisterwerk; aber ob nicht doch, jahrzehntelanger mühsamer Arbeit am Texte folgend, zuweilen über ihn hätte hinausgegangen werden sollen? Vor allem wäre zu wünschen, daß — zum mindesten in der Einleitung — der Leser stärker auf die Unsicherheit der zugrunde liegenden Textgestalt hingewiesen worden wäre. Das scheint nötig und zugleich möglich, ohne ihm die Freude an der Dichtung zu verderben. Das Hauptinteresse gilt natürlich wieder den Zeichnungen. Mit steigender Anteilnahme beobachtet man die von Band zu Band deutlicher hervortretende Eigenart des schaffenden Künstlers. Gerade dieser Band gab ihr ein weites Feld zu höchst beachtenswerter Gestaltung. Spielten im Psalter die Randleisten die Hauptrolle, so treten diese hier ganz zurück; zwar auch Schlußleisten, Zierleisten, dekorative Leisten, dekorative Umrahmungen, und wie sie sonst genannt sind, finden sich; aber sie bleiben in dienender Stellung. Dagegen bot sich Platz für zahlreiche Schlußvignetten, die teilweise höchst originell ausgefallen sind; und vor allem gibt der Band Zeichnungen, Zeichnungen, Zeichnungen! Auch von den „Vignetten" haben sich einige zu größeren Zeichnungen ausgewachsen. Die zur Lehrdichtung zählenden Bücher boten dafür freilich wundervollen Stoff. Lilien hat ihn aber auch in einer Weise auszunutzen vermocht, die bisher noch nicht versucht war. Vielleicht schließen sich die Zeichnungen zum Buche Ruth am ersten an das Übliche an; hier ist „Boas vor dem Tore" vielleicht am feinsten durchgebildet. Ganz wunderbar wuchtig wirken die Illustrationen zu Hiob; einzig das Gewand des leidenden Hiob (S. 110) scheint minder geglückt, weil nicht zum Gegenstand passende Vorstellungen auslösend. Die „Leiste" S. 123 ist in Wirklichkeit eine eindrucksvolle Zeichnung: Das Todesschicksal des Bösen. Meisterhaft ist die Schlußzeichnung zu den Reden Hiobs; bei aller Schlichtheit wirkt sie ergreifend; dem Stoff ist sie wunderbar angepaßt. Von dem Reichtum, den die anderen Bücher bieten, kann nur weniges noch erwähnt werden: „Mardochai und Haman" pointiert sehr kräftig; „Esther" prägt Schönheit wie Energie prächtig aus; die Schlußzeichnung „Zelte" gibt ein wunderfeines Landschaftsbild. Beim Buch Daniel hat der Künstler seine Phantasie in überraschender Weise gezügelt; sein Daniel mit den Löwen (S. 264) darf als vorzügliche Vereinigung von Realismus und Symbolismus gelten. Beim Buch Jona mag man über die Stilisierung der Fischgestalt streiten; sehr gut ist Jonas Verzweiflung. Alles in allem: in diesem Bande hat Lilien erheblich Größeres geleistet als in den ersten Bänden. Ganz besonders ist zu rühmen, daß er sich stärker der Darstellung des wirklichen Lebens zugekehrt hat. Er sucht das Neue nicht mehr vorwiegend in einer neuen Manier der Zeichnung; er sucht es mehr und mehr in innerer, realistisch eingehender und gedanklich tiefer Erfassung des Inhalts. Wahrscheinlich wird dieser Band dem groß angelegten Unternehmen neue Freunde erwerben. Man muß jetzt wirklich sehr wünschen, daß es gelingen möge, es durchzuführen; dann würden wir — vorausgesetzt, daß Lilien auch dem Neuen Testament gerecht zu werden vermag — ein ein igartiges Werk erhalten. Zwar würden die bisherigen Bilderbibeln kaum überflüssig werden; aber sie würden eine für die Feingebildeten unseres Volkes ganz hervorragend geeignete Ergänzung erfahren.

gr. **Gitanjali** (Song offerings). By Rabindranath Tagore. With an introduction by W. B. Yeats. London, Macmillan & Co. 1913.

In diesem Bändchen bietet der berühmteste zeitgenössische Dichter Bengalens eine Auswahl seiner Lieder, 103 an der Zahl, von ihm selbst in englische Prosa aus den an verschiedenen Stellen veröffentlichten Bengāli-Originalen übersetzt. Es sind zarte, weiche, in traumhafter Stimmung entstandene Gesänge einer reinen, in sich gekehrten Seele, vorwiegend religiösen Charakters; doch enthält die Sammlung auch einige schwärmerische Liebeslieder, sanfte Naturschilderungen und am Ende Hymnen an den Tod, der für den Dichter keine Schrecken hat. — Die Töne dieser Gesänge wecken manchmal wohl die Erinnerung an die Träumereien und Visionen des altindischen Asketentums, dessen weltabgewandter Geist, wenn auch durch die Kultur der Neuzeit gemildert noch in der Familie des Dichters fortlebt. Wie Rabindranāth Tagore selbst täglich in der Morgenfrühe zwei Stunden unbeweglich dasitzt, in die Ergründung des Wesens Gottes versunken — das Titelblatt zeigt den Mann mit den feinen, vergeistigten Zügen in dieser Kontemplation — so spinnt sein Bruder Dvijendranāth philosophische Träume in körperlicher Erstarrung, so daß die Eichhörnchen von den nahen Bäumen auf seine Knie klettern und die Vögel sich auf seine Hände setzen. Sein Vater verharrte oft in solcher Versenkung den ganzen Tag, und einmal bei einer Bootfahrt fiel er, über die Schönheit der Landschaft entzückt, in eine so andauernde Geistesabwesenheit, daß die Ruderer acht Stunden lang die Fahrt unterbrechen mußten. Ist es ein Wunder, daß ein Volk, dessen Ideal solche Männer sind, fremden Eroberern eine leichte Beute geworden ist? — Nach dem Vorwort von W. B. Yeats scheint es merkwürdigerweise, daß die Lieder Rabindranāth Tagores in England, wo doch der Sinn für die Weltwirklichkeit überaus kräftig entwickelt ist, einen starken Erfolg zu erwarten haben. Auch bei uns in Deutschland werden manche Leser von sinniger Gemütsart Freude an diesen Gesängen empfinden.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. September zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Achleitner. — Jagdparadiese in Wort und Bild. Schilderungen von Arthur Achleitner. Mit 238 Abbildungen. Berlin, Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel). 1913.

Aphanassjew. — Russische Volksmärchen. Gesammelt von A. N. Aphanassjew. Ins Deutsche übertragen von Friedrich Hildebrand. Illustriert von Kurt Jäckel. Leipzig, Abel und Müller. O. J.

Barbey d'Aurevilly. — Goethe et Diderot. Par J. Barbey d'Aurevilly. Nouvelle édition. Paris, Alphonse Lemerre. 1913.

Benary. — Der Sport als Individual- und Sozialerscheinung. Von Wilhelm Benary. Berlin, Dr. Wedekind und Co. 1913.

Berger. — Wilhelm II. und das Reich. Festrede anläßlich der Feier des Regierungsjubiläums Seiner Majestät des Kaisers gehalten von Prof. Dr. Arnold E. Berger. Darmstadt, A. Bergsträßer. 1913.

Bernt. — Die Liebe suchen . . . Kleine Geschichten von Ferdinand Bernt. Leipzig, Abel und Müller. O. J.

Burgemeister. — Das Breslauer Rathaus. Geschichtliche und bauliche Beschreibung von Dr. Ludwig Burgemeister. Lichtbildaufnahmen von Heinrich Goetz. Breslau, W. G. Korn. 1913.

Cirilli. — Journal du siège d'Adrianople. Impressions d'un assiégé. Par Gustave Cirilli. Avec dix planches hors texte. Paris, Librairie Chapelot. 1913.

Ebbell. — Nordwärts. Abenteuer aus vier Jahrhunderten. Zur Geschichte der Nordpolerpeditionen. Von Bendix Ebbell. Leipzig, Georg Merseburger. 1913.

Fierz. — Konrad Ferdinand Meyer. Von Anna Fierz. Mit einem Bildnis des Dichters. Hesses Volksbücherei. Deutsche Lyriker X. Leipzig, Hesse und Becker. O. J.

Funk. — Ignatius von Loyola. Von Dr. phil. Philipp Funk. Sechster Band der „Klassiker der Religion". Berlin-Schöneberg, Protestantischer Schriftenvertrieb. 1913.

Gantzer. — Ferne Länder. Eine Länder- und Völkerkunde in Eigenberichten der Forscher. Von Otto Gantzer. Der Orient. Leipzig, Abel und Müller. O. J.

Gleichen-Rußwurm. — Saisonschluß. Roman. Von Alexander von Gleichen-Rußwurm. Hamburg, Gebrüder Enoch. 1913.

Glücksmann. — Fährten und Narben. Gesammelte Gedichte. (1879–1912.) Von Heinrich Glücksmann. München, Georg Müller. 1913.

Goebel. — Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter. Jahrbuch der deutsch-amerikanischen Gesellschaft von Illinois. Herausgegeben von Julius Goebel. Jahrgang 1912 (vol. XII). Chicago, Deutsch-amerikanische historische Gesellschaft von Illinois. 1913.

Goethe. — Goethes sämtliche Werke. Dreiundzwanzigster Band. München, Georg Müller. O. J.

Goetz. — Das apostolische Glaubensbekenntnis. Von Pfarrer Lic. theol. Goetz-Dortmund. 1.–10. Tausend. Religionsgeschichtliche Volksbücher IV, 17. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1913.

Grabbe. — Grabbes Werke in sechs Teilen. Herausgegeben, mit Einleitungen und Anmerkungen versehen von Spiridion Wukadinović. Mit Grabbes Bildnis in Gravüre und einer Faksimilebeilage. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong und Co. O. J.

Harris. — The significanse of existence. By J. Harris. London, Longmans, Green and Co. 1913.

Jacobsohn. — Der Fall Jacobsohn. Von S. J. Zweite Auflage. Charlottenburg, Verlag der Schaubühne. 1913.

Janet. — Histoire de la science politique dans les rapports avec la morale. Par Paul Janet. Ouvrage couronné par l'Académie des sciences, morales et politiques et par l'Académie française. Quatrième édition. Deux tomes. Paris, Félix Alcan. 1913.

Katona. — Die Volkswirtschaft Ungarns. 1912. Von Béla Katona. Budapest, Gebrüder Légrády. 1913.

Kremser. — Studien über Joseph Viktor von Scheffel. Aus dem bisher unerschlossenen Nachlaß des Dichters. Von Werner Kremser. Salzburg, R. Kiesel. 1913.

Kriecke. — Lessing und die Erziehung des Menschengeschlechts. Zugleich eine Auseinandersetzung mit der Thaerlegende. Von Ernst Krieck. Heidelberg, Carl Winter. 1913.

Krug von Nidda. — Eine Reichs-Vermögenssteuer in ihrer wirtschaftlichen und steuersystematischen Bedeutung. Von Krug von Nidda, Wirkl. Geh. Rat. Darmstadt, Arnold Bergsträßer. 1913.

Kuttenteuler. — Bogumil Goltz. Leben und Werke. Von Theodor Kuttenteuler. Herausgegeben vom Kopernicus-Verein für Wissenschaft und Kunst zu Thorn. Danzig, A. W. Kafemann. 1913.

Lair. — La reprise. Roman par Maurice Lair. Paris, Bernard Grasset. 1913.

Landmann. — Weltstaat und Weltfrieden. Eine Streitschrift gegen Staatenanarchie und Krieg. Von Dr. Max Landmann. Leipzig, Bruno Volger. 1913.

Lanzalone. — Il cùculo. Versi di Giovanni Lanzalone. Salerno, Fratelli Jovane. 1913.

Lewy. — Zur Sprache des alten Goethe. Ein Versuch über die Sprache des Einzelnen. Von Ernst Lewy. Berlin, Paul Cassirer. 1913.

Lindenberg. — Durchs Lippische Land. Bilder aus Vergangenheit und Gegenwart. Von Paul Lindenberg. Mit 136 Abbildungen. Detmold, Verlag der Meyerschen Hofbuchdruckerei. 1913.

List. — Guido Lists gesammelte Werke. Dritter und vierter Band: Pipara. Geschichtlicher Roman aus Österreichs Vorzeit im dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Wien, Österreichisches Verlags-Institut. 1913.

Lote. — Les origines mystiques de la science „allemande". Par René Lote. Paris, Félix Alcan. 1913.

Luca. — Gli Albanesi i Macedo-Romeni e gli interessi d'Italia nei Balcani. Di Benedetto de Luca. Roma, Tipografia dell' unione editrice. 1913.

Luca. — Il confine della Dobrogia e la vertenza Romeno-bulgara. Di Benedetto de Luca. Roma, Tipografia dell' unione editrice. 1913.

Madelin. — France et Rome. La pragmatique sanction, le concordat de François I, un Français à Rome, la politique religieuse de Louis XIV, la constitution civile du clergé, le concordat de 1801. Par Louis Madelin. Paris, Librairie Plon. 1913.

Mariani. — Alle Acque dell' Amerino. I romanzi dell' Umbria verde. Di Luigi Mariani. 1913.

Mariani. — Luigi Morandi e Vittorio Emmanuele III. Di Luigi Mariani. Figure. Firenze, R. Bemporad. 1913.

Matthey. — Die Stadt am See. Eine Erzählung von Maja Matthey. Zürich, Orell Füßli. O. J.

Meinach-Jwels. — Eine Bayreuthfahrt. Wilhelm an Maria. Von W. Meinach-Jwels. Leipzig, Xenien-Verlag. 1913.

Michel. — Hie Christentum! Hie Deutsche Religion! Von Oskar Michel. Berlin-Schöneberg, Leichtersche Verlagsbuchhandlung. 1913.

Mulert. — Paul de Lagarde. Von Privatdozent Lic. Hermann Mulert. Siebenter Band der „Klassiker der Religion". Berlin-Schöneberg, Protestantischer Schriftenvertrieb. 1913.

Nippold. — Der deutsche Chauvinismus. Von Prof. Dr. Otfried Nippold. Stuttgart, W. Kohlhammer. 1913.

Norddeutscher Lloyd Bremen. Jahrbuch 1912/1913. Herausgegeben im Auftrage des Vorstandes von der Literarischen Abteilung des Norddeutschen Lloyd Bremen. Berlin, Weltreise-Verlag. 1913.

Paulhan. — L'esthétique du paysage. Par Fr. Paulhan. Avec 14 planches hors texte. Bibliothèque de philosophie contemporaine. Paris, Félix Alcan. 1913.

Quaglino. — Le indiscrezioni di Trilby. Di Romolo Quaglino. Prima edizione. Milano, Remo Sandron. 1914.

Reitz. — Die Landschaft in Theodor Storms Novellen. Von Dr. Walter Reitz. Heft 12 von „Sprache und Dichtung", herausgegeben von Prof. Dr. H. Maync und Prof. Dr. S. Singer. Bern, A. Francke. 1913.

Renard. — Étude sur l'emploi tactique du fusil et de la mitrailleuse. Par Lieutenant-Colonel Renard. Paris, Librairie Chapelot. 1913.

Rehm. — Oberbefehl und Staatsrecht. Rede gehalten bei der akademischen Feier des Regierungsjubiläums Kaiser Wilhelms II. durch die Universität Straßburg am 12. Juni 1913. Von Prof. Dr. Hermann Rehm. Straßburg, J. H. Ed. Heitz. 1913.

Riezler. — Die Erforderlichkeit des Unmöglichen. Prolegomena zu einer Theorie der Politik und zu anderen Theorien. München, Georg Müller. 1913.

Rodes. — La Chine et le mouvement constitutionel (1910—1911). Par Jean Rodes. Paris, Félix Alcan. 1913.

Rojas. — Fernando de Rojas. La celestina. Edición y notas de Julio Cejador y Franca. Clasicos Castellanos. Madrid, Ediciones de „La Lectura". 1913.

Rondet-Saint. — Aux confins de l'Europe et de l'Asie. Par Maurice Rondet-Saint. Préface de M. André Lebon. Avec une carte. Deuxième édition. Paris, Librairie Plon. 1913.

Saint-Simon. — Die Memoiren des Herzogs von Saint-Simon. Übersetzt von Hanns Floerke. Mit einer Würdigung Saint-Simons von Sainte-Beuve und einem Nachwort des Herausgebers. Erster Band. Mit 32 Bildergaben. München, Georg Müller. 1913.

Schäfer. — Die unterbrochene Rheinfahrt. Von Wilhelm Schäfer. München, Georg Müller. 1913.

Scheibe. — Im Sonnenstrahl durchs Wesertal. Dichterblüten von der Weserflur, zu einem Strauß gebunden und herausgegeben von Karl Scheibe. Leipzig, Otto Hillmann. 1913.

Schelle. — Œuvres de Turgot et documents le concernant. Avec biographie et notes. Par Gustave Schelle. Tome premier. Paris, Félix Alcan. 1913.

Schemeil. — Les méfaits de la dominion turque et la responsabilité de l'Europe. Par Docteur S. Schemeil. Caire, société de publicité. 1913.

Schmeck. — Die Literatur des evangelischen und katholischen Kirchenliedes im Jahre 1912. Mit Nachträgen und Berichtigungen zu Bäumkers vier Bänden über „Das katholische deutsche Kirchenlied". Von Vikar Anton Schmeck. Düsseldorf, L. Schwann. 1913.

Schmoller. — Charakterbilder. Von Gustav Schmoller. München und Leipzig, Duncker und Humblot. 1913.

Schultze. — Kulturfragen der Gegenwart. Beiträge zur geistig-sittlichen Kenntnis unserer Zeit. Von Dr. Ernst Schultze. Stuttgart, W. Kohlhammer. 1913.

Schütte. — Pan-Germanism and Denmark. A danish reply to unjustifiable accusation. By Gudmund Schütte. Copenhagen, H. Hagerup. 1913.

Schwarz. — Die finanzielle Stellung der europäischen Großmächte, zugleich im Hinblick auf ihre finanzielle Kriegsbereitschaft. Von Wirkl. Geh. Oberfinanzrat Dr. Otto Schwarz. Stuttgart, Ferdinand Enke. 1913.

Schwarzwaldsche Schulanstalten. Wien (Stadt). Jahrbuch 1913. Wien V, Christoph Reißers Söhne. 1913.

Seidel. — Die Geige des Wegsuchers. Ein Versbuch von Hans Albrecht Seidel. Leipzig, Xenien-Verlag. 1913.

Seillière. — Barbey d'Aurevilly. Seine Lebensanschauungen und sein Lebenswerk. Von Ernest Seillière. Einzig berechtigte Übertragung aus dem Französischen. Von Marie Louise Müller. Halle, Otto Hendel. O. J.

Stjoldborg. — Gyldholm. Eine Bergarbeitergeschichte. Von Johan Stjoldborg. Leipzig, Georg Merseburger. 1913.

Soennecken. — Fraktur oder Antiqua im ersten Unterricht. Vortrag von Friedrich Soennecken, gehalten auf dem 9. Verbandstage der Hilfsschulen in Bonn am 26. März 1913. Mit 50 Abbildungen. 1.—10. Tausend. Bonn, F. Soennecken. 1913.

Spieß. — Menschenart und Heldentum in Homers Ilias. Von Dr. Heinrich Spieß. Paderborn, Ferdinand Schöningh. 1913.

Taube. — Der verborgene Herbst. Roman von Otto Freiherrn von Taube. Leipzig, Inselverlag. 1913.

The naval and military situation of the british isles. By an Islander. London, John Murray. 1913.

Thürheim. — Mein Leben 1788—1819. Erinnerungen aus Österreichs großer Welt. Von Gräfin Lulu Thürheim. Zwei Bände. Mit 73 Bildbeigaben. München, Georg Müller. 1913.

Ulbrich. — Untererthal. Kulturhistorische Studie über eine Siedlung des Saalgaues. Von Heinrich Ulbrich, Taubstummenlehrer. Würzburg, Franz Staudenraus. 1913.

Vauzanges. — L'écriture des musiciens célèbres. Essai de graphologie musicale. Par Louis M. Vauzanges. Avec quarante-huit reproductions d'autographes. Paris, Félix Alcan. 1913.

Vehse. — Hofgeschichten von Eduard Vehse. Erster Band: Preußische Hofgeschichten. Bd. I. München, Georg Müller. 1913.

Verhandlungen des zweiten deutschen Soziologentages vom 20. bis 22. Oktober 1912 in Berlin. Reden und Vorträge von Alfred Weber, Paul Barth, Ferdinand Schmid, Ludo Moritz Hartmann, Franz Oppenheimer, Robert Michels, und Debatten. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1913.

Vesper. — Die Liebesmesse und andere Gedichte. Von Will Vesper. München, C. H. Beck. 1913.

Volbach. — Die Instrumente des Orchesters. Ihr Wesen und ihre Entwicklung, dargestellt von Fritz Volbach. Mit 60 Abbildungen. Aus Natur und Geisteswelt, 384. Bändchen. Leipzig, B. G. Teubner. 1913.

Vulliod. — Peter Rosegger. Sein Leben und seine Werke. Von A. Vulliod. Deutsche Ausgabe von Dr. Moritz Necker. Mit einem Bildnis des Dichters. Leipzig, L. Staackmann. 1913.

Waldstetter. — Das Haus „Zum großen Kefig". Erzählung von Ruth Waldstetter. Berlin, Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel). 1913.

Waltershausen. — Begriff und Entwicklungsmöglichkeit der heutigen Weltwirtschaft. Rede gehalten am 2. Mai 1913. Von Prof. Dr. A. Sartorius Freiherrn von Waltershausen. Straßburg, J. H. Ed. Heitz. 1913.

Wartenheim. — Göttin Schönheit. Briefe und Tagebuchblätter von Friedrich Wartenheim. Wien, Carl Gerold und Sohn. O. J.

Weber. — Le rythme du progrès. Étude sociologique. Par Louis Weber. Bibliothèque de philosophie contemporaine. Paris, Félix Alcan. 1913.

Weichers Kunstbücher. — Die Meister des 19. Jahrhunderts. Nr. 1: Meisterbilder von Watts. — Nr. 2: Meisterbilder von Rossetti. — Nr. 3: Meisterbilder von Meissonier. Berlin, Bernhard Thalacker. O. J.

Weimar in den Befreiungskriegen. — Erster Band: Erinnerungen aus den Kriegszeiten von 1806—1813. Von Friedrich v. Müller. — Zweiter Band: Johannes Falks Kriegsbüchlein. Darstellung der Kriegsdrangsale Weimars in dem Zeitraum von 1806—1813 nach den Schlachten von Jena, Lützen und Leipzig. Aus Aktenstücken und Originalbriefen einiger deutschen Männer an ihre Freunde in England gesammelt Weimar 1815. — Dritter Band: Weimarische Berichte und Briefe aus den Freiheitskriegen 1806—1815. Herausgegeben von Friedrich Schulze. Leipzig, Insel-Verlag. 1911—1913.

Welter. — Hochofen. Ein Büchlein Psalmen. Von Nikolaus Welter. Dritte Auflage. Esch, Paul Schroell. O. J.

Wieland. — Wielands gesammelte Schriften. Herausgegeben von der Deutschen Kommission der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften. Zweite Abteilung: Übersetzungen. Vierter Band. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1913.

Wildenbruch. — Ernst von Wildenbruch. Gesammelte Werke. Herausgegeben von Berthold Litzmann. Erste Reihe: Romane und Novellen. Sechster Band. Berlin, G. Grotesche Buchhandlung. 1913.

Xenien-Almanach auf das Jahr 1914. Im Xenien-Verlag zu Leipzig.

Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. Druck: Pierersche Hofbuchdruckerei, Altenburg.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Rohr im Winde.

Roman

von

Grazia Deledda.

(Fortsetzung.)

Ein großer, hagerer, grüngekleideter Mann, der ein Arbeiter zu sein schien, mit gelblich bestaubten Schuhen und einem hellen Bärtchen in dem bleichen und schmalen Gesicht, stand vor der Tür, auf sein Fahrrad gestützt. Sobald er Noemi erblickte, nahm er die Mütze ab, die auf seinen dichten, rötlichen Haaren einen leichten Abdruck hinterließ, und lächelte ihr zu, offenbar ein wenig überrascht über ihre unverhohlene Verwirrung.

Seine Augen waren von mandelförmigem Schnitt und zeigten ein tiefes Blau: es waren ganz die Pintorschen Augen. Noemi erkannte ihn sofort daran. Aber als er einfach die Stufen emporsprang und sie heftig in seine harten Arme drückte, ward ihr wieder angst und bange ums Herz.

„Tante Esther! Ich bin es . . . Wo sind denn die Tanten?"

„Ich bin Noemi," erwiderte sie, ein wenig gekränkt, und allmählich gewann sie, wenigstens äußerlich, ihre Ruhe wieder. „Wir erwarteten dich heute nicht. Esther und Ruth sind auf dem Feste . . ."

„So, ist denn Fest?" fragte er und zog sein Rad herbei, an dem ein bestaubtes Felleisen befestigt war.

„Ja, das Fest der wundertätigen Jungfrau: es ist ein großes Fest," sagte Noemi, wie in Gedanken versunken, und schloß dabei den Torweg. Aber der junge Mensch schob sein Rad vor sich her, ohne weiter zu fragen.

Ihm genügte ein Blick, um den Ort, an dem er sich befand, wiederzuerkennen. Da war die Vorhalle, die ihm die Mutter so oft beschrieben hatte; er befestigte dort sein Rad und begann das Felleisen loszulösen, während er sich mit einem schmutzigen Tuche nach Möglichkeit abzustäuben suchte.

Noemi dachte: „Ich muß Tante Pottoi rufen, muß nach Efix senden . . . Was fange ich denn nun an, allein, wie ich bin? Natürlich, die haben es gewußt, daß er heute kommen würde, und deshalb haben sie mich allein gelassen . . ."

Die Umarmung dieses Fremden, der irgendwoher, mitten aus der fernen großen Welt gekommen war, hatte ihr eine geheime, unbestimmte Furcht eingeflößt.

Aber sie beherrschte sich, sie kannte ihre Pflichten als Hausfrau und war darauf bedacht, sie nicht einen Augenblick zu vernachlässigen.

„Tritt ein," sagte sie. „Willst du dich waschen? Wir wollen dein Gepäck nach oben bringen; ich werde die Frau rufen, die bei uns den Dienst versieht . . . Augenblicklich bin ich leider allein im Hause . . . Und ich erwartete dich nicht."

Sie suchte ihre Armut vor dem Ankömmling zu verbergen. Aber es schien, als wäre er schon von allem unterrichtet, denn ohne auf irgendeine hilfreiche Hand zu warten, trug er sein Felleisen nach oben — in die Kammer, die Esther schon für ihn hergerichtet hatte — das alte Gelaß für die Fremden, hinter dem Balkon — und dann stieg er mit der gleichen Selbstverständlichkeit wieder nach unten, um sich am Brunnen zu waschen, ganz wie ein Diener.

Noemi folgte ihm, ein Handtuch über dem Arm.

„Ja," so fing er an zu erzählen, „ich komme von Terranuova. Welch ein Weg! Man fliegt förmlich dahin. Da muß ich doch an der Kirche vorbeigekommen sein, aber vom Feste hab ich wirklich nichts bemerkt. Ja, die Gegend scheint wie ausgestorben; alles macht einen verwüsteten Eindruck, ja."

Er beantwortete alle Fragen, die Noemi an ihn richtete, mit ja; aber er schien sehr zerstreut zu sein.

„Warum ich nicht geschrieben habe? Nach dem Briefe Tante Esthers war ich mir nicht recht klar, was ich tun sollte. Dann war ich krank, und da wußte ich erst nicht . . . Um dir die Wahrheit zu sagen, ich hab mich überhaupt erst vorgestern entschlossen; da ging ein Freund von mir fort, und gestern, als ich sah, daß das Meer ruhig war, bin ich abgereist."

Er trocknete sich ab und ging dabei langsam auf die Küche zu. Noemi folgte ihm.

„Also Esther hat ihm geschrieben! Und er ist auf die Reise gegangen, so, wie zum Feste! Heilige Mutter Gottes! Welch ein Volk das ist! Was es für Einfälle hat!" So dachte Noemi.

Er setzte sich auf die altertümliche Bank, so daß er gerade auf den Berg sah, der seine dunklen Schatten in die Küche hineinwarf, schlug die Beine übereinander, kreuzte die starken Arme über der Brust und befühlte sie mit seinen derben, roten Händen. Noemi zündete das Feuer an und wiederholte bei sich: „Also hat Esther ihm heimlich geschrieben! So mag sie sich denn selbst aus der Sache herausziehen!"

Und sie empfand eine dumpfe Furcht davor, sich umzuwenden und dieser seltsamen Erscheinung mit dem grünen Anzug und dem gelblichen Barte ins Auge zu sehen, die fest auf der Bank saß, als dächte sie überhaupt nicht mehr daran, aufzustehen.

Aber Giacinto begann aufs neue von seiner Reise zu sprechen, von der Einsamkeit des Weges, und fragte, wie lange man denn brauche, um nach Nuoro zu kommen. Dorthin wollte er nämlich; ein Freund seines Vaters war Verwalter einer Dampfmühle in Nuoro und hatte ihm eine Stellung in Aussicht gestellt.

Noemi erhob sich; ein Lächeln ging über ihr Gesicht.

„Wie lange man dorthin braucht? Ich kann es dir nicht genau sagen, da du zu Rad fahren willst. Nur ein paar Stunden. Ich bin in Nuoro vor vielen Jahren gewesen, aber zu Pferd. Der Weg ist schön; die Luft ist gesund, die Leute sind brav und freundlich. Dort ist kein Fieber wie hier, und jedermann findet Arbeit und Verdienst in Hülle und Fülle. Alle Zugewanderten sind reich geworden, da unten, aber hier ist's ja wahrhaftig, als wäre man an einem Orte des Todes . . ."

„Ja, ja, so ist es," bekräftigte er.

Noemi machte sich daran, die Eier für einen Kuchen in der Pfanne zusammenzuschlagen.

„Sieh," so fuhr sie fort, „hier gibt es nicht einmal täglich Fleisch; auch an Wein herrscht Mangel . . . Und der Mühlenverwalter, wie heißt er? Kennst du ihn?"

Ja, freilich kannte er ihn. Er hieß Annibale Castagna, und gerade er, Annibale Castagna, war es gewesen, der ihn zuerst auf den Einfall gebracht hatte, nach Sardinien überzusiedeln, da er ja doch hier Verwandte habe.

Noemi lächelte bitter und spöttisch, während sie sich über die Pfanne beugte, um den Kuchen zu lockern. Dieser Herr Castagna! Wenn er sich doch lieber um seine eigenen Angelegenheiten hätte kümmern wollen!

„Nun, und du," fragte Noemi, aus ihrer Geschäftigkeit heraus, ohne die Augen zu erheben, „du hast wohl alles verkauft, was du hattest, um hierher zu kommen?"

Giacinto antwortete nicht sogleich; er schien an der Entwicklung des Eierkuchens, den Noemi sorgfältig umwendete, besonderen Anteil zu nehmen.

Einige Tropfen Öl fielen zischend in das Kohlenfeuer, und ein dichter Qualm verbreitete sich durch die Küche; dann begann die Pfanne wieder friedlich zu sieden, und der Gast antwortete:

„Ich hatte nur allerhand Forderungen — nein, die habe ich nicht verkauft."

„Und dein Amt?" forschte Noemi weiter.

„Ach, das war eine widerliche Sache! Und dabei noch nicht einmal etwas Sicheres . . ."

Er sagte nichts mehr, und Noemi hörte auf, in ihn zu dringen. Die Aussicht, daß er in einigen Tagen weiter nach Nuoro gehen würde, gab ihr die Ruhe des Herzens wieder. Sie deckte den Tisch in dem anstoßenden Eßzimmer, das verlassen und feucht wie eine alte Schänke war, rief den Neffen zum Essen und begann ihm die Speisen aufzutragen; dabei entschuldigte sie sich, daß sie ihm nichts anderes anzubieten hätte.

„Hierzulande darf man keine großen Ansprüche stellen . . ." Giacinto zerquetschte die Nüsse mit seinen starken Händen und horchte dabei aufmerksam auf das Geläute der Schafherden, die am Hause vorbeizogen. Es war fast Nacht; der Berg ragte groß und schwarz in die Höhe, und drinnen in diesem feuchten Raume mit den grüngetünchten Wänden war man wie in einer Grotte, weit von der Welt entfernt. Noemis Beschreibungen

vom Feste schienen den Gast in eine seltsame Träumerei einzuwiegen. Er betrachtete sie ein wenig müde und schläfrig, und ihre dunkle Gestalt, die sich von dem noch grauen Hintergrunde des Fensterchens abhob, ihre leuchtenden Haare und ihre kleinen Hände, die sie auf den armseligen Tisch stützte, mochten ihm wohl die von Heimweh erfüllten Erzählungen seiner Mutter zurückrufen; denn plötzlich begann er sich nach verschiedenen Persönlichkeiten aus der Gegend zu erkundigen, die bereits tot waren und für die Noemi keinerlei Interesse hatte.

„Onkel Pietro? Was macht dieser Onkel Pietro? Er soll sehr reich sein? Wie viel mag er wohl haben?"

„Reich ist er, das ist gewiß," meinte Noemi, „aber ein Kerl! Hartherzig wie ein Jude."

„Er leiht Geld auf Wucher aus?"

Noemi errötete: mochten auch die Beziehungen zu dem Vetter einigermaßen gespannt sein, so kam es ihr doch fast wie eine persönliche Beleidigung vor, daß ein Pintor ein Wucherer sein sollte.

„Wer hat dir denn das nur gesagt? Sieh dich vor, so etwas darf man nicht einmal im Scherze aussprechen . . ."

Er beachtete ihren Einwand nicht, sondern fragte weiter: „Der Pfarrer und seine Schwester, das sind ja richtige Wucherer. Die sind doch sicher auch reich? Wie viel mögen sie wohl haben?"

„Auch die sollen Wucherer sein?" — „Vielleicht, daß so etwas bei dem Mileser der Fall ist; aber das ist auch nicht so schlimm; man sagt, er leihe Geld zu ganz anständigen Zinsen: dreißig Prozent, sicher nicht mehr . . ."

„Und das nennst du anständig? Was nennst du denn eigentlich Wucher, wenn nicht einmal das?"

Noemi beugte sich ein wenig über den Tisch und murmelte: „Manche nehmen hundert Prozent . . . und unter Umständen noch mehr."

Aber Giacinto gab kein Zeichen der Verwunderung; er nahm ruhig einen Schluck aus seinem Glase und sagte wie in Gedanken vor sich hin: „So hat der Großvater, euer Vater, sich ins Verderben gestürzt . . ."

Nach der Abendmahlzeit wollte der Gast noch ausgehen. Er fragte, wo die Post wäre, und Noemi führte ihn bis zur Straße und zeigte ihm im Glanze des Mondes, der langsam zwischen den Bäumen um die Kirche emporstieg, den tiefgelegenen Platz, dem Hause des Milesers gegenüber.

Kaum hatte er sich entfernt, so blickte Noemi scheu nach allen Seiten um sich und stieg dann zu dem Häuschen der alten Pottoi hinunter. Die Haustür stand offen, aber drinnen lag alles schwarz und öde da, und erst auf die furchtsamen Rufe Noemis hin kam die Alte aus der tiefen Dunkelheit der Spelunke hervor. Sie trug eine lodernde Fackel in der Hand, und der rötliche Schein ließ ihr Geschmeide noch heller erglänzen.

„Tante Pottoi, ich bin es! Wir müssen gleich jemanden schicken und Efix holen lassen. Giacinto ist angekommen. Und dann müßt Ihr mit mir gehen, um bei mir zu schlafen. Ich habe solche Furcht, allein zu sein . . . mit einem wildfremden Menschen . . ."

„Ich will Juannantoni rufen. Aber mit Euer Gnaden gehe ich nicht, nein, sonst kommt mir am Ende noch der Kobold ins Haus."

Und sie pflanzte, bevor sie sich auf den Weg machte, sorglich die Fackel auf die Schwelle der Tür und ließ sie dort brennend zurück, damit der Kobold ihre kurze Abwesenheit nicht benutze, um in ihr verlassenes Heim einzudringen.

IV.

Ein großes Feuer von Mastixzweigen, wie Noemi es als Kind gesehen hatte, brannte in dem Hofe unserer wundertätigen Jungfrau und erhellte die schwärzlichen Mauern des Heiligtums und die darumliegenden Hütten.

Ein Bursche spielte die Harmonika; aber die Leute, die gerade die neuntägige Feier hinter sich hatten und die Abendmahlzeit bereiteten oder schon aßen, zeigten noch keine Lust zum Tanze.

Es war noch ziemlich früh; auf dem, vom milden Glanze des Abends überhauchten Himmel schimmerten die ersten Sterne, und hinter dem Türmchen des Pfarrhauses breitete sich allmählich der rötliche Schein des Sonnenunterganges aus.

Ein tiefer Friede lagerte über der kleinen Ansiedelung, die man zur Feier des Festes angelegt hatte; der klagende Ton der Harmonika, die Stimmen und das Gelächter im Umkreise der Hütten — alles atmete einen Hauch schwermütiger Lieblichkeit, und es war, als käme es irgendwoher aus einer weiten Ferne.

Hier und dort hob sich von den kleinen, an der Mauer entlang brennenden Feuern die Gestalt einer mit Kochen und Backen beschäftigten Frau in schwarzen Linien ab.

Die Männer, die das Hausgerät zur Nachtwache gebracht hatten, waren schon wieder fort mit ihren Karren und Pferden, und alles, was zurückgeblieben war, Kinder und junge Leute, suchte sich, trotz des Gefühles, daß es ein Tag der Buße sei, nach Möglichkeit in Frieden und Eintracht zu belustigen.

Die Damen Pintor hatten zu ihrer Verfügung zwei Hütten, die zu den ältesten gehörten (jedes Jahr kamen neue hinzu) und die als für sie reserviert galten; sie waren gewissermaßen im Laufe der Zeit ihr persönliches Eigentum geworden, als eine Nachwirkung der reichen Spenden und Schenkungen der Pintors an die Kirche. Die Vorfahren der drei Damen hatten von jeher zu den eifrigsten Besuchern des Festes gehört, schon seit jenen alten Tagen, da die Erzbischöfe von Pisa auf ihren Visitationsreisen durch die sardinischen Diözesen in dem nahen Hafen anlegten und die Messe im Heiligtum zelebrierten.

Da war noch zwischen den beiden Hütten, in einer Ecke des Hofes, der Steinsitz an der Mauer, wo Tante Pottoi Donna Maria Christina, wie eine Baronin von ihren Vasallen, von der ganzen Schar der zum Feste herbeigeströmten Frauen umringt gesehen hatte.

Jetzt saßen Esther und Ruth schwarzgekleidet und in demütiger Haltung wie zwei Nonnen da, ein weißes Tuch um das Haupt, die Hände über den Schoß gefaltet und in Gedanken an die fern gebliebene Noemi versunken.

Ihr Mahl war bescheiden gewesen: eine Milchsuppe, bei der ihr Inneres frei und heiter, ihre Seele rein und leuchtend blieb, wie dieser große Frühlingshimmel. Trotzdem überlief hin und wieder ein leichter Schauer von Gewissensangst das Herz der guten Esther, ein geheimes Gefühl von Schuld — Giacinto, der Brief, den sie heimlich geschrieben hatte . . .

Neben den beiden Damen saß Grixenda auf der Erde, die Schulter gegen die Mauer gelehnt, die Arme um das Knie geschlungen, und sah lachend ihrem Bruder zu, der die Harmonika spielte. In der Bude daneben schmausten ihre Verwandten, mit denen sie zum Fest gekommen war; sie hatten sich's auf dem Erdboden bequem gemacht und einen Sack vor sich als Tischtuch ausgebreitet: eine der Frauen schaukelte einen Säugling auf dem Arm, der im Einschlafen begriffen war, seine zarten, weißen Händchen hin und her bewegte und den Gesang seiner Mutter mit dem seinen begleitete.

„Grixenda, Kind, komm, nimm wenigstens ein Stück Kuchen! Was wird deine Großmutter sagen? Wir hätten dich Hungers sterben lassen?"

„Grixenda, hörst du nicht, daß sie dich rufen? Folge doch!" sagte Donna Esther.

„Ach nein, liebste Donna Esther! Ich habe keinen Hunger," wehrte das Mädchen ungestüm ab, das keinen anderen Gedanken mehr hatte, als den, wann wohl der Tanz beginnen möchte. Dann rief sie zu ihrem Bruder hinüber: „Juannanto! Kommst du zum Essen? Siehst du nicht, daß dein Spiel wie der Wind ist? Es vertreibt die Leute."

„Warte nur, bis sie sich den Leib gefüllt haben, dann wirst du sehen," sagte die Wucherin, die aus dem Pförtchen zur Rechten der Damen Pintor heraustrat.

Auch sie hatte ihre Abendmahlzeit beendet, und um nicht müßig zu gehen, ließ sie sich am Feuer nieder und begann zu spinnen.

Nun fing zwischen ihr, den Damen, Grixenda und den anderen Frauen in der Nähe die gewohnte Unterhaltung an: wie sie draußen in ihrem Dorfe das ganze Jahr von dem Feste sprachen, so sprachen sie jetzt, wo das Fest da war, von ihrem Dorfe.

„Ich weiß nicht, wie Ihr es fertig gebracht habt, das Haus allein zu lassen, Gevatterin Kalli!" sagte ein schönes, bleiches Mädchen von stattlichem Wuchse, das unter der Schürze ein großes Gefäß mit geronnener Milch trug — ein Geschenk des Priesters an die Damen Pintor.

„Natolia, mein Herzenskind!" erwiderte die Alte, „ich habe in meinem Hause keine Schätze zurückgelassen, wie dein Herr, der Pfarrer, in seinem."

„So gebt mir die Schlüssel! Ich will einmal in Eurem Hause nachsehen, dann mache ich mich fort in die großen Städte!"

„Glaubst du, daß es sich in den großen Städten besser lebt?" fragte Donna Ruth mit ernster Stimme, und Donna Esther, die das Milchgefäß geleert und an Natolia mit einem Trinkgelde von fünfundzwanzig Centisimi zurückgegeben hatte, bekreuzigte sich und sagte: „Erlöse uns von dem Übel, o Herr!"

Alle beide dachten an dasselbe, an Lias Flucht, an die bevorstehende Rückkehr Giacintos, und mit Überraschung hörten sie Grixenda murmeln: „Aber wenn nun die, die in den großen Städten leben, hierher kommen wollen!"

Die Menge begann sich allmählich aus dem Hofe fortzubewegen, und unter den Torbögen erschienen die Frauen, die sich nach der Mahlzeit den Mund mit der Schürze wischten und dann Jagd auf die Kinder machten, um sie einzufangen und ins Bett zu legen.

Aber kein Mensch konnte sich zum Tanze entschließen; endlich fingen Grixenda und Natolia, die sich über die Gleichgültigkeit der Leute ärgerten, an, den Frauen Grobheiten zu sagen: „Ja, das weiß man! Wo keine Mannsleute sind, gibt's kein Vergnügen für euch!"

„Wenn wenigstens Efix Maronzu da wäre! Donna Esther, warum laßt Ihr Euren Diener nicht kommen?"

„Der ist alt wie Stein. Was tu ich mit dem? Da tanz ich noch lieber mit einem Mastixzweig!"

Plötzlich schlug der Hund des Pfarrers an; er sprang von der Terrasse herab und lief heulend aus dem Hofe. Räuber? Die Frauen eilten hin, um zu sehen. Zwei Männer stiegen von der Straße herauf; der eine schien auf einem kleinen Kamel zu sitzen, und der andere hockte auf einer Art großer Heuschrecke, rötlich und silbern im Schimmer des Feuers.

Aber als sie den Hof betraten, sah man, was es war: der erste saß auf einem mit Quersack und Matratze bepackten Pferde, der andere auf einem Fahrrade, dessen Pedale von ein paar langen, beschuhten und mit gelblichen Strümpfen bekleideten Beinen auf- und niedergetreten wurden.

Grixenda sprang auf die Füße und stützte sich mit aller Gewalt gegen die Mauer, wobei ihre nervösen Hände an den Steinen herumtasteten.

„Liebste Donna Esther! Euer Neffe!"

Die Damen erhoben sich, zitternd. Auch die Harmonika brach ihr Spiel ab.

„Es scheint wie ein Traum!" murmelte Esther mit versagender Stimme, während Ruth das Zeichen des Kreuzes schlug.

„Giacinto, mein Neffe, bist du es? Willkommen!"

Giacinto war vom Rade gestiegen und blickte verwirrt um sich; er fühlte seine Hände von den trockenen Händen der Tanten umschlungen, und auf dem schwarzen Hintergrunde der Mauer sah er das bleiche Antlitz und die wie Perlen schimmernden Augen Grixendas.

Alle Frauen drängten sich um ihn, betrachteten ihn, berührten und befragten ihn.

Ein Gefühl der Freude kam über ihn; ihm war, als wäre er in die Mitte einer großen Familie zurückgekehrt, und er begann die Frauen zu umarmen.

Einige von ihnen wichen zurück, andere fingen an zu lachen und ihm ins Gesicht zu sehen.

„Ist das Gebrauch in deinem Lande? Donna Esther, Donna Ruth, er hat uns mit Euch verwechselt!"

Efix zog inzwischen die Matratze herunter und trug sie durch die enge Tür in die Hütte, wobei er sie von hinten durch den engen Säulengang

hindurchschob; Grixenda war ihm behilflich, sie auf der gemauerten Bank längs der Wand auszubreiten; sie war es auch, die beim Schein des Feuers den kleinen Raum ausfegte und das Lager herrichtete, während man in der anderen Hütte Giacinto auf die Fragen der Tanten respektvoll, fast schüchtern antworten hörte.

Jedes seiner Worte und sein fremdländischer Akzent trafen Grixenda ins Herz. Sie hatte das Gesicht des aus dem fernen Lande gekommenen jungen Mannes nicht genau unterscheiden können, aber seine hohe Gestalt und sein dichtes Haar, rötlich wie Feuer, hatte sie bemerkt. Und schon stieg ein Gefühl der Eifersucht in ihr auf, weil Natolia, die Magd des Pfarrers, sich in das Zelt der Damen hineingedrängt hatte und mit ihm sprach.

Wie schamlos war diese Natolia! Um sich bei dem Fremden einzuschmeicheln, trieb sie sogar mit diesen Hütten ihren Spott, die doch sozusagen heilig, weil sie geweiht waren durch den Aufenthalt der Frommen und der Kirche gehörten.

Von nebenan hörte sie Bruchstücke des Gespräches.

„Nicht einmal in Rom gibt es Paläste wie diese! Seht, welche Vorhänge! Wie von Spinnen gewebt.“

„Und die Mäuse rechnet Ihr nicht mit? Wenn Ihr diese Nacht ein Kratzen an den Füßen merkt, glaubt nicht, daß ich es bin, Don Giaci.“

Grixenda biß sich auf die Lippe und klopfte an die Wand, um Natolia zum Schweigen zu bringen.

„Hier gibt es aber auch böse Geister. Hört ihr?“

„Ach, es ist eine Frau, die klopft!“

„Geister, Mäuse und Weiber sind für mich dasselbe,“ erwiderte Giacinto zerstreut.

Grixenda, die an die Wand gelehnt dastand, brach in ein Gelächter aus. Sie hörte die Stimme des jungen Menschen, wie sie zuvor den Ton der Harmonika gehört hatte, und obwohl sie am liebsten geweint hätte, lachte sie doch.

Und nun waren sie glücklich, aber mit einem Gefühl ernsten Glückes, in der ärmlichen Hütte der Damen.

„Mir ist noch immer, als ob ich träumte,“ sagte Donna Esther, indem sie ihren Neffen beim Essen bediente, während Donna Ruth ihn aufmerksam betrachtete und Efix aus dem Sack ein Fäßchen Wein hervorzog, wobei er trotz seiner gebückten Stellung den Herrinnen zulächelte.

Giacinto saß auf der Bank, die zu vielerlei diente, als Eßtisch, als Bett, und auch er glaubte zu träumen.

Nach dem kalten Empfange Noemis hatte er sich als das gefühlt, was er in der Tat war, als ein Fremder unter Leuten, die von ihm verschieden. Jetzt aber sah er, wie die Tanten mütterlich für ihn sorgten, wie der alte Efix ihm zulächelte wie einem Kinde und die jungen Mädchen ihn zärtlich und verlangend anblickten. Er hörte den sanften Klang der Harmonika, er

ſah die Schatten tanzend im Scheine des Feuers, und ihm war, als müſſe ſein Leben immer ſo ſein — traumhaft und fröhlich.

„Eingewöhnen muß man ſich," ſagte Efix, indem er ihm zu trinken einſchenkte. „Schau das Waſſer; warum ſagt man, daß es klug ſei? Weil es ſich der Form des Glaſes anpaßt, in das man es gießt."

„Auch der Wein, ſcheint mir?"

„Auch der Wein, nur daß er manchmal ſchäumt und überläuft, das Waſſer nicht."

„Auch das Waſſer, wenn man es aufs Feuer ſetzt!" ſagte Natolia.

Da ſprang Grixenda auf, packte Natolia am Arm und zog ſie mit ſich fort.

„Laß mich doch! Was haſt du?"

„Warum fehlt dir der Reſpekt vor dem Fremden?"

„Hallo! Dich hat wohl die Tarantel geſtochen, daß du toll geworden biſt?"

„Ja, und deswegen will ich tanzen."

Einige Frauen hatten ſich um den Muſikanten verſammelt und faßten einander bei der Hand, um den Tanz zu beginnen. Die Knöpfe ihrer Jacken flimmerten im Feuer, und ihre Schatten kreuzten ſich auf dem grauen Erdboden. Langſam ſtellten ſie ſich in der Reihe auf, mit verſchlungenen Händen, und hoben die Füße zu den erſten Schritten des Tanzes. Aber ſie waren kühl und unſicher, und es ſah ſo aus, als hielte immer die eine die andere feſt.

„Man ſieht, daß das Beſte fehlt! Der Mann fehlt. Holt wenigſtens Efix!" rief Natolia, und als Grixenda ſie in den Arm kniff, fügte ſie hinzu: „Dich ſticht die Weſpe, ſoll ich auch dem Reſpekt erweiſen?"

Aber Efix war bereits zur Stelle, er kam heran, indem er die Füße im Takte ſchlug und die Arme bewegte wie ein gelernter Tänzer. Er ſang, ſich ſelbſt begleitend: „Zum Feſte . . . zum Feſte bin ich gegangen . . ."

Vor Grixenda angekommen, ergriff er ſie am Arme und reihte ſich mit ihr der Schar der Frauen ein; ſeine bloße Gegenwart ſchien dem Tanze Leben zu verleihen, die Füße bewegten ſich behender, ſie flogen zuſammen, ſtreiften einander, hoben ſich vom Boden auf, die Geſtalten wiegten ſich behaglicher, und die Geſichter der Frauen glänzten von Freude.

„Seht, da iſt der Mann, auf, das Herz in die Hand genommen!"

„Weiter, weiter!"

Ein Zauberband ſchien die Weiber zuſammenzuhalten, und eine leidenſchaftliche Erregung ſtrömte auf ſie ein. Die Reihe begann allmählich ſich zu entfalten, und ſchon ward ein regelrechter Kreis daraus. Ein Weib nach dem anderen kam heran, Hände ließen einander los, verſchlangen ſich aufs neue, und ſo wuchs nach und nach der rötlich-dunkle Kranz der Tanzenden. Die Füße hoben ſich immer leichter, ſchlugen aneinander und erſchütterten die Erde, als wollten ſie ſie aus ihrer Unbeweglichkeit wecken.

„Weiter, weiter!"

Auch die Harmonika klang fröhlicher und feuriger. Männergeſchrei ſtieg in die Lüfte, wie um dem Tanz einen Anſtrich von leidenſchaftlicher Wildheit zu geben.

„Uhi! Uhiahi!"

Alles war herzugeeilt, um dem Tanze zuzuschauen, und Grixenda sah deutlich, wie sich dort im Hintergrunde, in dem Winkel des Hofes, Giacintos rötliches Haar von den weißen Kopftüchern der Tanten abhob.

„Gevatter Efix, laß doch dein Söhnchen mittanzen!" sagte Natolia.

„Der ist jetzt ein ganzer Kerl, ja!"

„Stelle ihn neben die Kirche, und du wirst ihn für den Glockenturm halten."

„Sei du nur ruhig, Natolia, Feuerzunge, — deine Augen sagen mehr als meine Worte . . ."

„Der Schlag soll dich treffen!"

„Ruhig, ruhig, Frauen, und tanzt!"

„Zum Feste, zum Feste bin ich gegangen," klang es wieder und wieder.

„Uhi, Uhiahi!"

Das Geschrei ward zum Gewieher; die Beine der Weiber, die unter den dunklen Röcken hervorkamen, die Füße, die aus dem Gewoge der roten Borten heraustauchten, alles hatte etwas Hartes und Wildes.

„Don Giacinto, kommt!"

„Weiter, weiter!"

„Kommt! Kommt!"

Aller Weiber Blicke ruhten auf ihm; sie lächelten ihm zu, und die Zähne blinkten in ihren Mundwinkeln.

Giacinto stand auf, wie wenn er aus der Gefangenschaft der beiden Alten flüchte, aber er ging unsicheren Schrittes. Der Kreis der Frauen öffnete sich, bildete wieder eine Kette, kam ihm entgegen wie bei Kinderspielen, umgab ihn, hielt ihn fest, schloß sich wieder.

Zwischen Grixenda und Natolia, hoch und von allen verschieden, schien er die Perle des Ringes.

Die kleine Hand Grixendas lag lässig in der seinen, aber die Natolias, groß und hart, preßte seine Finger an sich, als wären sie ein Liebespaar.

Auch der Pfarrer, ein behaglicher Mann mit einem Gesicht, rosig wie das eines neugeborenen Kindes, war gekommen und hatte neben den Damen Pintor Platz genommen.

Er zog die silberne Tabaksdose hervor, schüttelte sie, öffnete sie und bot sie dann in der hohlen Hand zuerst Donna Esther, dann Donna Ruth, endlich sogar Kallina an.

„Ein schöner Junge, Donna Esther! Aber ich rate Euch, achtet auf ihn!"

Er hob die Soutane, um die Dose wieder in die Tasche zu stecken, und rollte sein blaues Taschentuch sorgfältig zusammen, um sich dann mit den Zipfeln die Brust zu betupfen.

„Donna Esther, meine Seele, auch wir haben getanzt, als wir noch Flügel an den Füßen hatten. Und jetzt, wie wär's, Euer Gnaden?"

Donna Esther weinte vor Freude, aber sie tat so, als müßte sie niesen. „Ihr Tabak beißt wie Pfeffer, Pfarrer Paskà!"

Der Glücklichste von allen war Efix. Hingestreckt auf einen Haufen Gras, in einer der Mauerwölbungen, war es ihm, als ob er noch immer

tanze und die Gestalt Giacintos bewundere. Und er lächelte dem „Jungen" zu, wie ihm die Frauen zulächelten. In der Tat hatte Giacinto im Leben des alten Dieners bereits einen Platz eingenommen, wie im Kreise des Tanzes.

Vor ihrer Ankunft auf dem Festplatze hatten sie eine kurze Rast auf dem kleinen Gute gemacht, das von der untergehenden Sonne rosig überhaucht in seiner Einsamkeit dalag, und Efix hatte dem Gaste mit einer zärtlichen Handbewegung seine Hütte gezeigt, die unter dem dichten Grün versteckt war, wie eine Liebende, die auf seine Rückkehr wartet.

„Da wohne ich das ganze Jahr. Ihr werdet kommen, wenn ich da bin ... das Grünzeug und die Früchte werden in das Dorf gebracht... Aber Eurem Pferd ist der Ranzen zu schwer!" — fügte er hinzu, indem er die Augen vor dem blendenden Glanze des Rades schloß.

„Ich will nach Nuoro!" erwiderte Giacinto, die Besitzung von oben bis unten musternd, wie man einen Menschen betrachtet.

„Ihr werdet manchmal kommen. Jetzt ist es noch zu heiß, aber im Herbst ist es schön hier oben im Schatten! Und des Nachts! Der Mond leistet einem Gesellschaft wie eine Braut. Und die Wassermelonen da unten im Garten sehen dann aus wie Kristallkugeln. Ihr werdet kommen, und wir werden miteinander plaudern."

„Ja, ich will manchmal kommen," versprach der junge Mann, indem er sich behende wie ein Vogel von seinem Rade schwang. Sie ließen das Pferd laufen, damit es sich an dem Blattwerke der Hecke gütlich tue, und besichtigten dann das Grundstück.

Efix zeigte dem jungen Herrn die von ihm nach vorsündflutlichen Methoden angelegten Dammvorrichtungen; und Giacinto betrachtete mit Staunen die von diesem kleinen Menschen aufeinandergetürmten Erdmassen, und an seiner Winzigkeit maß er die Großartigkeit des Werkes.

„Alles allein? Was für eine Kraft! Ihr müßt in der Jugend stark gewesen sein."

Efix errötete, denn es war ihm, als betrachte Giacinto ihn auf eine seltsame Art.

„Ja, ich war stark! Und den Weg hier, hab ich den nicht auch gemacht?

Der Weg schlängelte sich nach oben; auch er war von kleinen Mauern eingefaßt, wie die natürlichen Anhöhen und Erhebungen der Besitzung durch künstliche Aufschüttungen verstärkt waren. Alles sprach von ausdauernder und geduldiger Arbeit und erinnerte an die der alten Erbauer der Nuraghen[1].

Und höher, immer höher, auf jeder Stufe blieben die beiden stehen, um sich hierhin und dorthin zu wenden und die Werke des Alten zu betrachten: Efix selbst mit schweigender Liebe, Giacinto mit lauten Ausrufen der Bewunderung und kindlichen Neugier.

„Was ist denn das?" fragte Giacinto, indem er einige Blätter eines Bäumchens abriß.

[1]) Die kegelförmigen Grabmäler aus vorrömischer Zeit, die sich noch vielfach in Sardinien finden.

Er kannte weder Bäume noch Pflanzen, und so erfüllte ihn alles mit lebhaftem Erstaunen. Da war ein Strich mit Erbsen bepflanzt, die schon weißlich aus ihren spitzen Schalen quollen; da waren Hecken von schweren Tomaten am feuchten Graben; da war ein kleines Feld, das mit Narzissen bedeckt schien, und in Wirklichkeit waren es blühende Kartoffeln; da waren die Zwiebeln, deren Blätter im Winde zitterten wie Asphodelen; da waren Kohlpflanzungen, die von grünschimmernden Raupen durchzogen waren. Wolken von weißen und gelblichen Schmetterlingen flatterten hierhin und dorthin; die beweglichen Tierchen ließen sich nieder und mischten ihre zarten Farben mit dem Schimmer der Erbsenblüten; die Heuschrecken sprangen in die Höhe und fielen wieder zur Erde zurück wie vom Winde verstreute Blätter; die Bienen summten längs der Mauer, wie vergoldet von dem Staub der Blumen, auf denen sie gesessen hatten. Eine Kette blühenden Mohns zog sich durch das einförmige Grün der Bohnenfelder dahin.

Ein tiefes, von tausend Düften gewürztes Schweigen stieg mit den Schatten von der Mauer herab, alles atmete Wärme und Vergessen in diesem Winkel der Welt, den indische Feigen wie eine Pflanzenmauer umgaben, so daß der Fremde, als er vor der Hütte angekommen war, sich auf das Gras niederwarf und Lust verspürte, zu schlafen.

Zwischen dem goldigen Gerank des Laubenganges glitten die Nebel der Maiennacht weiß und wonnig wie Frauenschleier; er blickte empor zum verschwimmenden Blau des Himmels, und ihm war, als ruhe er auf einem schönen Bette mit seidenen Decken.

Efix hatte die Hütte geöffnet und wandte sich Giacinto zu, mit einer schelmischen Bewegung des Zeigefingers ihm winkend; dann verschwand er, war wieder da, irgend etwas Heimliches auf dem Rücken, und kniete, mit den Augen zwinkernd, neben Giacinto nieder.

Der junge Mann erhob sich, schlang die Arme um das Knie und ließ sich ein wenig bitten, ehe er den mit Arabesken verzierten und mit gelbem Weine gefüllten Kürbis nahm, den jener ihm reichte. Endlich trank er; es war ein süßer Wein, wie mit Ambraduft gewürzt, und wenn man ihn so trank, aus der engen Öffnung des Kürbisses, rieselte ein wohliges Gefühl durch die Adern.

Efix, vor ihm hingekniet, betrachtete ihn wie in Anbetung; auch er trank, und ihm war, als müsse er weinen.

Die Bienen ließen sich auf dem Kürbis nieder; Giacinto riß eine Haferähre zwischen seinen aufgestemmten Knien ab und fragte mit gesenkten Augen: „Wie leben meine Tanten?“

Der Augenblick für eine vertrauliche Aussprache war gekommen. Efix drehte den Kürbis von einer Seite zur anderen, von der rechten zur linken.

„Seht, Euer Gnaden, soweit hier das Auge reicht, gehörte das Tal früher Eurer Familie. Ein starkes Geschlecht, ja, das waren sie! Jetzt ist nur noch diese kleine Besitzung übrig, aber die ist wie das Herz, das noch im Körper der Alten schlägt. Davon leben wir.“

„Aber was für ein Kopf, mein Großvater! Er ist es gewesen, der unser Haus an den Bettelstab gebracht hat . . ."

„Wäre er nicht gewesen, so wären Euer Gnaden nie geboren."

Giacinto erhob plötzlich die Augen, senkte sie aber sogleich wieder: Augen voll Verzweiflung.

„Und wozu geboren werden?"

„O meine Güte, weil Gott es so wollte."

Giacinto gab keine Antwort, er blickte starr zur Erde, und seine Lider zuckten. Efix bot ihm aufs neue den Kürbis an, und er trank, gehorsam, mit geschlossenen Augen.

Der Alte setzte sich, kreuzte die Beine, nahm den einen Fuß in die Hände und sah seinen Gast flehend an.

„Seid Ihr nicht glücklich, daß Ihr hier seid, Don Giaci?"

„Nenne mich nicht so," antwortete der andere, „ich bin kein Edelmann, ich bin nichts. Ob ich glücklich bin? Nein, ich bin es nicht. Ich bin hierher gekommen — warum, weiß ich selber nicht — ich wußte aber nirgendwo sonst hin. Da draußen gibt's so viele Menschen . . . Da muß man schlau sein und schlecht, wenn man sein Glück machen will. Das kannst du freilich nicht wissen! Hier gibt's nur alte Leute . . . Aber da draußen — die Menschen, die Menschen . . ."

Er streckte die Hand in die Ferne aus und bewegte seine Finger, als wollte er auf das lärmende Treiben der Masse hindeuten, und Efix sah traurig auf seinen Fuß nieder und murmelte mit zärtlichem Mitleid: „Armer Junge!"

Und am liebsten hätte er sich über den trostlosen Burschen gebeugt und ihm gesagt: ich bin da, es soll dir nichts mehr fehlen!

Aber er wußte sich nicht anders zu helfen, als indem er Giacinto aufs neue den Kürbis darbot, wie die Mutter ihrem weinenden Kinde die Brust bietet.

„Ja, wir wissen's, was das für eine verteufelte Welt ist. Aber hier ist es anders. Ich werde Euch erzählen, wie es der Mileser gemacht hat . . . Eines Tages kam er an wie ein Vogel, der kein Nest hat."

Aber Giacinto hörte ungetröstet zu, mit gesenktem Haupte, und voll Widerwillen verzog er ein wenig den Mund. Er war nicht der Mileser, wahrhaftig nicht! Er hob den Kopf und warf sich wieder auf den Rasen, die Ellbogen auf den Boden, das Gesicht auf die Hände gestützt, und begann die Haferähre zu zerkauen.

„Wenn du wüßtest, du! Aber was kannst du wissen, du? In Rom ist ein Fürst, der besitzt Ländereien, so groß wie ganz Sardinien, und da ist ein anderer, aus nichts hervorgegangen, der gibt, wenn ein großes Unglück passiert, mehr als der König . . ."

„Auch in Sardinien gibt es einen Mann, der am Tag dreihundert Scudi zu verzehren hat," sagte Efix verschüchtert; aber dann hob er die Stimme: „Ich sage dreihundert Scudi, hört Ihr, Euer Gnaden?"

Seine Gnaden schienen nicht überrascht. Aber nach kurzem Schweigen fragte er: „Wo wohnt denn der? Kann man ihn kennen lernen?"

„Er wohnt in Calangianus, in Gallura."

„Das ist zu weit." Und dann, mit großen träumerischen Augen, begann Giacinto wieder von den fabelhaften Reichtümern der großen Herren des Kontinents, ihren Ausschweifungen und ihren Belustigungen zu erzählen.

„Und sind diese Menschen glücklich?" fragte Efix, fast erzürnt.

„Und wir, sind wir glücklich?"

„Ich bin es, Euer Gnaden! Trinkt, trinkt, und macht Euch Mut!"

Giacinto trank, und Efix goß die letzten Tropfen auf den Rasen; die Bienen setzten sich darauf, und ringsherum herrschte ein wollüstiges Summen.

Aber nach seiner Ankunft auf dem Festplatze fühlte Giacinto sich glücklich. Er hatte seine Tanten und die anderen Frauen umarmt, hatte gut gegessen und wie ein Hirt auf dem Feste getanzt. Nun schlief er, und Efix hatte ihm erst eben zugesehen, wie er rücklings auf dem kleinen Bett neben der Mauer dalag, die bläulichen Augen mit den langen Lidern halb geöffnet, die rötlichen Haare über dem Weiß des Nackens und die Hände zur Faust geballt — ganz wie ein Kind, das er ja wirklich auch noch war. Hatte er das auf der Erde brennende Licht vergessen? Efix beugte sich nieder und löschte es aus. Ja, so waren sie alle, die Pintors, dachte er; unbekümmert um Sparsamkeit und Gefahr.

Nun gut, vielleicht besser so! Auch Efix legte sich auf den Rücken und ballte die Fäuste; durch die Löcher des Daches flimmerten die Sterne, und ihr Zittern schien dasselbe wie das unablässige Zittern der Grillen.

Man spürte den Duft der Erlen und der Minze. Alles war in Schweigen versenkt, und doch war eine leise Bewegung wie von einem fließenden Wasser in der Luft. Und Efix erinnerte sich an die fernen Abende, den Tanz, die nächtlichen Gesänge, an Donna Lia, wie sie zusammengekauert auf einem Stein im Winkel des Hofes saß und die Flucht bedachte.

V.

In der Frühe des folgenden Tages brachte Efix das Pferd wieder nach Hause zurück und berichtete Donna Noemi von den Belustigungen des vorhergehenden Abends. Sie schien ruhig; nur, als er sich schon nach dem Gut aufgemacht, lief sie bis an den Torweg nach, um ihm ans Herz zu legen, er möge nach drei Tagen wiederkommen und den Schwestern die üblichen Vorräte bringen.

Nach drei Tagen machte sich Efix wieder auf, und um kein Wegegeld für das Pferd zu zahlen, warf er sich den Quersack über die Schultern und ging zu Fuß. Glücklicherweise hatte sich das Wetter abgekühlt; von den Nuoreser Bergen her wehte der frische Hauch des Gesträuches, lief über das Gras am Flusse, als wolle er mit diesem zum Meere laufen.

Einen Augenblick, unter der Erle, an der sandigen Grenze des Melonenfeldes, machte er Rast. Die Schößlinge liefen zwischen den Blättern durcheinander wie Schlangen, und alle Stauden bekamen unter dem Wind etwas Beseeltes, wie von lebendigen Geschöpfen.

Stolz und schwer auf seinem dicken schwarzen Pferde trabte Don Predu hinter der Hecke vorbei, und als er Efix erblickte, hielt er ganz gegen seine Gewohnheit an: „Wohin soll's mit diesem Quersack? Du bist wohl auf den Bohnenraub ausgegangen?"

Efix erhob sich respektvoll.

„Es sind die Vorräte für meine Damen. Und wohin wollt Ihr?"

Auch Don Predu wollte nach unten; aus seinem buntgestickten Mantelsack quoll der Geruch des Kuchens, den er dem Pfarrer zu bringen gedachte, der ihm gastliche Aufnahme gewähren sollte. Don Predu war offenbar besonders guter Laune, denn er forderte Efix auf, hinten auf seinem Pferde Platz zu nehmen.

Das Gespräch glitt bald auf Giacinto hinüber, den Don Predu verächtlich als einen Landstreicher bezeichnete.

„Wieso Landstreicher? Er war fest angestellt."

„Das wird eine schöne Anstellung gewesen sein! Er zählte wohl die Stunden?"

„Was denkt Ihr nur, es war eine gute Anstellung beim Zollamt. Aber um einen solchen Posten bekleiden zu können, dazu gehört viel Geld. Da gibt es Herren, die haben Landgüter so groß wie Sardinien, und einer ist darunter, der aus dem reinen Nichts emporgekommen, und jetzt ist er so reich, daß er mehr Almosen gibt als der König."

Don Predu blähte sich ganz und gar vor Lachen auf; aber es war ein verhaltenes Lachen, voll geheimer Erbitterung.

„Ah, sieh, da haben wir's! Hast du denn auch schon den Kopf voll Wind?"

„Warum redet Ihr so, Don Predu?" versetzte Efix mit Würde. „Der Junge ist ein aufrichtiger, ein ordentlicher Mensch; er hat keine Laster, er raucht nicht, er trinkt nicht, er ist kein Frauenjäger. Er wird schon Glück haben. Wenn er nur will, so hat er gleich eine gute Stellung in Nuoro. Und denkt nur, er hat sogar Geld auf der Bank."

„Du hast es wohl gezählt, du Schafskopf! Ach, Efix, meiner Treu, dir gibt man Aufschneidereien zu essen statt Brot! Sag mir mal, wieviel schulden dir jetzt deine noblen Herrinnen?"

„Nichts schulden sie mir, ich schulde ihnen alles."

„Schweig, wenn ich dich nicht in den Fluß werfen soll. Sieh, jetzt werdet ihr fortfahren, Schulden zu machen, um den Jungen zu erhalten: ihr werdet Geld bei Kallina aufnehmen, der Teufel soll sie holen. Dann werdet ihr das Gut verkaufen. Vergiß nicht, daß ich es haben will. Wenn du mir nicht beizeiten einen Wink gibst, wenn ihr es macht, wie ihr es schon oft gemacht habt, und das Gut an andere für die Hälfte des Wertes verschleudert, statt es an mich für den richtigen Preis zu verkaufen, dann, Efix, gib acht, dann schneide ich dir die Kehle bei lebendigem Leibe ab. Merk dir's, du bist nun gewarnt!"

Der alte Mann hinten auf dem Pferde stöhnte tief auf, von einem Gedanken bedrückt, der schwerer war, als der Sack, von dem ihn Don Predu befreien wollte.

„Herr Gott, Signore!" sagte er mit gepreßter Stimme. „Warum sprecht Ihr so? Wie ein Feind Eurer Basen!"

„Zum Teufel die Basen! Nichts als Wind haben sie im Kopf. Sie sind es, die mich immer als Feind behandelt haben. So will ich es auch sein. Aber denk daran, Efix: das Gut will ich haben. . . ."

Die Qual des Alten dauerte den ganzen Weg, bis er endlich, müder, als wenn er zu Fuß gegangen wäre, vom Rücken des Pferdes herunterrutschte und seinen Sack herabholte.

Als er den Ort betrat, bot sich ihm der gewohnte Anblick: seine Herrinnen saßen auf dem Bänkchen, die Hände im Schoße, Tante Kallina spann, mit ihren bloßen Füßen in den mit Schleifen besetzten Schuhen; im Innern der Hütte sah man die Weiber auf dem Boden sitzen, mit Essen, Kaffeetrinken oder Einwiegen der Kinder beschäftigt, und auf der Höhe seines Daches, scharf abgehoben vom Hintergrund des tiefblauen Himmels, die dunkle Gestalt des Pfarrers Paskale, der mit dem Taschentuch jeden Kommenden und jeden Gehenden begrüßte.

„Wie geht es den Herrschaften?" fragte Efix, indem er den Sack seinen Herrinnen zu Füßen legte. „Und was macht er?"

„Tanzt immer noch," antwortete Donna Esther, und Donna Ruth erhob sich, um die Vorräte zu verwahren.

Die alte Wucherin zeigte sich ganz entzückt von Giacinto.

„Was für ein liebenswürdiger Junge! Von wenig Worten, aber gut wie Honig. Lustig ist er wie ein Kind, und kommt und ißt von meinem Gerstenbrot. Seht, da ist er grade — er kommt mit Grixenda vom Brunnen."

Wirklich erschienen die beiden in einiger Entfernung, zwischen dem Grün des Gebüsches: er groß und blauäugig, sie klein und dunkel; beide in den Händen blanke Eimer, die sich hin und wieder berührten, so daß das Wasser über den Rand floß, sich mischte und niedertropfte. Und beide schienen an dieser Berührung Gefallen zu finden, denn sie sahen mit geneigten Köpfen zu und lachten über ihre Spielerei.

Efix überkam eine Vorahnung. Er ging zum Pfarrhause zurück, um dem Pfarrer eine Schachtel Zwieback, das Geschenk einer Bäuerin, zu bringen; dabei erblickte er Don Predu, der langsam und umständlich sein Pferd am Brunnen tränkte und dabei mit Giacinto und Grixenda zusammentraf. Er bückte sich und sagte ihnen irgend etwas, worauf alle drei miteinander lachten; das Mädchen senkte dabei die Augen, Giacinto legte die Hand auf den Hals des Pferdes.

„Efix," sagte der Pfarrer, indem er mit dem Taschentuch die Überreste des Tabaks, die ihm durch die Finger geglitten waren, von der Brust hinwegstäubte, „da ist ja Don Predu. Um so besser, so ist gleich für ein bißchen Bosheit gesorgt. Und Euer Giacinto ist ein braver Junge, er geht zur Messe und zur Novena. Ein wohlerzogener Bursche! Aber ich sage, aufgepaßt!"

Die Mägde des Pfarrers liefen herbei, um Don Predu beim Auspacken des Sackes behilflich zu sein, während alle anderen Frauen ihre blassen

Gesichter aus den Türöffnungen herausstreckten und der Hund nach einigem Gekläff dem Pferde entgegenstürzte, als wollte er es küssen.

„Sachte, sachte, Kinder!" sagte Don Predu, „da drinnen im Sack ist etwas, das zerbricht, wenn man's anfaßt — ganz wie ihr."

„Der Schlag soll Euch treffen, Don Prè!" fluchte Natolia, wobei sie jedoch ihn mit schmachtenden Augen ansah. Ach, wenn es ihr gelänge, ihn zu erobern. Dann hätte sie sich an Grixenda gerächt, die den Fremden ganz in ihre Netze verstrickt hatte.

Aber auch Grixenda schien durch Don Predus Ankunft erregt zu sein.

„Sieh dir den mal an," sagte sie zu Giacinto mit halblauter Stimme, während sie beide über den Hof gingen, — „das ist ein Mann, Euer Oheim, der amüsiert sich beim Feste, und der läßt sich's auch was kosten. Der ist kein Kopfhänger wie Ihr. Hundert Lire hat er in der Tasche, hundert läßt er springen! Ja, so treibt er's!"

Sie nahm ein paar Tropfen Wasser in die Hand und spritzte ihren Gefährten damit an. Er lächelte ihr zu, mit seinen sanften Augen, die voll Sehnsucht nach ihr waren.

„Was sind hundert Lire? Ich habe schon tausend in einer Nacht ausgegeben und bin dabei doch nicht froh geworden. . . ."

Grixenda stellte den Eimer auf eine Bank, dicht neben dem kleinen Bruder, der sich grade an der Harmonika zu schaffen machte. Mit einem Male aber stürzte sie sich in toller Ausgelassenheit auf den Jungen, der es sich auf einem Sacke bequem gemacht, bedeckte seine Beinchen mit Küssen, während er heftig strampelte und sich mit seinen schmutzigen Händchen festzuklammern suchte. Sie hob das Kind in die Höhe, sie ließ es wieder zu Boden fallen, hob es wieder empor, ließ es lachen und immer aufs neue lachen und trug es unter zärtlichen Küssen davon.

Draußen hatte sich Giacinto auf einen Stein niedergelassen, und neben ihm saß Kallina, die ihn auf ein Gericht Bohnen mit Milch gekocht einlud.

Donna Ruth erschien im Vorhof mit einer Lammkeule in der Hand und wandte sich an den Neffen: „Wir müssen Efix rufen, damit er uns einen Holzspieß macht."

Grixenda eilte hin, den Alten zu holen; sie schmiegte sich an ihn wie ein Kätzchen und reichte ihm das Kind zum Kusse hin.

„Wie bin ich glücklich, Onkel Efix! Heut nacht werden wir noch tanzen!"

Efix betrachtete sie zärtlich. Er sah, wie Giacinto Augen voll Liebe auf das Mädchen richtete, und im Herzen segnete er die beiden jungen Menschen. Ja, seid nur froh, liebt euch! So geht es beim Fest, und das Fest ist so schnell vorbei. . . .

Der Alte ließ sich im Schatten der Mauer nieder und begann den Spieß zurechtzuschnitzen. Die Mädchen um ihn her lachten und scherzten, Giacinto war schweigsam wie immer und schien auf die Töne der Harmonika zu lauschen, die den Hof mit schwermütigen Klagen erfüllten. Da kam Natolia heran; sie wiegte sich lässig in den Hüften.

„Mein Herr und Don Predu lassen den Herrn Giacinto bitten."

Der junge Mensch stand auf, stäubte den Rand seiner Schuhe ab und folgte dem Mädchen. Donna Esther blickte aus der Ferne nach der Terrasse auf dem Dach, wie bezaubert von dem Leuchten der Gläser und des silbernen Geschirrs, das Natolia da oben wie einen Spiegel hin und her trug, und der Gedanke, daß der reiche Vetter sich etwas aus dem armen Neffen machte, erfüllte sie mit Freude.

Die Frauen sangen das Lob Giacintos, und die Wucherin, indem sie den Faden durch Daumen und Zeigefinger zog und die Spindel auf den Knien rollte, sagte mit einer ungewohnten Zärtlichkeit: „Einen so anstelligen Jungen hab ich noch nie gesehen! Und schön ist er! Er sieht genau aus wie der alte Baron . . ."

„Wie wer? Wie der tote Baron, der oben auf dem Schlosse immer noch umgeht?"

Aber Donna Ruth legte den Nagel des Zeigefingers auf den Mund: am Feste durfte man nicht von Toten sprechen.

„Nein, der ist kein Geist. Der lebt und hat ein paar Hände, die sich zu rühren wissen, was sagst du, Grixenda?"

Aber Grixenda, an die Mauer gelehnt und das Kind auf dem Arm, das die Knöpfe ihres Hemdes benagte, starrte unablässig auf das leuchtende Geschirr oben auf dem Dach; auch ihre Augen erschienen verzaubert gleich denen ihrer Großmutter, wenn sie in den mondhellen Nächten dem Zuge der Kobolde zum Flusse hinunter zusah.

Efix kam erst nach drei Tagen wieder. Aber diesmal war er nicht allein. Fast alle Leute des Dorfes zogen herab zum Feste, und die Frauen trugen auf dem Kopfe Gefäße mit Torten und Körbchen mit Hennen, die mit roten Bändern aneinander gebunden waren. Aus den Ranzen der Männer guckten die bläulichen Mündungen der Korbflaschen hervor.

Alle Bäume ringsumher waren schwer beladen mit reifen Früchten, und es schien, als breite sich das Fest mit seiner Freude und seiner Fülle durch das ganze Tal aus.

Als Efix ankam, fand er den Raum um die Hütten schon vollgepfropft von Karren mit Säcken und Bettüchern, und die Verkäufer von Süßigkeiten und Wein an ihren kleinen Ständen im Schatten der Kirche.

Eine doppelte Reihe von Bettlern hielt den Weg besetzt; zusammengekauert und erdfahl, einige mit grauenvoll weißen Augen, andere mit schrecklichen Mißbildungen, mit Flecken und schwarzen Beulen bedeckt, die von grauen und dunkelblauen Lappen verhüllt waren, mit Armen und Fingern, schwarz wie verbrannte Zweige: so zeichneten sie sich gegen den Hintergrund der Heide unter der bläulichen und milchfarbenen Linie des Horizontes ab. Aber auf der anderen Seite schweifte der Blick über grüne Rasenflächen, und die Gruppen der Pferde und hochbeinigen Füllen veredelten die Landschaft.

Aus der Ferne kam der Klang der Harmonika, und es schien, als spräche auch aus den schwermütigen Augen der Stuten ein süßes Heimweh.

Hin und wieder rief eine hüpfende und verlockende Weise des Instrumentes zum Tanze; bald aber klang sie in eine sanfte Klage aus, als wäre sie müde von all der Freude, als weinte sie über die Vergänglichkeit jedes Glückes, als seufzte sie über die Nutzlosigkeit aller irdischen Dinge.

Efix verweilte einen Augenblick in der Mitte einer Gruppe Nuoreser Bäuerinnen; die Frauen saßen in einer langen Reihe vor den Hütten und erwarteten die Stunde der ersten Messe; ihre scharlachenen Jacken verliehen dem Schatten der Mauer einen rötlichen Ton.

Aber die Messe begann noch immer nicht. Oben auf der Dachterrasse lachten die geistlichen Herren miteinander, und das Geschirr Natolias ging flimmernd noch immer hin und her.

Efix fand die Hütte verlassen; die Damen waren in der Kirche, und er machte sich auf, ihnen nachzugehen. Aber mit einem Male sah er sich zwischen Don Predu, dem Mileser und Giacinto, vor der Bude eines Weinhändlers, und drei gelbe Becher blinkten ihm entgegen.

„Trink, Dummkopf!"

„Für mich ist's noch zu früh!"

„Für einen gesunden Kerl ist's nie zu früh. Oder bist du krank?"

Don Predu klopfte ihm dabei so heftig auf die Schulter, daß Efix nach vorn schwankte und die Gläser ins Überlaufen kamen. Nun meinetwegen, dachte Efix, wischte sich mit der Hand ab und trank. Dabei sah er mit Überraschung und Genugtuung, wie Giacinto seine Brieftasche hervorzog und dem Händler einen Fünfzig-Lire-Schein hinreichte. Gott sei gelobt, der Junge hat wirklich Geld!

Alles in allem war es ein Tag der Freude: einer Freude, mit einiger Wehmut gemischt bei den Frauen, gegen die die Männer, die sich lärmend belustigten, eine gewisse Gleichgültigkeit zeigten.

Den ganzen Tag hindurch tönte die Harmonika, begleitet von dem Geschrei der Verkäufer, dem Geheul der Morraspieler, dem Choralgesang aus der Kirche und den Versen der Stegreifdichter. In einer der Hütten, mit gekreuzten Beinen um eine mächtige Korbflasche herumsitzend, die wie eine Großmutter von Söhnen und Enkeln von einer Unmasse kleiner Flaschen und Gläser umgeben war, improvisierten sie Oktaven für oder gegen den libyschen Krieg.

Es war eine ziemliche Schar von Dichtern, und sie wechselten untereinander ab; um sie herum lagerten andere Männer und viele Jungen; von Zeit zu Zeit bückte sich der eine oder der andere, um von der Erde ein Weinglas zu nehmen.

„Salute! Zur Gesundheit!"

„Daß wir noch hundert Jahre hintereinander das Fest feiern, frisch und vergnügt!"

„Trink, du Galgenstrick!"

Der Dichter Serafino Masala aus Bultei, mit seinem Griechenkopf und wie ein homerischer Held gekleidet, begann zu singen:

Noch streckt der Türke nicht die Waffen,
Er rüstet sich zum grimmen Kampfe,
Auch der Araber wild und mutig
Stürzt vorwärts sich im Pulverdampfe.

Die Becher wanderten von Hand zu Hand; hin und wieder zeigte sich diese und jene Frau schüchtern am Eingange und sah dem Gelage zu.

Gregorio Gordano aus Dualchi, ein hübscher junger Mann, ganz in Rot gekleidet wie ein Troubadour, glättete sich seine langen Haare mit den beiden Händen, zog sie sich bis auf den Nacken herunter und begann schluchzend wie ein Klageweib zu singen:

Was soll ich euch noch mehr vermelden?
Ich sing es alles, wie ich's weiß,
Wir Italiener sind die Helden,
Und Afrika ist unser Preis.
Die Heiligen stehen uns zur Seite,
Der lange, blut'ge Krieg ist aus —
Nun kehren wir nach langem Streite
Gesund und ruhmgekrönt nach Haus!

Beifall und Gelächter erschollen, alle lachten, aber im Grunde waren sie doch bewegt.

Im Schatten der Kirche bemerkte Efix wiederum andere Gruppen von Bauern, die von Amerika und Auswandern sprachen.

„Amerika?" meinte der eine. „Wer das nicht einmal selbst versucht hat, der weiß nicht, was daran ist. Sieh dir's aus der Ferne an, und es kommt dir vor wie ein Lämmchen, das man nur zu scheren braucht; geh hin, und es beißt dich wie ein Hund."

„Brüder," fiel der andere ein, „ich bin hinübergegangen und hatte den Beutel halb voll, ich dachte ihn schön gefüllt wieder zu bringen, aber damit war's nichts — jetzt ist er ganz leer!"

Ein hagerer Mann aus Baroni, der schlank und dunkel war wie ein Araber, lud Efix zu einem Glase Wein ein und erzählte ihm dabei Geschichten aus dem Kriege, von dem er soeben heimgekehrt war.

„Ja," sagte er, mit einem Blicke auf seine Hände, „einem Sirdusser, so einem, der den Teufel anbetet, hab ich den Schopf abgerissen. Ich hatte mir zugeschworen, ihm den Schopf abzureißen, ganz und gar, mit der Haut und mit allem. Und das hab ich auch getan, wahrhaftig, und wenn ich lüge, so will ich auf der Stelle blind werden. Ich hab ihn dann zu meinem Hauptmann getragen, und mein Hauptmann hat gesagt: ‚Brav, Conzinu!'"

Efix hörte zu, in der Hand eine Ranunkelblüte aus dem Buschwald. Er bekreuzigte sich mit dem Stiel der Pflanze und sagte: „Du mußt beichten gehen, Conzi! Du hast einen Menschen ums Leben gebracht!"

„Im Kriege ist das keine Sünde. Geschieht es etwa im Verborgenen? Nein!"

Sie verhandelten noch weiter über diese Frage, und Efix sah dabei die Pflanze an, als spräche er zu ihr.

„Zu töten kommt nur Gott allein zu."

Aber ihre Unterhaltung wurde dadurch unterbrochen, daß Donna Esther den Alten zu sich heranwinkte. Es war Essenszeit. Giacinto war vom Pfarrer eingeladen, und mehr oder weniger schmausten alle in guter Gesellschaft. Aus den Hütten stiegen Wolken wohlriechenden Bratenrauches auf.

Der ruhigste Winkel war der der Damen. Sie saßen behaglich in ihrer Hütte und aßen gemeinsam mit Efix den Lammbraten; dabei plauderten sie von Noemi, die allein geblieben war, von Giacinto, vom Pfarrer, vom Mileser und lächelten in harmloser Fröhlichkeit.

„In den ersten Tagen," sagte Donna Ruth, und teilte eine kleine Torte in drei gleiche Teile, „redete Giacinto immer davon, daß er nach Nuoro gehen wolle. Er hätte dort eine Stellung in der Mühle, erzählte er. Jetzt, seit zwei Tagen, sagt er kein Wort mehr darüber."

„Nun, in diesen beiden Tagen hat man ihn ja kaum gesehen," meinte Esther. „Er ist immer mit Don Predu und der anderen Gesellschaft zusammen."

„Lassen wir ihm sein Vergnügen," sagte Efix.

Draußen vor der Tür saß Kallina auf ihrem gewohnten Stein, aber gegen ihre Gewohnheit müßig, und neben ihr Grixenda, das Kind auf dem Schoße; das Mädchen war blaß und traurig, und ihre Augen ruhten unabläßig auf dem Dache des Pfarrhauses.

Ach, Giacinto vergnügte sich da oben, und an sie dachte er nicht mehr; ihr war, als läge sie zusammengekauert am Rande einer Wüste, vor einer Fata Morgana.

Efix kam heran und redete sie an: „Warum so betrübt?"

Sie befestigte auf dem Häubchen des Kindes das gelbe Band, das zum Schutze gegen den bösen Blick dient, und seufzte: „Für mich ist alles aus!"

Von der Hütte her riefen ihre Verwandten nach ihr: „Grixenda, komm! Was soll deine Großmutter sagen, wenn wir dich hungern lassen?"

Kallina winkte Efix zu sich heran. „Ach, der tut etwas anderes not," sagte sie. „Komm, Efix, ich will dir von dem süßen Wein zu trinken geben. Weißt du, wer mir ihn geschenkt hat? Dein junger Herr. Der ist gut wie das Brot und zutunlich. Aber höre, man muß ihm zu verstehen geben, daß Grixenda nicht die Richtige für ihn ist!"

„Nun, laßt sie nur miteinander tollen! Es ist ja nun einmal Fest!"

„Hierher kommt man, um Buße zu tun, nicht um zu sündigen. Ja, Grixendas Leute geben ihr wohl zu essen, aber sie geben nicht acht darauf, wo das Mädchen Tag und Nacht mit Don Giacinto steckt."

„Und meine Damen, sehen die nichts?"

„Die? Die sind wie hölzerne Heilige in der Kirche. Sie sehen vielleicht hin, aber sie bemerken nichts. Das sind unschuldige Seelen, und das Böse ist für sie nicht da."

„Das ist freilich wahr," gab Efix zu. Er trank, aber er fühlte sich bedrückt und ging davon, um sich unter einem Mastixbaum im Heidekraut ein wenig niederzulegen.

Das hohe Gras wogte im Winde, als bewege es sich nach den einförmigen Klängen der Harmonika, und die Pferde standen unbeweglich in der Sonne da, wie gemalt auf dem Schmelz des Horizontes.

Die Stimmen verloren sich im Schweigen, die Gestalten verschwammen im Licht. Aber da, eine große schlanke Mädchengestalt, einen Krug wie eine Pompejanerin in der Hand, hob sich deutlich von einem der nahen Hügel ab; eine andere, die eines großen blonden Mannes, näherte sich ihr, und die beiden fügten sich so eng ineinander, daß sie nur noch einen einzigen Schatten bildeten. Efix fühlte einen Schauer im Rücken; aber er pflückte, indem er sich zur Ruhe zwang, ein Gänseblümchen ab, zerkaute den Stengel und sah ohne Groll der Umarmung Grixendas und Giacintos zu. Gott segne sie und hülle sie immer wie heute in Sonne und Licht ein!

Am Nachmittag war das Fest noch lebhafter. Die Männer zeigten sich den Frauen gegenüber zärtlicher, schleppten sie zum Tanze fort, und die schrägstehende Sonne übergoß die Landschaft mit rosigem Scheine.

Beim Sinken der Sonne versammelten sich die Leute in der Kirche, und Tausende von Stimmen klangen in einer zusammen und verschmolzen miteinander wie draußen im Tale die Düfte der Sträucher und der Blumen.

Ein goldener Schein krönte das Kirchlein, in dem es summte wie in einem Bienenstock.

Efix kniete in einem Winkel und empfand die gewohnte schmerzvolle Entzückung, während die neben ihm kniende Grixenda starr wie ein aus Holz geschnitzter Engel, von Liebe schmerzerfüllt, sang.

Das rötliche Licht der Abenddämmerung kämpfte noch mit dem Glanze der Kerzen; es flutete durch die geöffnete Kirchentür herein und hüllte die Menge wie in einen Schleier, der allmählich immer dichter und dunkler wurde, bis nur noch das Gold der Kerzen durch die Finsternis leuchtete. Die Menge konnte sich nicht entschließen, die Kirche zu verlassen, obwohl der Pfarrer bereits seine Gebete beendet hatte, und sie fuhr fort, die heiligen Lieder zu singen. Es war wie ein fernes Murmeln des Meeres, wie das Rauschen des Waldes am Abend; es war ein ganzes Volk, ein Volk der Vorzeit, das dahinzog, dahinzog, die alten kindlichen Gebete der ersten Christen singend, dahin, dahin, auf einem finsteren Wege, trunken von Schmerz und von Hoffnung, hin zu einem Orte des Lichtes, der in weiter, in unerreichbarer Ferne lag.

Das Haupt zwischen den Händen sang und klagte der alte Efix, und Grixenda, in sich gekehrt, in deren feuchten Augen sich die Flammen der Kerzen widerspiegelten, sang und klagte mit ihm. Und die Qual des einen war gleich der des anderen: es war die Qual dieses ganzen Volkes, das wie der müde Knecht sich an eine dunkle Vergangenheit erinnerte und wie das Mädchen ein Land voll Licht und Liebe träumte. Dann herrschte Schweigen.

Juannantoni, der sich nach seiner Harmonika sehnte, stürzte zuerst aus der Kirche heraus, die Mütze in der Hand. Aber auf der Schwelle hielt er

an, warf einen Blick nach oben und jauchzte auf. Alle eilten ihm nach, um zu sehen, was es gäbe. Es war der neue Mond, den er über dem Pfarrhaus erblickt hatte.

Nach dem Abendessen begannen die Gesänge und das ausgelassene Treiben und Geschrei um die Feuerstätten herum aufs neue; sogar Don Predu beteiligte sich am Tanze, und jede seiner Tänzerinnen wiegte sich in der Hoffnung, daß er sie heiraten würde.

Nur Giacinto tanzte nicht; er saß müde neben der Wucherin, und Efix hörte derweil zu, wie sich die Frauen darüber unterhielten, wer heute wohl am meisten für sein Vergnügen ausgegeben hätte.

„Natürlich Don Predu!"

„Nein, nein, Don Giacinto. Mehr als hundert Lire hat er ausgegeben, das ist gewiß. Er ist aber reich. Und manche erzählen, er habe sogar eine Silbermine."

„Er hat alle zum Trinken eingeladen, selbst Leute, die er nicht kannte."

„Aber warum denn nur?"

„Ach Gott, wer hat, der gibt aus."

Efix empfand eine mit Besorgnis gemischte Genugtuung. Er setzte sich neben Giacinto und begann sich zu erkundigen, ob er sich gut unterhalten habe. Aber auf dem Antlitz des jungen Mannes lag ein Zug von Ekel, und um ihn ein wenig aufzuheitern, erzählte der Alte von dem Geschwätz der Weiber.

„Eine Silbermine? Ja, die ist wohl einträglich, aber doch nicht wie eine Petroleumquelle. Eine Frau, die ich kenne, träumte, daß sich eine solche Quelle an einer bestimmten Stelle auf der Besitzung einer verarmten Herrschaft befinde. Die Leute waren wirklich so herunter gekommen, daß sie kurz davor waren, sich das Leben zu nehmen. Nun, man ließ an der Stelle, die die Frau bezeichnete, nachgraben, und jetzt ist der Herr so reich, daß er im Monat zwölftausend Lire für eine Frau ausgibt . . ."

„Hat er denn die nicht geheiratet, die den Traum gehabt?" fragte Giacinto.

„Die war vielleicht schon verheiratet," sagte Efix nachdenklich.

Die Weiber tanzten, und Grixenda, rosig und erregt, war die ausgelassenste von allen. Efix stieß Giacinto leise an und flüsterte ihm zu: „Euer Gnaden . . . man erzählt sich . . . seht einmal das Mädchen an . . . sie ist ein gutes Geschöpf, aber arm und eine Waise obendrein."

Giacinto blickte nicht auf, er schien zu träumen, und er sagte: „Ich werde sie heiraten."

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen an Mahmud Schewket Pascha.

Von

Generalfeldmarschall **Freiherrn v. d. Goltz.**

IV.

Mahmud Schewkets Meldung nach Konstantinopel, daß er gegen die Hauptstadt marschieren werde, wurde durch den mittlerweile zum Minister des Innern ernannten früheren Müsteschar[1]) des Großwesirs, Adil Bey, abwehrend beantwortet. Sein Einschreiten sei nicht mehr nötig, sondern könne große Nachteile für das Reich mit sich bringen. Mahmud ließ sich nicht irre machen. Auch im mazedonischen Armeebezirke waren die Truppen von den Verschworenen insgeheim bearbeitet worden, und es begann zu gären. Wenn nicht sogleich etwas geschah, war auch hier eine Erhebung zu erwarten. Dann aber lag die Türkei ohne Schutz offen vor ihren europäischen Gegnern. Was vier Jahre darauf geschah, konnte damals schon eintreten. In seiner Eigenschaft als stellvertretender General-Inspekteur erließ Mahmud Pascha noch am Abend den Mobilmachungsbefehl für seinen ganzen Befehlsbereich. Er wirkte wie eine Erlösung und wurde mit Jubel aufgenommen; denn die Sorge vor einer Reaktion hatte sich im ganzen Lande schnell verbreitet. Zahlreiche Danksagungen und Glückwunschtelegramme liefen in Saloniki ein.

Sofort wurden die Vorbereitungen für den Eisenbahntransport getroffen. Die Bahnlinie Saloniki—Dedeagatsch, welche die Verbindung mit Thrazien und der Hauptstadt herstellte, vermochte höchstens vier bis fünf Züge täglich zu befördern, und auch das voraussichtlich nicht auf lange Dauer[2]). Sie wurden indes für sechs bis acht veranschlagt, da man auf alle Bequemlichkeit der Truppen verzichtete und sie vollgepfercht werden konnten, wie man es im Orient gesehen haben muß, um zu glauben, daß es angeht.

Schon am 19. April 1909 marschierte das 1. Bataillon — die 17. Schützen — mit einem Stande von 1050 Mann zum Bahnhofe. Mahmud Schewket verschweigt hier in seinen Aufzeichnungen, was mir in glaubwürdigster Art von seiner Umgebung versichert worden ist. Mittel zur Bezahlung der ersten Transporte waren im Augenblick nicht flüssig. Sie

[1]) Unterstaatssekretär.

[2]) Dies sei nebenbei den Viertisch-Strategen gesagt, welche der Türkei anrieten, „die drei mazedonischen Armeekorps sofort nach Thrazien hinüberzuwerfen", und selbstverständlich mir die Schuld zuschrieben, daß dies nicht geschehen sei. Also Armeekorps, die nicht da waren, auf einer Bahn, die sie nicht hätte fortschaffen können!

auf Kredit zu bewilligen, verweigerte die Bahnverwaltung, angeblich politisch beeinflußt. Da gab Mahmud Pascha sein geringes Vermögen — es sollen 2000 türkische Pfund, etwa 17000 Mark, gewesen sein — her, um die Schwierigkeit zu beseitigen. Der Truppenabschub gegen Konstantinopel konnte beginnen.

An den späteren Geldbedarf hatte der umsichtige Mann sofort gedacht. Als General-Inspekteur war er zugleich Präsident der internationalen Finanzkommission für Mazedonien. 30000 türkische Pfund standen dieser zur Verfügung. Sie wurden für Militärzwecke beschlagnahmt. In den Kassen der Armeeverwaltung fand sich ebensoviel vor. Diese geringen Mittel reichten aber nur für wenige Tage hin. Er legte daher sofort die Hand auf die Filiale der Banque ottomane und auf die Tabaksregie, die er militärisch besetzen und denen er die Absendung größerer Summen untersagen ließ. Noch einige weitere Maßregeln wurden getroffen, Verpflegungskommissionen in Saloniki—Dedeagatsch und Tschataldscha eingesetzt.

Viel kam auf die Haltung der Truppen des II. Armeebezirks in Thrazien an; denn die Transporte nach der Hauptstadt mußten bei der eigenartigen Gestaltung des Eisenbahnnetzes ganz nahe an deren Hauptquartier und stärkste Garnison Adrianopel herangeführt werden. Die Besetzung oder Zerstörung des Bahnhofs von Kuleli Burgas südlich Adrianopel hätte erheblichen Aufenthalt bereiten und das ganze Unternehmen gefährden können. Salih Pascha, ein jungtürkischer General, der früher lange in Verbannung gelebt hatte, einer meiner besten ehemaligen Schüler, führte dort zur Zeit den Befehl. Ihn berief Mahmud Pascha, wie es in der Türkei damals üblich war, zu einer Unterhaltung auf das Telegraphenbureau. Salih erklärte, über die Vorgänge in Konstantinopel noch im unklaren zu sein, fügte aber hinzu, daß auch unter den thrazischen Truppen Gärung herrsche und ihnen nicht unbedingt zu trauen sei. Auf ihre Hilfe mußte zunächst verzichtet werden. Eine Bitte, die Expedition jedenfalls vor Störung zu bewahren, schloß das Gespräch ab. Der sich immer lauter erhebende Enthusiasmus für den Marsch gegen die Meuterer brachte Mahmud Pascha über die letzten Zweifel hinweg. Es wurde nur, der Vorsicht halber, die schnelle Versammlung der zuerst eingeschifften Truppen bei Lüle Burgas als Rückendeckung für die Expedition angeordnet.

Kurz darauf, noch am 16. April, konnte Salih Pascha übrigens seine Unterstützung zusagen. Eine gemischte Brigade von acht Bataillonen und drei Batterien unter Schewket Torgud Pascha, dem Bezwinger der Albaner von 1909, wurde von ihm zur Verfügung gestellt. Das war eine wertvolle Hilfe, da nun auch auf Teilnahme hinreichend starker Artillerie und Kavallerie zu rechnen war, deren Heranschaffung von Saloniki her auf fast unüberwindliche Hindernisse stieß.

Zahlreiche Freiwillige erboten sich in ganz Mazedonien, den Zug mitzumachen. Mahmud Schewket, der das Bedenkliche dieser Hilfe sehr wohl einsah, lehnte im allgemeinen dankend ab. Komiteemitglieder wies er ebenso zurück, um eine Einmischung in seine Kommandogewalt zu verhüten. Er

bildete aber dennoch, um der Bewegung einen nationalen Charakter zu geben, selbst ein besonderes Freiwilligenkorps von 2500 Mann, das sich aus Türken, Albanern, Bulgaren und Rumänen (Kutzo-Walachen) zusammensetzte. Nicht vergessen wurde eine Brigade von Gendarmerie, die sich später, nach Besetzung der Hauptstadt, außerordentlich bewährte. Die neuen international geleiteten Gendarmerieschulen Mazedoniens lieferten die Mannschaft dazu. 500 Gendarmen, 150 Polizeibeamte begleiteten den Zug; 200 der ersteren wurden vorweg transportiert. In jedem Zuge fuhr, auf des Paschas Befehl, ein Hodja — ein geistlicher Lehrer — mit, um die Mannschaft zur Ruhe zu mahnen, sie über den Zweck der Expedition aufzuklären und falsche Einflüsterungen abzuwehren. Trotz Überraschung und Eile waren alle Maßregeln ergriffen, um den Erfolg sicherzustellen. Die Truppensendungen nahmen ihren regelrechten Verlauf; keine wesentliche Störung trat ein.

Noch lag die Möglichkeit vor, daß die Meuterer aus Kleinasien Zuzug erhielten oder eine Mobilmachung der dortigen Redif- (Landwehr-) Bataillone unter falschen Vorspiegelungen veranlaßten, um sie zur Verteidigung Konstantinopels zu verwenden. Zwei in Smyrna liegende zuverlässige und tüchtige Bataillone des mazedonischen Armeebezirks wurden daher sofort mit der Eisenbahn nach dem bekannten Knotenpunkte Eskischehr in Bewegung gesetzt, um ihn in der Gewalt zu haben und alle Hilfe für den Aufstand von jener Seite abzuschneiden. Auch diese Anordnung wurde pünktlich und gut durchgeführt — ein Beweis, wieviel sich auch im Orient erreichen läßt, sobald ein kräftiger und entschlossener Wille sich geltend macht.

Das erste Operationsziel bildeten natürlich die Linien von Tschataldscha, die bekannte Schutzwehr Konstantinopels auf der thrazischen Halbinsel zwischen Schwarzem und Marmara-Meer. Sie waren damals noch nicht, wie später, geräumt und konnten, wenn die Besatzung sich der Meuterei angeschlossen hatte, wirksamen Widerstand leisten.

Auf den Umstand rechnend, daß jene wahrscheinlich noch unentschieden sein werde, plante Mahmud Schewket einen kühnen Handstreich. Er selbst vermochte ihn allerdings nicht zu leiten; doch fand er den richtigen Mann dafür in der Person des bald darauf im Kampfe um die Taximkaserne gefallenen Generalstabsmajors Mukhtar Bey. Ihn beauftragte er, den vordersten Eisenbahnzug zu begleiten, diesen und den nächstfolgenden in der Nacht mit angemessener Entfernung vor Tschataldscha halten zu lassen und dann persönlich den Schienenstrang gegen das vorgeschobene große Werk von Bakschaïsch zu erkunden, das die Stellung nach beiden Seiten hin flankiert. Langsam und völlig geräuschlos sollte der Zug bis auf etwa 1 km Entfernung von der Befestigung folgen, um dann, wenn die Linie fahrbar war, mit gelöschten Lichtern, aber vollem Dampf in die Stellung hineinzufahren.

Es war Mahmud Pascha bekannt, daß die Bahnlinie um Bakschaïsch herum einen Bogen macht, der den Zug in den Rücken des Werkes führte. Dort sollte haltgemacht und der Angriff gegen die Kehle desselben überraschend unternommen werden. Von diesem Stützpunkte aus konnten dann noch in der Nacht die benachbarten Befestigungen überrumpelt werden.

Der Überfall gelang vollkommen. Niemand hatte an die Möglichkeit so schneller Heranführung von Truppen aus Mazedonien gedacht; die Besatzung lag in tiefem Schlafe und wurde erst durch das Eindringen der Angreifer geweckt, ein Widerstand damit unmöglich gemacht. Mahmud Schewket Pascha ließ die Siegesnachricht sofort im ganzen Lande bekanntgeben, um alle weiteren Aufstandsgelüste im Keime zu ersticken.

Sehr war das Gelingen des kühnen Handstreichs dadurch erleichtert worden, daß die in der Tschataldscha-Stellung stehenden Fußartillerie-Bataillone mit den Aufrührern gemeinsame Sache gemacht, aber ihren Posten verlassen und sich ihnen in der Stadt angeschlossen hatten. So konnten die Sieger auch das Hauptquartier der Stellung, Hademköj, sowie San Stefano dicht vor Konstantinopel besetzen. Wie mit einem Zauberschlage waren sie dort erschienen, während man in der Umgebung des Sultans die Gefahr noch fern geglaubt und auch den Großherrn in falsche Sicherheit gewiegt hatte. Erst jetzt scheint dieser die Schwierigkeit seiner Lage voll erkannt zu haben, und die ergebnislosen Verhandlungen begannen.

In San Stefano wurde durch die vorausgesandte Gendarmerie die Ordnung sofort wieder hergestellt. Kammer und Senat vermochten sich dort, der Verfassung entsprechend, als Nationalversammlung in außerordentlicher Sitzung zu vereinigen.

Daß jede Unterhandlung vor völliger Niederwerfung der Meuterei verderblich werden würde, erkannte Mahmud Schewket mit sicherem Blick. Er verbot deshalb allen Verkehr mit der Hauptstadt und schloß seine Truppen sorgsam gegen Emissäre ab.

Der Pascha selbst mußte bis dahin noch in Saloniki bleiben, um die weitere Aufstellung mobiler Truppen zu betreiben. Er rechnete, im Notfalle 100000 Mann gegen die Hauptstadt vereinigen zu können — mit 50000 Mann in Reserve. An seiner Stelle hatte General Hußni Pascha, ein tapferer und maßvoller Mann[1]), vorn den Befehl geführt. Erst jetzt konnte er sich selbst auf den Schauplatz der Ereignisse begeben. Am 21. April nachmittags drei Uhr reiste er mit kleiner Umgebung von Saloniki ab, von der Bevölkerung als Retter des Landes auf allen Bahnhöfen mit Enthusiasmus begrüßt.

Unterwegs, in Dedeagatsch, erhielt er die telegraphische Nachricht, daß auch die Flotte sich ihm angeschlossen habe und um Befehle bäte. Sogleich ordnete er ihr Auslaufen aus dem Hafen von Konstantinopel an, um sie falscher Beeinflussung zu entziehen. Er wies ihr bis zu seiner Ankunft einen Ankerplatz bei San Stefano an. In Lüle Burgas traf er mit dem Oberbefehlshaber des II. Armeebezirks zusammen. Im Salonwagen kam es zu dem im Orient unvermeidlichen Kriegsrat. „Ein Kriegsrat gefällt mir gar nicht. Ich wollte aber den Vorschlag meiner Kameraden nicht zurückweisen,' zeichnet Mahmud Pascha auf. Die größte Schwierigkeit beim Angriffe auf Konstantinopel bestand darin, Eigentum und Person der Ausländer vor jeder

[1]) Er war eine Reihe von Jahren mein Adjutant — übrigens Schwiegersohn des 1878 von den Albanern ermordeten Mehmet Ali Pascha, des Brandenburgers Detroit und hatte sich früher auf Kreta bewährt.

Schädigung zu bewahren, um den Großmächten den Vorwand zu einer bewaffneten Einmischung und zur Besetzung der Hauptstadt zu entziehen.

Die Mehrheit sprach sich dafür aus, den Angriff bei Tage zu unternehmen, Tag und Stunde vorher den fremden Botschaftern, ja sogar den Einwohnern bekannt zu machen. Sie sollten in die Lage versetzt werden, selbst für ihre Sicherheit zu sorgen. Der Entwurf wurde zu Papier gebracht und Mahmud übergeben, der ihn stillschweigend hinnahm und seine eigenen Entschlüsse faßte. Wenn die meuternden Truppen, wie es den Anschein hatte, außerhalb der Stadt keinen Widerstand leisteten, so wollte er in aller Stille gegen Abend mit getrennten Kolonnen bis zu den nahe vor den Mauern gelegenen vier Punkten Makriköj, den großen Kasernen von Daud Pascha, Ramis Tschiftlik und dem bekannten, im Tal der süßen Wasser von Europa gelegenen Kiathané[1]) vorrücken. Von dort sollte gegen Sonnenaufgang der Angriff gegen die in der Stadt gelegenen Kasernen erfolgen, in denen die Aufständischen sich gesammelt hatten.

Die Lage war keineswegs unbedenklich und der Erfolg nicht sicher. In Konstantinopel waren ungefähr 35—40 000 Mann, zum Teil freilich zerstreut oder in kleinen Abteilungen zersplittert, verfügbar. Mahmud Pascha wußte, daß an 100 000 Gewehre vorrätig seien. Ein energischer, klarer Wille konnte die Volksmassen gewinnen, bewaffnen und in dem Häusermeer zu nachhaltiger Verteidigung verwenden. 60 000 Mann waren jedenfalls noch aufzubringen, im ganzen also 100 000 Mann in der Hauptstadt verwendbar. Zahlreiche Offiziere, zumal bei den Yildiztruppen, konnten die Führung übernehmen. Alles, was Mahmud Pascha bisher hatte heranbringen können, zählte nicht mehr als 18 000 Mann. Ein Zögern, um das Eintreffen weiterer Streitkräfte abzuwarten, mußte aus politischen Gründen höchst gefährlich werden. Es blieb nichts übrig, als das schnellste und energischste Handeln. Zum Glück übertrieb das Gerücht die Zahl der Herankommenden ebenso sehr, wie es zuvor die Unmöglichkeit ihres Erscheinens behauptet hatte.

Am 22. April gegen drei Uhr nachmittags traf Mahmud Schewket Pascha in San Stefano vor Konstantinopel ein. Auf dem Bahnhofe empfing ihn der Kammerpräsident Ali Riza Bey, der unermüdliche Vorkämpfer der Verfassung. Beide Männer kannten sich noch nicht persönlich, umarmten sich aber in der Erregung des Augenblicks. Von Ali Riza erfuhr Mahmud Pascha, daß die Nationalversammlung auf dem Punkte stehe, die Absetzung Sultans Abdul Hamid II. auszusprechen[2]). Mahmud Schewket erhob Einspruch. Er hielt den Beschluß wegen des Eindrucks, den er auf Volk und Heer machen könne, für höchst gefährlich. Vor einem solchen hätte man zum mindesten die Meinung des Höchstkommandierenden einholen müssen. Sofort eilte er in die Nationalversammlung. Said Pascha, der langjährige Großwesir, zurzeit Präsident des Senats, gab ihm Recht. Er richtete an die Mitglieder eine kurze Ansprache, in der er den herbeigeeilten Truppen und

[1]) Eigentlich Kiaghidhané — Papierfabrik.

[2]) Der Kalif ist bekanntlich nach dem Staatsgrundgesetz absetzbar und nicht, wie vielfach angenommen wird, unabsetzbarer Souverän.

ihren Führern mit warmen Worten dankte. Mahmud Schewket erwiderte, daß er gekommen sei, um die Aufständischen strenge zu bestrafen und das Land zu retten, oder mit den Seinen in den Straßen Konstantinopels unterzugehen. „Ich habe weiter gesagt" — so zeichnet er selbst auf —, „daß ich und meine Kameraden nur diesen Gedanken tragen und nicht beabsichtigen, den Sultan zu entthronen. Deswegen dementiere ich vor der hohen Nationalversammlung die umlaufenden diesbezüglichen Nachrichten."

„Meine ersten Worte" — so fährt er fort — „haben auf Deputierte und Senatoren eine gute Wirkung gehabt. Überall hörte ich die Rufe: ‚Gott helfe dir!' Diese Rufe wirkten auch auf mich. Nur meine letzten Worte wurden still angehört. Sie machten augenscheinlich keinen guten Effekt."

Mahmud Schewket ließ sich indes nicht beirren.

Er rechnete auf heftigen Widerstand. Die Energie des Großherrn falls dieser, wie es nunmehr sicher zu sein schien, selbst die Leitung übernähme — schätzte er sehr hoch ein. Zwei Seelen wohnten in Abdul Hamids Brust. Er konnte unnötig ängstlich werden, oder vielleicht besser „scheinen", aber auch von großer Entschlossenheit und Rücksichtslosigkeit sein, die ihm stets zu Gebote stand, wenn er sich und seine Macht in Gefahr wähnte. Dies aber war jetzt der Fall.

Beim Verlassen des Parlaments erhielt Mahmud durch den Schehir Emini (Präfekt) von Konstantinopel, der eben aus der Stadt kam, die Nachricht, der Sultan beabsichtige angeblich, die Fahne des Propheten zu entfalten und die Gläubigen zum Kampfe für seinen Thron aufzurufen, wie es einst Mahmud II. gegen die Janitscharen getan. Armenier und Griechen wären in großer Angst wegen der drohenden Gefahr eines Massakres. Weitere Meldungen bestätigten diese Nachricht, von allen Seiten stürmten die Bitten und Beschwörungen auf den Retter ein, um seine Hilfe zu erlangen. Er blieb inmitten des Wirrwarrs von Forderungen der ruhige, überlegende Mann der Tat. Zeit war freilich nicht zu verlieren.

Das Hauptquartier nahm in der etwa 10 km nordwestlich von San Stefano isoliert gelegenen Ackerbauschule von Halkali seinen Sitz, wo eine ungestörte Truppenführung eher gewährleistet war, als in San Stefano. Salih Pascha eilte nach Adrianopel zurück, um die Ruhe im II. Armeebezirk aufrecht zu erhalten und den gegen die Hauptstadt vorgehenden Truppen den Rücken zu decken.

Von Halkali richtete Mahmud Schewket sofort eine telegraphische Meldung an Sultan Abdul Hamid, daß er nur die Züchtigung der aufständischen Soldaten bezwecke, „die viele ihrer Offiziere und unschuldige Patrioten getötet haben". Er entkräftete nochmals das Gerücht, daß die „Operationsarmee" [1]) seine Entthronung bezwecke, und warnte vor einem Widerstande, zumal in der Umgebung des Jildiz-Palastes. Durch den ersten Sekretär des Sultans, einen loyalen und gebildeten Mann, Djevad Bey, erfolgte unverzüglich die Antwort: „daß Seine Majestät mit der erstatteten Meldung sehr zufrieden sei und sein Leben dem Schutze seiner treuen Armee anvertraue".

[1]) Diesen Namen, türkisch: „Hareket ordussu", hatten die heranrückenden mazedonischen Truppen im Volksmunde erhalten.

Der Sultan hatte in der Tat befohlen, die Depesche Mahmuds in allen Zeitungen zu veröffentlichen und sie auch bei der am Freitag den 23. April stattfindenden Selamlik-Zeremonie den anwesenden fremden Botschaftern vorlegen lassen. Sie war nicht ohne Wirkung geblieben. Die Entwaffnung der im Jildiz-Palastviertel noch anwesenden Truppen wurde angeordnet, um Widerstand und einen Kampf in der Umgebung der Großherrlichen Residenz zu verhüten, der Abdul Hamids Leben gefährden konnte. Über dem Palast sollte die weiße Fahne gehißt werden. Nach der späteren Besetzung von Jildiz fand sich Mahmud Schewket Paschas Telegramm im Original in des Großherrn Schlafzimmer vor.

In Halkali war auch Mahmud Schewket Paschas Generalstabschef Pertew Pascha zu ihm gestoßen. Kurz vor der Meuterei nach Konstantinopel beurlaubt, um seine junge, aus vornehmer Familie stammende Frau, die ihrer Entbindung entgegensah, ins Elternhaus überzuführen, hatte er unter großen Gefahren inmitten der Aufrührer ausgeharrt und jetzt die Armee erreicht. Ihm und seinem bisherigen Vertreter Ali Riza Pascha vertraute Mahmud Schewket seine Absicht an, treu seinem im Salonwagen des Eisenbahnzuges gefaßten Entschlusse, schon am 23. April vorzugehen. Er beauftragte sie mit der Bearbeitung der sehr umfangreichen Befehle für die Besetzung der Stadt, den Schutz der Einwohner, die Sicherung der Ausländer, die Bewachung der Gesandtschaften, Bergung des vorgefundenen Materials, Abführung der Gefangenen und Herstellung der Ruhe. Alles war genau und zweckmäßig vorgesehen, eine wesentliche Grundlage für die nun kommende Operation, die bekanntlich in einer ganz Europa in Staunen setzenden Art gelang [1]). Pertew Pascha kam hierbei seine Kenntnis der augenblicklichen Lage in der Hauptstadt sehr zu statten [2]). Er kannte die ungefähre Verteilung der dort vorhandenen Streitkräfte, sowie alle Örtlichkeiten genau und vermochte die Angriffsmaßregeln darnach zu berechnen. Der Befehl, den ich später in Abschrift erhielt, ist eine sehr gute Generalstabsarbeit und beweist die Bildungsfähigkeit des jüngeren Offizierkorps. Hätte im Beginn des Balkankrieges ein größeres praktisches Verständnis für die Bedürfnisse der Armee und den Zusammenhang zwischen der Theorie der Führung und der Praxis der Ausführung durch die gerade vorhandene Truppe bestanden, so wäre der Erfolg ein glücklicherer gewesen. An den „Plänen", von denen der Laie gern alles abhängig macht, würde es nicht gefehlt haben. Gar oft ist im Felde der Weg zur Niederlage mit richtigen Theorien gepflastert.

Noch am 23. April ging der erste Befehl, von Mahmud Schewket unterzeichnet, an die Truppen ab. Aus den vorhandenen 23 Bataillonen wurden vier Kolonnen gebildet, die noch in der Nacht die schon ausersehenen Punkte erreichten. Sie fanden keinen Widerstand, besetzten alle vier und bereiteten

[1]) Das Gelingen hatte später leider die indirekte Folge einer übertriebenen Anerkennung der jungtürkischen Truppen in der europäischen Presse. Sie erzeugte die begreifliche Selbstüberschätzung bezüglich eines Krieges gegen den äußeren Feind, die dann im Herbst 1912 so üble Früchte trug.

[2]) Mahmud Pascha bezeichnet ihn als „einen tüchtigen und gütigen Mann".

sich zum weiteren Vordringen im Morgengrauen vor. Nur bei Sindjirli Kuyu nördlich Pera an der Chaussee nach Therapia hatten Patrouillen aufeinander gefeuert. Gegen Abend machten vier Bataillone aus der Stadt einen Ausfall gegen die Kaserne von Daud Pascha, der aber mit Unterstützung von Artillerie leicht zurückgewiesen wurde.

Mahmud Pascha hatte inzwischen noch ein langes Telegramm des neuen Großwesirs Tewfik Pascha erhalten, der unter Hinweis auf die Gefahren eines Kampfes einen „Versöhnungsakt" für die beiden einander gegenüberstehenden Heere vorschlug. Mahmud Schewket sagt darüber in seiner Niederschrift: „Die Versöhnung ist kein Mittel zum Züchtigen von Meuterern. Wenn durch solche Mittel die jetzige Meuterei beigelegt wird, so wird bald wieder eine andere folgen und die Ruhe in der Hauptstadt von neuem gefährdet."

Trotzdem fand noch eine Zusammenkunft zwischen ihm und Nazim Pascha, der das Kriegsministerium übernommen hatte, zu San Stefano statt. Nazim bestätigte, daß 40000 Mann in der Hauptstadt verfügbar seien, und schlug vor, sie ins freie Feld ausrücken zu lassen, während die „Operationsarmee" sich ihnen gegenüber aufstellen solle. Dann würden die Gewehre zusammengesetzt werden und eine Verbrüderung stattfinden. Nazim Pascha verlangte jedoch noch 13—14 Tage Zeit, um erst die beiden älteren, unter Waffen befindlichen Jahrgänge entlassen zu können, die schwieriger als die beiden jüngeren zu behandeln seien. Diese Bedingung war unerfüllbar. Im ganzen Lande herrschte die größte Erregung. Während eines Stillstandes von zwei Wochen hätten die Führer auf beiden Seiten die Leitung aus den Händen verloren. Die Sicherheit in Konstantinopel, das sich augenblicklich ganz in der Gewalt der Meuterer befand, wäre nicht aufrechtzuerhalten gewesen. Die Unterredung zerschlug sich ergebnislos. Nazim Pascha ließ sich bewegen, in San Stefano zu bleiben. Die Ereignisse überholten auch bereits die Verhandlungen; denn der Befehl für den 24. April war, als der Oberbefehlshaber nach Halkali zurückkehrte, vom Generalstabschef Pertew Pascha schon an die Truppen versendet worden. Die große numerische Überzahl der Meuterer schreckte Mahmud Schewket nicht von dem einmal geplanten Vorgehen ab. Um den Ereignissen am nächsten Morgen näher zu sein, verlegte er das Hauptquartier sofort nach Makriköj, wo ihn die Nachricht empfing, daß das Festungs-Artillerieregiment des Bosporus sich der Meuterei nicht angeschlossen habe und 800 Mann desselben, mit Gewehren bewaffnet, zu seiner Verfügung stünden — immerhin eine willkommene Verstärkung. Es wurde sogleich zur Säuberung des Geländes nördlich der Hauptstadt nach dem Schwarzen Meere hin verwendet, in welchem bewaffnete Meuterer sich zu zerstreuen begannen.

Ein kleiner Teil der Flotte, der im Hafen geblieben war, erschien noch unsicher; einige auf den Höhen bei Ramis Tschiftlik, am oberen Ende des Goldenen Horns, aufgestellte Batterien sollten die vor Anker liegenden Fahrzeuge im Zaum halten und gleichzeitig die Marinekaserne beherrschen. In der Nacht zum 24. April wurde Mahmud Schewket gemeldet, daß die Besatzung eines der vor San Stefano liegenden Schiffe in Aufruhr sei. Ein eigentümlicher Grund hatte dies veranlaßt. Aus der Hauptstadt waren etwa

hundert junge Offiziere zur Armee hinaus geflüchtet, doch ohne Waffen. Da die Truppen an Offizieren vollzählig waren, entschied der Oberbefehlshaber, sie mit Gewehren auszurüsten, um sie im Innern der Stadt zu besonderen Zwecken und zur Aufrechterhaltung der Ordnung zu verwenden. Auf dem meuternden Panzer fand sich zufällig der nötige Waffenvorrat. Die Verteilung jedoch wurde von der Besatzung als Entwaffnung aufgefaßt und reizte sie zum Widerstande. Der Zwischenfall hätte leicht bedeutende Folgen haben können, aber Mahmud Schewket Paschas ruhiges Auftreten führte Aufklärung und Aussöhnung schnell herbei. Der Vorsicht halber verwendete er indes vor der Hauptstadt nur zwei unbedingt zuverlässige Panzerschiffe und zwar das eine vor der großen, allen Besuchern Konstantinopels wohlbekannten, Selimié-Kaserne am asiatischen Ufer, das andere auf europäischer Seite bei Beschiktasch, um die dort auf den Höhen gelegenen Kasernen nötigenfalls unter Feuer nehmen zu können.

Die Flotte erhielt im übrigen Befehl, bei den Prinzeninseln zu kreuzen.

V.

Am 24. April noch vor Sonnenaufgang verkündete Kanonendonner den Beginn des Kampfes in der Stadt. Die Hoffnung auf deren Unterwerfung ohne Blutvergießen hatte sich nicht erfüllt. Mit großer Spannung wurde der Ausgang erwartet. Mahmud Schewket blieb andauernd neben dem Apparat des Telegraphenbureaus von Makrikiöj. Er hatte mit allen Kolonnen Verbindung, diese unter sich aber nur durch seine Vermittlung.

Schon in den ersten Nachmittagsstunden waren alle Kasernen und Wachtgebäude — bis auf die Marinekaserne, eine Kaserne in Eyub und die Militärgebäude am asiatischen Ufer — in den Händen der Angreifer. Zwei Eisenbahnzüge standen in Makrikiöj zur Einfahrt in die eroberte Stadt bereit. Der vordere führte eine Eskadron als Eskorte, der zweite Mahmud Schewket Pascha und seinen Stab mit sich.

Ohne Rücksicht auf die noch drohende Gefahr, aber auch ohne auf ein Hindernis zu stoßen, fuhren beide in die Hauptstadt ein. Das Geleise, das am Rande des Marmara-Meeres hinter der Stadtmauer entlang läuft und durch deren Lücken herrliche Blicke auf dieses und die asiatische Küste gestattet, war völlig unzerstört. Es durchzieht ärmere Stadtviertel von Stambul, deren Einwohnerschaft sich an der Linie eingefunden hatte und die Befreier mit lautem Jubel empfing. Augenscheinlich war die Furcht vor Anarchie, Plünderung und Mord groß gewesen. Vom Hauptbahnhofe, nahe der großen Brücke über das Goldene Horn, begab sich Mahmud Schewket an der Spitze der Eskadron nach der Höhe des Seraskerats hinauf. Die Straßen waren leer. Nur hin und wieder sah man durch den Kampf erschreckte Menschenhaufen umherirren. Auf dem das Seraskerat umgebenden großen Platz waren gefangene Meuterer bataillonsweise aufgestellt — ein freier Raum zwischen ihnen. Mahmud Schewket begab sich in ihre Mitte, musterte die Gefangenen und erkannte sogleich das Salonikier Schützenbataillon, das der Verführung zuerst verfallen war, obschon es als besonders zuverlässig noch vor kurzem mit drei anderen nach der Hauptstadt entsendet worden war.

Die Mannschaft stand gesenkten Hauptes vor ihrem bisherigen kommandierenden General, der sie fragte, was für Soldaten sie seien, sich stellend, als kenne er sie nicht. Keine Antwort! Vor der Einschiffung in Saloniki hatte Mahmud Pascha sie ernst und väterlich ermahnt und sie gewarnt vor der Versuchung, die ihnen in der Hauptstadt nahe treten würde, in der seit 33 Jahren eine „unerhörte Charakterlosigkeit" herrsche. Er hatte die Mannschaft zum Gehorsam, die Offiziere zu väterlicher Fürsorge für ihre Untergebenen aufgefordert, aber auch gedroht, daß, wenn sie ihre Pflicht nicht täten, er selbst eiligst nach Konstantinopel kommen werde, um sie zu strafen. Die Bataillone hatten ihn damals einstimmig versichert, daß sie seinen Befehlen gehorchen würden. Jetzt erinnerte er sie an jenen Augenblick, hielt ihnen vor, daß sie ihr Wort nicht wie ehrliche Männer gehalten hätten, daß er dagegen umgekehrt gehandelt habe. Nun werde er auch seine Drohung erfüllen und über sie die gebührende Strafe verhängen.

Sofort erließ er vom Kriegsministerium aus die bekannte Proklamation, um das Volk zu beruhigen, und verhängte über Konstantinopel und Umgegend den Belagerungszustand. Das aus der Meuterei hervorgegangene Kabinett erkannte er nicht als zu Recht bestehend an, stellte beide Urkunden daher nicht dem gegenwärtigen Großwesir, sondern dem Präsidenten der Nationalversammlung Said Pascha zu, der unter dem Beinamen Küczück (der kleine) auch in Europa noch in neuester Zeit viel genannt worden ist. Said Pascha beabsichtigte, den Sitz der Nationalversammlung schon jetzt nach Konstantinopel zu verlegen. Mahmud Pascha widerstrebte, weil das damalige Parlamentsgebäude unter dem Feuer der noch unbezwungenen Selimié-Kaserne lag, in der Artillerie stand. Erst als am 25. und 26. April auch die letzten Zufluchtsstätten der Aufständischen durch umsichtige und energische Maßregeln bezwungen worden waren, genehmigte er die Verlegung.

Konstantinopel atmete auf. Mahmud Schewket ward überall, nicht zum mindesten von den Europäern der Hauptstadt, freudig als Retter und Befreier begrüßt. Zehn Tage lang hatte das drohende Unwetter über der „völkerwimmelnden" Stadt am Bosporus geschwebt. Jeden Augenblick ward seiner Entladung mit Schrecken entgegengesehen. Sie befand sich vollkommen in der Gewalt einer führerlosen Soldateska, und es ist wahrlich ein Zeichen von der Gutartigkeit des türkischen Volkscharakters, daß sie diese Gewalt nicht einmal zu Plünderungen mißbrauchte.

Mahmud Schewket stand auf der Höhe seines Erfolges und seines Ruhms. Er war in Wahrheit der nationale Held geworden. Die Führung seines kurzen Feldzuges verdient die höchste Anerkennung. In allen Entschlüssen und Anordnungen war er die Seele gewesen und hatte es verstanden, seinen Geist auf seine Truppen zu übertragen, deren Haltung allgemeines Lob erfuhr.

Eine schwere Arbeit blieb ihm noch zu tun: die Bestrafung der Meuterer. Ein Kriegsgericht unter Vorsitz des überall wegen seines Charakters geachteten Churschid Pascha war eingesetzt. Die allgemeine Richtschnur, die er ihm für sein Verhalten gab, war, die Schuldigen in vier Gruppen zu trennen. Mit aller gesetzlichen Strenge sollten die Haupträdelsführer und

die am Verbrechen Beteiligten abgeurteilt werden. Zur zweiten Kategorie sollten alle diejenigen Meuterer gerechnet werden, die bewaffneten Widerstand geleistet hatten, zur dritten die nur Verführten, denen sonst nichts zur Last fiel, zur vierten die Rekruten. Es erging nun das bekannte Strafgericht über die Schuldigen der beiden am meisten belasteten Klassen; doch hat es bei weitem nicht den Umfang angenommen, den das Gerücht ihm damals gab. Im ganzen ergingen 60 Todesurteile und 300 Urteile zu Kerker oder Verbannung, 12000 Mann wurden zum Straßenbau nach Mazedonien versendet, die übrigen älteren Mannschaften in andere Truppenteile versetzt und aus den Rekruten die neuen Verbände hergestellt. Hinzugefügt sei sogleich, daß während des im ganzen $3^1/_2$ Jahre dauernden Belagerungszustandes noch 350 Personen zwangsweise in die Provinzen verschickt worden sind. Die Gesamtzahl der zum Tode, Kerker oder Verbannung überhaupt Verurteilten beläuft sich daher auf 700, eine Zahl, die im Vergleiche zum Umfange und der Gefährlichkeit des Aufstandes nicht übermäßig hoch erscheint. Es war einer der größten Nachteile der unseligen Meuterei, daß das ganze I. Ordu (Armee), das einzige, das damals leidlich geschlossen in und um Konstantinopel stand, also in jedem Notfalle verwendbar gewesen wäre, nunmehr aufgelöst worden war und zunächst nicht mitzählte. Sein kommandierender General, der jetzige türkische Botschafter in Berlin, Mahmud Moukhtar Pascha, hatte seine Ausbildung mit großer Energie begonnen und schon viel erreicht. Jetzt war die Arbeit zerstört und damit zugleich die des benachbarten II. und III. Ordu (Adrianopel und Saloniki) in Verwirrung geraten. Militärisch ging durch die Revolte ein ganzes Jahr verloren, was sich bei Ausbruch des Balkankrieges bitter rächte.

Die Truppen von Jildiz, die Leibgarde Sultans Abdul Hamid II., hatte zu einem Teile auf dessen Geheiß die Waffen niedergelegt, zum andern sie behalten. Die Bewaffneten aber begannen, als sie die Niederlage der Meuterer wahrnahmen, sich zu zerstreuen. Meist retteten sie sich auf Barken und Kaïks ans asiatische Ufer. Der ehedem in seinem Lande allmächtige Großherr, dessen absolute Macht noch ein Jahr zuvor unerschütterlich fest zu stehen schien, sah sich im Augenblick der Entscheidung ohne Verteidiger, ein Schicksal, dessen Tragik nicht zu leugnen ist. Ob er die Erhebung gewollt, war zweifelhaft; daß er sie gefördert, erschien unbestritten. Man hat Mahmud Schewket Pascha, der seine Pflicht mit Wiederherstellung der Ruhe erfüllt, sein Werk zunächst für beendet hielt, die schwersten Vorwürfe wegen der Entthronung Abdul Hamids II. gemacht, ihn sogar einen „Eidbrecher" genannt — ganz mit Unrecht!

Wir Deutsche sind in der glücklichen Lage, daß unsere Treue bis zum Tode der Person des unabsetzbaren Monarchen gilt. Der urgermanische Gedanke der unverbrüchlichen persönlichen Waffengefolgschaft hebt uns über alle Zweifel hinweg. Hagen von Tronege, der für seinen Herrn kämpft, auch wo er mit ihm nicht einverstanden ist, gewarnt oder abgeraten hat, bleibt uns, trotz seiner düsteren Eigenschaften und Taten, das poetisch verherrlichte Ideal des treuen Gefolgsmannes.

Aber derartige geschichtlich gewordene Verhältnisse lassen sich nicht ohne weiteres auf die grundsätzlich davon verschiedenen im Orient und auf den Islam übertragen. Vielfach ist es bei uns schon unbekannt, daß das türkische Staatsgrundgesetz keine direkte Thronfolge kennt, sondern nur das Seniorat. Der „würdigste" Agnat aus der Familie Osmans I. besteigt den frei werdenden Thron. Lediglich das Gewohnheitsrecht hat daraus in friedlichen Zeiten den „ältesten" gemacht. Mehrfach haben in früheren Zeiten die Sultane selbst ihren Nachfolger bestimmt, ältere Brüder sich freiwillig einem jüngeren untergeordnet. Es liegt darin der Begriff, daß der Anspruch auf die Herrschaft nicht allein durch die Geburt, sondern auch durch bestimmte Voraussetzungen erworben wird. Hierüber aber entscheidet im Notfalle, wo kein Thronfolger bestimmt ist, die Versammlung der „frömmsten und klügsten Männer des Volks", die der Herrscher nach dem Rate des Korans in allen wichtigen Angelegenheiten befragen soll, ohne an ihre Meinung gebunden zu sein.

Das alles gibt dem Kalifat den Charakter eines Amtes, das an gewisse Eigenschaften geknüpft ist. Verliert der Träger diese, so hört auch sein Anrecht auf. „Befolgt er die Vorschriften des Schariah-Gesetzes[1] nicht, oder zeigt er sich aus anderen Gründen zur Regierung untauglich, so sind seine Untertanen von Rechts wegen entbunden, ihm noch ferner Gehorsam zu leisten; umgekehrt aber sind diese dem Imâm[2] zu striktem Gehorsam und Beistand verpflichtet, so lange er als rechtmäßig gilt und im Interesse der gläubigen Gemeinde des Islam regiert". . . . Es handelt sich also um ein Vertragsverhältnis, das so lange zu Recht besteht, als beiderseits die übernommenen Verpflichtungen innegehalten werden. Auf dieses Vertragsverhältnis bezieht sich auch der erst mit der Verfassung für die Armee eingeführte Eid. Früher wurde ein Fahneneid überhaupt nicht geleistet, weil für den Mohammedaner die Treue gegen das Kalifat etwas Selbstverständliches war. Auf den Kalifen selbst bezog sie sich aber nur, so lange er nach dem heiligen Gesetz als rechtmäßig angesehen werden mußte. „Seine Würde ist heilig, nicht aber seine Person!" „Man könnte", sagt Max Roloff, dessen gelehrten Abhandlungen über den Panislamismus diese Anführungen entlehnt sind, „die im Schariah-Gesetz beschriebene ideale Regierungsform als einen gelinden Despotismus bezeichnen, da die Untertanen das Recht haben, den jeweiligen Imâm zu beseitigen, wenn seine Handlungen nicht mehr mit den Vorschriften der Schariah übereinstimmen."[3]

Diese höchst merkwürdige Verfassung, die unter anderem auch ein „Recht des Stärksten auf das Kalifat" anerkennt, ist für unser Verständnis schwer faßbar, nicht aber für den Mohammedaner, der sich vollkommen in sie eingelebt hat. Sie erklärt sich aus der Entstehungsgeschichte der islamitischen Reiche, die von wandernden Heeren geschaffen wurden. Diese konnten unter einem schwachen oder minderjährigen Herrscher nicht bestehen. Setzt doch der Koran

[1]) Des heiligen, meist aus dem Koran geschöpften Gesetzes.

[2]) Souverän.

[3]) Max Roloff, Der Panislamismus. Nord und Süd. Februarheft 1913. Vergl. auch desselben Verfassers „Die türkischen Sultane als Kalifen". Märzheft 1913.

selbst, außer den notwendigen Tugenden für die Kandidaten des Imamâts, folgende Bedingungen fest: „Sie müssen volljährig, freie orthodoxe Moslem männlichen Geschlechts sein; es darf nichts Nachteiliges über sie bekannt sein; sie müssen im Vollbesitz ihrer geistigen Kräfte sein, und sie dürfen keine körperlichen Gebrechen haben, welche an ihrer äußeren Haltung oder ihren Manieren erkennbar sind." Wer eine dieser Bedingungen nicht oder nicht mehr erfüllt, kann nicht Imâm, nicht Sultan oder Kalif sein.

Der Sultan ist also nicht nur nach dem heiligen Gesetze absetzbar, sondern diese Absetzbarkeit kann durch die verschiedenartigsten Ursachen bedingt sein. Allerdings bedarf nach dem bestehenden Staatsrecht die Ansicht der „frömmsten und klügsten Männer des Volks" noch einer Bestätigung durch ein Fetwa des Scheich ül Islam, um Gültigkeit zu erlangen. Die Versammelten stellen an dies dogmatische Oberhaupt gleichsam nur die mit Gründen belegte Frage, ob N. N. noch fähig sei, das Kalifat zu verwalten. Lautet das Fetwa — die Antwort — verneinend, so hört damit der Kalif auf, es zu sein, und tritt in die Reihe der gewöhnlichen Sterblichen zurück. Da der Sultan den Scheich ül Islam ganz frei zu ernennen hat, so wird er selbstredend denjenigen wählen, den er für seinen Treuesten hält. Damit ist eine Gewähr mehr gegen den willkürlichen Mißbrauch des Absetzungsrechts gegeben.

Diese Dinge muß man sich klar machen, um zu verstehen, wie der Mohammedaner empfindet und auch, was Mahmud Schewket in seinen hinterlassenen Aufzeichnungen sagt:

„Es war noch eine wichtige Frage zu lösen: die viel gewünschte Entthronung des Sultans Abdul Hamid II.

„Nach meiner Rede in der Nationalversammlung und meiner an den Sultan gerichteten Depesche glaubte man, daß ich nicht dafür bin, und niemand wollte mit mir darüber sprechen.

„Als Soldat und General wollte ich selbst zur Entthronung meines Souveräns keinen Beschluß fassen, auch nicht, daß die unter meinen Befehlen stehende Armee sich in diese Frage einmische. Aber gegen einen von der Nationalversammlung gefaßten diesbezüglichen Beschluß hätte ich nichts einzuwenden gehabt, da mir die Gründe dafür hinlänglich bekannt waren.

„Niemand kannte meine Meinung, da ich, ausgenommen meinen zweiten Chef des Generalsstabes, Ali Riza Pascha, zu niemand davon gesprochen hatte. In der Nacht zum 26. April waren einige Generale und Offiziere bei mir, um die Sultansfrage zu erörtern. Am Ende wurde nach meinem Vorschlage beschlossen, daß die Armee sich von der ganzen Frage fern halten, sie völlig der Nationalversammlung überlassen und nur für Aufrechterhaltung der Ordnung sorgen solle."

Am 26. April sprach die Nationalversammlung im Parlamentsgebäude von Top Kapu die Entthronung des Großherrn, dem nach dem Scheriat gegebenen Fetwa des Scheich ül Islam entsprechend, aus. Dieser Ausspruch wurde Gesetz, Sultan Mehmed V. bestieg den Thron. „Der Beschluß wurde mir sofort mitgeteilt und ich gebeten, ihn dem früheren Sultan Abdul Hamid verkünden zu lassen. Ich habe diesen Vorschlag aber nicht angenommen." Die Mitteilung erfolgte dann durch die Nationalversammlung.

Die sichere Unterbringung des Entthronten hielt Mahmud Schewket für seine Pflicht. Mit gewohnter Schnelligkeit und Umsicht traf er alle Anstalten. Das Verbleiben Abdul Hamids in Konstantinopel hätte ohne Frage zu neuen Umtrieben Anlaß gegeben, ihn andererseits auch Gefahren ausgesetzt. Das damals von dem italienischen General Robilant Pascha, Chef der internationalen Gendarmerie in Mazedonien, bewohnte Palais Allatini erschien ihm geeignet. An einem herrlichen Punkte, etwas entfernt von der Stadt gelegen, bot es eine würdige und gesunde Residenz, war leicht zu überwachen und entzog Abdul Hamid den Anzettelungen, die sich an seine Person knüpfen konnten. In höchster Eile wurde es von seinen Bewohnern geräumt, durch einige Barackenbauten provisorisch erweitert und für die künftige Bestimmung bereitgestellt.

Für die heikle Aufgabe, den Entthronten zur Annahme dieses neuen Wohnsitzes zu bewegen, wählte Mahmud Schewket den schon genannten, durch seine milde Gesinnung und seine menschenfreundliche Art ausgezeichneten General Hußni Pascha sowie den ebenso geachteten Polizeipräsidenten von Konstantinopel Ghalib Bey. Ihnen gelang es nach zweistündigen Verhandlungen im Jildiz Kiosk, wo Abdul Hamid verblieben war, ihn, der sonst seinen Palast nie anders verlassen hatte, als bei den religiösen Zeremonien, zu der beabsichtigten Übersiedelung zu bewegen. In aller Stille führte ihn ein bereitgestellter Extrazug mit Familie und Gefolge nach Saloniki. Auch dort erfuhr man nichts von seiner Ankunft, ehe er in der neuen Residenz eingerichtet war. Dem Präsidenten des Senats teilte Mahmud Schewket die vollzogene Tatsache erst am 28. April mit. Nur, wer Sultan Abdul Hamid in seiner Glanzzeit gesehen hat, kann ermessen, welchen Takt und welche Umsicht der ganze Vorgang erfordert haben mag, um sich ohne Zwang, der durchaus vermieden werden sollte, so glatt zu vollziehen. Niemand hätte dies ehedem für möglich gehalten.

VI.

Das Drama war beendet, aber die allgemeine Erregung noch groß. Die Nachwehen der Meuterei begannen sich fühlbar zu machen. Die mazedonischen Freiwilligen, die sich als Sieger in Konstantinopel zerstreuten, bildeten dort ein bedenkliches Element. Sie konnten in jedem Augenblick den Anlaß zu erheblichen Ruhestörungen geben. Ihre Beseitigung war dringend erforderlich; aber sie mußte vorsichtig eingeleitet werden. Mahmud Schewket verstand es, die Mazedonier bei Makrikiöj zu versammeln, ohne daß ihnen der Zweck bekannt war. In feurigen Reden wurde ihnen dort der Dank des Heeres und der Nation für ihre Hilfe ausgesprochen, dann aber mitgeteilt, daß die Eisenbahnzüge bereit stünden, sie in ihre Heimat zurückzuführen. Ein herzlicher Abschied zwischen Offizieren und Freiwilligen endete die geschickt eingeleitete Szene. Auch die mazedonischen Truppen wurden nach Saloniki befördert. Nur einige Tausend Mann behielt Mahmud Schewket unter dem Befehl eines seiner Getreuen, des Obersten Hussan Izzet Bey, bei der Hauptstadt zurück. Das Kommando der Marine legte er nieder und übergab es dem Marineministerium.

Mahmud Schewket war die dringendsten Sorgen los. Eine neue größere bestand in der Bildung der künftigen Regierung. Die vom alten Sultan beim Ausbruch der Meuterei eingesetzte erkannte niemand als rechtmäßig an. Talaat Bey, der oft genannte jungtürkische Führer, erschien bei Mahmud, um ihn zur Annahme des Großwesirats zu bewegen. Er wies diesen Vorschlag zurück und schlug Ahmed Moukhtar, den berühmten Heerführer von 1877 in Kleinasien, vor, dessen Wahl jedoch auf Widerstand stieß. Am Ende einigte man sich auf die Person Hilmi Paschas, der den Posten vor der Revolte bekleidet hatte. Mahmud Schewket hielt ihn mehr für ruhige Zeiten geeignet, als für die augenblicklichen, hat aber bei dem Mangel an Persönlichkeiten schließlich wohl zugestimmt. Die Stelle als Kriegsminister im Kabinett Hilmi wies er kluger Weise ebenfalls zurück. An seiner Stelle schlug er Salih Pascha, den Befehlshaber des II. Ordu in Adrianopel, vor. „Wenn ich einen Posten im Kabinett angenommen hätte, würde ich meinen Einfluß und mein Prestige bald verloren haben, da bei so bewegten revolutionären Zeiten Preßangriffe gegen politische Persönlichkeiten nicht zu vermeiden waren" — zeichnet er auf, und er hatte damit recht. In Parlamentsdebatten konnte sein Ansehen nur leiden. „Ich hatte aber, um die Ordnung und Ruhe in Konstantinopel herzustellen, noch viel zu schaffen. Eine eben noch revoltierende Armee, wie die damalige ottomanische, brauchte außerdem noch einen General von großem Prestige, um nötigenfalls die Ordnung herzustellen."

Er ließ sich zum General-Inspekteur der I. Armee-Inspektion ernennen, welche die drei Ordus auf europäischer Seite umfaßte. Zugleich blieb er stillschweigend Oberbefehlshaber der „Freiheitsarmee". Er gedachte überhaupt kein Portefeuille anzunehmen und hätte damit wahrscheinlich recht getan. Bei meinem ersten Besuch im Sommer 1909 fragte er mich vertraulich um meine Meinung hierüber. Anfänglich widersprach ich ihm; ich war der Ansicht, daß er als Kriegsminister kräftiger werde durchgreifen können. Aber ich mußte ihm bald recht geben. Trotz der äußeren Ruhe herrschte im Innern doch noch vielfach ein brodelndes Chaos. Mehrfach äußerte er auch, daß er durch die Annahme des Großwesirats für die Zukunft ein schlechtes Beispiel gegeben hätte. Ehrgeizige Abenteurer und Intriganten konnten sich dadurch zu Staatsstreichen verleiten lassen.

Die zurückgebliebenen mazedonischen Truppen begannen sich als Eroberer und Herren zu fühlen — oder man sagte es ihnen nach. Ihre Offiziere führten das große Wort. Das übertriebene Lob, das die gesamte liberale Presse Europas ihnen nach dem Einzug in die Hauptstadt spendete, trug dazu bei, ihr Selbstgefühl mehr als nötig zu steigern. Mit Recht oder Unrecht begann man ihnen schon damals vorzuwerfen, sich durch ihre Beziehungen zu Komiteemitgliedern Vorteile zu verschaffen, die den anderen versagt blieben. Neid, Spaltung und Mißstimmung im Offizierkorps begann zu keimen. Deputationen junger Leute erschienen als angebliche Beauftragte des Komitees in den Ministerien, selbst im Parlament, um sich in die Leitung der Staatsgeschäfte zu mischen. Ein Unglück war es, daß die Umwälzung von 1908 eine ganze Generation bei Seite geschoben hatte. Es fehlte an älteren, einflußreichen

Männern, die eine sichere Mittelstufe im Heeresorganismus hätten bilden können. Nur wenige standen inmitten der Jugend, die tatsächlich das Heft in Händen hatte. Bei dem Mangel an praktischer Lebenserfahrung fehlte jener aber jede einheitliche Richtung. Das unglückliche Gradregulierungsgesetz, das, an sich notwendig, durch verkehrte pedantische, rein formale Anwendung zu Ungeheuerlichkeiten führte, erhitzte die Gemüter und erhöhte die Unruhe.

Unter diesen Umständen wäre es ohne Zweifel vorteilhaft gewesen, wenn Mahmud Schewket seinen Platz über den Parteien behauptet und sich nicht als Minister in den Strudel der politischen Tagesmeinungen begeben hätte. Er nahm damals fast die Stelle eines Diktators ein. Sein Streben war, die Armee von allem politischen Getriebe loszulösen und ihr Interesse ganz an den Dienst zu fesseln. Er bat mich, ihn dabei zu unterstützen, und ich kam seinem Verlangen gern nach. Jede Gelegenheit nahm ich wahr, um die Offiziere für ihren Dienst zu erwärmen. Auch die im Herbst 1909 bei Adrianopel abgehaltenen Korpsmanöver verfolgten den gleichen Zweck, obgleich man sie, bei dem damaligen Zustande der Truppen, militärisch für verfrüht halten konnte. Sie sollten dem Offizierkorps ein anziehendes Bild gewähren und zugleich das kriegsgemäße Ziel vor Augen führen, auf das sie bei der Ausbildung ihrer Truppen hinzustreben hätten. Niemand konnte von ihnen verlangen, daß sie sich für den früheren, sich ewig gleich bleibenden elementaren Dienst auf den Kasernenhöfen begeisterten. Der Reiz des Soldatenlebens war ihnen noch unbekannt; er mußte ihnen nahe gebracht werden.

In einer längeren Schlußbesprechung, zu der Hunderte von Offizieren auf einem Hügel bei Adrianopel zusammenkamen, betonte ich indessen zugleich die Notwendigkeit der treuen Kleinarbeit. Mein Stabschef, Pertew Pascha, übertrug die Ansprache trefflich ins Türkische. Dann ergriff Mahmud Schewket das Wort und mahnte das Offizierkorps in flammender Rede an seine Pflicht für den Kalifen und das Vaterland, warnte vor den Spaltungen und der Beschäftigung mit politischen Fragen und erinnerte sie an den alten Ruhm und Glanz des osmanischen Reiches. Überall betätigte er seine große Beredsamkeit; doch wären vielleicht schon damals schärfere Mittel zur Herstellung der Einheit notwendig gewesen. Mahmud Schewket verschmähte sie zurzeit. In vertraulichem Gespräch erörterte ich mehrfach mit ihm die Frage seiner Stellung zum Komitee und über den mutmaßlichen Ausgang eines möglichen Konflikts mit demselben. Die geheime Nebenregierung, die es führte, barg große Gefahren. „Ich glaube stärker zu sein als das Komitee, aber ein Kampf zwischen uns wäre für das Land unter allen Umständen ein Unglück. Er würde den Haß und die Zersplitterung fördern, und wir brauchen vor allen Dingen Ruhe" — so lautete die Antwort. „Zudem leistet das Komitee mir und der Regierung vielfache Dienste. Wäre eine große und einheitlich geleitete Partei vorhanden, auf die wir uns stützen könnten, würde es zu entbehren sein. Aber es besteht eine solche noch nicht, sie kann sich erst bilden. Einstweilen ist der Bestand des Komitees eine Notwendigkeit."

Auch die Frage der vielfach als Heilmittel empfohlenen Militärdiktatur

wurde gelegentlich angeschnitten. Mahmud Schewket wies eine solche stets von der Hand. „Ich würde damit ein sehr schlechtes Beispiel geben und Land und Volk in unabsehbare Wirren stürzen. Bei neuen Schwierigkeiten würden viele Ehrgeizige glauben, mein Beispiel nachahmen zu sollen; das könnte zu völliger Auflösung führen."

Eine Herkulesarbeit stand ihm jedenfalls bevor, und die Frage ist berechtigt, ob sie überhaupt lösbar war. Man darf nicht vergessen, daß das alte Regime bei seinem Sturze ein Chaos hinterließ. Die einzige wirkliche Autorität, die es bis dahin im Lande gab, der absolute Wille des Sultans, war plötzlich verschwunden. Er hatte zur Zeit seiner Herrschaft die der Behörden jederzeit nach Belieben durchbrochen oder ganz aufgehoben. Ihnen fehlte jetzt das Ansehen, um die neu zu bildende höchste Gewalt kräftig zu unterstützen. Ganz ebenso stand es in der Armee; in ihren Reihen mangelte es von früher her noch an der Wertschätzung der Tüchtigkeit und des Erfolges im Berufe, die das beste Bindemittel abgegeben hätte. Der ottomanischen Gesellschaft mit ihrem demokratischen Gepräge fehlte die Gliederung, die eine Einwirkung von oben nach unten erleichtert. Für diese waren die Handhaben erst noch zu schaffen.

Dennoch verzweifelte Mahmud Schewket nicht. Er hoffte fernerhin, ohne außergewöhnliche Gewaltmaßregeln durchzukommen und durch Beruhigung wirken zu können. Nur den Belagerungszustand hielt er trotz vieler Anfeindungen aufrecht. „Er war meiner Ansicht nach sehr notwendig; denn Zügellosigkeit herrschte in Presse und Bevölkerung, die unter Freiheit nur die Unbotmäßigkeit verstanden. Man hatte für die Türkei, wo die Bevölkerung unwissend ist, ein Preßgesetz angenommen, das viel liberaler ist als das französische. Man hatte auch eine Konstitution eingeführt, welche keiner europäischen ähnelte. Eine Auflösung der Kammer war beinahe unmöglich. Man setzte in dieser Weise an Stelle des Despotismus eines Sultans, d. h. eines einzigen Menschen, den Despotismus einer von 270 Männern verschiedener Nationalität bestehenden Kammer. Ich habe mich zwei Jahre lang bemüht, bis ich die Regierung bewegen konnte, die Verfassung bis zu einem gewissen Grade zu ändern. Diese Änderung ist noch nicht einmal definitiv, weil die Gesetzesvorlage diesmal zwar von der Kammer bestätigt wurde, aber noch immer im Senat liegt [1]). Ohne die Änderung kann man in der Türkei keine starke und in ihren Handlungen freie Regierung bilden, wie seinerzeit in Polen!"

Heute erscheint es unzweifelhaft, daß Mahmud Schewket besser getan, in seiner neutralen, zwischen oder über den politischen Gruppen stehenden Stellung zu verbleiben, als ins Kabinett einzutreten. Des Vertrauens Sultans Mehmed V. war er sicher. Er hätte vielleicht, durch das Ansehen des Kalifen geschützt, wenn auch nicht der äußeren Form, so doch dem Wesen nach eine Diktatur ausüben können, die wahrscheinlich am wohltätigsten gewesen wäre. Daß er sich dennoch entschloß, neun Monate nach der Unter-

[1]) Die Aufzeichnungen sind im September 1912 niedergeschrieben.

werfung Konstantinopels unter dem Großwesirate Hakki Paschas das Kriegsministerium zu übernehmen, scheint er selbst später als einen Fehler erkannt zu haben. Ich drückte ihm meine Verwunderung darüber aus, da es seiner eigenen Ansicht widersprach. Er versicherte kurz, daß er nicht anders habe handeln können. „Ich wollte wieder nicht annehmen; aber man hat alle Mittel angewendet, mich dazu zu bewegen" — schreibt er darüber nieder. „Trotz meiner Ernennung zum General-Inspekteur der I., II. und III. Armee in Konstantinopel — eine gesetzmäßig vorgesehene Stellung — betrachtet man mich noch immer als Generalissimus der ‚Freiheitsarmee'. Ein Teil derselben befand sich auch in der Hauptstadt. Offen gesagt, wollte man mein Prestige und meinen großen Einfluß unterdrücken oder wenigstens vermindern, da man ihn wohl für schädlich erachtete. Ich bin ganz sicher, daß man irrtümlicherweise einen großen Fehler begangen hat."

Er selbst gesteht damit freilich zu, sich einer Schwäche schuldig gemacht zu haben. Bei seiner Überzeugung hätte er nicht annehmen dürfen. Seine große Selbstlosigkeit und Bescheidenheit, die allzu geringe Einschätzung der eigenen Person haben ihm hier einen bösen Streich gespielt.

Überdies muß man anerkennen, daß an sich eine bessere Wahl für das Kriegsministerium zur Zeit nicht getroffen werden konnte. Wo alles zu schaffen war, wurde eine so unermüdliche Arbeitskraft wie diejenige Mahmud Schewket Paschas erforderlich. Was er als Kriegsminister geleistet hat, habe ich schon früher in dieser Zeitschrift geschildert[1]). Geradezu erstaunlich war seine Tätigkeit, und niemand begriff, wie der in seiner Konstitution schwächliche Mann, an dem noch dazu ein inneres Leiden zehrte, die Strapazen zu ertragen vermochte, die er sich auferlegte. Eine vornehme Gleichgültigkeit gegen alle persönlichen Verhältnisse zeichnete ihn aus wie einen Scharnhorst oder Blücher. Sein Arzt versicherte nach den früheren Beobachtungen, daß die fieberhafte Tätigkeit, in der er sich befand, ihn besser aufrecht erhalte als die Ruhe; er fürchte einen Zusammenbruch nur vom Beginn einer erzwungenen Untätigkeit. Seine Wohnung hatte Mahmud Schewket in einem kleinen Pavillon neben dem Eingange zum Kriegsministerium aufgeschlagen. Selten sah er sein eigenes Wohnhaus und seine Familie in Skutari; nie gönnte er sich eine Erholung — die einzige gewährte ihm der Freitagnachmittag nach der Zeremonie des Selamlik. Der Großherr forderte ihn dann meist zu einer Spazierfahrt nach dem auf den Höhen nördlich Pera gelegenen Landgut Balmudji Tschiftlik auf, wo er in seiner Gesellschaft einige freie Stunden zubrachte. Die Unterhaltung scheint öfter auf historische Themata gekommen zu sein; denn Mahmud Schewket äußerte einmal sein Staunen über des neuen Großherrn Kenntnisse auf diesem Gebiete. „Ich lasse mich in keinen Streit über ottomanische Geschichte mehr mit ihm ein," sagte er mir einmal scherzend, „darin ist er uns allen überlegen." Mehmed V. scheint die unfreiwillige Muße seiner dreiunddreißigjährigen Gefangenschaft benutzt zu haben, um sich mit der Vorgeschichte seines Volkes genau vertraut

[1]) Februarheft 1913, S. 161 ff.

zu machen. Vielleicht ist es diesem Lieblingsstudium zu verdanken, daß den jetzigen Sultan augenscheinlich kein Gefühl von Bitterkeit und Groll ob seiner Vergangenheit überkommen hat. Er ist freundlichen und milden Sinnes geblieben.

Ich sah Mahmud Schewket während der großen Armeemanöver von 1910 wieder. Es war eine schöne Zeit keimender Hoffnungen auf künftige Stärke, Größe und Blüte des Reiches. Die Leistungen der Truppen waren, wenn man die Bedingungen berücksichtigt, unter denen sie stattfanden, gut zu nennen. Stimmung, Interesse, Lebendigkeit wuchsen im Heere. Daß der Großherr am Ende selbst zu einer Heerschau erschien, bei der mehr als 40000 Mann vereinigt waren, daß er zur Huldigung nach Adrianopel weiterfuhr, war nach den Vorgängen der letzten Jahrzehnte, geradezu unerhört. Auch die Zweifler und Pessimisten fingen an, an den Beginn besserer Zeiten zu glauben. Schewket Baba — Vater Schewket —, der allgemein als die Seele der Regierung galt, wurde nächst dem Großherrn zum Kristallisationspunkt des allgemeinen Vertrauens und spontaner Ovationen. Er hatte sie redlich verdient, ohne sich je von ihnen berauschen zu lassen. Nie ließ er seine Umgebung das Bewußtsein eigener Größe empfinden. Er blieb der einfache, natürliche, freundliche Mann, der er als junger Vizemajor in der Gewehr-Prüfungskommission oder im Hörsaal der Militärschule gewesen war.

Ein verhängnisvoller Irrtum seiner Kriegsverwaltung war allerdings die Annahme der neuen Heereseinteilung, das Ergebnis jugendlicher Selbstüberschätzung einflußreicher Generalstabsoffiziere. Sie ging weit über das Maß der augenblicklich vorhandenen Kräfte hinaus. Es genügt, die eine Tatsache anzuführen, daß sie außer den Armeeführern 14—15 kommandierende Generale, über 100 Divisionskommandeure, zahlreiche hohe Offiziere von Erfahrung und Übung nebst den dazu gehörigen Stäben erforderte. Bei dem gänzlichen Mangel an Gelegenheit zur Übung, der bisher vorgeherrscht hatte, verfügte man aber nicht über den zehnten Teil brauchbarer Führer. Als 1912 der Krieg überraschend ausbrach, wollte das Kriegsministerium nicht weniger als 24 mobile Armeekorps aufstellen. Daß dieser Versuch vielfach nur zur Zusammenraffung bewaffneter Rekrutenhaufen führte, ist erklärlich. Fast alle tüchtigen Offiziere befanden sich in den Stäben. Mahmud Schewket hatte seine Zustimmung zu diesem übermäßig ausgedehnten Rahmen für das künftige Heer gegeben, weil derselbe — wie er mir sagte — am biegsamsten und am geeignetsten wäre, dereinst die gesamte Wehrkraft des verjüngten osmanischen Reiches aufzunehmen. Das war rein theoretisch richtig, aber der Vorteil problematisch. Zur gehörigen Ausfüllung des großen Rahmens hätte mindestens noch ein Jahrzehnt ruhiger Arbeit gehört, auf die man hoffte, aber nicht rechnen durfte. Jedenfalls hätte man besser getan, mit der Durchführung allmählich vorzugehen, nicht, wie es 1911 geschah, im ganzen Reichsgebiet gleichzeitig.

Trotzdem wären die Dinge ohne Zweifel im Kriege anders gegangen, wäre Mahmud Schewket bis dahin am Ruder geblieben. Er verschloß sich den großen Mängeln des ottomanischen Heerwesens durchaus nicht, so sehr ihn auch das bei den Herbstmanövern von 1910 erreichte Resultat mit Genugtuung erfüllte. Im Hinblick auf die seither eingetretenen Ereignisse ist es

bezeichnend, daß er in seiner Schlußkritik besonders auf die Notwendigkeit der Regelung des Verpflegungs- und Versorgungsdienstes, sowie der Zufuhr hinwies. Die ottomanischen Heere seien ehedem gerade darin ausgezeichnet gewesen. Er mahnte auch an Ordnung im inneren Dienste. Mit seinem vollen Einverständnis wies ich bei meinem Scheiden 1910 bei einem von ihm für die Spitzen der Armee veranstalteten Bankett, dem die meisten höheren Offiziere beiwohnten, auf die Notwendigkeit hin, daß man nun, nachdem das anzustrebende Ziel durch die großen Manöver gezeigt worden sei, mit dem Aufbau des Heeres von unten anfangen müsse. Es wurde zwischen uns verabredet, daß ich 1911 bei einem erneuten mehrmonatlichen Besuche die einzelnen Truppenteile in ihrer Ausbildung im Beisein türkischer Generale nach deutscher Art besichtigen sollte. Dazu ist es dann freilich nicht mehr gekommen. Den Grund hierfür habe ich früher in dieser Zeitschrift angegeben[1]). Es ist ihm sicherlich schwer gefallen, mir im nächsten Sommer durch einen gemeinsamen Freund schreiben zu lassen, daß ich der ungünstigen Verhältnisse wegen den Besuch verschieben solle. Seine Fürsorge für die Offiziersübungslager, die Gründung einer Reserveoffizierschule, von Unteroffizierschulen, von Artillerie- und Infanterieschießschulen, einer Kavallerieschule usw. beweisen, wie sehr er auf Ausbildung der Führer und innere Stärkung der Truppen bedacht war. Auch über das Verhalten im Falle eines baldigen Krieges waren wir einig. Mahmud Schewket war von der Notwendigkeit überzeugt, den Widerstand gegen eine Invasion von der Grenze zurück zuverlegen, um den Heeren wenigstens einige Zeit zur Versammlung, Vorbereitung und Einrichtung von Nachschub und Ersatz zu lassen, deren sie dringend bedurften. Er würde sich jeder Übereilung, vor allen Dingen aber der verfrühten Offensive widersetzt haben.

VII.

Den ersten Stoß erlitt Mahmud Schewkets Ansehn durch den tripolitanischen Krieg, den seine Gegner und Neider zu dem Vorwurf benutzten, er habe keine Voraussicht gezeigt und die Verteidigung der Provinz vernachlässigt. Das geschah ohne jeden Grund. Als Mahmud Schewket Kriegsminister wurde, hatte er wahrlich wichtigere Sorgen als die Sicherung von Tripolis. Erst galt es überhaupt, ein einigermaßen verwendbares Heer zu schaffen. „Alle Redifdepots waren ganz leer, die Ausrüstung und Armierung der Armee sehr mangelhaft. Deshalb habe ich mich zunächst bemüht, sie in die Lage zu bringen, daß sie gleichzeitig gegen Bulgarien, Griechenland und Montenegro mit Erfolg kämpfen konnte[2]). Ehe ich Adrianopel, Janina und Skutari befestigt hatte, durfte ich selbst an Erzerum nicht denken. Ehe die Dardanellen, der Bosporus, Saloniki und Smyrna nicht gesichert waren, konnte ich nicht an den Schutz von Tripolis gehen. Um alles das auf einmal in Angriff zu nehmen, fehlten Geld, Personal und auch Zeit!"

[1]) Februarheft 1913, S. 176.

[2]) Serbien ist an dieser Stelle als mutmaßlicher Gegner nicht genannt.

Als der Tripolitanische Krieg ausbrach, war Mahmud Schewket erst zwanzig Monate Kriegsminister und hatte die dringendsten Arbeiten bewältigt, zudem aber fünf größere Expeditionen in Yemen, Assyr, dem Hauran in Syrien, in der aufständischen Malissia und in Albanien ausgerüstet, trotzdem aber auch an Tripolis gedacht. Manches war für die dortigen Truppen geschehen und die Anwendung der regelmäßigen Rekrutierung auch auf diese Provinz gesetzlich zum Beschluß gebracht. Schon befand sich die Aufstellung mehrerer Redifdivisionen in der Vorbereitung, als die italienische Invasion die Arbeit unterbrach. Ein wohldurchdachtes Krümperausbildungssystem sollte eben eingeführt werden.

Die herzliche Aufnahme, die der Besuch des Thronfolgers Jussuf Izzedin in Rom fand, täuschte zudem die türkische Regierung über die nahe Gefahr. Von jeher hat man im Orient rein persönlichen Beziehungen zu große Wichtigkeit beigemessen.

Als der Krieg dennoch unerwartet ausbrach, war Mahmud Schewket, trotz der Ungunst der Lage, doch zur zähesten Verteidigung entschlossen, die er dann auch wirklich zu organisieren verstand. Er folgte dabei einem großen Gesichtspunkte, nämlich daß der Besitz von Tripolis der Türkei einen bedeutenden Einfluß auf die Mohammedaner Afrikas sicherte. Bei den reißenden Fortschritten des Islam auf dem schwarzen Kontinent konnte damit allmählich ein bedeutendes Gegengewicht gegen Frankreich und England gewonnen werden. „Wenn die letzten bedauerlichen Ereignisse in der Türkei nicht vorgekommen wären, so hatte ich die Hoffnung, durch eine lange und hartnäckige Verteidigung auf die italienische Regierung einzuwirken und wenigstens Benghazy zu retten! Aber Gott hat es nicht gewollt!"

Ahnungsvoll setzte er hinzu: „Bis zu den letzten Ereignissen — der Spaltung in der Armee und den Unruhen in Albanien von 1912 — hatten sich die Balkanstaaten ruhig verhalten. Die Großmächte haben sich nicht in unsere Angelegenheiten gemischt wie unter dem alten Regime; jetzt[1]) sind alle diese Staaten, die kleinen und die großen, rührig geworden. Niemand weiß, was wir erleben werden. Wir nannten uns Herrscher auf drei Erdteilen... Werden wir bald nur noch Herrscher auf einem Erdteil sein? Ich bin aber nicht so pessimistisch gesinnt; ich bleibe Optimist, und ich verliere nicht die Hoffnung."

Bekannt ist, daß Mahmud Schewket auch für einen Krieg auf der Balkanhalbinsel, trotz aller Versicherungen der Großmächte, daß der Frieden gewahrt bleiben würde, die Mittel durch die großen Truppenansammlungen bei Smyrna und den Dardanellen sowie durch Zurückhaltung einer ganzen Jahresklasse ausgebildeter Mannschaft insgeheim bereit gestellt hatte[2]). Man vermag sich in die Seele des weitblickenden Mannes hineinzudenken, als er diese in weiser Voraussicht getroffenen Maßregeln gleich nach seinem Sturze wieder aufgehoben sah, während das Gewitter aber schon drohend am Horizont stand. „Ich bin seit vier Wochen nicht mehr Kriegsminister, sondern ein ‚gemütlicher' Senator des großen türkischen Kaiserreichs."

[1]) Diese Niederschrift trägt das Datum 30. September 1912.
[2]) Deutsche Rundschau, Februarheft 1913, S. 170.

„Bis jetzt habe ich in der Tat die Zügel der Regierung in der Hand gehabt und den türkischen Staat, trotz aller inneren und äußeren feindseligen Bestrebungen, vor Gefahren bewahrt. Italien, Albanien und leider auch Waffenkameraden haben mein Werk diesmal zum Scheitern gebracht."

Den Sturz des Ministeriums Hakki Pascha, der bei Ausbruch des italienischen Krieges erfolgte, überdauerte Mahmud Schewket und blieb Kriegsminister auch im Kabinett Said Pascha. Allein die Unzufriedenheit mit dem jungtürkischen Regiment, der besondere Haß der Albaner gegen Mahmud Schewket, die Bildung einer Offiziersliga gegen ihn, die von einflußreichen, hochgestellten Generalen unterstützt und über ihre Bedeutung hinausgehoben wurde, sowie seine Bedenken, das Gesetz gegen Beteiligung der Offiziere an der Politik, das er mit Mühe im Parlament erkämpft hatte, seinerseits durchzuführen, der er selbst, wenn auch gegen seinen Willen, zum Politiker hatte werden müssen, bewogen ihn zum Rücktritt. Er und die beiden hervorragendsten jungtürkischen Mitglieder des Kabinetts, Djavid und Talaat Bey, hofften damit zugleich das Ministerium am Ruder zu erhalten. Diese Hoffnung erfüllte sich nicht. Mahmud Paschas Sturz zog den des ganzen Ministeriums bald nach sich. Es folgte das Großwesirat Ahmed Moukhtar Paschas, mit Nazim Pascha als Kriegsminister. Radikale Änderungen in der Armeeverwaltung, die Nachgiebigkeit gegen die Albaner, die Aufhebung des Belagerungszustandes, Amnestie und die Entlassung der außerordentlich unter Waffen gehaltenen Truppen folgten. Diese Maßregeln waren bestimmt, dem neuen Ministerium Boden im Volke zu schaffen, erfüllten auch zunächst wohl ihren Zweck, zogen aber in schneller Folge den unheilvollen Balkankrieg nach sich, der das Land gerade im Augenblicke fast wehrlos antraf.

Mahmud Pascha verhielt sich vollkommen ruhig, um die Schwierigkeit der Lage nicht zu vermehren. Er bedurfte zudem tatsächlich der Schonung. Eine ziemlich schwere Verletzung, die ihm ein herabstürzender Balken beim großen Brande von Stambul zugefügt hatte, und ein gefährlicher Sturz mit dem Pferde hatten seine, von Arbeitsüberlastung schon angegriffene Gesundheit bedenklich erschüttert. Selbst seine Freunde rieten ihm, sich auf einige Zeit zurückzuziehen, um Kräfte für noch schwierigere Lagen zu sammeln. Auch hohe Kommandos, die man ihm bei Kriegsausbruch anbot, lehnte er ab.

Mit tiefem Schmerze sah er das Reich einer Katastrophe zueilen, vor der es zu bewahren all sein Sinnen und Trachten gewesen war und das zu retten er gehofft hatte. „Sie werden mir zugeben müssen, daß ich ein sehr unglücklicher Mann bin," schrieb er mir in seinem Kummer. Seine Sorge wuchs, als er von Offizieren, die sich bei ihm verabschiedeten, erfuhr, daß die Armee gar die Offensive ergreifen wolle. Unverhohlen sprach er sich dahin aus, daß er sie in diesem Falle für verloren halte. Er kannte ihren unfertigen Zustand zu genau, um daran zu zweifeln.

„Anstatt die Armeekorps hinter dem Ergene Dere zu versammeln, die vielen, im Frieden vom Dienste ausgenommenen und nur zum Kriege eingestellten Mannschaften, welche bisher nie exerziert hatten, dort ruhig einüben und disziplinieren zu lassen, hat man die Truppen zwischen Kirkkilissa

und Adrianopel versammelt und die Offensive mit nur vier schwachen Armeekorps unternommen. Die meisten Soldaten hatten die Waffen erst zwei bis drei Tage vorher in die Hand bekommen. Die Proviant- und Munitionskolonnen waren noch nicht aufgestellt. Der Angriffsbefehl war nichts weiter als ein Kriegsspielbefehl. So ist die türkische Armee vernichtet worden; ein Soldat, der vier Tage nichts zu essen bekommt, wird unbedingt auch seine Moral verlieren." Die in diesem vom 13. November vorigen Jahres datierten Schreiben enthaltenen Schilderungen der Kriegsereignisse bieten heute nichts Neues mehr. Sie sind seitdem hinlänglich bekannt geworden. Trübe klingt die Schilderung aus: „Wenn wir gesiegt hätten, würden wir viele Freunde haben. Aber da wir besiegt wurden, haben wir überall nur Feinde." Das ist das Los der Welt. Die Diplomatie, die erst den Frieden, dann den status quo hatte erhalten wollen, suchte in London den ersteren fast ausschließlich auf Kosten der Türkei wiederherzustellen. Das Schicksal war aber diesmal gerechter und auch klüger. Es hat am Ende dem unglücklichen Reiche durch die neuesten Tatsachen wenigstens eine brauchbare Grenze auf europäischem Boden gegeben, hinter der es imstande ist, sich erfolgreich zu verteidigen.

Eine Nachschrift in Mahmud Schewkets Schreiben ist für uns von Interesse; ich führe sie daher wortgetreu an:

„Ich bedaure sehr, daß man durch unsere Niederlagen auch die Deutschen beschuldigt — aber mit Unrecht, da die Türken die besten aller Soldaten, d. h. die deutschen, nicht in der Kriegführung, sondern nur im Kriegsspiele imitiert haben! Das türkische Gewehr, das türkische Geschütz und sogar die türkischen Ausrüstungsstücke sind viel besser als diejenigen der Bulgaren."

So schrieb der türkische Kriegsminister, der die deutschen Offiziere in ihrer Tätigkeit am genauesten zu beurteilen vermochte, nach den unglücklichen Schlachten von Kirkkilissa und Lüle Burgas, wo die Versuchung nahe gelegen hätte, wenigstens etwas von der Schuld den deutschen Reformern zuzuschieben. Dies blieb einem Teil unserer eigenen Presse vorbehalten, kein sehr ehrenvolles Zeugnis für den Geist, der dort herrscht. Ich bemerke jedoch, daß meines Wissens kein wirklich großes und angesehenes Blatt sich an der Hetze gegen die eigenen Landsleute beteiligte, die fern der Heimat unter schwierigen Umständen unermüdlich ihre Pflicht erfüllten, dabei auch für das deutsche Vaterland manchen recht erheblichen Nutzen schufen — ohne auf Dank rechnen zu dürfen.

Dem Staatsstreich Enver Beys im Januar dieses Jahres, der die gegenwärtige jungtürkische Regierung wieder ans Ruder brachte, stand Mahmud Schewket vollkommen fern. Er hatte seine Einsamkeit von Skutari nicht verlassen und trotz vieler Anzapfungen sich überhaupt nicht mehr in politische Fragen und in die Staatsgeschäfte eingemischt. Er scheint das Ereignis nicht einmal für wahrscheinlich gehalten zu haben; denn als ihm Freunde die Möglichkeit andeuteten, soll er ausgerufen haben: „Wer wird denn in diesem Augenblicke dergleichen tun!" Adrianopel hielt er für verloren. Um so weniger hätte er Anlaß gehabt, gerade damals einen Sturz des Kabinetts

Kiamil Pascha zu wünschen, das die Verantwortung für den Verzicht auf sich genommen hatte.

Trotzdem war er, mit Hintenansetzung aller Rücksichten auf sich selbst, bereit, sich an die Spitze der neuen Regierung zu stellen. Es war kein anderer Mann von hinreichendem Ansehen für den Posten vorhanden, den man damals für verloren ansah. Das Volk erwartete selbstverständlich von dem neuen Mann die Erhaltung Adrianopels, und für diese bestand noch keine Aussicht.

„Sie finden so schwere Aufgaben vor sich" — schrieb ich ihm am 26. Januar 1913 —, „daß der einzige Wunsch sich darauf richten darf, Gott möge Ihnen die nötigen Kräfte verleihen, um Ihren Sultan, das Land und Ihr Volk zu retten. Aber es erfüllt mich doch mit geheimer Genugtuung, daß man in der Stunde äußerster Not wieder an Sie gedacht und Sie als Helfer angerufen hat. Meine freundschaftliche Teilnahme begleitet Sie auf dem schweren Wege, der vor Ihnen liegt. Gern würde ich Ihnen helfen, aber ich sage mir, daß dies nicht möglich ist, und daß aus der Ferne erteilte gute Ratschläge meist nur die eigene Eitelkeit befriedigen und für den, der sie empfängt, etwas völlig Überflüssiges bedeuten. Die letzte Umwälzung hat mich nicht überrascht, ja ich habe sie sogar im stillen erwartet. Ich glaube nicht, daß die Forderung, auch das ruhmvoll verteidigte Adrianopel herauszugeben, anders beantwortet werden würde. Ganz abgesehen von dem militärischen Wert des Platzes hat die Erhaltung Adrianopels, wie ich es wohl empfinde, die höchste moralische Bedeutung für die Türkei. Der Blick auf die siegreiche tapfere Verteidigung[1]) kann zur wichtigsten Triebfeder für die Wiedererhebung von Volk und Reich werden."

Umgehend erhielt ich die Antwort:

„Indem ich in diesem Augenblick das Großwesirat annahm, habe ich mich meinem Vaterlande geopfert. Ich bemühe mich, den Frieden zu schließen. Wenn es mir gelingt, so erachte ich, daß ich meinem Lande gedient habe. Im anderen Falle werden wir den Krieg vor uns haben. Was das Resultat des Krieges sein wird, kann ich nicht abschätzen. Gott helfe uns!"

Ihr treu ergebenster Mahmud Schewket.

Es war der letzte Brief, den ich von der Hand des Freundes erhielt, zugleich das beste Zeugnis für die Reinheit seiner Seele und die Hochherzigkeit seiner Gesinnung. Er hielt als Großwesir an der Hoffnung auf eine Besserung der Zustände und die Wiedererhebung des ottomanischen Reiches fest. Mit scharfem Blicke durchschaute er die künftige Lage auf der Balkanhalbinsel, die noch manches ungelöste Problem enthält, das den Keim zu kriegerischen Entwicklungen in sich trägt. Er rechnete darauf, daß eine unter seiner Hand erstarkte Türkei daraus werde Nutzen ziehen können, um die erlittenen Verluste wenigstens an den für das Reich empfindlichsten Stellen einigermaßen wieder auszugleichen. Großen Wert legte er auf die Behauptung der Inseln des Ägäischen Meeres, welche in fremder Hand den Eingang zu den Dardanellen beherrschen und die kleinasiatische Küste direkt bedrohen.

[1]) Adrianopel war damals bekanntlich noch nicht gefallen.

Eine erste Erfüllung dieser Hoffnungen hätte ihm die Wiederbesetzung von Adrianopel und Kirkkilissa gewährt. Sie hätte ihn mit neuer Zuversicht erfüllt, seine Tatkraft gehoben und seinem Streben Schwungkraft verliehen. Erfolge hätten auch seine schwächliche Gesundheit für Jahre hinaus gestählt.

Ihn erfüllte bis zuletzt der Traum, aus dem ottomanischen Reiche ein starkes Glied des europäischen Zentralbundes zu machen. Irrtümlich hat man ihm Hinneigung zu den Westmächten, namentlich zu England, vorgeworfen. Wenn er eine Vorliebe für eine fremde Macht hegte, so war es die für Deutschland, das in ihm einen treuen Anhänger verloren hat. Er wußte nur zu gut, daß England nie eine starke Türkei zwischen Ägypten und Indien dulden werde, wenn es sich nicht ihrer unbedingten Ergebenheit versichern konnte. Darum hütete er sich bewußt, Englands Wohlwollen, dessen er für die Wiedererhebung seines Landes bedurfte, leichtfertig zu verscherzen.

Die Frage, ob Mahmud Schewket Pascha der Regenerator seines Landes hätte werden können, ist unbeantwortet geblieben. Das blöde Geschoß der Meuchelmörder vom 11. Juni 1913 hat ein geschichtliches Rätsel mehr geschaffen. Er fiel angeblich zur Vergeltung für den Tod Nazim Paschas, an dem ihn wahrlich nicht die mindeste Schuld traf — ein Opfer seiner Pflicht. Seine Ahnung, die er in den an mich gerichteten Zeilen vom 30. Januar durchblicken ließ, hat sich früher erfüllt, als ich, ja als vielleicht auch er selbst gedacht hat. Welches Schicksal ihm drohe, wußte er längst; sorglos in bezug auf die eigene Person, hatte er nicht darauf geachtet. Ob größere Vorsicht ihn hätte schützen können, bleibe dahin gestellt.

Als Großwesir soll er strenger aufgetreten sein wie ehedem. Das Bewußtsein der Notwendigkeit, nach furchtbaren Ereignissen vor allem Ordnung und Einheit im Reiche herstellen zu müssen, scheint die Nachsicht, zumal gegen die jüngeren Elemente des Offizierkorps, in der er früher vielleicht zu weit ging, auf das rechte Maß herabgedrückt zu haben. Der im Herzen grundgütige Mann ward von denen, deren Wünsche er nicht erfüllen konnte oder wollte, zuletzt hart und schroff genannt.

Ob ein George Washington in Mahmud Schewket lebte, wird bei der jähen Unterbrechung seiner historischen Laufbahn schwer zu entscheiden sein. Viele Züge seines Wesens riefen mir das Bild vor Augen, das uns von dem großen Einsiedler von Mount Vernon vorschwebt. Seine hervorstechenden Eigenschaften waren Selbstlosigkeit und Pflichtgefühl, aber auch die Fähigkeit, mit den Aufgaben zu wachsen, die das Schicksal ihm zumaß. Er war nicht ehrgeizig — jedenfalls nicht im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Treu und unermüdlich in der einfachen Arbeit im kleinen Kreise, in dem er noch in den besten Jahren seines Lebens wirkte, hatte er doch Mut und Seelengröße genug, um dem Rufe, den sein Gewissen und sein Volk an ihn richteten, als die Stunde der Not da war, zu Größerem zu folgen. Sein Auftreten in Saloniki zeigt eine Klarheit, Entschlossenheit, Umsicht und einen Mut der Verantwortung, wie sie nur wahrhaft großen Männern eigen ist. Nicht einen Augenblick zögerte er in einer Lage, in der jeder Fehlschlag ihn und, nach orientalischer Art, auch die Seinen vernichtet haben würde.

In der Fülle der auf ihn anstürmenden Eindrücke, Forderungen und Klagen hielt er das Ruder des Staates sicher in der Hand, wie der erfahrene und unerschrockene Steuermann auf dem sturmbewegten Schiff. Nicht einen Augenblick hat der Erfolg ihn hochmütig werden lassen. Auf der Höhe seines Ruhmes blieb er stets der einfache, bescheidene, offene und wahre Mensch, der er war, als seine Laufbahn sich noch im Dunkel unbekannter emsiger Berufsarbeit bewegte. Es ist schon gesagt, daß er arm bis ans Ende blieb. Bezeichnend für ihn ist, was ein Diplomat von ihm erzählt. Als der Sultan ihm ein besonders wertvolles Pferd zum Geschenk machen wollte, erwiderte er: „Ich habe keinen Stall, der eines so edlen Tieres würdig wäre."

Wer ihn näher gekannt hat, weiß, daß eine große und reine Seele in seiner Brust wohnte. Mit ihm fiel der beste Mann der Türkei, der jedenfalls am ehesten die gewaltigen Schwierigkeiten hätte überwinden können, mit denen sie zu kämpfen hat. Als Araber von Geburt, Soldat von türkischer Erziehung, war er auch am geeignetsten, die beiden Reichshälften aneinander zu ketten, von deren Versöhnung und Einheit die Zukunft des ottomanischen Reiches abhängt. Man versteht den Ausruf der türkischen Militär-Zeitschrift „Die Nationalverteidigung": „Verflucht sei der Tag, an welchem dieser große Mann den Tod fand! Verflucht sei die Hand, die ihn traf! Verflucht seien die Anstifter dieses schrecklichen Verbrechens!"

Der 11. Juni 1913 wird für immer ein Tag des Unglücks und der nationalen Trauer für das türkische Reich bleiben.

Auch der Freund beider wird, im Hinblick auf die Tatsache, daß sich für einen solchen Mann im eigenen Volke Meuchelmörder gerade in dem Augenblick fanden, da das Land seiner am meisten bedurfte, zweifelhaft, ob für seine Zukunft überhaupt noch etwas zu hoffen sei. Nur die Tatsache, daß es imstande gewesen ist, Männer wie einen Mahmud Schewket hervorzubringen, kann diese Hoffnung aufrecht erhalten.

„Sein Leichenbegängnis" — so schrieb mir ein Landsmann, der schon in Mazedonien zu seinen eifrigen Anhängern gehörte und dem ich viele schätzenswerte Mitteilungen über die letzten Jahre Mahmud Schewkets verdanke — „trug einen feierlichen, nationalen Charakter. Acht Tage später suchte ich seinen alten Wohnsitz in Skutari auf, wo sein Bruder, Kapitän Halid Bey, der ihn auch zu den Manövern nach Deutschland 1909 begleitete, mich empfing. Ich mußte auch sein Arbeitszimmer mit den rotledernen Möbeln wiedersehen, wo wir manche Stunden in ernstem Gespräch zugebracht hatten. Beim Frühstückstisch blieb Schewkets Platz an der Schmalseite des Tisches unbesetzt; ich saß wieder zu seiner Linken. Von Ihren Bekannten war noch der Artillerist Hassan Riza Pascha anwesend, der eben mit einem Teil der Trümmer der Westarmee zurückgekehrt war. Talaat Bey hatte sich vorher entfernt."

Im Familien- und Freundeskreise wird dem Andenken des seltenen Mannes ein Altar treuer Verehrung errichtet werden, wie ihm ein Denkmal im Herzen seines Volkes gebührt, zu dem auch diese Erinnerungen beitragen sollen.

Das Ende der Fremdherrschaft in Deutschland.

Von
Gustaf Dickhuth.

IV.

Am 18. Oktober um 7 Uhr morgens begann der Angriff der Verbündeten auf die Stellung der Franzosen.

Die 1. Kolonne des Erbprinzen von Hessen-Homburg fand Wachau geräumt, aber Dösen noch besetzt von den Polen Poniatowskis und einigen französischen Bataillonen. Dösen wurde genommen, der Feind zog sich auf die Hauptstellung zurück.

Der Erbprinz folgte und setzte sich auch in Besitz von Dölitz. Damit war der rechte Flügel der französischen Stellung und also auch die Brücke bei Lindenau schwer gefährdet. Napoleon schickte Oudinot mit einer Gardedivision zu Hilfe; Dölitz wurde zurückerobert, der Erbprinz schwer verwundet, und die Franzosen drangen sogar wieder bis Dösen vor.

Schwarzenberg, aufs äußerste erschrocken über diese Wendung, holte persönlich Teile des russischen Grenadierkorps Rajewski und der 3. Küraſſierdivision heran. Aber damit nicht genug. Vollständig aus der Fassung gebracht über dieses momentane Schwanken des Gefechts, schickte der Generalissimus dem Grafen Gyulai den Befehl, von Lindenau nach Cröbern heranzukommen.

Es ist schwer, sich in den Gedankengang Schwarzenbergs zu versetzen. Denn die Entfernung zwischen Lindenau und Cröbern ist so groß — ganz abgesehen von dem Übergang über die Elster und die Pleiße — daß Stunden vergehen mußten, ehe Gyulai bei Dösen eingreifen konnte. Bis dahin mußte das Gefecht hier längst entschieden sein.

In der Tat gelang es den Anstrengungen der Österreicher, den kritischen Moment aus eigener Kraft zu überwinden. Um 2 Uhr nachmittags waren die Franzosen wieder auf ihre Hauptstellung bei Dölitz geworfen. Gegen diese vermochte allerdings die 1. Kolonne keinen Vorteil zu erringen.

Gyulai traf erst viel später ein. Seine Truppen wurden nicht mehr verwendet.

Die 2. Kolonne, Barclay de Tolly, ging an Güldengossa vorbei auf Wachau vor. Es gelang bis um 2 Uhr, die Franzosen auch hier auf ihre Hauptstellung bei Probstheida zu werfen.

Die 3. Kolonne, Bennigsen, sollte die Verbindung mit der Nordarmee und der Schlesischen Armee herstellen.

Bennigsen ging gegen Zuckelhausen und Holzhausen vor, mit dem linken Flügel gegen Liebertwolkwitz.

Ringsum donnerten die Kanonen, auch von Norden her klang ihr dumpfer Schall herüber. Nur in der großen Lücke zwischen der 3. Kolonne und der Schlesischen Armee, in der Lücke, die die Nordarmee schließen sollte — da war alles still.

Bennigsen war in lebhafter Unruhe. Er glaubte sich verpflichtet, seine Truppen immer weiter rechts zu ziehen, um einen etwaigen Durchbruch Napoleons durch diese Lücke zu verhindern.

Dadurch entbehrte sein Angriff der rechten Wucht. Zuckelhausen und Holzhausen wurden zwar genommen, aber vor Probstheida kam das Vorgehen zum Stehen; ebenso auf dem weit nördlich geschobenen rechten Flügel vor Zweinaundorf, Mölkau und Paunsdorf. Bennigsen wagte nicht, alle Kräfte einzusetzen, ehe die große Lücke neben ihm durch die Nordarmee geschlossen war.

An der Spitze dieser Nordarmee marschierte um 2 Uhr Bülow mit den Preußen vor Paunsdorf auf. Wintzingerode mit den Russen folgte. Die Schweden gingen erst um 4 Uhr bei Taucha über die Parthe.

Blücher war mit Recht besorgt, daß die Nordarmee durch das unnötig weite Ausholen über Taucha zu spät kommen könnte. Er befahl also dem General Langeron — obgleich er dessen Truppen offiziell an den Kronprinzen abgetreten hatte — auf dem nächsten Wege, bei Abtnaundorf, die Parthe zu überschreiten.

Unterdessen griff Sacken die Hallische Vorstadt von Leipzig an. Doch war es, obgleich auch Yorcks zerschossene Truppen eingesetzt wurden, bis 2 Uhr der Schlesischen Armee nicht gelungen, auch nur einen Schritt vorzudringen. Die polnische Division Dombrowski, die Leipzig verteidigte, hatte Unterstützung erhalten durch eine Division der jungen Garde.

Somit hatten um 2 Uhr die Verbündeten noch an keiner Stelle einen wesentlichen Erfolg erreicht. Dagegen hatte das Korps Gyulay seine Stellung vor Lindenau aufgegeben.

Für die Franzosen stand die Schlacht so günstig wie möglich. Ihre Hauptstellung war noch nirgends berührt und — der bisher von Gyulay gesperrte Weg über Lindenau nach Weißenfels war frei!

Aber nun erschien das Korps Bülow vor Paunsdorf, das Korps Langeron war rechts davon im Vorgehen auf Schönfeld, und die Kolonnen Barclay und Bennigsen standen bereit zum Angriff auf Probstheida.

Der Nachmittag mußte die Entscheidung bringen. Sie fiel nicht auf dem linken Flügel der Verbündeten. Hier wurde bis zur völligen Dunkelheit um Dösen und Dölitz unentschieden weiter gekämpft.

Die 2. Kolonne, Barclay, griff Probstheida an. Die Franzosen hatten die mannshohen und fußdicken Umfassungsmauern durch Einschlagen von Scharten zur Verteidigung eingerichtet. Zudem wurde der Dorfrand durch

das Feuer mehrerer Batterien flankiert. Durch die feste Umfassung führte nur auf der Ost- und Westseite je ein Eingang.

Die preußische Brigade Pirch ging zuerst vor. Die Füsiliere der heutigen Liegnitzer Königsgrenadiere kamen bis an die Mauer heran, aber die Artillerie hatte keine Bresche legen können. Die Vollkugeln der damaligen Geschütze waren durch die Lehmwand glatt durchgegangen und hatten nur ein rundes Loch gemacht. Trotzdem gelang es den Siebenern, die Mauer zu übersteigen und in die Dorfgärten einzudringen.

Die Brigade Prinz August folgte; voran der Prinz selbst mit den Füsilieren der heutigen Elfer.

Wie fast regelmäßig in den Dorfgefechten dieser Zeit wurden die Angreifer nach hartem Kampf Mann gegen Mann wieder hinausgeworfen.

Der Prinz Eugen, tapfer und unermüdlich wie immer, kam zu Hilfe. Aber seine Unterstützung war zu schwach. Er hatte alles in allem nur noch 1800 Mann.

Napoleon erkannte die Bedeutung von Probstheida. Er warf um 5 Uhr die Truppen Lauristons in das Dorf hinein und zog seine letzte Reserve, die Division Friant der alten Garde, bis dicht heran.

Auf der anderen Seite standen die russisch-preußischen Garden zum Angriff bereit. Die Entscheidung mußte jetzt fallen.

Da traf bei den Monarchen die Meldung ein, daß der Feind auf der Weißenburger Straße abziehe. Alle Gläser richteten sich dorthin, und in der Tat war zu erkennen, daß eine dicke, lange Kolonne sich auf dem Damme nach Lindenau fortbewegte.

Jetzt war der Moment, die Garden einzusetzen, den Franzosen Probstheida zu entreißen und ungestüm nach Leipzig vorzudringen. Nach allen Enden des Schlachtfeldes hätten die Ordonnanzoffiziere jagen müssen mit der Mitteilung des feindlichen Abzuges und mit dem Befehl, das Äußerste anzustrengen, um die Lindenauer Brücke zu erreichen.

Genau das Gegenteil geschah.

Wenn man die damaligen Berichte liest, so glaubt man heute noch den Seufzer der Erleichterung zu hören: „Gott sei Dank! Der große Mann zieht ab! Nun stört ihn bloß nicht, damit er sich nicht etwa noch mal anders besinnt und wieder umdreht!"

Was man kaum zu hoffen gewagt hatte, war Wirklichkeit geworden. Napoleon hatte das Spiel verloren gegeben. Sollte man nun noch weiter kämpfen und unnötig Blut vergießen?

Die Garden wurden nicht eingesetzt. Barclay erhielt Befehl, seine Truppen allmählich aus dem Feuer zu ziehen. Das ging natürlich nicht so schnell. In Probstheida wurde noch lange mit einem fast beispiellosen Heroismus gekämpft. Die Division Vial des Korps Victor verlor drei Viertel ihrer Leute.

Dem Eingreifen der Monarchen aber ist es zuzuschreiben, daß auch die 2. Kolonne Barclay bis zum Abend keinen positiven Erfolg errungen hatte.

Die 3. Kolonne Bennigsen stand um 2 Uhr noch vor Zweinaundorf, Paunsdorf und Mölkau. Bennigsen hatte starke Artillerie vorgezogen, wagte aber nicht den Angriff, ehe die Nordarmee in die Lücke neben ihm eingerückt wäre.

Es war ½3 Uhr, als neben seinem rechten Flügel die ersten Truppen Bülows erschienen — die Division Hessen-Homburg. Bülow zog vier Batterien vor und eine englische Raketenbatterie. Paunsdorf wurde genommen, die Division Durutte herausgeworfen, und als nun in den Haufen der Zurückweichenden die damals noch ganz unbekannten Congreveschen Raketen hineinschlugen, da floh alles in voller Auflösung nach Sellerhausen.

Die Division Durutte kreuzte sich dabei zum Teil mit den sächsischen Truppen, die eben jetzt von Sellerhausen auf Paunsdorf vorgingen, aber nicht, um anzugreifen, sondern um zu den Verbündeten überzugehen.

Der Plan dazu war bereits am Vormittag eingehend erwogen worden. Der Kommandeur der sächsischen Truppen, General Zeschau, hatte an seinen König nach Leipzig berichtet und um Befehl gebeten, wie er sich verhalten solle.

Die Antwort des Königs ist ein Muster von Zweideutigkeit:

„Herr General von Zeschau! Ich habe stets Vertrauen in meine Truppen gesetzt und tue es im gegenwärtigen Augenblicke mehr als jemals. Die Anhänglichkeit an meine Person können mir solche nur durch Erfüllung ihrer Pflichten beweisen, und ich bin von Ihnen gewärtig, daß Sie alles anwenden werden, um selbige dazu anzuhalten. Hiermit bitte ich Gott, daß er Sie in seinen heiligen Schutz nehme.

Leipzig, 18. Oktober 1813. Friedrich August."

Hiernach waren die sächsischen Offiziere so klug wie zuvor. Die Mehrheit von ihnen glaubte, daß der König so geschrieben habe, weil er Gefangener Napoleons sei und inmitten der französischen Garnison keinen freien Willen habe. Wenn er frei wäre, würde er sicher seine Politik anders orientieren. Die Schlacht sei verloren, mit ihr der ganze Feldzug. Weiterer Widerstand sei nutzlos. Man könne jetzt nur noch suchen, die geringen Reste der Armee zu retten, damit Sachsen nicht in die Katastrophe Frankreichs mit hineingerissen würde.

Wenn man aber übergehen wollte, dann war jetzt der letzte Moment. Eben schickte Reynier den Befehl, daß die Sachsen von Sellerhausen auf Leipzig zurückgehen sollten.

Die Sachsen marschierten statt dessen auf Paunsdorf vor. Der General Zeschau, der persönlich den Übergang nicht billigte, suchte vergebens die Truppen aufzuhalten. Nur 24 Offiziere und 593 Mann der Bataillone Friedrich und Anton folgten ihm nach Leipzig zurück.

Die anderen gingen zum Feinde über — etwa 3000 Mann mit 19 Geschützen. Sie baten, nicht gegen die Franzosen fechten zu dürfen, und wurden hinter die Front ins Biwak geschickt.

Es ist seltsam, daß die französische Geschichtschreibung auch heute noch an der Behauptung festhält, der Verrat der Sachsen sei die Hauptursache

für den Verlust der Schlacht von Leipzig gewesen — trotz aktenmäßiger Beweise. Bei der gewaltigen Masse der fechtenden Truppen ist ihre geringe Zahl tatsächlich gar nicht ins Gewicht gefallen.

Bennigsen stand inzwischen immer noch mit der 3. Kolonne zögernd vor Mölkau und Zweinaundorf. Endlich um 5 Uhr machte sich das Eingreifen der Nordarmee bemerkbar. Nun wurden beide Dörfer genommen, mehrere Attacken der französischen Kavallerie abgewiesen. Die Franzosen gingen zurück auf Stötteritz. Der Angriff Bennigsens auf dieses Dorf scheiterte aber, und er begnügte sich mit einer Kanonade, bis es dunkel wurde.

Also auch die 3. Kolonne hatte keinen entscheidenden Erfolg errungen. Der Feind hatte nach ehrenvollem Kampfe seine Vorstellung geräumt, aber seine Hauptstellung hielt er fest.

Rechts neben der 3. Kolonne war von 2 Uhr ab die Nordarmee vorgegangen, mit dem Korps Langeron gegen Schönfeld, mit der Division Hessen-Homburg gegen Paunsdorf. Alles andere war erst im Anmarsch.

Der Kampf um Paunsdorf und Schönfeld war erbittert und zog sich durch viele Stunden hin. Allmählich trafen auch Borstell, Krafft und Wintzingerode auf dem Schlachtfelde ein; zuletzt Stedingk mit den Schweden. Um 4 Uhr nachmittags war der Kreis um Leipzig geschlossen. Bis zum Abend setzte sich die Nordarmee in den Besitz von Schönfeld und Sellerhausen.

Das war eine brave Leistung; aber der Kronprinz hätte heute schon in Leipzig eindringen können, wenn er seine riesige Überlegenheit eingesetzt hätte. Von Bülow haben nur geringe Teile gekämpft, von Wintzingerode und Stedingk nur die Artillerie.

Noch geringer waren die Erfolge der schwachen Schlesischen Armee. Alle Angriffe Sackens auf die Nordfront von Leipzig waren gescheitert, obgleich er sie bis in die Nacht hinein unermüdlich wiederholte.

Abends kam Nachricht von Schwarzenberg: der Feind ziehe ab auf Merseburg, Blücher solle ihm mit allen entbehrlichen Truppen an der Saale zuvorkommen.

Blücher befahl, daß das Korps Yorck sofort abmarschieren solle, um durch Nachtmarsch die Übergänge von Merseburg und Halle zu erreichen und dann dort nach Umständen zu handeln.

Yorck marschierte um 8 Uhr abends ab und traf am anderen Morgen um 7 Uhr bei Halle ein.

Diese Anordnung wäre nicht nötig gewesen, wenn Schwarzenberg das Korps Gyulay vor Lindenau gelassen hatte. Schwarzenberg hatte allerdings dieses Korps nicht bis nach Dösen herangezogen, wie er ursprünglich beabsichtigte, sondern hatte es auf dem Marsch am linken Elsterufer festgehalten durch folgenden Befehl:

„Euer Exzellenz Aufstellung auf dem linken Elsterufer ist von höchster Wichtigkeit. Es handelt sich in Ihrer Position nicht darum, den Feind zu schlagen, sondern darum, denselben genau und bestimmt zu beobachten, um zu sehen, welche Straße er einschlägt, ob die von Merseburg

oder die von Weißenfels oder beide zugleich, dann aber die nach Pegau führende Straße zu sichern."

Pegau liegt an der oberen Elster, südlich von Leipzig, hinter dem linken Flügel der Schwarzenbergschen Front. Man sieht, daß Schwarzenberg noch immer die Besorgnis hat, Napoleon könne aus seinem Rückzug zu einem plötzlichen Angriff umdrehen! Das geht aus dem Folgenden besonders deutlich hervor:

„Im Falle Ihres Rückzuges haben Sie Pegau zu sichern, die Brücken abbrechen zu lassen und die Stadt aufs hartnäckigste zu verteidigen. Von Naumburg" — dort stand ein Detachement unter dem Feldmarschall-Leutnant Murray — „haben Euer Exzellenz die Infanterie zurückzuziehen (!), die Kavallerie aber jenseits der Saale zu halten, um den Feind über der Saale zu beobachten und uns zu benachrichtigen."

Es wurden also aufs sorgfältigste alle Anordnungen getroffen, um nur ja den Feind auf seinem Rückzuge nicht zu stören. Um 5 Uhr zog Murray von Naumburg ab und marschierte nach Zeitz. Spät abends erhielt Gyulay noch folgenden Befehl:

„Der Feind wird von allen Seiten gedrängt und zieht sich wahrscheinlich gegen Naumburg. Wenden Euer Exzellenz alle Kräfte an, ihm dort zuvorzukommen und die Stellung bei Dösen zu besetzen. Die Brücke daselbst muß aufs äußerste verteidigt werden. Die ganze österreichische Kavallerie und das Merveldtsche Korps konzentrieren sich morgen früh den 19. um 7 Uhr bei Pegau, um von dort aus die Direktion auf Naumburg zu nehmen, welche Euer Exzellenz ihnen allein richtig anweisen können. Ich kann von hier aus nicht beurteilen, ob und wie Euer Exzellenz diese Aufgabe vollziehen werden. Sind Sie zu sehr gedrängt, so bleibt Ihnen nichts übrig als sich auf Zeitz zu ziehen. Sie müssen dann die Equipage der Armee von Zeitz nach Altenburg schicken. Wenn Sie in Ihrer Position vom Kaiser mit überlegener Macht angegriffen werden sollten, so müssen Sie alle Mittel anwenden, um dem Feind, der einen verzweifelten Rückzug macht, so viel Schaden als nur möglich zuzufügen. Auf jeden Fall müssen Sie sich in acht nehmen, nicht selbst einen Echec zu erleiden, und wenn der Weg zum Rückzug der Franzosen einmal offen ist, so haben Sie den Feind nur mit Kavallerie zu verfolgen."

Am Abend ergab sich für die Verbündeten folgende Lage: Die 1. Kolonne stand bei Lößnig, Dölitz und Dösen; die 2. gegenüber von Probstheida bis nach Zuckelhausen; die 3. bei Zuckelhausen, Zweinaundorf und Mölkau; die Nordarmee bei Sellerhausen, Paunsdorf, Schönfeld; die Schlesische Armee dicht vor Leipzig, zwischen Gohlis und der Parthe.

Die Franzosen standen in der Linie Connewitz, Probstheida, Stötteritz, Crottendorf, Reudnitz, Hallische Vorstadt, Gohlis.

Napoleon hatte selbst die Einzelheiten dieser neuen Stellung angeordnet. Er war während des ganzen Vormittags bei Quandts Mühle geblieben. Um 12 Uhr stieg er zu Pferde und ritt nach Probstheida bis in die Linie der Gardebatterien. Dort zog er die Division Curial der alten Garde bis dicht

an das Dorf heran. Beim Angriff der preußischen Brigaden Pirch und Prinz August befand sich der Kaiser fast in vorderster Linie. Auf die Nachricht vom Übergang der Sachsen begab er sich nach dem linken Flügel, sprach lange mit Ney und befahl, den Vorgang geheim zu halten.

Schon während des Vormittags waren die Verwundeten, die Bagagen und Trains über Lindenau abgeschoben worden.

Um 4 Uhr befahl Napoleon den Abmarsch des 1., 3. und 5. Kavalleriekorps und der Munitionskolonnen.

Der Kaiser hatte eine schlaflose Nacht hinter sich. Die Anstrengungen und Aufregungen des Tages überwältigten ihn. Die Natur verlangte ihr Recht. Um 5 Uhr setzte er sich neben einem Feuer auf einen hölzernen Schemel und schlief ein. Schweigend stand seine Umgebung. In das ferne Dröhnen des Geschützfeuers klang das Knistern der brennenden Holzscheite und das dumpfe Geräusch vorüberziehender Truppen.

Wir haben keine Ursache, uns für den Mann zu begeistern, der unser Vaterland mit Füßen getreten hat. Von den vielen seltsamen Erscheinungen unserer Zeit ist es eine der seltsamsten, daß vor kurzem in Berlin eine Napoleon-Gesellschaft gegründet werden konnte. Aber ein gewaltiger Mensch ist er doch gewesen, und das Bild, wie der Mann mit dem eisernen Willen mitten in der Schlacht von seiner eigenen körperlichen Natur verlassen wird, ist von einer erschütternden Tragik.

Eine Kugel schlug in das Feuer, neben dem der Kaiser schlief, und warf die Scheite krachend auseinander. Napoleon erwachte und gab sofort mit gewohnter Ruhe und Klarheit die Befehle für den weiteren Rückzug.

Zuerst sollten die Garden abmarschieren, dann Augereau und Victor, das 2. und 4. Kavalleriekorps.

Die anderen Truppen sollten die Stadt Leipzig verteidigen und so den Rückzug decken.

Um $^1/_2$7 Uhr befahl der Kaiser, seine Zelte aufzuschlagen. Sie waren bereits nach Lindenau geschickt, und so beschloß Napoleon in Leipzig zu übernachten. Dorthin begab er sich mit Murat. Die Straßen waren so voll, daß er nur auf Umwegen langsam vorwärts kommen konnte. Er nahm Quartier im Hotel de Prusse auf dem Roßmarkt. Eine Abteilung der alten Garde biwakierte vor dem Hotel.

Zum drittenmal senkte sich die Nacht auf das blutgetränkte Schlachtfeld. Neun Stunden lang hatten eine halbe Million Menschen gekämpft, 50000 lagen tot oder verwundet, zwölf brennende Dörfer leuchteten in das Dunkel hinaus, und noch immer war die letzte Entscheidung nicht gefallen.

Wenn man bedenkt, daß der Angriff der Verbündeten am 18. schließlich völlig umfassend war, daß sie um 135000 Mann stärker waren als der Feind, daß sie vor allem über die doppelte Zahl von Geschützen verfügten und über eine doppelt überlegene Kavallerie, dann ist dieser geringe Erfolg schwer zu begreifen.

Die Franzosen haben zwar eine ihnen völlig einleuchtende Erklärung: der französische Soldat ist eben so viel tapferer als alle Soldaten der Welt.

Gewiß ist Leipzig ein Ruhmestag nicht nur für die Verbündeten, sondern auch für die Franzosen. Man kann diesen müden, entkräfteten Truppen, die nicht mehr für den Sieg, sondern nur noch für die Waffenehre kämpften, eine ehrliche Bewunderung nicht versagen.

Aber man braucht nur an die Haltung der Preußen in Markkleeberg und Probstheida, der Russen bei Wachau, der Österreicher bei Dölitz zu denken, um die französische Behauptung als sinnlos zurückzuweisen.

Nicht die Truppe war schuld an dem geringen Erfolge, sondern die Führung, die der Lage in keiner Weise gerecht wurde.

Diese Lage wurde dadurch gekennzeichnet, daß Napoleon nur eine einzige, über einen langen Engweg führende Rückzugsstraße hatte. In einer Front von fast zwei Meilen suchte er die Bedrohung dieser Straße abzuwehren.

Also galt es für die Verbündeten, ihre Übermacht auf den Punkt zu werfen, der für den feindlichen Rückzug besonders empfindlich war. An den anderen Stellen mußte man nur so stark sein, daß der Feind sich nicht getraute, erhebliche Kräfte aus der Front wegzuziehen.

Welcher Punkt der entscheidende war, das hatte man am 17. lange genug überlegen können.

An diesem Tage standen die Franzosen noch in der Linie Dölitz, Wachau, Liebertwolkwitz, Kolmberg; aber im Norden stand die Schlesische Armee bereits im Kampf um die Hallische Vorstadt, also in unmittelbarer Nähe der feindlichen Rückzugsstraße.

Hier mußte mit überlegenen Kräften vorgestoßen werden, und dazu mußte die Nordarmee bindenden Befehl bekommen. Die Sache war so wichtig, daß die Monarchen allen Anlaß hatten sich selbst zum Kronprinzen zu begeben.

Wäre der Kronprinz nicht um 9 von Breitenfeld abmarschiert, sondern um 5, wäre er nicht bei Taucha über die Parthe gegangen, sondern bei Schönfeld, dann hätte er schon um 11 Uhr mit Blücher vereint angreifen können und zwar mit 90000 Mann gegen 36000. Dann hätte Napoleon seine Reserven dorthin schicken müssen, und dann hätte Schwarzenberg auf der Südfront einen vollen, durchschlagenden Erfolg gehabt.

Der ehemalige Marschall Bernadotte trägt die Hauptschuld an dem geringen Ergebnis des 18. Oktober.

Aber Schwarzenbergs Schuld ist kaum geringer. Indem er das Korps Gyulay von Lindenau abrief, öffnete er selbst dem Feinde den Weg zur Rettung. Dabei war der angebliche Grund für diesen Befehl doch höchst zweifelhaft. Es gehörte wirklich nicht die Kriegserfahrung eines Feldmarschalls dazu, um sich zu sagen, daß das momentane Schwanken des Gefechts bei Wachau schon seit Stunden erledigt sein mußte, ehe Gyulay von Lindenau heran kommen konnte.

Es ist denn auch schon sehr bald die Meinung ausgesprochen worden, daß Schwarzenberg dem Gegner absichtlich den Weg nach Merseburg geöffnet habe.

Schwarzenberg selbst hat später über diesen Fall geäußert: „Es schien nicht ratsam, einen Feind, der noch genugsam Kräfte hatte, zur Verzweiflung zu bringen."

Es ist doch ein tief ergreifender Gedanke, daß ein einziger Mensch alle seine Zeitgenossen so in den Bann seiner Persönlichkeit schlagen kann! Die Furcht vor dem schrecklichen Mann lähmt jede entschlossene Tätigkeit. Wie für Napoleon geschrieben ist der Vers des Sophokles:

„Πολλὰ τὰ δεινὰ κ' οὐδὲν ἀνθρώπου δεινότερον πέλει"

„Zahlreich ist das Gewaltige, aber nichts ist gewaltiger als der Mensch."

Indem Schwarzenberg das Korps Gyulay von Lindenau wegnahm und den Feldmarschall-Leutnant Murray von Naumburg zurückholen ließ, war eine Katastrophe der französischen Armee schon nicht mehr wahrscheinlich.

Alle weiteren Anordnungen, die Schwarzenberg für die Verfolgung traf, zeigen deutlich die Absicht, daß man „vorsichtig" verfolgen wollte, „um den Feind nicht zur Verzweiflung zu bringen".

Um 6 Uhr abends wurde angeordnet:

„Sämtliche Armeeteile sollen bei Morgengrauen in Schlachtordnung bereit stehen, die Schlacht zu erneuern. Im Falle eines feindlichen Rückzuges soll die Armee wie am 18. in fünf Kolonnen konzentrisch gegen Leipzig vorrücken und die Stadt stürmen, weil erst nach Einnahme der Stadt der Sieg als entschieden zu betrachten ist."

Während also die Masse der Verbündeten am 19. Oktober zum Sturm auf Leipzig schreiten sollte, waren immerhin bereits einige Abteilungen entsendet, die bei richtiger Führung dem Feinde verderblich werden mußten.

Nordwestlich von Leipzig stand Yorck bei Halle, und südlich von Leipzig stand Gyulay bei Pegau. Er hatte außer seinen eigenen Truppen die leichte Division Moritz Liechtenstein bei sich und die Freischarenführer Thielmann und Mensdorff.

Ferner wurde am 18. abends befohlen:

An den Feldzeugmeister Colloredo: „General von Nostitz bricht mit seinen drei Kavalleriebrigaden derart auf, daß er Punkt 7 Uhr früh bei Pegau eintrifft."

An Feldmarschall-Leutnant Lederer: „Nachdem Euer Exzellenz das Kommando des Generals der Kavallerie Grafen Merveldt übernommen haben, werden Sie das Korps dergestalt bei Pegau konzentrieren, daß Sie morgen früh 7 Uhr daselbst eintreffen, abkochen und zu weiterem Marsch noch an diesem Tage bereit sein können. Die Division Aloys Liechtenstein wird sich um eben diese Zeit mit Ihnen vereinigen, und Sie werden auf jeden Fall noch Befehl erhalten, weiter zu marschieren. Die russische Kavallerie konzentriert sich zur Verfolgung des Feindes ebenfalls in Pegau."

An Feldmarschall-Leutnant Bubna: „Laut allen Nachrichten scheint der Feind nach der heute verlorenen Schlacht den Rückzug nach Merseburg zu nehmen. Ich gedenke ihn lebhaft zu verfolgen und finde daher nötig, die Euer Hochgeboren unterstellte Division links zu ziehen, um sie mit der übrigen österreichischen Armee zu vereinigen. Euer Hochgeboren wollen daher mit selbiger nach Maß, als dies die bisherigen Fatiguen derselben erlauben, Ihren Marsch in der Direktion auf Pegau dergestalt antreten, daß Sie daselbst so bald es nur immer möglich eintreffen."

Auch dem Laien muß es einleuchten, wie unzweckmäßig es war, so große Massen in und bei dem einen Ort Pegau zu versammeln: Gyulay mit Moritz Liechtenstein, Thielmann und Mensdorff; Nostitz; Lederer; Aloys Liechtenstein und Bubna.

Immerhin ist anzuerkennen, daß bereits am Abend 40000 Mann für die Verfolgung in Marsch gesetzt waren. Weitere 20000 sollten am anderen Morgen folgen.

Aber während der Nacht wurde es Schwarzenberg schon wieder leid; er erwog, daß der Feind doch immer noch mit achtunggebietender Stärke vor ihm stehe, und für die zu erwartende vierte Schlacht glaubte er so stark als möglich sein zu müssen. Seine früheren Anordnungen wurden also teilweise widerrufen.

Bald nach Mitternacht erging Befehl an Nostitz:

„Nach der früher an den Feldzeugmeister Grafen Gyulai und den Feldmarschall-Leutnant Baron Lederer erlassenen Disposition sollte zwar das II. Armeekorps und die Kavallerie-Reserve sich morgen früh in Pegau versammeln. Da aber die eigentlichen Bewegungen des Feindes sich noch nicht mit Bestimmtheit entwickelt haben, so finde ich es für nötig, hiervon einstweilen abzukommen, wovon Euer Exzellenz den Herrn Feldmarschall-Leutnant Baron Lederer sogleich verständigen wollen."

Immer wieder taucht der Gedanke auf, daß das unerschöpfliche Genie des Kaisers noch in letzter Stunde ein Mittel finden könne, den Erfolg an sich zu reißen, falls man sich vor Leipzig zu sehr schwäche.

Inzwischen waren aber Gyulay, Lederer, Liechtenstein und Nostitz bereits im Marsch auf Pegau.

Die Nacht war sehr finster, und so wurde der Abzug der Franzosen in ihre neue Stellung Connewitz—Probstheida—Stötteritz nicht bemerkt. Er war ohnehin schwer zu erkennen, da die Franzosen starke Arrieregarden zurückließen, die die Wachtfeuer bis zum Morgen unterhielten.

Napoleon blieb während der Nacht in Leipzig. Seine Geheimschreiber waren bereits nach Lindenau gegangen, und so versahen Berthier und Maret ihren Dienst. Der Kaiser schickte Ordonnanzoffiziere zu allen Korps mit den genauesten Anweisungen über die innezuhaltende Ordnung und Reihenfolge des Abmarsches.

Zur Verteidigung von Leipzig wurden bestimmt: die Division Durutte, die Korps Marmont, Souham, Lauriston, Macdonald und Poniatowski. Sobald die Verhältnisse es erlaubten, sollte Marmont abziehen, dann Souham und Lauriston. Macdonald sollte schließlich die Arrieregarde bilden mit seinem Korps, dem Korps Poniatowski und der Division Durutte. Wenn die letzten Franzosen die Elster überschritten hatten, sollte die Brücke gesprengt werden.

An Bertrand, der bereits nach der Saale voraus war, ging Befehl, Merseburg, Kösen und Freiburg zu besetzen; in Erfurt, Fulda und an sonst geeigneten Orten Lebensmittel bereit stellen zu lassen.

Kellermann in Mainz erhielt Anweisung, alle im Marsch zur Armee befindlichen Ergänzungsmannschaften zurückzurufen.

Die Kommandanten von Erfurt und Würzburg erhielten Vorschriften für die Verproviantierung ihrer Festungen.

Berichte über die Vorgänge bei Leipzig gingen an St.-Cyr nach Dresden und an die Kommandanten von Torgau und Wittenberg. St.-Cyr erhielt Vollmacht, sich auf irgendeine Weise aus seiner Lage zu ziehen, jedoch nur unter der Bedingung freien Abzuges für alle Truppen, einschließlich der Kranken. Schlimmstenfalls sollte er sich bis zum äußersten verteidigen.

Ähnliche Weisungen schickte Napoleon an Davoust in Hamburg, an die Kommandanten der Festungen an der Oder und Weichsel und an seinen Bruder Jerome.

Er denkt an alles. Nach solcher Schlacht — solche Arbeit! Und ohne das gewohnte Hilfspersonal. Während er weiß, daß seine Herrschaft in Deutschland zusammengebrochen ist, erwägt er mit voller Ruhe des Geistes, mit ungetrübter Klarheit des Blickes, was sich jetzt noch retten läßt.

Gegen die Verbündeten ist die Ostgrenze Frankreichs zu decken, gegen Spanien die Südwestgrenze. Also müssen die Armeen von Italien und Spanien herangeholt werden. Welche Zugeständnisse muß man dem Papst und dem König von Spanien machen, um vor ihren Angriffen sicher zu sein? Napoleon rechnet darauf, daß Murat und der Vizekönig Eugen die Österreicher am Isonzo beschäftigen können. Im Osten aber verläßt er sich auf die Besatzungen seiner Festungen an der Elbe, Oder und Weichsel. Diese Garnisonen werden sich durchschlagen, sie werden sich zu einer Armee vereinigen, die Elbe beherrschen, die Dänen festhalten und die Norddepartements des neuen Frankreich decken.

Ist es möglich, daß ein Mensch inmitten einer solchen Niederlage einen solchen Optimismus entwickeln kann? Freilich, dieses Selbstgefühl ist nicht mehr weit vom Größenwahnsinn; aber bewundernswürdig ist doch die unverwüstliche Spannkraft des Geistes, die von unbesieglicher Hoffnung immer aufs neue entflammte Energie, die Unbeugsamkeit seines Willens.

Erst gegen Morgen gönnte sich der Kaiser eine kurze Ruhe. Maret suchte inzwischen den König von Sachsen zu bewegen, daß er Napoleon auf dem weiteren Rückzuge begleite. Er sagte dem Minister Einsiedel: wenn Friedrich August mit nach Erfurt gehen wolle, so würde für seine Sicherheit gesorgt werden.

Der König ließ antworten, daß er im Vertrauen auf die Gesinnung der Verbündeten und ihre Kenntnis von den Umständen und Gründen, die ihn bewogen hätten, dem Kaiser nach Leipzig zu folgen, den Verlauf der Dinge hier abwarten wolle.

Während alles dieses vor sich ging, war der nächtliche Abmarsch der Franzosen im vollen Gange. Durch vier Tore strömten die Truppen herein, durch ein Tor mußten sie wieder hinaus. Die Straßen waren stockfinster, Offiziere zum Führen und Zurechtweisen der Truppen waren nicht kommandiert, und so dauerte es nicht lange, bis ein wüstes Durcheinander entstand. Zerbrochene Trainfahrzeuge, verlassene Equipagen, gestürzte Pferde versperrten

überall den Durchgang, und die Kavallerie und Artillerie ritt und fuhr rücksichtslos alles nieder, was ihr in den Weg kam.

Gegen Morgen begann der Rückzug der Infanterie. Die Korps Victor, Augereau und Lauriston kamen noch durch, ehe der Straßenkampf begann.

Es war keine sehr glückliche Anordnung, daß gerade den Truppen die Verteidigung der Stadt übertragen war, die am längsten und am nächsten am Feinde standen. Als diese zurückgingen, folgten ihnen die Verbündeten auf dem Fuße, und so konnten alle Anstalten für die Verteidigung nur übereilt getroffen werden. Was in dieser Beziehung getan wurde, das geschah planlos, gewissermaßen zufällig, und blieb unvollständig.

V.

Das damalige Leipzig, eine Stadt von 30000 Einwohnern, also etwa so groß wie heute Köpenick, bestand aus der Altstadt und den Vorstädten.

Die alte Stadt war von einer Befestigung umgeben, die ein unregelmäßiges Viereck bildete. Durch den Wall führten vier Tore: im Norden das Hallische, im Nordwesten das Ranstädter, im Süden das Peterstor und im Osten das Grimmasche Tor.

Die alte Befestigung war nicht durchweg erhalten, sondern zum Teil abgetragen und eingeebnet. Am besten war sie noch auf der Westseite erhalten, aber auch hier war die Mauer baufällig und wenig widerstandsfähig, und der Graben war leicht zu durchschreiten. Das ehemalige Glacis hatte sich in Anlagen und Promenaden verwandelt.

Vor diesen Promenaden dehnten sich die Vorstädte aus, im Süden und Osten schon modern, im Norden und Westen noch alt und winkelig. Wo die Vorstädte an die Promenaden stießen, dehnten sich mehrere freie Plätze aus; so im Norden der Holzmarkt, im Nordwesten der Fleischerplatz und im Südosten der Roßplatz.

Nach außen hin waren die Vorstädte mit Stein- und Lehmmauern und Bretterzäunen abgeschlossen, durch die zehn äußere Tore ins Freie führten.

Dieser Rand war einigermaßen zur Verteidigung hergerichtet. Auch hatte man die inneren Tore und die anschließende Mauer mit Schießscharten versehen und vor dem Hallischen Tor ein paar Schanzen aufgeworfen. Aber von einer eigentlichen Befestigung der Stadt war keine Rede.

Die Verteidiger waren wie folgt verteilt:

In der Hallischen Vorstadt die Garnison von Leipzig, die Division Durutte und zwei Divisionen des Korps Souham.

Rechts anschließend bis zur Nordostecke die dritte Division des Korps Souham und zwei Divisionen von Marmont.

Im Osten die beiden anderen Divisionen von Marmont. In der Südostecke das Korps Macdonald.

Endlich im Süden Poniatowski, die Division Dombrowski und die Division Rothenburg der alten Garde. Diese letztere bestand nur noch aus zwei Bataillonen.

Im Innern der Altstadt blieben zwei badische und ein italienisches Bataillon; 1200 Sachsen bildeten auf dem Markt die Stabswache.

Alles zusammen ungefähr 30 000 Mann.

Dem gegenüber gingen von den Verbündeten vor:

Colloredo gegen die Südfront,

Barclay gegen die Südostecke,

Bennigsen gegen die Ostfront.

Die Nordarmee hinter Bennigsen in zweiter Linie.

Die Schlesische Armee gegen die Hallische Vorstadt im Norden.

Um 9 Uhr war das ganze Vorgelände von den Franzosen geräumt, um 10 Uhr sollte der eigentliche Sturm beginnen. Da wurde eine Pause von einer halben Stunde angeordnet.

Es erschien nämlich der Magistrat von Leipzig und der sächsische Oberst Ryssel, Flügeladjutant des Königs, um die Gnade der Monarchen für die Stadt zu erbitten.

Der russische Generaladjutant Toll und der preußische Flügeladjutant Natzmer wurden zum König von Sachsen abgesendet.

Zwar konnte von Unterhandlungen jetzt nicht mehr die Rede sein, aber die Monarchen ließen versprechen, daß sie die Stadt schonen wollten, wenn sie vom Feinde unverzüglich geräumt würde. Die sächsischen Truppen würden nicht als feindlich behandelt werden, wenn sie die Gewehre zusammensetzten.

Der Ritt der beiden Abgesandten war nicht nur schwierig, sondern auch sehr gefährlich. Durch wildes Gedränge und auf langen Umwegen wurden sie zum Fürsten Poniatowski gebracht, der sie an Augereau wies, dieser an Victor. Endlich kamen sie zum König Friedrich August und waren nicht wenig erstaunt zu hören, daß sie nicht empfangen werden könnten. Seine Majestät seien beschäftigt.

Toll stellte dem Minister Einsiedel in derber Weise vor, daß die geringste Verzögerung das größte Unglück für den König und die ganze Stadt herbeiführen könne, und nach einigem Verhandeln war Friedrich August bereit, die Abgesandten der Monarchen zu empfangen. Er trug weiße Uniform mit großem Ordensband, Eskarpins, Strümpfe und Schuhe. Davon, daß er selbst den ersten Schritt getan hatte durch Entsendung des Obersten Ryssel — davon sagte er kein Wort. Wegen Schonung der Stadt verwies er die Offiziere an den französischen Gouverneur Arrighi. Was die sächsischen Truppen betreffe, so könnten sie die Waffen nicht niederlegen, da er sie seinem hohen Verbündeten übergeben habe. Die Truppen hätten also nicht von ihm — dem König — Befehle zu empfangen, sondern von den französischen Marschällen.

Und als Toll, äußerst befremdet, den König auf den Widerspruch hinwies zwischen seiner jetzigen Haltung und der Mission Ryssels, sagte Friedrich August:

„Als ich den Oberst Ryssel zum Kaiser Alexander schickte, da glaubte ich, daß Kaiser Napoleon seine Sache verloren gegeben habe. Vor einer halben Stunde aber ist mein hoher Verbündeter bei mir gewesen und hat

mir versichert, daß er Leipzig nur verlasse, um im freien Felde zu manövrieren, daß er aber in zwei oder drei Tagen die Stadt entsetzen werde."

Toll und Natzmer sahen, daß der König völlig blind für die Lage und daß von ihm nichts mehr zu erwarten sei. Um wenigstens die Stadt zu retten, beschlossen sie, sich an den General Arrighi zu wenden. Er war nicht zu finden, und während sie noch bestrebt waren, ihn zu suchen, klangen ihnen aus den Straßen die Hornsignale der preußischen Truppen entgegen. Leipzig war in den Händen der Verbündeten.

Der letzte Sturm hatte noch sehr viel Blut gekostet.

Immer und immer wieder stürmte Sacken gegen die Parthebrücke am Hallischen Tor; immer wieder wurde er abgeschlagen unter ungeheuren Verlusten. Das Regiment Archangel bestand am Abend nur noch aus 180 Mann. Erst das Vorgehen Bülows im Rücken der Verteidiger öffnete die Brücke. Mit den Franzosen zugleich drangen die Russen durch das Hallische Tor in die Gerbergasse, an ihrer Spitze Blücher. Wo die Leute stutzen wollten, wenn ihnen unerwartet wieder Feuer entgegenschlug, da riß er sie mit fort durch sein unerbittliches: „Vorwärts! Vorwärts!"

Unter den Soldaten war am Morgen Blüchers Ernennung zum Feldmarschall bekannt geworden, und als er wieder einmal die schwankende Truppe mit seinem mächtigen Schlachtruf anfeuerte, da schrien die Leute in heller Begeisterung: „Hurra, Feldmarschall Pascholl!" Russische Soldaten sind es gewesen, von denen Blücher zum erstenmal mit seinem Ehrennamen „Marschall Vorwärts" begrüßt worden ist.

Bald nach Mittag erreichte Sacken die Promenade vor dem inneren Hallischen Tor.

Eine kleine Abteilung dieses Korps war schon von Gohlis aus nach Westen abgebogen und war durch das Rosenthal in unmittelbare Nähe des Ranstädter Steinweges gelangt, auf dem die französische Armee in dichter Kolonne sich auf Lindenau zuwälzte. Die Russen eröffneten das Feuer, und dieses Feuer — an sich ziemlich belanglos — hat, wie später zu schildern ist, zur Folge gehabt, daß die Elsterbrücke vorzeitig gesprengt wurde.

Währenddessen schickte der Kronprinz von Schweden das Korps Bülow gegen das Grimmasche Tor im Osten vor, das nach wütendem Kampf genommen wurde. Die Schweden blieben zurück, um für den Einzug in Leipzig den Paradeanzug anzulegen.

Mit der Erstürmung des Grimmaschen Tores war es noch nicht getan. Auf dem dahinter liegenden Johannisplatz entspann sich noch ein blutiger Nahkampf. Die Franzosen fochten mit verzweifelter Tapferkeit und drängten die Preußen wieder bis ans Tor zurück. Schon begann der Kampf um den Besitz des Tores zu schwanken, da kam ein schwedisches Jägerbataillon mit einigen Geschützen. Die Artillerie fegte den Johannisplatz rein, und die Franzosen mußten bis zur Promenade zurück.

Links neben Bülow ging Wintzingerode durch das Spitaltor und die Johannisgasse vor. An der Promenade wurde er von französischen Kürassieren und polnischen Ulanen attackiert, zugleich von badischer Infanterie angegriffen

und mußte bis ans Spitaltor zurück. Erst nach hartem Kampfe gelang es ihm, wieder bis zur Promenade vorzudringen.

Da links neben Wintzingerode auch Bennigsen über den Roßplatz vordrang, so waren etwa um ½1 Uhr nachmittag die Vorstädte erobert, und die Angreifer standen rings auf den Promenaden vor der inneren Stadt.

Da der enge Raum die Entfaltung weiterer Kräfte nicht zuließ, so bezogen Wittgenstein und Kleist um 2 Uhr ein Biwak südlich der Stadt.

Colloredo marschierte um 3 Uhr nach Pegau ab; und so ist es gekommen, daß an dem Sturm auf die eigentliche Stadt keine österreichischen Truppen teilgenommen haben.

Für Napoleon drehte sich am Morgen des 19. Oktober alles um die Frage: haben die Verbündeten bereits so starke Kräfte auf das linke Elsterufer geworfen, daß sie gegen die Flanke der französischen Marschkolonne einen gefährlichen Angriff unternehmen können, ehe die Saale überschritten ist? Einen solchen Angriff konnte die Armee nicht aushalten, denn die Truppe war physisch und moralisch schwer erschüttert und verfügte alles in allem nur noch über 37 gefüllte Munitionswagen.

Die Nachrichten, die der Kaiser erhielt, waren einigermaßen beruhigend.

Um 7 Uhr meldete Bertrand, er sei in Weißenfels angekommen und habe die zerstörte Saalebrücke wieder hergestellt.

Napoleon schickte ihm Befehl, noch mehr Brücken zu schlagen und Kösen und Merseburg zu besetzen.

Dann veranlaßte er den Magistrat, sich mit der Bitte um Schonung der Stadt an die Monarchen zu wenden.

Um 9 Uhr stieg er zu Pferde, machte dem König von Sachsen in Leipzig einen kurzen Besuch und ritt dann weiter nach dem Ranstädter Tor.

Bei ihm waren Murat, Berthier, Ney, Caulaincourt, Drouot und Maret.

Zu dem kurzen Weg vom Markt nach dem Tor brauchte er eine volle Stunde. Eingekeilt in den Strom der Flüchtenden wurde er von der flutenden Menge willenlos mit fortgerissen.

Was mag während dieser tödlich langen Stunde in ihm vorgegangen sein? Seine äußere Haltung hat nichts davon verraten.

Der Kaiser konnte, wenn er wollte, seinem Gesicht einen überaus anziehenden, gewinnenden Ausdruck geben. Er konnte im wirklichen oder gespielten Zorn so furchtbar aussehen, daß selbst seine Vertrauten sich vor seinen Augen fürchteten. Für gewöhnlich aber war der Ausdruck eines teilnahmlosen Ernstes auf seinem bleichen Gesicht wie festgewachsen. Er sah eigentlich immer aus, als wenn er an ganz was anderes dächte. Mit diesem kalt-teilnahmlosen Gesicht ist er durch die Gassen des zitternden Mailand geritten, das sein erbarmungsloser Fuß zertreten hatte, und durch die jubelnde Menge von Paris nach seinem Siege von Marengo. Mit diesem selben Gesicht ritt er jetzt aus der ersten großen Schlacht, die er verloren hatte.

Hinter der letzten Brücke stieg er vom Pferd und begab sich in die Lindenauer Mühle.

Dort diktierte er noch einige Befehle für die Arrieregarde; dann legte er sich nieder und schlief, bis eine furchtbare Detonation ihn weckte. Die Elsterbrücke war in die Luft geflogen.

Nachdem die Vorstädte verloren waren, stürzte alles in ungeordneten Haufen nach den Promenaden.

Die französischen Generale taten ihr Möglichstes, die Leute folgten auch willig, aber nach Lage der Dinge war eine einheitliche, zielbewußte Verteidigung der inneren Stadt gar nicht mehr möglich. Und gar bald lebte in jedem einzelnen Soldaten nur noch der eine Gedanke: Nach Lindenau!

Im Innern der Stadt hörte fast jeder Widerstand auf; nur an den inneren Toren zur Altstadt kam es noch zu heftigen Kämpfen, von denen es unmöglich ist ein Bild zu geben. Es ging alles chaotisch durcheinander.

So gingen die Truppen Macdonalds vom Grimmaschen Tor im Osten nach dem Markt zurück, um von dort das Ranstädter Tor zu erreichen; dicht gefolgt von den Grenadieren des preußischen 2. Regiments. Da aber die Franzosen die Straße nach dem Ranstädter Tor hoffnungslos verstopft fanden, so wendeten sie sich vom Markt nach Süden, um durch das Peterstor wieder ins Freie zu gelangen und außen herum, auf der Promenade, die Elsterbrücke zu erreichen.

Als Macdonalds Leute aus dem Peterstor herausströmten, drängten eben Poniatowskis Truppen von Süden her in dasselbe Tor hinein, und von Osten her kamen die badischen Bataillone die Promenade entlang. In dieses wüste Durcheinander schlugen verheerend die Kugeln der 2. Grenadiere.

Poniatowski ließ seine Leute Front machen, brachte 3 Geschütze in Stellung, und es gelang ihm, hier den Verfolgern vorübergehend Halt zu gebieten.

Da erdröhnte die Erde von der fürchterlichen Explosion, die die Lindenauer Brücke sprengte.

Der Oberst Montfort von den Ingenieuren war damit beauftragt worden, die Ladung zu zünden, sobald die letzten französischen Truppen übergegangen wären. Er kannte aber die näheren Anordnungen für den Rückzug nicht. Er wußte nicht, welche Truppen die Arrieregarde bilden und also zuletzt übergehen sollten. Er war im Zweifel, ob ihm von einem Truppenkommandeur ein Zeichen gegeben werden würde. Er beschloß also, über die Brücke nach Lindenau zu reiten, um Berthier zu fragen. Natürlich konnte er gegen den Strom der Flüchtigen nicht wieder zurück, und nun saß kein Oberst mehr an der Mine, sondern der Gefreite Lafontaine, dem Montfort beim Wegreiten eingeschärft hatte, die Brücke fliegen zu lassen, sobald der Feind erschien, um sich ihrer zu bemächtigen.

Erinnern wir uns, daß eine kleine Abteilung von Sacken durch das Rosenthal nach dem Ranstädter Steinweg vorgedrungen war und sich hier zu ihrer eigenen Überraschung plötzlich in der Flanke der feindlichen Marschkolonne sah. Die Leute gaben ein paar Schüsse ab, und das war nun nach Meinung des Korporals der von seinem Oberst bezeichnete Moment.

Man hatte keine Zeit gehabt, die Ladung genau zu berechnen und nach

ihrer Wirkung abzumessen. Man hatte einfach den ersten besten Kahn unter die Brücke gefahren und so viel Pulver hineingeladen, als er fassen wollte.

So ging die Wirkung der Explosion weit über das Notwendige hinaus und war geradezu entsetzlich. Bis weit hinein in die Gärten und die entfernteren Stadtteile machte sie sich bemerkbar. Auf die in den Gassen zusammengequetschten Soldaten regnete es Balken, Steine, Trümmer von Wagen, Fetzen zerrissener Pferde und menschlicher Glieder. Einen Augenblick stand alles wie gelähmt. Aber der Feind drängte und verfolgte. Es blieb den Leuten nur die Wahl, ob sie sich in den Fluß stürzen wollten, ob sie erschossen oder lebendig dem Feind in die Hände fallen wollten.

Viele wählten das erstere. Macdonald vermochte das rettende Ufer zu erreichen. Poniatowski ertrank. Er hat den Marschallstab von Frankreich nur einen Tag geführt. Bald war die Elster mit den Leichen ertrunkener Menschen und Pferde bis zum Uferrand gefüllt.

Der größte Teil der Truppen, die noch auf dem rechten Ufer waren, streckte gegen 1 Uhr die Waffen.

Der Kaiser von Rußland, der König von Preußen, der Fürst Schwarzenberg ritten durch das Spitaltor und die Grimmasche Straße nach dem Markt. Dort trafen sie mit dem Kronprinzen von Schweden zusammen. Dann kam auch Blücher mit Gneisenau.

Aus seinem Palais trat der König Friedrich August von Sachsen. Ohne ihn zu sehen, ritten die Monarchen weiter nach dem Ranstädter Tor. Sie kamen nicht durch. Truppen, Fahrzeuge, weggeworfene Waffen, Tote, Verwundete — ein undurchdringliches Chaos.

Die Monarchen drehten um und ritten langsam nach dem Grimmaschen Tor zurück. Dort trafen sie den Kaiser von Österreich, der eben angekommen war, aber nach kurzer Begrüßung in sein Quartier zurückkehrte.

Der Zar und König Friedrich Wilhelm folgten einer dringenden Bitte des Kronprinzen und nahmen eine Parade über die schwedischen Truppen ab.

Die Schlacht von Leipzig hat große Opfer gefordert.

Die Preußen verloren	498	Offiziere,	15535 Mann
= Russen =	865	=	21740 =
= Österreicher =	420	=	14538 =
= Schweden =	9	=	169 =
	1792	Offiziere,	51982 Mann.

Noch größer waren die Verluste der Franzosen.

Sie verloren an Toten und Verwundeten	38000
an Gefangenen	15000, darunter 36 Generale
im Lazarett in Leipzig lagen	15000
Desertiert	5000
	73000

Etwa 60000 Gefechtsfähige mögen hinter die Saale gekommen sein. Außerdem hatte die französische Armee 28 Adler und 325 Geschütze verloren.

Das Los der Verwundeten war so entsetzlich, daß man sich kaum eine Vorstellung davon machen kann. Zwei Meilen in die Runde waren alle Dörfer zerschossen, niedergerissen, verbrannt. Die unglücklichen Einwohner waren geflohen. Nirgends gab es für die leidenden Menschen Unterkunft, Lebensmittel oder Verbandzeug. Zu Tausenden sind sie gestorben vor Hunger, Kälte und Mangel an Pflege.

Dr. Reil, der fünf Tage nach dem Sturm als Abgesandter des preußischen Ministeriums nach Leipzig kam, berichtet an den Freiherrn von Stein:

„Die zügelloseste Phantasie ist nicht imstande, sich ein Bild des Jammers in so grellen Farben auszumalen, als ich es hier in Wirklichkeit vor mir fand. Ob Indolenz oder böser Wille die Ursache des entsetzlichen Loses ist, das die Menschen trifft, die für ihren König, ihr Vaterland und die Ehre der deutschen Nation hier geblutet haben, mag ich nicht beurteilen. An anderen Orten ist ihr Schicksal jedenfalls besser gewesen. Da hat jedermann sich an ihr Lager gedrängt, um ihre Schmerzen zu lindern und durch Mitgefühl ihren Mut zu stählen. Ich appelliere an Euer Exzellenz Humanität, an Ihre Liebe zum König und zu seinem Volk — helfen Sie unseren Braven! Helfen Sie bald, an jeder versäumten Minute klebt eine Blutschuld! Legen Sie ein Schock kranker Baschkieren in die Betten der Bankiersfrauen und geben Sie in jedes Krankenzimmer einen Kosaken, der für die Ordnung verantwortlich ist. Diese Maßregel wird gewiß Lust und Liebe zur Sache machen. Sie scheint härter zu sein, als sie wirklich ist. Der Kranke muß ins Bett, und die Gesunden müssen zu seiner Wartung vor das Bett."

Man muß die Leipziger in Schutz nehmen. Sie hatten in diesen Tagen Unsagbares erduldet. Es ist begreiflich, daß sie auch an sich selber, ihre eigene Angst und Not dachten. Dann aber haben sie sich schnell besonnen. Arndt berichtet:

„Menschlichkeit und Wohltätigkeit ermüdet nimmer. Die Leipziger vergaßen Angst und Not und sich selbst und halfen und retteten, soviel sie konnten. Das war auch Deutschland, und das beste Deutschland."

Aber was half alle private Liebestätigkeit! Das Elend war zu groß.

„Tagelang blieben die Leichen unbeerdigt, von Raben und Hunden benagt. In den Konzertsälen des Gewandhauses lagen Tote, Wunde, Kranke auf faulem Stroh beisammen, ein verpestender Brodem erfüllte den scheußlichen Pferch, ein Strom von zähem Kot sickerte langsam die Treppen hinab. Wenn die Leichenwagen durch die Straßen fuhren, dann geschah es wohl, daß ein Toter der Kürze halber aus dem dritten Stockwerk hinabgeworfen wurde, oder die begleitenden Soldaten bemerkten unter den starren Körpern auf dem Wagen einen, der sich noch regte, und machten mit einem Kolbenschlag mitleidig dem Greuel ein Ende. Draußen auf dem Schlachtfelde hielten die Aasgeier ihren Schmaus. Es währte lange, bis die entflohenen Bauern in die verwüsteten Dörfer heimkehrten und die Leichen in großen Massengräbern verscharrten. Unter solchem Elend nahm dieses fürchterliche Zeitalter der Kriege vom deutschen Boden Abschied. Dem Geschlecht, das solches gesehen, blieb für immer ein unauslöschlicher Abscheu vor dem Kriege, ein tiefes, für minder heimgesuchte Zeiten fast unverständliches Friedensbedürfnis." (Treitschke.)

König Friedrich Wilhelm war am 24. Oktober in Berlin. Es drängte ihn, am Grabe seiner Gemahlin zu beten. Überall auf dieser wilden Kriegsfahrt war ihr Bild ihm zur Seite gewesen, und auch unter den Truppen hieß es immer wieder: Warum durfte die Königin das nicht mehr erleben! Vor sieben Jahren an demselben Tage war Napoleon durch das Brandenburger Tor in Berlin eingezogen. Und heute hatte dieses kleine, verarmte Volk von kaum noch fünf Millionen Menschen den Staat Friedrichs wieder hinaufgeführt auf die Höhen der Geschichte.

Zum König Friedrich August von Sachsen wurde der russische Geheime Rat von Anstett geschickt, um ihm zu eröffnen, daß die persönliche Ruhe und Sicherheit des Königs dessen Abreise nach Berlin erforderten, daß dort alle Vorbereitungen zu seinem Aufenthalt getroffen seien und daß er — Anstett — bestimmt wäre, den König mit seiner Familie und seinem Gefolge zu begleiten.

Durch die Schlacht von Leipzig war das ursprüngliche Ziel des Krieges gesichert: die Auflösung des Rheinbundes und die Befreiung Deutschlands bis zum Rhein. Aber mit dem Erfolg wuchs auch das Hoffen. Am Tage nach dem Sturm trafen sich Stein und Gneisenau auf dem Marktplatz von Leipzig und gaben sich die Hand darauf, daß die Waffen nicht niedergelegt werden sollten, bis Napoleon gestürzt und das linke Rheinufer wieder deutsch sei.

Was vor wenigen Wochen selbst den Kühnsten noch unerreichbar schien, das schien jetzt mit einem Male nahe und erreichbar.

VI.

Zur Verfolgung der bei Leipzig geschlagenen Franzosen waren schon am 18. Oktober abends angesetzt:

auf Halle das Korps Yorck,

auf Pegau das Korps Gyulay mit der leichten Division Moritz Liechtenstein und den Freischarenführern Thielmann und Mensdorff; das Korps Lederer (bisher Merveldt) mit der Kavalleriedivision Nostitz und der leichten Division Aloys Liechtenstein; die Division Bubna; der Hetman Platow mit der russischen Kavallerie.

Bubna und Platow waren noch nicht in Pegau eingetroffen, als der Befehl Schwarzenbergs anlangte, der die bisher für die Verfolgung getroffenen Anordnungen widerrief. Lederer mit Nostitz und Aloys Liechtenstein drehte infolge dieses Befehls um und kehrte zur Hauptarmee zurück. Gyulay aber mit Moritz Liechtenstein, Thielmann und Mensdorff blieb bei Pegau, um erst noch weitere Befehle abzuwarten.

Um 2 Uhr nachmittags am 19. Oktober kam Langenau, der Generalstabschef Schwarzenbergs, nach Pegau. Er meldet an Schwarzenberg:

„Bei meiner Ankunft allhier habe ich die Korps des Grafen Gyulay und Moritz Liechtenstein noch hier gefunden und auf meine Verantwortung veranlaßt, heute noch nach Teuchern zu marschieren und morgen über Stößen auf Naumburg zu poussieren. Er erwartete übrigens mit Sehnsucht weitere Befehle."

Gyulay marschierte sofort nach Teuchern und zog Murray an sich heran, der gestern auf seinen Befehl Naumburg geräumt hatte und nach Zeitz zurückgegangen war. Thielmann und Mensdorff erreichten um 8 Uhr abends Naumburg.

Die Masse der Verbündeten stand am 19. abends noch in und bei Leipzig; nur Blücher stand westlich Leipzig bei Schkeuditz bereit, die Elster zu überschreiten, und die russisch-preußischen Garden hatten Pegau erreicht.

Von den Franzosen war zu dieser Zeit die Avantgarde unter Bertrand bis Weißenfels gelangt und hatte nach Freiburg an der Unstrut detachiert. Die Division Morand hatte einen Vorstoß gegen Naumburg gemacht, war aber dort auf das Freikorps Thielmann gestoßen und nach Weißenfels zurückgekehrt.

Das Gros der französischen Armee erreichte Lützen, Napoleon mit den Garden Markranstädt, zwei Divisionen junger Garde unter Oudinot bildeten die Arrieregarde bei Lindenau.

Im Kriegsrat der Verbündeten wurde am 19. Oktober beschlossen:

Die Hauptarmee sollte südlich, die Schlesische Armee nördlich von Leipzig über die Elster gehen. Der Kronprinz von Schweden sollte mit der Nordarmee und der Polnischen Armee Bennigsens den Franzosen direkt folgen. So wollte man den Feind der österreichisch-bayerischen Armee entgegentreiben, die sich unter Wrede zwischen dem Rhein und dem Main sammelte.

Aber der Kronprinz von Schweden machte diese Kriegführung nicht mehr mit. Er blieb bei Leipzig stehen und wandte sich dann gegen Dänemark, um dort einen Feldzug für seine eigene Rechnung zu führen und Norwegen zu erobern.

Die übrigen Truppen ohne die Schlesische Armee bildeten zwei große Kolonnen.

Die 1. Kolonne, bestehend aus der Division Moritz Liechtenstein, dem Korps Gyulay, den Korps Wittgenstein und Kleist, den russisch-preußischen Garden und der Kavalleriedivision Nostitz, sollte über Naumburg—Eckartsberga—Buttelstedt marschieren.

Die 2. Kolonne, bestehend aus der Division Bubna, den Korps Colloredo, Lederer, Bianchi und Klenau, über Zeitz—Eisenberg—Jena.

Am 20. Oktober kam Gyulay bis Naumburg, die Garden bis Teuchern, Wittgenstein und Kleist bis Pegau, die 2. Kolonne bis Zeitz.

Blücher mit Sacken und Langeron erreichte Lützen.

Yorck, der schon seit 24 Stunden bei Halle stand, wußte, daß der Feind auf der Weißenfelser Straße marschierte. Überläufer hatten ihm den trostlosen Zustand der französischen Armee, den gänzlichen Mangel an Munition in grellen Farben geschildert. Er sah am 20. den Marsch der Franzosen nach Freiburg, dem er auf der Flanke stand. Aber er sah auch die zur Deckung des Marsches bereite Kavallerie Sebastianis — und griff nicht an. So unvergleichlich tapfer er war, wenn er auf höhere Weisung handelte, so schwer fiel ihm der Entschluß zum Angriff, wenn er sich selbst überlassen war.

Von den Franzosen kam am 20. Oktober Bertrand bis Freiburg, das Gros marschierte von Lützen nach Weißenfels.

Die größte Gefahr war, daß die Verfolger von Naumburg her über Kösen vorstoßen könnten und so den über Freiburg marschierenden Franzosen den Weg verlegten. Napoleon befahl daher, daß Bertrand nach Kösen marschieren solle, um den Marsch des Gros zu decken.

Mortier mit zwei Gardedivisionen und eine Garde-Kavalleriedivision sollte noch in der Nacht bei Freiburg über die Unstrut gehen, um im Bedarfsfall Bertrand bei Kösen zu unterstützen.

Oudinot sollte als Arrieregarde in Weißenfels bleiben. Nun hatte Gyulay am 21. Oktober von Naumburg aus bereits Kösen mit seiner Avantgarde besetzt. Das Gros trat eben den Marsch auf Kösen an, da kam von dort die Meldung, daß die Avantgarde angegriffen werde. Es entspann sich nun um die Saalebrücke ein äußerst hartnäckiges und sehr verlustreiches Gefecht.

Schließlich wurden zwar die Franzosen abgewiesen, ohne daß es ihnen gelang, die Brücke zu zerstören. Aber auch Gyulay konnte den Marsch auf Eckartsberga nicht weiter fortsetzen, und das war für Napoleon ein großer Erfolg.

Noch schwerer wog es, daß auch der Übergang des Gros über das tief eingeschnittene Tal der Unstrut glückte.

Yorck hatte durch einen gefangenen westfälischen Offizier erfahren, daß ein starker Teil der Garde die Stadt und das Schloß Freiburg belegt, auch das nördlich vorliegende Rittergut Zscheiplitz besetzt habe. Unter diesen Umständen hielt sich Yorck für nicht stark genug zum Angriff. Zuzugeben ist, daß sein ganzes „Korps" nur noch 9000 Mann zählte. Er führte also um Zscheiplitz ein hinhaltendes Gefecht, das er am Abend abbrach.

Yorck hat nur den Übergang einer Brigade um einige Stunden verzögert. Da mit der Dunkelheit das Gefecht einschlief, ging der äußerst schwierige und gefährliche Rückzug der Franzosen ohne Störung weiter. In der Nacht marschierten sogar die Trains ohne Schutz dicht an den Preußen vorbei durch die steile und tiefe Schlucht.

Yorck sagt selbst in seinem Bericht, er hätte vielleicht Zscheiplitz nehmen können, wenn er ernstlich gewollt hätte. Aber dann hätten die Franzosen alle ihre Kräfte eingesetzt und hätten ihm den Ort doch wieder entrissen. Darauf hätte er es doch ankommen lassen sollen! Jede Stunde Aufenthalt konnte für den Feind den Untergang bedeuten.

An diesem Tage brachte der Prinz Wilhelm von Preußen dem General Blücher die Kabinettsorder, die seine Ernennung zum Feldmarschall enthielt. Der König hatte die Order von Anfang bis zu Ende eigenhändig geschrieben.

Napoleon hatte den ganzen Tag über persönlich den Übergang bei Freiburg geleitet und sich abends nach Eckartsberga begeben. Er konnte mit dem Verlauf der Dinge zufrieden sein. Es war ihm gelungen, die Saale und die Unstrut zwischen seine Truppen und die der Verbündeten zu bringen, und durch den Vorstoß Bertrands auf Kösen hatte er verhindert, daß die über Naumburg angesetzten Teile der Hauptarmee etwa vor ihm Eckartsberga erreichten.

Am 22. Oktober wurde Napoleons Lage noch günstiger. Yorck blieb untätig vor Freiburg stehen, stellte nicht einmal die von den Franzosen zerstörte Unstrutbrücke wieder her. Erst Blüchers heftiges Eingreifen ließ das Korps Yorck zu spät wieder antreten.

Noch lahmer war die Hauptarmee. Gyulay, der an der Spitze marschierte, rückte von Kösen nur ein paar Kilometer vor, da er nicht wagte, die Arrieregarde Oudinots anzugreifen.

Der Zar war wütend. Ohne Schwarzenberg auch nur zu benachrichtigen, ließ er durch Wittgenstein eine neue Avantgarde bilden und an Gyulay vorbei auf Erfurt verfolgen.

Die Franzosen machten am 23. Oktober einen kurzen Halt unter dem Schutz der Befestigungen von Erfurt.

Schwarzenberg erwartete, daß Napoleon hier nochmals eine Schlacht annehmen werde. Er zog also seine beiden bisher durch den Ettersberg getrennten Kolonnen zusammen. Der linke Flügel machte Halt, der rechte ging links heran an die Straße Weimar—Erfurt.

An Blücher, der weiter nördlich über Sömmerda marschierte, schrieb Schwarzenberg:

„Euer Exzellenz ersuche ich, mit der Schlesischen Armee nach Langensalza zu marschieren, um so die feindliche Stellung zu umgehen und, falls Napoleon eine Schlacht annimmt, durch gleichzeitigen Angriff in Rücken und Flanken dem feindlichen Heere den gänzlichen Untergang bereiten zu können."

Der 25. Oktober sollte zu einer großen Erkundung benutzt werden. Und unterdessen waren die Franzosen natürlich längst über alle Berge.

Napoleon dachte gar nicht daran, sich nochmals zu einer Schlacht zu stellen. Er hatte höchstens noch 60000 Bewaffnete. Und in welcher Verfassung. Selbst das Bülletin vom 24. Oktober sagt: „im Zustande einer geschlagenen Armee".

Von Erfurt aus schickte Napoleon verkleidete Offiziere an Davoust, an St.-Cyr und die Kommandanten der Elbfestungen.

„Wenn sie sich verständigen," sagte er leuchtenden Auges zu seiner Umgebung, „wenn sie herausgehen aus ihren Mauern, wenn sie sich vereinigen, so sind sie gerettet. 100000 Franzosen schlagen sich überall durch."

Ja — wenn! Diese Bedingung beruhte aber auf fast unmöglichen Voraussetzungen. Kein anderer als Napoleon hätte überhaupt mit einer solchen Annahme gerechnet.

Schon am 24. Oktober war die französische Avantgarde von Gotha aufgebrochen und erreichte am 25. Eisenach, während das Gros von Erfurt aufbrach.

Um 3 Uhr früh verließ Napoleon bei Regen und Wind sein Quartier. Es war dasselbe Haus, in dem er vor fünf Jahren während des großen Fürstenkongresses gewohnt hatte.

Von den Verbündeten marschierte nur Blücher. Die Hauptarmee verlor ihre Zeit mit Erkundung der feindlichen „Stellung".

Zu spät wurde erkannt, daß der Feind abmarschiert war. Schwarzenberg hatte sich im Lauf der letzten Tage überzeugt, daß das Marschieren in so

dicken Massen unmöglich war. Es sollten also von nun an drei Kolonnen gebildet werden.

Die rechte Kolonne, Wittgenstein und Kleist, sollte über Gotha—Eisenach marschieren; die mittlere, alle Österreicher, über Tambach—Schmalkalden; und die linke, die russisch-preußischen Garden, über Kranichfeld—Suhl.

Die Korps Bennigsen und Klenau mußten kehrtmachen und an die Elbe zurückgehen, weil St.-Cyr am 17. einen Ausfall aus Dresden gemacht hatte!

Natürlich dauerte es einige Zeit, ehe die neu eingeteilten Kolonnen sich in Marsch setzten, und so kam für die Verfolgung nur noch die Schlesische Armee in Betracht. Blücher verlangte das äußerste von seinen Truppen, und es gelang auch dem Korps Yorck, am Hörselberg bei Eisenach von der Seite her auf die französische Marschkolonne zu stoßen; aber es wiederholte sich derselbe Vorgang wie bei Freiburg. Yorck faßte nicht fest genug an, und es gelang nicht, den Feind aufzuhalten. Freilich war der Zustand der Truppen erbärmlich, aber bei den Franzosen sicher noch viel erbärmlicher.

Das Tagebuch des Leibgrenadier-Bataillons berichtet:

„Die Märsche, teils auf sehr schlechten Gebirgswegen, teils über aufgeweichte Tonäcker, waren mit unbeschreiblichen Mühseligkeiten verknüpft und für den Zustand der Truppen sehr nachteilig. Wo diese Hindernisse den Marsch am Tage aufhielten, da mußte derselbe, um den Feind noch zu erreichen, in der Nacht nachgeholt werden, zum Verderben der Mannschaften. So ereignete es sich, daß beim besten Willen und der größten Hingebung die Biwakplätze nur von dem kleineren Teil der Soldaten erreicht wurden, die ohne Gefühl für Nahrung auf dem kalten Boden todmüde hinsanken. Lagerbedürfnisse konnten nur durch die größte Energie der Offiziere herbeigeschafft werden. Zum Abmarsch am folgenden Tage hatten sich dann doch wieder alle gesammelt. Der 26. Oktober war der letzte, aber auch der schlimmste dieser schlimmen Tage."

Trotzdem haben die Kosaken der Schlesischen Armee an diesem Tage 2000 Gefangene gemacht. Man sieht daraus, welche Ergebnisse ein Angriff mit versammelter Kraft gehabt hätte. Das Armee-Oberkommando war jedenfalls der Ansicht, daß viel mehr erreicht werden mußte. Gneisenau schreibt:

„Der General Yorck, unwillig über die unaufhörlichen Märsche, verlor seine Zeit in Fluchen gegen das Hauptquartier, und Bertrand entwischte."

Damit war die letzte Gelegenheit versäumt, den Feind noch zu fassen. Fortan lag zwischen Freund und Feind ein Abstand von drei bis vier Meilen.

Obgleich also die Franzosen von einer eigentlichen Verfolgung kaum etwas gemerkt haben, hat Napoleon doch auf dem Wege von Leipzig bis an den Rhein 30 000 Mann verloren.

Müffling schreibt:

„Es konnte nichts Unangenehmeres und Widrigeres geben, als der französischen Armee auf dem Fuße zu folgen. Längs der ganzen Straße lagen Leichen oder im Sterben begriffene Menschen. Die Gefangenen, die man anbrachte, trugen den Tod auf dem Gesicht; kurz, man konnte nicht ohne Ekel daran denken, daß man auf derselben Stelle, vielleicht auf demselben Stroh

schlafen sollte, wie diese Nervenfieber-Armee, die noch überdies auf der Straße, die sie zog, die Einwohner angesteckt und alles, was an Lebensmitteln vorhanden war, aufgezehrt hatte."

Diese traurige Armee ging, noch ehe sie den Rhein erreichte, einer schweren Gefahr entgegen. General Wrede hatte sich mit einer österreichisch-bayerischen Armee bereit gestellt, ihr den Weg zu verlegen.

Schon bald nach Abschluß des Rieder Vertrages hatte Wrede einen Operationsplan an Schwarzenberg eingereicht, nach dem er beabsichtigte, von Regensburg auf Bamberg vorzugehen, Würzburg zu berennen und dann zwischen Würzburg und Schweinfurt eine Aufstellung zu nehmen, aus der er die rückwärtigen Verbindungen der Franzosen beunruhigen könne — alles damals noch unter der Voraussetzung, daß Napoleons Hauptkräfte bei Dresden standen.

Schwarzenberg antwortete aus Altenburg am 13. Oktober, also noch vor der Schlacht von Leipzig:

„Mit vielem Interesse habe ich die mir von Euer Exzellenz zugeschickte Denkschrift über unsere dermalige Lage durchgelesen. Nach genommener Einsicht beiliegender Disposition werden Hochdieselben gewiß mit mir die Überzeugung teilen, daß es Ihr Hauptzweck sein müsse, über Regensburg nach Bamberg zu operieren und die Mainlinie als Basis schleunigst befestigen zu lassen. Sonach auf die Kommunikationen des Feindes nach Umständen gegen Frankfurt oder Fulda zu wirken."

Die „beiliegende Disposition" besagte:

„Das Korps des Grafen Wrede dirigiert sich in Eilmärschen auf Bamberg, wendet alles an, um sich zum Meister von Würzburg zu machen, befestigt die Mainlinie und geht auf den Herzog von Valmy (Kellermann), wenn er ihm nicht früher entgegenkommt, bis Frankfurt."

Es ist, als wenn man die Kriegskunst des Marschalls Feuquières aus der Zeit des Spanischen Erbfolgekrieges liest.

Wegnahme einer völlig bedeutungslosen Festung, Vorrücken gegen eine nur in der Phantasie existierende Heeresabteilung (Kellermann hatte gar keine Armee) und — Befestigen der Mainlinie!

Wrede marschierte am 15. Oktober von Regensburg ab, um diesen großartigen Plan auszuführen. Er marschierte an der württembergischen Grenze entlang und schickte eine Depesche nach Stuttgart des Inhalts:

„Ich werde das Königreich als feindliches Land behandeln, wenn es nicht innerhalb 48 Stunden der Allianz mit Frankreich entsagt und seinen Truppen Befehl gegeben hat, zur alliierten Armee zu stoßen."

In der Tat schloß daraufhin am 23. Oktober Württemberg eine Militärkonvention ab. Einige Tage später auch Baden und Hessen.

Es ist ganz interessant, wie hochmütig und brutal Wrede gegen die schwachen Verbündeten Napoleons auftrat, die noch vor wenigen Tagen mit den Bayern zusammen unter den kaiserlichen Adlern gefochten hatten. Es scheint, daß ihm ein Südbund unter Bayerns Führung vorgeschwebt hat nach Art der Liga im Dreißigjährigen Kriege. Wenn er das gewollt hat, so hat

er seine Mittel falsch gewählt. Sein Auftreten konnte auf die schwächeren Staaten nur abschreckend wirken.

In der Gegend von Ansbach erhielt Wrede die Nachricht Schwarzenbergs von dem Siege bei Leipzig:

„Der Feind scheint nun im Rückzug gegen die Saale begriffen zu sein, und zu seiner Verfolgung sind bereits für morgen alle Anstalten getroffen. Euer Exzellenz bedarf ich nicht auf die wichtigen Folgen aufmerksam zu machen, welche dieser entscheidende Sieg auch auf Ihre Operationen hervorbringen wird. Je schneller Euer Exzellenz in Ihrer vorhabenden Richtung vordringen, desto entscheidender wird diese Operation den Fortgang der unsrigen, deren größter und vorzüglichster Zweck sein muß, den Feind von seiner Verbindung mit Mainz zu trennen, befördern. Euer Exzellenz so ruhmreich bekanntes Feldherrntalent und Ihr Eifer für die gute Sache kann mich keinen Augenblick zweifeln lassen, daß Sie alles anwenden, um den Marsch Ihrer Truppen nach Würzburg auf das lebhafteste zu beschleunigen und dabei alle Mittel, die Ihnen zur bessern Verpflegung derselben zu Gebote stehen, aufbieten werden, um nicht die Schnelligkeit Ihres Marsches auf Kosten ihrer physischen Kräfte erzwecken zu können."

Hiernach wußte also Wrede, daß Napoleon bei Leipzig geschlagen war, daß er sich auf dem Rückzug nach dem Rhein befand und daß die Verbündeten ihm folgten. Er wußte aber nicht, welche Straße Napoleon eingeschlagen hatte; auch nicht, wie wirksam etwa Schwarzenbergs Verfolgung sein würde.

Aber so viel war sicher: er mußte in jedem Falle eiligst über den Main, um die Rückzugsstraße der Franzosen zu erreichen; gleichviel, welche das sein mochte.

Dementsprechend handelte er. Seine Leute marschierten die 300 km von der Isar nach dem Main in acht Tagen, trotz fürchterlichen Wetters und elender Wege. Eine wirklich großartige Leistung.

Am 24. Oktober machte Wrede den Versuch, Würzburg zu nehmen, das von 2500 Mann besetzt war.

Die Stadt wurde eingeschlossen, zur Übergabe aufgefordert und nach deren Ablehnung aus 82 Geschützen beschossen.

Am 26. schloß der Kommandant General Thureau einen Vertrag. Er behielt die Zitadelle und das Mainviertel; die übrige Stadt wurde an Wrede übergeben.

Dieser Vertrag zeigt so recht die Sinnlosigkeit der ganzen Unternehmung. Der etwaige Wert von Würzburg konnte doch höchstens in dem Besitz des Mainüberganges liegen. Da der aber in den Händen der Franzosen blieb, so war die Besetzung der Stadt gänzlich wertlos. Und darum hatte Wrede drei kostbare Tage verloren in einer Lage, in der alles darauf ankam, Zeit zu gewinnen. Darum hatte er eine deutsche Stadt beschossen.

Wrede ließ drei bayerische Bataillone in Würzburg zurück. Am 26. Oktober marschierte er weiter durch den Spessart. Der Marsch war sehr anstrengend durch den bereits hochliegenden Schnee. Vom 27. bis zum 29. wurde daher in Aschaffenburg geruht.

Wrede war mit Nachrichten gut bedient durch das Streifkorps des österreichischen Obersten Scheibler. Dieser meldete aus Schweinfurt unter dem 26. mittags:

„Mein Kundschafter, auf dessen Verlässigkeit zu trauen ist, traf eben von Fulda zurück, welches er gestern abend 10 Uhr verlassen, und sah mit eigenen Augen den wirklichen Rückzug der Franzosen nach Frankfurt. Seit gestern mittag hat das Defilieren dahin nicht aufgehört, und als er die Stadt verließ, dauerte solches noch fort. Der Marschall Ney und mehrere Divisionsgenerale haben in der Stadt übernachtet, wenigstens waren ihre Quartiere gemacht. Auf heut früh wurde der französische Kaiser selbst in Fulda angesagt; ein Teil seiner Garden war schon eingetroffen."

Wrede schrieb darauf an den Kaiser Alexander:

„In der Stellung von Gelnhausen oder Hanau" — beide an der Straße Fulda—Frankfurt — „hoffe ich dem Feinde seinen Rückzug nach Mainz streitig zu machen."

Am 28. Oktober ging folgendes Schreiben von Schwarzenberg ein:

„Der Feldmarschall von Blücher hatte vorgestern sein Hauptquartier in Langensalza, und der Feind ist also wahrscheinlich außerstande, den Weg nach Kassel einzuschlagen. Da er nun auf der anderen Seite von der unter Euer Exzellenz Befehl im Anmarsch befindlichen Armee unterrichtet sein muß, so wäre es sehr möglich, daß er die Richtung über Hersfeld gegen Wetzlar nimmt, um sich hinter die Lahn zu ziehen und dann den Übergang über den Rhein bei Bonn oder Koblenz zu erzwecken. Ich säume nicht, Euer Exzellenz auf diese mögliche Richtung des Rückzuges aufmerksam zu machen, da sie auf Ihre Operationen einen höchst wesentlichen Einfluß haben würde."

Zum Unglück traf nun auch noch am 27. Oktober eine bayerische Patrouille mit einer Kosakenabteilung zusammen, die behauptete, daß sie das feindliche Heer seit Leipzig fortdauernd begleite und ganz bestimmt wisse, daß Napoleon mit dem Gros der Armee über Wetzlar auf Koblenz marschiere. Nur 20000 Mann seien im Marsch über Gelnhausen—Hanau nach Frankfurt.

Dagegen meldete am 28. Tschernitschew von Fulda, Napoleon marschiere bestimmt auf der Straße nach Frankfurt. Die Garde sei heute nacht in Fulda gewesen. Die Armee sei in größter Unordnung.

Endlich meldete Thielmann in der Nacht vom 29. zum 30. Oktober, daß eine starke französische Kolonne auf Hanau marschiere; bei ihr der Kaiser.

Wrede hatte am 28. Oktober die Division Lamotte an die Straße Fulda—Frankfurt vorausgeschickt und Hanau besetzen lassen.

Am 29. Oktober mit Tagesanbruch näherte sich eine französische Kolonne von Osten her, wurde aber zurückgewiesen. Die Division Lamotte bezog ein Biwak östlich Hanau und schob die Brigade Deroy in der Richtung auf Fulda, also nach Osten, vor.

Um 2 Uhr nachmittags traf Wrede in Hanau ein, und bis zum Abend folgte von Aschaffenburg her seine ganze Armee. Nur die Division Rechberg wurde nach Frankfurt geschickt, „um diese Stadt zu besetzen und dafür zu sorgen, daß keine von Mainz herkommende Abteilung gegen die Stadt vorrücken könne".

Wrede hatte also aus den sich widersprechenden Meldungen den Schluß gezogen, daß die Masse der Franzosen über Wetzlar auf Coblenz marschierte. Demnach konnte das, was sich von Fulda gegen Frankfurt bewegte, nur eine Seitenkolonne sein.

Hanau liegt am linken Ufer der Kinzig, nicht weit von der Mündung dieses Flusses in den Main. Die Stadt hatte damals noch eine veraltete Befestigung mit nassem Wallgraben; aber die Werke waren ziemlich verfallen. Vier Tore führten durch den Wall ins Freie: im Südosten das Nürnberger, im Süden das Steinheimer, im Südwesten das Kanaltor und im Nordwesten das Frankfurter Tor.

Die Kinzig fließt östlich von Hanau durch den Lamboywald, wendet sich dann im Bogen um die Ost-, Nord- und Westfront der Stadt und mündet mit südlicher Stromrichtung in den Main. Der Fluß ist tief eingeschnitten und reißend. Damals führten nur zwei Brücken über dieses Hindernis: im Südosten die Lamboybrücke und im Nordwesten die Kinzigbrücke.

Etwa eine Viertelmeile um Hanau herum war Ackerland, dann dehnte sich ringsum ein weiter Wald: im Süden der Bulauwald, im Osten der Lamboywald und im Norden der Bruchköbeler Wald.

Am 30. Oktober mit Tagesanbruch stellte Wrede seine Truppen östlich von Hanau mit der Front nach Osten derart auf, daß er den Lamboywald vor der Front hatte und den von Fulda nach Frankfurt marschierenden Franzosen direkt den Weg verlegte.

Auf dem rechten Flügel stand die Division Beckers, 14 Bataillone, 4 Schwadronen und 8 Geschütze.

In der Mitte die Division Lamotte, 9 Bataillone und 8 Geschütze.

Auf dem linken Flügel eine Batterie von 28 Geschützen, gedeckt durch 5 Bataillone, 46 Schwadronen und 2 Kosakenregimenter.

In Reserve blieben vorläufig 8 Bataillone, 3 Schwadronen und 22 Geschütze.

Alles zusammen 36 Bataillone, 53 Schwadronen, 66 Geschütze und 2 Kosakenregimenter mit rund 30000 Mann.

Man kann nur sagen, daß diese Aufstellung Wredes den einfachsten Begriffen der Taktik geradezu Hohn spricht.

Im Rücken hatte er die mannstief und steil eingeschnittene, reißende Kinzig, über die an dieser Stelle auch nicht eine einzige Brücke führte; und vor sich den dichten Lamboywald, der dem Feind erlaubte, ungesehen und ohne alle Verluste bis dicht an die Stellung heranzukommen. Der Wald verdeckte alle Bewegungen des Feindes und ermöglichte ihm einen überraschenden Angriff. Gelang aber dieser Angriff, so blieb den Truppen Wredes kaum etwas übrig als die Waffen zu strecken, denn einen Rückzug gab es nicht.

Wie ein erfahrener General freiwillig eine solche Stellung wählen kann, ist rätselhaft. Man kann es sich nur so erklären, daß Wrede an ein ernstliches Gefecht gar nicht glaubte. Er war in der Vorstellung, daß die französischen Hauptkräfte weiter nördlich auf Coblenz marschierten. Über Hanau kam nach seiner Meinung nur eine schwache Seitenkolonne, die noch dazu von Schwarzenbergs Truppen so scharf gedrängt wurde, daß es genügen

mußte, ihr eine einfache Front hinzustellen, um sie sofort zur Kapitulation zu veranlassen.

Erst kurz vor Beginn des Gefechts erfuhr Wrede die Wahrheit. Da meldete sich bei ihm der Rittmeister Heideck, den er als Nachrichtenoffizier zu Schwarzenberg geschickt hatte, und berichtete, er habe an der Straße nach Hanau zweifellos Truppen in der Uniform der französischen Garde gesehen; habe auch den Ruf „Vive l'Empereur!" gehört, mit dem sie den Kaiser begrüßten.

Nun war es aber zu spät, und Wrede hatte ganz recht, wenn er sagte: „Jetzt ist nichts mehr zu ändern; wir müssen als brave Soldaten unser möglichstes tun."

Schwarzenberg hatte dem abreitenden Heideck gesagt:

„Versichern Sie Ihrem Kommandeur, daß ich dem Feind scharf auf dem Nacken bleiben werde."

Erst nach Beendigung des Gefechts von Hanau kam ein Schreiben Schwarzenbergs an, in dem es heißt:

„Eine und zwar die beträchtlichste der feindlichen Kolonnen hat die Straße nach Fulda eingeschlagen, und ich rechne mit Zuversicht bei der mir geschilderten Stimmung Ihrer Truppen auf die günstigsten Erfolge, wenn Sie in Ihrer Marschrichtung auf diese Kolonne stoßen sollten, um so mehr als Sie hierbei von der Armee des Generals von Blücher und einer bedeutenden Avantgarde unter Feldmarschall-Leutnant Graf Bubna die kräftigste Unterstützung und Degagierung erwarten können."

Es ist unverständlich, wie Schwarzenberg das schreiben konnte. Wäre das Schreiben rechtzeitig in Wredes Hände gelangt, so mußte es ganz irrtümliche Vorstellungen erwecken. In Wirklichkeit war der Abstand der Verbündeten von den Truppen Napoleons bereits so groß, daß ein Eingreifen in das Gefecht Wredes ganz ausgeschlossen war.

Napoleon marschierte mit der Kavallerie der Avantgarde am 29. Oktober durch den Engpaß von Gelnhausen östlich Hanau. Da er ihn nicht besetzt fand, sagte er:

„Jetzt steht meinem Übergang über den Rhein kein Hindernis mehr entgegen."

Bald darauf kam die Meldung von der Aufstellung Wredes bei Hanau.

Der größere Teil der französischen Truppen war noch weit zurück. Bei sich hatte Napoleon nur etwa 16—17000 Mann; die Trümmer der Gardekavallerie, des 2. und 5. Kavalleriekorps, der alten Garde, der Korps von Macdonald und Victor und der Reserveartillerie.

Trotzdem war er sofort bereit zur Schlacht. Er freute sich sogar darauf. Endlich einmal wieder handeln nach dem Leiden dieser Tage. Daß er Wrede schlagen würde, das wußte der Kaiser. Und ein Sieg würde sein Ansehen heben und der Truppe wieder einigen Halt geben.

Nebenbei konnte er die Schlacht auch nicht vermeiden. Wenn er hier nicht angriff, sondern versuchte auszubiegen, dann löste sich der Rest seiner Armee auf.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Aus den
Aufzeichnungen eines sächsischen Offiziers
1812—1813.

Mitgeteilt
von
Wittich von Einsiedel.

Die nachstehenden Auszüge geben an der Hand persönlicher Erlebnisse in schlichten, ursprünglich nicht für die Öffentlichkeit bestimmten Worten Ereignisse und Empfindungen auf jener deutschen Seite wieder, die durch das Jahr 1813 in die schwierigste Lage versetzt wurde. Als Gegenstück zu anderen Reminiszenzen aus jenen Tagen dürften auch sie einen nicht ganz unwillkommenen Beitrag zur Charakterisierung des Zeitabschnittes und seines militärischen Bildes liefern.

Ihr Verfasser, der 1860 verstorbene königlich sächsische Generalmajor Karl Heinrich v. Einsiedel, war bei Beginn des russischen Feldzuges zum Adjutanten des das sächsische Korps kommandierenden Generalleutnants Edlen v. Lecoq ernannt worden. In dieser Stellung nahm er an allen, das sächsische Kontingent treffenden Ereignissen teil, bis er durch einen Sturz mit dem Pferde, bei dem er das rechte Bein zweimal brach, die Armee verlassen und nach Warschau zurückkehren mußte.

Wir lassen die Auszüge im Herbst 1812 beginnen.

Im Oktober konnte ich einen Reitversuch machen. Er gelang so gut, daß ich mich entschloß, schon des anderen Tags zur Armee abzureisen, obwohl der Arzt entschieden dagegen war. In Brest-Litepsk traf ich bei meinem General wieder ein. Es ist nicht möglich, das freudige Gefühl bei diesem Wiedersehn mit den alten Freunden, von denen keiner fehlte, zu beschreiben. Der liebevolle Empfang von seiten Lecoqs und der Kameraden, das alte Leben bei Tisch — der General pflegte seinen Stab in jedem Quartier an seiner Tafel zu sehen —, die Abendpromenade bei der Musik, die auf dem Markte spielte, alle anderen mir so vertrauten Gewohnheiten des Hauptquartiers versetzten mich in die Stimmung eines aus der Fremde in die Heimat Wiederkehrenden.

Am folgenden Tage nahm der größte Teil der Infanterie auf den bei Muchawiez liegenden Höhen Stellung. Der Oberkommandierende des

VII. Korps, General Reynier, beobachtete in unserer nächsten Nähe den Feind, den man mit großen Massen in vollem Marsche sah. Die Truppen, die Zeugen der Bewegungen der Russen waren, erwarteten mit Bestimmtheit, angegriffen zu werden. Ich konnte auf einigen Gesichtern deutliche Besorgnis lesen, als sich die feindlichen Regimenter mehr und mehr nach unserer linken Flanke zogen und sich dort zusammenballten, während Reynier ruhig, dicht vor der Front haltend, keine Dispositionen traf, keine Anstalten machte, dem entgegen zu treten. Eine dumpfe Stille herrschte, unwillkürlich richteten sich sämtliche Blicke auf den General. Da lockte dieser sein schönes Windspiel zu sich, das sich am Pferde aufrichtete. Er ließ ihm die Repetieruhr ins Ohr schlagen, und der Hund, der dies nicht vertragen konnte, lief mit komischer Angst jämmerlich heulend davon. Mit einem Schlage verbreitete sich an Stelle der Beklemmung allgemeine Heiterkeit. Die Leute hatten an dieser gleichgültigen Handlung ihres Führers, der ihr Vertrauen genoß, erkannt, daß er ihre Unruhe nicht teile. So wirken Kleinigkeiten oft auf die Stimmung der Truppen.

Der erwartete Angriff fand auch wirklich nicht statt. Wir gingen hinter die Lesna zurück, und hier entspann sich erst einige Zeit später ein Kampf, der uns zwei besonders brave Offiziere, v. Metzsch und v. Egidy, kostete. Mit deren Tode fand der sogenannte Totenbund, der auch poetisch behandelt worden ist, sein trauriges Ende. v. Seydlitz, v. Trotha, v. Metzsch und zwei v. Egidy hatten sich in einer Weihestunde bis zum Tode verbrüdert und verbunden. Seitdem war einer nach dem anderen, jedesmal an einem Freitage, und zwar auf sonderbarste Weise vom Tode ereilt worden. Seydlitz und Trotha fielen zuerst. Ersterer bei einer Gelegenheit, bei der er der einzige Tote war, letzterer wurde von einer verirrten Geschützkugel aufgesucht, als er außer dem eigentlichen Bereich des Feuers vor der Front seiner Schwadron in Reserve stand. Nun war auch Metzsch gefallen, und Egidy starb kurz darauf an seiner im Gefecht erhaltenen Wunde. Dieses eigenartige Geschick wurde bald so bekannt, daß, als Reynier erfuhr, es sei kurz darauf, an einem anderen Freitag, der einzig Überlebende, der jüngere Egidy, auf Vorposten kommandiert, er ihn abzulösen befahl.

Von der Lesna begannen die meisterhaften, vielfachen Kreuz- und Querzüge, durch welche Reynier mit unserem Korps der dreifachen Macht der Russen die Spitze bot und Warschau deckte. Meistens wurde die Nacht hindurch marschiert und am Tage eine Stellung bezogen. Um diesen Nachtmärschen die Direktive zu zeigen und ein Verirren zu verhindern, zündete die vorausgeschickte Avantgarde längs des einzuschlagenden Weges von Strecke zu Strecke Feuer an, zu deren Unterhalt Leute zurückblieben, die von jeder nachfolgenden Truppenabteilung abgelöst werden mußten.

Zu jener Zeit mußte ich, infolge der wohl zu zeitig mir zugemuteten und zu starken Anstrengungen, mich als invalid melden. Dieser neue Schlag traf mich auf das schmerzlichste; unter Tränen nahm ich von dem kommandierenden General, der mich über mein Geschick zu trösten suchte, und von den Kameraden Abschied. In Warschau, wohin ich mich wieder begab, wandte ich die

damals fast noch unbekannte Kur der Tierbäder an und empfand schon nach wenigen Tagen eine überraschend günstige Wirkung. Ich konnte daher bald den Adjutantendienst bei dem sächsischen Stadtkommandanten übernehmen, eine Funktion, zu der mich Lecoq im Besserungsfalle bestimmt hatte und die ich an der Krücke und im Wagen verrichtete. Während dieses unfreiwilligen Aufenthaltes knüpfte ich manche interessante Bekanntschaft an. So ward ich in mehreren Häusern, an die ich durch den General Reynier empfohlen worden war, höchst liebenswürdig aufgenommen. Besonders häufig befand ich mich bei dem polnisch-sächsischen Oberhofmarschall Grafen Broniez, dem Stiefvater zweier reizenden und sehr musikalischen Schwestern, von denen die eine Klavier, die andere Harfe spielte und in deren Gesellschaft ich manchen schönen Abend verlebte. Die Ältere wurde später unter dem Titel „Fürstin Lowicz" Gemahlin des Großfürsten Konstantin von Rußland. Maret, Herzog von Bassano, Napoleons Minister des Auswärtigen, langte mit einem überaus zahlreichen diplomatischen Korps, den Gesandten aller Staaten der Welt, mit denen er bisher in Wilna residiert hatte, im Dezember in Warschau an. Ein gutes Theater, glänzende Bälle und Redouten hätten dazu beigetragen, diesem Leben ganz den Anstrich tiefen Friedens zu geben, wenn nicht der beständige Abgang und Durchzug verschiedener Truppenkörper die große militärische Aktion hätten ahnen lassen, die nur zu bald den Charakter einer weltgeschichtlichen Tragödie annehmen sollte.

Erst zu Anfang des Jahres 1813 drangen nach Warschau dumpfe Gerüchte von den Unfällen der großen Armee und verbreiteten unter uns, die wir auf diese Nachrichten völlig unvorbereitet waren, allgemeine Unruhe. Es währte nicht lange, so bestätigten die eintreffenden Reste französischer Korps, namentlich des Poniatowskyschen, den ganzen Umfang der erlittenen Niederlage. Unsere Stellung in Polen wurde von Tag zu Tag gefährdeter. Reynier zog sich näher auf Warschau zurück, so daß das kombinierte sächsisch-französische Korps Anfang Januar nur wenige Stunden von Praga in einem engen Kantonnement zusammenlag. In Wienczowna, seinem Hauptquartier, meldete ich mich bei meinem General, um von neuem meinen Dienst anzutreten, zu dem ich mich nunmehr wieder kräftig genug fühlte.

Ende Januar machte sich die Nähe eines stärkeren Feindes durch die vermehrte Dreistigkeit der Kosaken bemerkbar, und am 2. Februar brachen wir bei 25 Grad Kälte auf, um den weiteren Rückzug in der Richtung auf Kalisch anzutreten. Unter dem Verlust vieler Erfrorenen gelangten wir Mitte Februar nach Kokanin, zwei Stunden von Kalisch. Dort traf Lecoq die erforderlichen Vorsichtsmaßregeln und befahl in gewohnter Weise, die Hälfte der Mannschaft unter den Waffen zu behalten. Als jedoch Reynier, nach Kalisch reitend, durch den Ort kam, gab er die Weisung, die Leute zu schonen und sie in Quartiere gehen zu lassen, da er sichere Nachricht habe, daß der Feind noch zwei bis drei Märsche zurück sei. Dieser Befehl mußte zwar vollzogen werden, doch ließ Lecoq, der den Glauben an eine so vollständige Sicherheit nicht teilen konnte, noch zwei Kompagnien unter Waffen. Wir setzten uns bei einem bescheidenen Mahle zu Tisch. Mitten während des

Essens stand jedoch der General, von einer ungewöhnlichen Unruhe und Ahnung getrieben, wieder auf und befahl mir, sofort mit ihm nach den Vorposten zu reiten. Da die Gegend um Kokanin vollständig eben ist, konnten wir, als wir das Dorf verlassen hatten, eine weite Schneefläche übersehen, die in ziemlicher Ferne von einem Walde begrenzt war. Als ich diesen einige Zeit scharf beobachtete, bemerkte ich, daß sich in ihm trotz der vollkommenen Stille der Luft einige Bewegung zeigte. Ich meldete daher, daß die Gehölze von Kosaken besetzt sein müßten. Obwohl für gewöhnlich der Schärfe und Sicherheit meines Auges trauend, schien Lecoq diesmal doch zu zweifeln. Um sich besser zu überzeugen, wollte er selbst vorreiten. Kaum waren wir jedoch eine kurze Strecke weit, so brachen auch schon Scharen auf Scharen von Kosaken mit ihrem gewöhnlichen, oft genug gehörten widerlichen Geschrei und Pfeifen aus dem Walde hervor. Nach dem Dorfe zurückjagend, wurde sofort Alarm zu schlagen befohlen, und mir gab der General die Weisung, unverzüglich nach Kalisch zu reiten, um im Hauptquartier von dem Angriff Bericht zu erstatten.

Ich eilte in meinen Stall, setzte mich auf mein bestes Pferd und sprengte zum Orte hinaus. Kaum auf freies Feld gelangt, sah ich mich aber bereits von drei Kosaken verfolgt, die sich wie Hunde auf der Hasenhatz verteilten. Auf jeder Seite folgte mir einer, um ein Ausbrechen zu verhindern, während der dritte direkt auf meiner Fährte blieb. Da ich einen Weg von zwei Stunden vor mir und deshalb Ursache hatte, die Kräfte meines Pferdes möglichst einzuteilen, von meinen Verfolgern aber nicht anzunehmen war, daß sie sich leicht ermüden lassen würden, so mußte ich mein Verhalten darnach einrichten; und in der Tat gelang es mir, den Rücken mir frei zu halten, bis ich auf einer Höhe vor Kalisch französische Vorposten sah. Ich suchte durch Zurufe schon von ferne ihre Aufmerksamkeit zu erregen. Ein Peloton, das man mir entgegenschickte, vertrieb meine Verfolger. Gleichzeitig hatte ich unser Regiment Polenz-Dragoner bemerkt und wollte eben die Richtung nach ihm einschlagen, als ich es plötzlich von zahlreichen Kosakenschwärmen und reitender Artillerie angegriffen und in ein Treffen verwickelt sah. Dieser ungleiche Kampf sollte ihm die Hälfte seiner Leute kosten.

Ich sprengte in Reyniers Quartier, wo alles ruhig bei Tische saß. Meine doppelte Meldung von dem Überfall von Kokanin und dem Angriff auf Kalisch selbst verursachte natürlich Bestürzung. Alles stieg zu Pferde, und die Truppen wurden alarmiert. Da keine Reiterei zur Hand war, mußten sich alle zum Hauptquartier gehörigen berittenen Offiziere und Ordonnanzen zu einem geschlossenen Ganzen sammeln, um sich den bereits anstürmenden Kosaken entgegenzuwerfen. Während durch unsere Attacke einige Kosakenhaufen zurückgetrieben wurden, konnte sich die Infanterie in und vor Kalisch formieren und Stellung nehmen. Dieser Angriff hatte aber die letzten Kräfte meines Pferdes erschöpft; es brach wie tot unter mir zusammen. Der sich nun entspinnende Kampf war äußerst erbittert; in seinem Verlauf gelang es uns jedoch, die sich unter ständigem tapferen Fechten von Kokanin zurückziehenden Bataillone aufzunehmen. In der folgenden Nacht wurde der Marsch bis Kobilin fortgesetzt, wo wir den 15. Februar anlangten.

Hier erhielt ich plötzlich den Befehl, mit den Rapports über die Ereignisse der letzten Zeit sofort als Kurier zum Könige nach Dresden abzugehen. Außerdem erteilte mir General v. Lecoq noch den besonderen gemessenen Auftrag, dem Könige über alles, was er mündlich von mir über den Zustand des Heeres zu wissen begehren würde, die wahrheitsgetreueste, genaueste Auskunft zu erteilen, ohne etwas aus Schonung oder Scheu zu verschweigen.

Ich reiste über Glogau und Sagan und traf am 17. Februar des Nachmittags in Dresden ein. Die Gefühle, die mich hier bestürmten, wären schwer zu beschreiben. Aus dem tollsten Kriegsgewühle mit einem Schlage in die Mitte des Friedens, in die Ruhe der Heimat versetzt zu sein, grenzte zu sehr ans Zauberhafte, um es sogleich fassen zu können. Nach meiner Ankunft fuhr ich sofort zum vortragenden Generaladjutanten, General v. Gersdorf, und dieser forderte mich auf, ihm, ungeachtet meines schmutzigen und zerrissenen Anzuges, ohne weiteres zum Könige zu folgen. Gersdorf übergab dem Monarchen die von mir überbrachten Rapporte Reyniers und Lecoqs. Dann erhielt auch ich Befehl, vor Seiner Majestät zu erscheinen. Der König erkundigte sich auf Grund der erhaltenen Berichte nach vielen Einzelheiten und fragte mit der größten Herzensgüte und Teilnahme nach dem Schicksal eines jeden blessierten Offiziers. Dadurch kam ich bald, des Auftrags des Generals Lecoq eingedenk, zu einer umständlichen Darlegung des Zustandes der Armee, zu welcher Schilderung ich während meiner Reise Zeit genug gehabt hatte, das Material in Gedanken zu sammeln und zu sichten. Ich war mitten im Fluß meiner immer lebhafter werdenden Rede, als der König plötzlich das kurze Husten vernehmen ließ und mit großer Heftigkeit die gewöhnliche Handbewegung machte, mit denen er zu entlassen pflegte. Auf das äußerste betroffen, entfernte ich mich. Ich glaubte nicht anders, als in meiner freimütigen Erzählung von der so überaus traurigen Verfassung, in der sich unsere brave Armee befand, und in der allerdings ungeschminkten Darstellung der sie begleitenden Umstände, unwissentlich irgendeinen Verstoß begangen zu haben, der diese plötzliche, zweifellos ungnädige Entlassung herbeigeführt. Voll Unruhe erwartete ich daher im Vorzimmer die Rückkunft Gersdorfs aus dem Kabinett des Königs. Als diese erfolgte, klärte sich der Vorgang auf. Der General teilte mir mit, der König wäre von meiner Schilderung des Schicksals seines Heeres so tief ergriffen worden, daß ihm die Tränen in die Augen gekommen seien. Von dieser Rührung hätte ich aber nicht Zeuge sein sollen. Ich erhielt Befehl, des anderen Morgens um 10 Uhr wieder vor Seiner Majestät zu erscheinen.

Von der Audienz eilte ich in den Gasthof „Zum goldenen Engel", reinigte mich möglichst und ging dann in die Oper. Bei meinem Eintritt entstand ein förmlicher Aufruhr. Alle Welt sah nur mich. Alles im Zuschauerraum drängte sich um mich, um Nachrichten von der Armee zu erhaschen. Selbst der Fortgang der Oper stockte; die Sänger, deren Aufmerksamkeit abgezogen wurde, hielten mitten im Gesange inne.

Am folgenden Tag erschien ich, wie befohlen, wieder vor dem Könige. Jetzt stand er gefaßt vor mir, sein Gesicht zeigte den bekannten ernsten Aus-

druck und keine übermannende Rührung stellte sich mehr ein. Während langer Zeit mußte ich ihm, so weit ich es vermochte, bis ins kleinste ausführliche Auskunft über die Lage und den Verlauf der Ereignisse geben. Dann wurde ich freundlich verabschiedet.

Infolge der von mir gebrachten Nachrichten gingen 150000 Taler mit einer kleinen Bedeckung an das sächsische Korps ab. Leider sollte aber der Transport nicht an seine Bestimmung gelangen; schon in der Niederlausitz wurde er von Kosaken aufgehoben. —

Meine militärische Stellung erlitt jetzt durch meine Versetzung zur Kavallerie eine völlige Veränderung. Schon während meines Aufenthaltes in Warschau hatte Generalleutnant von Thielmann[1]), der Befehlshaber der Reiterei, an Lecoq geschrieben und ihn gebeten, ihm vier Infanterieoffiziere vorzuschlagen, die befähigt seien, bei der Neuformierung als Rittmeister einzutreten, da der große Verlust an Kavallerieoffizieren eine solche Maßregel erheische. Daraufhin fragte mich General v. Lecoq, ob ich eine derartige Stellung wünsche, und da ich dies bejahte, war ich in Vorschlag gebracht worden. Generaladjutant v. Gersdorf eröffnete mir nun, daß ich zum Rittmeister bei dem neuformierten Kürassierregiment „von Zastrow" ernannt sei. Nachdem meine Kuriergeschäfte beendet waren, ging ich sofort daran, mir meine Equipierung zu beschaffen, und am 27. Februar traf ich bei meinem in der Gegend von Radeberg stehenden Regiment ein, das aus acht Kompagnien, die vier Eskadrons bildeten, bestand und dessen Formierung so ziemlich als vollendet anzusehen war.

Sachsens Lage wurde jetzt, wie alle Welt empfand, von Tag zu Tage kritischer. Von allen Rheinbundstaaten ward es zuerst zu einer Entscheidung gedrängt. Wie man hörte, hatte Napoleon unseren König wiederholt aufgefordert, sich nach Mainz oder Frankfurt zu begeben und auch die sächsischen Truppen dahin führen zu lassen, um sie mit den französischen zu vereinigen. Doch vernahm man zugleich, daß der König dieses Ansinnen beharrlich ablehne, sich dagegen aber bemühe, der Vermittlung Österreichs zur Wiederherstellung des Friedens die Wege zu ebnen. Aus Preußen erfuhr man, daß eine Welle allgemeiner Begeisterung das Volk in allen seinen Teilen erfaßt habe und den König gegen seinen Willen mit fortreiße.

Die Russen rückten in unser Land ein. Sie erließen eine Proklamation an die Bewohner, die geeignet war, ihnen alle Herzen zu gewinnen und die freudigsten Sympathien zu wecken. Leider wirkte dem das Auftreten des stammverwandten Preußen, unseres Verbündeten von 1806, gründlich entgegen. Besonders ein an die Sachsen gerichteter Aufruf Blüchers machte viel böses Blut. Seine Tendenz ging dahin, das durch und durch loyale Volk von dem Könige trennen zu wollen. Dieses Volk, das den König wie einen Vater verehrte und liebte, das ihm mit Leib und Seele ergeben war!

Gleichzeitig wurde bekannt, daß sich Preußen ohne weiteres den vor sieben Jahren im Friedensschluß an Sachsen abgetretenen Kottbuser Kreis

[1]) Später in russischen, dann in preußischen Diensten, wo er als kommandierender General und Gouverneur der Rheinprovinz starb.

wieder einverleibt habe. Dieses eigenmächtige, ungerechte Handeln ließ allenthalben in Sachsen, und nicht zuletzt in den Regierungskreisen, die sehr natürliche Frage entstehen: Ist Preußen gesonnen, für seine Vergrößerung oder für Deutschlands Freiheit zu kämpfen?

Sachsen hatte im vergangenen Jahre nicht um ein Haar anders gehandelt als alle zum Rheinbund gehörenden Souveräne und wie Preußen, das freiwillig dasselbe getan und sich dem angeschlossen hatte. Trotzdem überschwemmte es unser Land mit Proklamationen, die gegen seinen Landesherrn gerichtet waren, und scheute sich nicht, die königlichen Kassen mit Beschlag zu belegen und, während der König noch in seinem Lande, in Plauen, weilte, einen Zivilgouverneur einzusetzen.

Dieses Verfahren wurde um so mehr als Unrecht empfunden, da man wußte, daß der König von Preußen sich erst dann von Frankreich losgesagt hatte, als sein Land vom russischen Heere besetzt worden war, Sachsen dagegen zur Zeit zum größten Teil noch von französischen Streitkräften okkupiert blieb, unser König aber trotzdem schon sein Heer vom französischen getrennt und die sächsischen Festungen ausschließlich unter sächsisches Kommando gestellt hatte.

Ende März erhielten wir die Bestimmung, unter dem Kommando des Generals v. Liebenau mit dem Regiment Leib-Kürassiergarde sowie anderen sächsischen Truppenkörpern den König nach Bayern zu begleiten, wohin er sich begab, um seine Entschlüsse über die zu befolgende Politik unbeeinflußt fassen zu können. In Reichenbach erreichte mich eine Stafette mit einem Brief des Generals Lecoq und der Aufforderung, mich sofort zu ihm nach Hof zu begeben. Sein Schreiben begann: „Ich habe vorgestern meine Truppen dem General Thielmann in Torgau übergeben und folge dem Könige nach Regensburg. Ehe ich mich jedoch seiner Person nähere, will ich ihm zuvörderst von meinen Handlungen in den letztverflossenen Tagen, den denkwürdigsten meines Lebens, Rechenschaft ablegen."

Bei meiner Ankunft in Hof befand sich der General ohne alle Begleitung, da er seine Adjutanten in besonderen Aufträgen entsendet hatte. Aus diesem Grunde war ich zu ihm beschieden worden.

Von den vielbesprochenen Vorgängen in Torgau und den verschiedenen Auffassungen der Führer, sowie der Stimmung, die sich unserer Offiziere und braven Mannschaften zu bemächtigen anfing, erfuhr ich manches. Zwar war ich selbst kein Augenzeuge jener Ereignisse, doch erhielt ich nicht nur durch General Lecoq, sondern später auch durch den damaligen Platzadjutanten der Festung, v. Gerstenberg, von interessanten Einzelheiten Kenntnis. Ich gebe sie in möglichster Kürze, hauptsächlich an der Hand von Auszügen aus Briefen wieder, die ich von Gerstenberg empfing:

Am 27. Februar traf Generalleutnant v. Thielmann ein und übernahm das Kommando der Festung Torgau. Er trat sehr energisch auf und wies mehrere Befehle des Marschalls Davoust und des Vizekönigs von Italien zurück. Einer vom Feinde gedrängten französischen Division wurden Quartiere in der Festung und selbst in den Vorstädten verweigert. Eine fieberhafte

Spannung bemächtigte sich aller, und das seit Jahren nicht gekannte Bewußtsein einer selbständigen Stellung des sächsischen Heeres ließ alle Herzen höher schlagen. Das so lange unterdrückte Nationalgefühl erwachte. An der Verbesserung des Verteidigungszustandes der Festung und an der Ausbildung der jungen Truppen wurde Tag und Nacht gearbeitet. Vorräte waren reichlich vorhanden, der Vorpostendienst wurde eingerichtet. Am 7. März zeigten sich die ersten Russen, die sich indessen nicht näherten. Aufrufe und Bekanntmachungen der Verbündeten aus Breslau und Berlin zirkulierten in Massen. Aus Dresden berichteten Nachrichten von der Absicht, die alte Brücke zu sprengen, ein Vorhaben der Franzosen, das die Wut des Volkes, das Reynier die Fenster einwarf, verhinderte. Die Aufregung der Gemüter steigerte sich in immer höherem Grade. Am 21. März langte Marschall Davoust zu Wasser in Torgau an und blieb eine Nacht über. General Thielmann weigerte sich entschieden, einen Teil des Davoustschen Korps aufzunehmen. Die Franzosen wurden um die Werke herumgeführt. Thielmann hatte in Polen in vertrautem Verhältnis zu Davoust gestanden und verdankte ihm zum Teil sein schnelles Avancement. Sein Auftreten mag ihm daher Überwindung gekostet haben. In einem Gasthofe wurde ein französischer Husarenoffizier aus des Marschalls Gefolge, der sich selbst einquartiert hatte, von sächsischen Offizieren hinausgeworfen. Thielmann nahm davon Notiz, ermahnte die Offiziere zur Selbstbeherrschung, sprach aber bei dieser Gelegenheit zum ersten Male seine wahre, den Verbündeten sich zuwendende Gesinnung deutlich aus.

Er erregt ungeheuren Enthusiasmus. Die Reste des aus dem russischen Feldzug zurückkehrenden sächsischen Heeres rücken in Torgau ein. Es findet ein feierlicher militärischer Empfang statt. General Lecoq übergibt das Kommando dieser von ihm geführten Truppen an Thielmann und reist nach Regensburg zum König ab. Aus den alten und neuen Regimentern werden durch Amalgamierung neue Formierungen gebildet. Auf den Wällen stehen über 120 Geschütze. Alle Welt blickt mit freudiger Zuversicht in die Zukunft, der kommandierende General wird fast vergöttert. Heiße Vaterlandsliebe und echt militärischer Geist erfüllen das ganze Korps. Thielmann hat verschiedene Zusammenkünfte mit den Generalen der Verbündeten und führt den preußischen General v. Kleist auf den Wällen von Torgau herum. Aus Regensburg trifft die Nachricht ein, der König sei so schnell nach Prag abgereist, daß der französische Gesandte Serra, der ihm bis dahin gefolgt, nichts davon erfahren habe und zurückgeblieben sei. Man setzt volles Vertrauen in die Umgebung des Königs, besonders in den Minister Graf Senfft und General v. Langenau. Thielmann reist nach Dresden zum Kaiser Alexander. An Thielmanns Geburtstag wird diesem, einem allgemein geteilten Wunsche zufolge, eine besondere Aufmerksamkeit durch ein von den Obersten der Garnison gegebenes Diner erwiesen, dem mehr als hundert Offiziere beiwohnen. Am Morgen gratulieren alle Generale und Stabsoffiziere mit ihren Adjutanten. Während des Diners erwartet man etwas Entscheidendes. Thielmann ist sehr ernst und sichtlich in innerem Kampfe befangen. Überdies war bekannt geworden, daß eine Ordre des

Königs eingegangen sei, die Festung niemandem zu öffnen und nur von österreichischer Seite Weisungen anzunehmen, daß aber der General diesen Befehl verheimliche. Das Diner erscheint als zweite Auflage des Terzky-Wallensteinischen Banketts in Pilsen. Gegen Ende bringt Thielmann einen Toast auf die verbündeten Monarchen Preußens und Rußlands aus, der stürmischen Beifall findet. General v. Sahr tritt mit eifernder Hitze dem entgegen und stellt den Willen des Königs als das für die Armee einzig Maßgebende hin. Der sich entspinnende Wortwechsel wird durch ein jubelndes Lebehoch auf Thielmann unterbrochen. Abends veranstaltet die Bürgerschaft einen Fackelzug und ein Feuerwerk; auch ein Ball findet statt. Auf diesem erscheint ein Kapitän des preußischen Generalstabs, wahrscheinlich, um sich nach dem Erfolg des Tages zu erkundigen. Am anderen Morgen erlassen die Generale Steindel und v. Sahr eigenmächtige Brigadebefehle, machen die Allianz mit Österreich bekannt und führen dadurch Erklärungen mit Thielmann herbei. Unter den Offizieren bilden sich immer schärfer hervortretende Parteiungen. Am 1. Mai hört man erwartungsvoll die Kanonen von Groß-Görschen.

Da langt am 6. eine Depesche des Generals Reynier aus Eilenburg an, des Inhalts, daß die Sachsen von neuem unter sein Kommando zu treten hätten! Tags darauf Zusammentreffen von Thielmann, Reynier und Marschall Ney. Thielmann widersetzt sich den Forderungen, den Franzosen Festung und Heer auszuliefern. Er wird in seiner Haltung durch ein vom 5. Mai aus Prag datiertes Schreiben des Königs bestärkt, lautend: „Mein lieber Generalleutnant Freiherr v. Thielmann! Ob Ich wohl Meine Willensmeinung, daß die Ihnen anvertraute Festung Torgau nicht anders als auf Meinen Befehl im Einverständnis mit Sr. Majestät dem Kaiser von Österreich geöffnet werden kann, Ihnen bereits am 19. v. M. zu erkennen gegeben habe, so füge Ich doch zur Verhütung alles Mißverständnisses hinzu, daß in dem Falle, wenn das Glück der Waffen die kaiserlich französischen Armeen wieder an die Elbe führen sollte, es damit in gleichem Maße zu halten, folglich auch nicht für Frankreich zu öffnen ist, wonach Sie sich also zu achten wissen werden." Dieser hier vorgesehene Fall ist eingetreten. Der Sieg von Lützen hat den Franzosen die Elblinie wiedergegeben. — Thielmann verhandelt eifrig mit General Kleist, der bei Mühlberg steht und die dortige Brücke abbrennen läßt.

Erinnerte das Diner vom 27. April an das Wallenstein-Terzkysche Bankett, so erscheint am 9. Mai auch der Questenberg, und zwar in Gestalt des Ober-Kammerherrn v. Friesen aus Dresden, der die Nachricht vom Einrücken Napoleons in Sachsens Hauptstadt überbringt.

Am 10. erhält Thielmann ein am 8. noch in Prag verfaßtes königliches Handschreiben, in dem erklärt wird: „Ich finde mich bewogen, auf das neuerlich geschehene Anlangen Sr. Majestät des Kaisers von Frankreich die Festung Torgau und deren Besatzung den Befehlen des anderweit zum Kommandanten des VII. Armeekorps bestimmten Generals Grafen Reynier zu untergeben. Sie haben sich mithin hiernach zu achten und werden sich mit dem General Reynier insonderheit darüber, welcher Teil der Garnison zum Dienst der

Festung verbleiben und welcher dagegen zur Formierung des VII. Armeekorps herausgezogen werden solle, gehörig zu vernehmen wissen."

Thielmanns Antwort, die er dem aus Dresden eintreffenden Major v. Watzdorf mitgibt, der nochmals den direkten Befehl des Königs überbringt, Torgau sofort den Franzosen zu öffnen, lautet: „Die Festung Torgau, die ich Ew. Majestät treu erhalten habe, ist übergeben. Ew. Königl. Majestät lege ich meine zweiunddreißigjährigen Dienste hiermit alleruntertänigst zu Füßen."

Unbeschreibliche Bestürzung, tiefe Betrübnis ergreift die ganze Stadt, die festesten Männer weinen wie Kinder, Offiziere, Soldaten und Bürger sind außer sich.

Mit dieser schrecklichen Nachricht verbreitet sich die andere, daß der heißgeliebte General Thielmann im Begriffe stehe, die Armee zu verlassen. Von selbst versammeln sich die Offiziere in seiner Wohnung und eine große Menge Volk vor dem Hause. Sein Gesicht gleicht einer Wachsmaske, und seine verstörten Züge verraten, was in seiner Seele vorgeht. Die Generale, Obersten und Stabsoffiziere werden nach und nach zu ihm gerufen. Er macht ihnen den Vorschlag, ungeachtet dieses dem Willen des Königs abgezwungenen Befehls, Torgau gegen die Franzosen zu verteidigen. Niemand hält sich für berechtigt, niemand glaubt es mit seiner Pflicht und seinem Eid vereinen zu können, dieser Aufforderung nachzukommen und auf einen derartigen Plan einzugehen. Stillschweigend und gebeugt, im Innern mit dem Geschicke hadernd, entfernt sich einer nach dem anderen. Von allen bis auf den Obersten Aster[1]) und den Adjutanten v. Schreckenstein verlassen, besteigt Thielmann einen Wagen und fährt dem rechten Elbufer zu. In Greditz erwartet ihn ein Detachement Kosaken.

General v. Sahr übergibt das Kommando. Reynier hält sofort eine Revue ab. —

Meine Dienstleistung bei Lecoq in Hof und Bayreuth war beendet und ich zu meinem Regiment zurückgekehrt. Noch während des Marsches nach Regensburg empfing ich einen Brief des Generals, in dem er folgende Worte über den Empfang beim König schrieb: „Ich bin auf eine ausgezeichnete Art von Seiner Majestät und von allen seinen Angehörigen in Regensburg aufgenommen worden. Es ging so weit, daß ich mich auf dem Kanapee neben den König setzen mußte, und so unterhielt er sich beinahe eine halbe Stunde mit mir, indem er mir die unzweideutigsten Beweise seines Vertrauens gab. Ich finde hierin meinen schönsten Lohn und bin zufrieden. Als einem teilnehmenden Freunde schreibe ich Ihnen dieses."

Den 12. April erreichte das Regiment Regensburg, wo wir vor unserem Monarchen defilierten.

Voller Erregung und Ungeduld harrten wir des Entschlusses, den Seine Majestät fassen würde. Nachdem er während seines Regensburger Aufenthaltes

[1]) Der später bekannte preußische General, der die Festungswerke von Coblenz und Ehrenbreitenstein erbaute.

den Besuch des ebenfalls dem Rheinbund angehörenden Königs von Bayern empfangen hatte, verbreitete sich nach einiger Zeit die Nachricht, daß mit Österreich, das zum Kriege gegen Frankreich zu rüsten beginne, ein Einvernehmen erzielt sei und der Abschluß einer militärischen Konvention, nach der wir Seite an Seite mit der österreichischen Armee zu fechten haben würden, bevorstehe. Diese Lösung der Situation schien uns allen hochwillkommen, und ihre Bestätigung glaubten wir darin zu finden, daß sich der König auf österreichisches Gebiet, nach Prag, begab, wohin wir und die anderen ihn begleitenden Truppen ihm folgten. Der Generaladjutant Baron Langenau, der, im Verein mit dem Minister Senfft, den Anschluß an Österreich mit äußerster Energie betrieben hatte, wurde nach Wien gesandt, um die letzten Verabredungen zum gemeinsamen Handeln zu treffen.

Am 10. Mai war ich — das Regiment lag in der Umgegend — nach Prag beurlaubt. Hier erhielt ich die erstaunliche Kunde von dem plötzlichen, dem gänzlichen Umschwung aller Dinge und Dispositionen! Unser bisheriger Gesandter in Paris, Graf Georg v. Einsiedel, hatte dem König ein Ultimatum Napoleons, der inzwischen in Dresden eingezogen war, überbracht. Das Ultimatum verlangte: Der König habe augenblicklich nach Dresden zurückzukehren, Torgau sei den Franzosen zu öffnen und die sächsischen Truppen seien mit den französischen zu vereinigen. Binnen sechs Stunden habe der König dieser Aufforderung nachzukommen. Andernfalls wäre er als Mitglied des Rheinbundes wegen Treubruchs abgesetzt und hätte aufgehört zu regieren. — Der König war noch an demselben Tage, am 8. Mai, nach Teplitz abgereist!

Am Abend des 10. ging ich, um die unvergleichliche Aussicht zu genießen, auf den Terrassen des Hradschins spazieren und begegnete dem Generaladjutanten Gersdorf im eifrigen Gespräch mit dem Grafen Marcolini. Als mich Gersdorf erblickte, rief er: „Da haben wir unseren Mann!" Er fragte mich hastig, ob ich mir getraue, den anderen Tag in Dresden einzutreffen, wenn ich in einigen Stunden von Prag abginge. Ich bejahte und erhielt demgemäß sofort die nötigen Anweisungen, nachdem mir zur Pflicht gemacht worden war, die zu überbringenden Depeschen sicher abzugeben und mich nicht durch unüberlegte Eile einem Unfall auszusetzen.

Beim Morgengrauen verließ ich Prag. Ich hatte königliche Reitpferde mit einem Stalldiener erhalten und konnte mit diesen vorzüglichen Tieren zwei bis drei Stationen zurücklegen. Dann nahm ich Postreitpferde. In meiner Eigenschaft als königlicher Kurier wurde ich mit den besten Pferden versehen; die Postillone, die mich begleiteten, führten mich die nächsten Feld- und Fußwege, so daß ich schnell vorwärts kam. Den guten Sattel hatte ich behalten, die Pferde ritt ich so schnell als möglich und ein jedes in der Gangart, die seiner Natur am meisten zu entsprechen schien. So gelangte ich, ohne anzuhalten, durch Teplitz, wo sich der König noch aufhielt, an die sächsische Grenze. Von hier fand ich bis Dresden Piketts der Chasseurs de la Garde des Generals Flahaut aufgestellt und ward von ihnen beritten gemacht. Es waren ausgezeichnete Limousins mit Sattelpelzen, die meinen ermüdeten

Gliedern sehr wohl taten. Die Franzosen behandelten mich mit der größten Zuvorkommenheit. Auf jeder Station riefen die mir beigegebenen Ordonnanzen schon von weitem: „Des cheveaux, des bons cheveaux pour un courier saxon!“

Ich traf in Dresden in den Nachmittagsstunden, noch bei vollem Tageslichte ein und hatte demnach die durchrittenen neunzehn Meilen in zirka dreizehn Stunden zurückgelegt. Ich eilte zu dem Grafen Georg Einsiedel und übergab ihm meine Depeschen. Dieser verfügte sich sofort ins Schloß, und während er dem Kaiser die Papiere einhändigte, wartete ich in dem Vorzimmer, das mit Marschällen und Offizieren aller Grade angefüllt war. Von Napoleon zurückkommend, teilte mir Einsiedel mit, daß ich ungesäumt wieder mit Depeschen abgehen müsse, die ich dem Könige persönlich zu übergeben habe. Ich erhielt eine gut bespannte leichte Chaise aus dem kaiserlichen Marstall und fuhr, als die Dunkelheit bereits eingetreten war, in ununterbrochenem gestreckten Galopp in zwei, höchstens drei Stunden bis nahe an die böhmische Grenze, wo ich Seiner Majestät begegnete und mich meines Auftrags entledigte. Der König bemerkte, daß ich infolge meines Beinbruches und der eben gehabten Anstrengung etwas hinkte, und sagte: „Sie gehen lahm? Bad wird Ihnen gut tun!“ Ich fuhr im Gefolge des Königs bis nach Sedlitz, wo er Quartier nahm, während ich in der Nacht den Weg nach Dresden fortsetzte.

Am folgenden Tage hatte ich unserem Monarchen abermals Depeschen zu überbringen und ihm auch eine mündliche Bestellung auszurichten, — ein Fall, der nach der damaligen so strengen Etikette an unserem Hofe zu den höchst seltenen gehörte, da der König eigentlich nur mit Personen zu sprechen pflegte, die mindestens im Range eines Obersten standen.

Napoleon empfing unsere Majestät zwischen dem Großen Garten und dem Dorfe Gruna mit großer Feierlichkeit. An den am Pirnaischen Schlag beim Einzug aufgestellten Dresdner Magistrat hielt er eine Anrede, in der er erklärte, daß Sachsen nur der Rückkehr des Königs seine Rettung zu verdanken habe. Der Minister Graf Senfft und General v. Langenau fehlten in des Königs Begleitung; beide waren in österreichische Dienste getreten. Graf Detlev v. Einsiedel wurde zum Kabinettsminister und Staatssekretär ernannt.

Die nächsten Tage behielt mich General v. Gersdorf in Dresden, um bei ihm Adjutantendienste zu versehen. Dann erhielt ich, als Folge der vom König bei meiner Meldung an der Grenze getanen Äußerung, die nach seiner Weise eine Gnadenbezeugung in sich schloß, Urlaub zu einer Badekur und hundert Dukaten zur Bestreitung der Kosten.

Nachdem die Nachricht von dem Abschluß eines Waffenstillstandes zwischen Napoleon und den Souveränen von Preußen und Rußland eingegangen war, verbrachte ich die Zeit in Ronneburg im Altenburgischen, dessen damals in Aufnahme gekommene Bäder sich von gutem Erfolg für mich zeigten, und danach auf den bei Borna und Frohburg gelegenen Gütern meiner Verwandten. Am 16. Juni ritt ich nach Gera, um Lützows Frei-

korps durchmarschieren zu sehen. Ich lernte den Major v. Lützow und dessen Adjutanten Fischer kennen und hatte die Freude, Theodor Körner zu begrüßen, den ich von Dresden her so gut kannte, wo ich viel in seinem Elternhause verkehrte. Die Bekanntschaft der schwarzen Schar zu machen, war mir von höchstem Interesse. Ich begleitete sie ein Stück Weges gegen Leipzig zu. Lützow, der nur seine Reiterei bei sich hatte, kam aus dem Vogtlande, wo ihm die Nachricht von dem eingetretenen Waffenstillstand zugegangen war, um sich hinter die Demarkationslinie zu begeben. Den Tag darauf, am 17., erfolgte der verräterische Überfall der Franzosen bei Kitzen.

Nach Ablauf meines Urlaubs, durch mein Zurückbleiben im Lande zu dem in Liebstadt liegenden Depot des Regimentes gehörend, gab es nur wenig Beschäftigung, so daß ich fortdauernd in Dresden bleiben konnte, wo Napoleon durch seine Hofhaltung ein äußerst glänzendes Leben hervorrief. Namentlich war es das französische Theater mit Talma und den Damen George, Bourquoin und Mars, das die Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Bei einem Balle des französischen Gesandten hatte ich Gelegenheit, fast alle bedeutenden Generale und Partisane Napoleons in Ruhe zu sehen; unter ihnen fiel mir besonders Berthier auf, der noch einen Zopf trug.

Unsere Lage wurde als immer schwieriger, drückender und trauriger empfunden. Die Hand des „Verbündeten", des „Protektors" lastete schwer auf allem; selbst die Polizei mußte in Dresden in französische Hände gegeben werden.

Meinem zwischen Sagan und Freistadt in Schlesien kantonierenden Regimente führte ich Ende Juli einen Ersatz von 250 Mann nebst zwei Offizieren zu. Am 10. August mußten wir Napoleons Geburtstag feiern, obwohl er eigentlich auf den 15. fiel oder festgestellt war. Wir rückten früh 3 Uhr zu einem Manöver vor dem General Latour-Maubourg aus, und am Nachmittag fand eine Speisung der Mannschaften mit Musik, Spielen und Tanz auf dem großen Schloßhof zu Sagan statt. Am 14. brachen wir, infolge der Kündigung des Waffenstillstandes, aus den bisherigen Quartieren auf, um weiter nach Schlesien vorzudringen. Nachdem man bei Löwenberg auf den Feind gestoßen war und sich ein Gefecht entsponnen hatte, bei dem wir Kürassiere erst gegen Ende ins Feuer kamen und nur wenig Verluste erlitten, traf uns plötzlich ein Befehl des Kaisers, der mit seinen Garden nachgekommen war und im Begriff stand, den ihm geschickt ausweichenden Blücher festzuhalten und anzugreifen. Statt dessen sollte wegen des unerwarteten Vorrückens des böhmischen Heeres in Gewaltmärschen auf Dresden zurückgegangen werden, um dem dort stehenden hart bedrängten Marschall Saint-Cyr Hilfe zu bringen. Wir marschierten ununterbrochen zwei Tage und zwei Nächte, nur einzelne Stunden des Fütterns wegen rastend. Alle Waffengattungen und Truppenkörper wurden durcheinander geworfen. Jedermann bemühte sich, nur so schnell wie möglich von der Stelle zu kommen. Artillerie und der Fuhrpark nahmen die Chausseen in Beschlag. Zwischendurch drängte und stopfte sich die Infanterie. Der Reiterei verblieben nur die Felder neben den Straßen. In Dörfern und Städten, in denen sich der

Raum verengte, entstand das ärgste Gedränge. Gerieten wir unter Infanterie, so rief man uns von allen Seiten ein empörtes „Cuirassiers en avant“ zu, um uns los zu werden.

Am Nachmittag des 25. August wurde uns endlich in Fischbach eine wohlverdiente Ruhe gegönnt, die zugleich aber zur Vorbereitung zur Schlacht bestimmt war, der man bei Dresden entgegensah. Andern Tags in der Frühe öffnete sich vor uns von den Höhen am „weißen Hirsch“ der volle Blick auf die schönen heimatlichen Fluren und auf den Feind, der sie bedeckte und sie bereits mit Schlachtenlärm und Pulverdampf überzog; ein Bild, das tief in die Seele griff. An der Mordgrundbrücke empfingen uns einzelne Geschützkugeln aus den Batterien vom jenseitigen Elbufer. Wir wurden, nachdem wir die Stadt passiert hatten, nach dem Ostragehege dirigiert und trafen dort Vorbereitungen zum Biwakieren. Ich erhielt Erlaubnis, nach Dresden zu reiten, um noch einige Lebensmittel einzukaufen, und aß dort, wie in friedlichen Zeiten, in der „Ressource“. Einfallende Granaten erinnerten aber bald daran, daß die Verhältnisse andere geworden waren und meine Anwesenheit bei der Schwadron geboten sein dürfte. Nach meinem Eintreffen brach das Regiment in der sechsten Nachmittagsstunde auf, um sich gegen die vorrückenden Österreicher zu wenden, namentlich gegen Batterien auf der Höhe bei Löbtau, in deren Feuer wir bis zum Abend hielten. Zur Nacht kehrten wir in das Ostragehege zurück.

Am 27. August — „ein erhabener Tag, an dem sich Zastrow-Kürassiere mit Ruhm bedeckten,“ wie es im Kampagnejournal des Regimentes lautete — rückten wir mit anbrechendem Morgengrauen auf dem rechten Flügel vor. Wir fanden zunächst Verwendung als Deckung mehrerer französischer Batterien. Der König von Neapel erschien vor unserer Front, besah unsere Aufstellung und sprach gegen den Obersten seine Zufriedenheit mit der Haltung der Leute aus. Er hatte anfänglich das in einer Vertiefung haltende Regiment nicht gesehen und es unwillig gesucht, bis ihn Oberst v. Ziegler bemerkte, vorritt und ihm nach erstatteter Meldung versicherte, daß er in seiner Stellung für jeden Nagel der Batterien garantiere. Der König erwiderte hierauf sehr freundlich: „wenn er lauter solche Regimentskommandanten hätte, würde er die Front nicht abzureiten brauchen.“ Murat war ein hoher, stattlicher Mann mit scharf gezeichnetem Gesicht. Seine etwas phantastische Tracht, in die er sich zu kleiden pflegte, erweckte keinen komödienhaften Eindruck, da alle Welt wußte, daß ihren Träger heldenhafter Mut und absolute Todesverachtung beseelten. Allgemein bekannt war es, daß er sich an die Spitze seiner Reiterscharen zu setzen, wo es anging, Attacken selbst mitzureiten liebte und sich beim Einhauen nicht selten nur seiner Reitpeitsche statt des Palasches bediente. An diesem Tage trug er einen grünen, reich mit Gold verzierten Sammetrock, rosafarbene Beinkleider und Stiefel, reich mit goldenen Fransen besetzt; auf dem Hut einen hohen Panache wogender Straußfedern.

Wir verharrten in der Stellung, bis sich eine avancierende österreichische Division in und bei dem Dorfe Altfranken festgesetzt hatte. Gegen diese sollten wir vorgehen. Es regnete ohne Unterlaß. Da die Felder gänzlich

aufgeweicht waren, sanken die Pferde so tief ein, daß alle Bewegungen nur langsam erfolgen konnten. Kurz vor Altfranken machten wir eine Zeitlang halt. Meine Schwadron kam als linker Flügel ziemlich nahe an das von österreichischen Jägern besetzte Dorf zu stehen und geriet in ein so wirksames Feuer, daß ich bald eine größere Anzahl Toter und Verwundeter hatte. Nur der Umstand milderte unsere Verluste, daß uns der Feind in unseren Mänteln nicht für Küraſſiere erkannte und daher sein Ziel meist nach der Brust nahm, wo die Kugeln an den guten Küraſſen zuschanden wurden; ich selbst erhielt zwei oder drei Kugeln auf den Küraß. Als unser trefflicher Oberst die Verluste wahrnahm, kam er auf seinen linken Flügel geritten und unterhielt sich mit mir über gleichgültige Dinge. Nur um dort zu sein, wo bei seinem Regimente die größte Gefahr war.

Endlich erlöste uns aus dieser Lage das Erscheinen von österreichischer Infanterie. Wir erhielten Befehl zur Attacke und ritten an. So viel ich mich erinnere, das Regiment Zastrow in voller Linie und ein Teil Leib-Küraſſiergarde als zweites Treffen hinter uns. Der grundlose Boden machte jede schnellere Bewegung zur Unmöglichkeit, nur im Trabe konnten wir vorgehen, und der Feind behielt volle Zeit, seine Karrees zu formieren. Herangekommen, erhielten wir ein starkes, wohlgezieltes Feuer, das verheerend wirkte. Der infolge der ungünstigen Terrainverhältnisse ohnedies matte Angriff schien ins Stocken geraten zu wollen. Mit den Eigenheiten der Infanterie bekannt, hatte ich aber glücklicherweise bemerkt, daß die Österreicher in allzu großer Hitze mit allen Gliedern zugleich gefeuert hatten und im Augenblick nicht imstande sein konnten, ein zweites Feuer abzugeben. Ich rief dies meinen Leuten zu, ermunterte sie, der Oberst und die übrigen Offiziere taten das Gleiche, schnell war die Ordnung hergestellt, der Angriff wieder in Gang gebracht, und ehe der Feind zum zweitenmal zum Feuern kam, saßen wir, nach kurzer aber heftiger Gegenwehr mit dem Bajonett, im Karree. Wir machten das ganze österreichische Regiment — nach seinem Inhaber trug es den Namen „von Vacquant" — zu Gefangenen. In dem entstehenden Gedränge nahm ich mich dreier Offiziere an, um sie als meine persönlichen Gefangenen vor jeder Plünderung sicher zu stellen. Auf Befehl des Obersten sollte meine Schwadron den Transport eskortieren und dem Regiment erst am nächsten Tage folgen. Es war dies als eine Auszeichnung dafür anzusehen, daß meine Mannschaft den schwersten Stand gehabt hatte. Mein Wachtmeister erbeutete eine Fahne, und auch ein Geschütz fiel uns zu. Wie sich später ergab, hatte mich der Oberst für den Tag zum Orden der Ehrenlegion vorgeschlagen, ohne daß er davon eine Silbe verlauten ließ[1]). Zu meiner Überraschung fand ich 1817, als ich von Italien zur Armee zurückkehrte, den mir bestimmten Orden vor. Die seinerzeit an Napoleon gerichteten Eingaben hatten zwar seine Genehmigung gefunden, die Ausfertigung war jedoch im Drange der späteren Unfälle unterblieben. Erst Ludwig XVIII., zu dessen Kenntnis sie nachmals gelangten, hatte diese mehreren sächsischen

[1]) Den sächsischen Militär-St.-Heinrichsorden hatte sich der Verfasser schon im Feldzug 1809 erworben.

Offizieren zugedachte Auszeichnung anzuerkennen und nachträglich auszugeben befohlen.

Mit 31 Offizieren und 1600 Mann Gefangenen brach ich nach 4 Uhr vom Schlachtfeld auf. Sie in Dresden unterzubringen, fiel ziemlich schwer; doch mußte ich allein dafür Sorge tragen und benutzte hierzu hauptsächlich die Kreuzkirche. Nach beendigten Geschäften einer Einladung des Ministers Einsiedel folgend, traf ich dort den damals unter dem Namen „Theodor Hell" eines großen Rufes sich erfreuenden Dichter Hofrat Winkler, der mich in feierlicher Umständlichkeit mit der Phrase begrüßte: „Erlauben Sie, daß der Sänger dem Krieger den Küraß lüpfe." Während meine nassen Uniformstücke trockneten, saß ich in einem seidenen Schlafrock, mit dem mir mein freundlicher Wirt aushalf, bei einem heiteren Diner mit vortrefflichem Champagner. Einer jener überraschenden Wechsel, wie sie der Krieg mit sich bringt! Des Abends erhielt er seine Krönung durch ein herrlich bequemes Bett.

Unsere nächste Marschdirektion richtete sich zunächst nach dem Erzgebirge, dann in entgegengesetzter Linie nach der Lausitz. Nach einer am 5. September stattgefundenen Affaire an der Landskrone bei Görlitz gingen wir jedoch plötzlich, nach Passierung einer Schiffbrücke, bei Pirna auf das linke Elbufer zurück. Ununterbrochene Hin- und Hermärsche folgten. Auf diese Weise gelangte am 19. September ein Teil der Kürassierbrigade in die Gegend von Großenhain. Der die Kavallerie befehligende General Bordesoult ließ eine Rekognoszierung gegen Ortrand vornehmen und marschierte, ohne Sicherheitsmaßregeln zu treffen und ohne Infanterie heranzuziehen, in das Städtchen ein. Ein heftiger Angriff des weit überlegenen Feindes drängte uns aber wieder hinaus. Unser Kommandant, Oberst v. Ziegler, hatte das Unglück, mit dem Pferde zu stürzen und in feindliche Hände zu fallen. Major Prinz Waldeck, Rittmeister von Wilcke und ich rafften zwar sofort die nächsten Kürassiere zusammen, um unseren verehrten Führer herauszuhauen; wir gerieten jedoch in einen so dichten Schwarm preußischer Husaren und Kosaken, daß wir voneinander getrennt wurden und unser Vorhaben aufgeben mußten. Ich hatte einige zwanzig Kürassiere geführt und war einen steilen Abhang entlang geritten, als meine Rotte sich zerstreute und ich mich von Feinden umringt und an die Schlucht gedrängt sah. Ich stach zwei mich zunächst attackierende Husaren vom Sattel, dann empfand ich einen jähen Schmerz in der rechten Seite — wie sich später herausstellte, von einem Lanzenstich herrührend —, das Bewußtsein begann mir zu schwinden, und ich fühlte nur noch, daß mein Pferd einen ungeheuren Sprung machte, während ich mich mechanisch an ihm anklammerte. Als ich wieder zu mir kam, sah ich, daß mein braves Tier den steilen Hang hinabgesprungen war und mich in vollem Laufe den Meinigen zutrug. Ich war gerettet. —

Um diese Zeit spitzten sich die Verhältnisse auf das beängstigendste zu. Unser geliebter, über alles verehrter König sah sich gedrungen, jenen wahrhaft erschütternden Tagesbefehl zu erlassen:

„Soldaten! Während einer 45jährigen Regierung hatte Ich nur Gelegenheit, Mich von der Treue und von dem guten Benehmen Meiner

Truppen zu versichern; in dem letzten Jahre habe Ich inzwischen Erfahrungen gemacht, die mein Herz mit dem bittersten Kummer erfüllen müssen. Einzelne sind wider Meinen Willen und ohne Meine Erlaubnis aus der Armee getreten, ja nur neulich hat der Major v. Bünau mit seinem Bataillon den ihm anvertrauten Posten verlassen und seine Untergebenen zum Feinde übergeführt. Über jene wird ein Kriegsrecht das Urteil sprechen, noch mehr wird sie ihr Gewissen richten. Das Andenken an Meine väterliche Fürsorge, an die treue Teilnahme ihres Landesherrn, der so öfters ihr Wohltäter war, wird ihnen bei stillem Nachdenken zum ewigen Vorwurf werden. Soldaten! An euch, die ihr jetzt in Meinen Diensten steht, die ihr die Posten bekleidet, welche Mein Vertrauen euch anwies, an euch wende Ich Mich jetzt mit der Liebe, die Ich euch und euren Vorfahren seit beinahe einem halben Jahrhundert widmete, mit dem Ernste, den Meine Pflicht als Landesherr Mir gebietet. Ich fordere euch auf, Mir gerade jetzt Beweise eurer reinen treuen Anhänglichkeit zu geben. Mir und Meiner Sache habt ihr geschworen, Mir wolltet ihr treu, hold und gewärtig sein. Nicht allein würdet ihr an Mir zum Verräter werden, auch euer Wort brächet ihr, das dem Manne von Ehre heilig sein muß. Von euch also, ihr Treuen, erwarte Ich mit vollem Zutrauen, daß ihr fest an eurem König und an eurer Fahne haltet. Ein strenges Pflichtgefühl wird euch über alles erheben, was euch in Erfüllung eurer Schuldigkeit je wanken machen könnte.

„Der größte Teil von euch war noch nicht geboren, als Ich Meine Regierung antrat. Ich habe daher schon dadurch Vaterrechte auf euch. Bloß euer kindliches Gefühl nehme ich daher in Anspruch, Ich rechne auf euch, Ich hoffe, daß ihr die späteren Jahre eures Landesherrn nicht trüben werdet. Die Liebe meines Volkes war — Europa bezeuge es — Mein Stolz bis jetzt, sie begleite auch noch die übrigen Tage Meines Lebens.

Dresden, am 26. September 1813. Friedrich August."

Am 8. Oktober konnte ich ausfahren und den ohne Kommando sich in Dresden befindenden General Lecoq aufsuchen, der mich mit Herzlichkeit empfing und für die weitere Dauer meines Aufenthaltes an seinen Tisch zog. Hier erfuhr ich von den vielfachen Versuchen, die von preußischer Seite gemacht worden waren, den einen oder anderen unserer Generale zu gewinnen und ihn und seine Truppen zum Übergang zu bewegen. So hatte z. B. General Bülow (später Bülow v. Dennewitz) in einem Briefe an den sächsischen General v. Zeschau folgende Deduktion versucht: „Sollten Sie nicht durchdrungen sein von der Überzeugung, daß die wahre Ehre dem Soldaten den Kampf für die Freiheit und das Wohl des Vaterlandes gebietet, und daß, indem Sie dem ersten Bürger desselben den Eid der Treue geleistet, derselbe auf keine Art gebrochen wird, wenn Sie, treu dem Wohle des Vaterlandes, einen entscheidenden, ewig ruhmwürdigen Schritt für dasselbe tun?" Bülow schlägt hierauf die Wege vor, auf denen sich die Sachsen mit den Preußen vereinigen könnten, verspricht seine Mitwirkung und verpflichtet sich im Namen seines Königs, daß die Sachsen ungeteilt unter ihren Fahnen

beisammen bleiben sollen, ein jeder seinen Rang und seine Gehaltsverhältnisse beibehaltend.

Mein diesmaliger Dresdener Aufenthalt sollte sich zu einem überaus schmerzlichen gestalten. Die Stadt wurde eingeschlossen und belagert. Am 21. Oktober kamen die ersten verbürgten Nachrichten von dem Ausgange der Leipziger Schlacht, von der Gefangenschaft unseres Königs, von der verzweifelten Lage, in die Sachsen und seine Armee dadurch versetzt waren.

Mein Regiment hatte während der ersten Schlachttage viel vom Geschützfeuer zu leiden gehabt. Mit großer Bravour ritt es eine Attacke und warf trotz schlechter Stellung, Gräben und Morast, eine sechsfache Übermacht österreichischer Kürassiere. Das Regiment verfügte am Abend dieses Tages nur noch über 120 Pferde. Der unter vielen Offizieren auftauchende schöne Gedanke, die französischen Reihen zu verlassen und zum König nach Leipzig zu marschieren, um ihn gegen jeden zu verteidigen, scheiterte an der Unmöglichkeit der Ausführung. Man mußte sich damit begnügen, den Generalstabshauptmann v. Nostitz an den Souverän zu senden. Während sie die Antwort erwarteten, standen die Sachsen, auf das äußerste erbittert durch das öftere Erscheinen des ihnen verhaßten Marschalls Ney, im stärksten feindlichen Feuer. Leider bewies der von Nostitz gebrachte Bescheid, daß der König von neuem irregeführt und von den Franzosen falsch unterrichtet worden war. Am Nachmittag des 18. Oktober erfüllte alle die Überzeugung von der Unvermeidlichkeit des Übertrittes; und diese drängte zur Tat. Weder Reynier noch Zeschau vermochten sie zu hindern. Nur 500 Mann, die durch eine geworfene französische Brigade abgeschnitten wurden, blieben von der Infanterie zurück. General Ryssel führte die Truppen zu den Verbündeten, während Zeschau zum König eilte. Zum Fürsten Schwarzenberg sandte man einen Stabsoffizier mit der Bitte, die Sachsen nicht ohne Genehmigung ihres Königs zu verwenden. Der den Übergehenden bereitete Empfang war ein geradezu begeisterter zu nennen. Die drei Monarchen ließen sich die sächsischen Kommandanten vorstellen, lobten ihre Gesinnung und versicherten, sie hätten durch diesen Schritt ihr Vaterland gerettet. Die Reste unserer Kürassierbrigade, die auf anderen Teilen des Schlachtfeldes gefochten hatten, entließ Napoleon zwei Tage später bei Markranstedt auf das ehrenvollste. Hätte man annehmen können, daß er alle sächsischen Truppen bei dem Könige beließe, so würde sich die Armee sicher vor dem Scheine der Untreue bewahrt und bis zuletzt auf französischer Seite ausgeharrt haben. Doch war dies ebensowenig zu vermuten gewesen wie das mit dem herzlichen Empfange am Tage des Übertritts so scharf kontrastierende spätere Verhalten der Verbündeten.

Am Morgen des 18. Oktober hatte Napoleon unserem König einen Besuch abgestattet und ihm den Vorschlag gemacht, ihn bis Weißenfels zu begleiten und von da aus selbständige Unterhandlungen mit den Verbündeten anknüpfen zu lassen. Als dieser auf das bestimmteste erklärte, „er wolle das Schicksal seines Volkes teilen, in Leipzig bleiben und sich der Großmut und der Gerechtigkeit der verbündeten Monarchen überlassen," sprach ihn Napoleon aller Verbindlichkeiten gegen ihn frei.

Noch an demselben Tage wurde der König von den Verbündeten, nach ihrem Einzug in Leipzig, zum Gefangenen erklärt, seine wiederholte Bitte um eine Unterredung mit den Monarchen von diesen abgeschlagen und niemand zu ihm gelassen als der General Gersdorf. Briefe, die er an die verbündeten Souveräne richtete, erhielten vom König von Preußen überhaupt keine Antwort, Kaiser Alexander ließ sagen: „der König möge abwarten, was über ihn beschlossen werde"; nur der Kaiser von Österreich benachrichtigte ihn, daß er ihn einlade, als sein Gast in Prag Aufenthalt zu nehmen. Da dem jedoch der russische Kaiser und König Friedrich Wilhelm widersprachen, indem sie darauf bestanden, daß unser König als Gefangener zu behandeln und die Entscheidung über sein Los und seine Länder bis auf weiteres auszusetzen sei, wurde er, nachdem seiner Begleitung, den Generalen von Zeschau und Gersdorf, der Degen abgenommen worden war, am 23. Oktober nach Berlin gebracht.

Dieses Verfahren empfand Sachsens Volk und Heer als schweres Unrecht; besonders später, als man es mit dem gegen Württemberg, Baden und Hessen beobachteten vergleichen konnte, deren Kontingente noch während der Leipziger Schlacht Schulter an Schulter mit den Franzosen für Napoleon gefochten hatten, ohne daß auf ihre Fürsten ein solcher Druck ausgeübt worden war wie auf den unseren, dessen Land und Hauptstadt sich dauernd in Napoleons Gewalt befanden und von dessen Hauptheer besetzt gehalten wurden.

Einige Tage vor dem Ringen der Völker bei Leipzig hielt Napoleon eine in der Folge viel besprochene Revue über sächsische Truppen bei Eilenburg ab. Wohl selten hatte seine Gegenwart ihre Wirkung verfehlt. Diesmal verweigerten aber die dicht um ihn versammelten Sachsen jedes Zeichen der Ergebenheit, obwohl Napoleon zu den einzelnen Bataillonen heranritt, die Franzosen die Luft mit ihrem „Vive l'empereur" erfüllten und General Reynier um einige günstige Zeichen förmlich bettelte. Die bei dieser Gelegenheit von Napoleon gesprochene Rede sollte seine letzte an Sachsen gerichtete sein. Sieben Jahre früher, im Oktober 1806, hatte er seine erste Ansprache an sächsische Offiziere, unter denen auch ich mich befand, im Schloßhof zu Jena gehalten. Damals diente anfänglich Lefèbre als Dolmetscher. Da dieser uns aber mit den Worten „Sächser" begrüßte, ließ Napoleon ihn bald durch General Rapp ersetzen. Hier bei Eilenburg übersetzte der Großstallmeister Caulaincourt seine, die damalige Situation außerordentlich grell beleuchtenden Worte, allerdings in ein stellenweis recht abenteuerlich-komisch wirkendes Deutsch. Eine sofort von einem Kameraden angefertigte Niederschrift gab mir Rede und Übersetzung wieder.

Napoleon: „Soldats du septième corps, Francais et Saxons!" Dann zu Caulaincourt gewandt: „Traduisez en allemand." — Caulaincourt: „Soldaten von die siebente Korpus." — Napoleon fortfahrend: „Vous avez eu beaucoup de malheur dans les derniers évènements." — Caulaincourt: „Ihr habt gehabt viele Unglück in die letzte Begebenheiten." — Napoleon: „Je suis arrivé moi-même pour me mettre à la tête et pour vous donner revanche." — Caulaincourt: „Der Kaiser ist gekommen

selbst, er wird sich setzen auf eure Kopf und wird euch geben Revanche." — Napoleon: „Je n'ai pas fait la paix parceque les ennemis ont prétendu d'avoir les frontières jusqu'à l'Elbe." — Caulaincourt: „Der Kaiser hat nicht gemacht Frieden, weil die — die Österreicher, haben prätendiert zu haben die Elbe und die sächsische Lande." — Napoleon: „Il n'est rien de nouveau de voir allié les aigles français avec les drapeaux de Saxe, car depuis sept ans s'est fait cette alliance." — Caulaincourt: „Der Kaiser sakt, es ist nichts neu zu sehen vermischt die französische Adler mit die sächsische Fahne, denn seit die siebenjährige Krieg besteht diese Alliance." Napoleon: „Le roi, votre père, m'a donné l'armée dans la main! Celui qui ne veut pas être fidèle à son roi n'a qu'à s'en aller!" — Caulaincourt: „Der Kaiser, — der König ist euer Vater, er hat gegeben dem Kaiser die Armee in die Hand, — wer nit will treu sein seinem König, — der Sachs, — er kann gehen!" — Napoleon: „Saxons, rapellez vous que vous êtes encore les soldats de Friedland et de Wagram! Pourrai-je compter sur votre fidélité dans la première bataille?" — Caulaincourt: „Sachsen, der Kaiser sakt, ihr sollt denken, daß ihr noch seid dieselben Soldaten, die ihr seid gewesen bei Friedland und Wagram. Der Kaiser frakt, ob er kann zählen auf eure Treu in die erste Bataille?" — Napoleon redet noch die Franzosen der nebenstehenden Division Guilleminot an und sagt auf den Kronprinzen von Schweden — Bernadotte — zielend: „Et vous, Français, souvenez-vous que nous avons la guerre contre un homme, qui a été soldat sous vous et qui vient mener la guerre contre nous."

Caulaincourt schweigt natürlich. Napoleon aber, zerstreut und das bisher seine Sätze begleitende deutsche Echo vermissend, ruft ungeduldig: „Traduisez, foutre!" Und Caulaincourt, ohne Verzug gehorchend, übersetzt weiter: „Und ihr, Franzosen, denkt, daß ihr führt den Krieg gegen einen Mann, der ist gewesen Soldat unter euch und der wird führen Krieg in eure Mitte."

Hierauf Totenstille bei den Sachsen. Bei den Franzosen allgemeines Rufen: „L'empereur nous donnera la revanche! Vive l'empereur!" —

Die durch die Belagerung von Dresden veränderten Verhältnisse veranlaßten sämtliche in der Stadt weilende Kameraden, bei dem französischen Gouverneur Marschall Gouvion St.-Cyr um Erlaubnis nachzusuchen, sich mit den alliierten Generalen in Verbindung setzen zu dürfen, um sich unserer Armee wieder anschließen und ihr ferneres Schicksal teilen zu können. Am 31. Oktober zog demnach eine beträchtliche Zahl sächsischer Offiziere, unter denen auch ich mich befand, aus Dresden, in dem die Not und das allgemeine Elend den Höhepunkt erreicht hatten, auf der Großenhainer Straße ab. Am „Wilden Mann" trafen wir auf die ersten Kosakenposten, die uns so lange anhielten, bis uns General Chasteller in Moritzburg Pässe ausgestellt hatte. Den 6. November traf ich in Leipzig ein; auch die übrigen Offiziere reisten langsam. Die Lage, in die Land und Heer versetzt waren, spornte wenig zur Eile an. General Thielmann, der jetzt in russischen Diensten stehend den Oberbefehl über unsere Truppen übernommen hatte, und den ich aufsuchte, eröffnete mir zwar, daß ich bei der jetzigen Schwäche der sächsischen

Kavallerie, die schon viele überzählige Offiziere besitze, auf kein Kommando rechnen könne, erteilte mir jedoch den Auftrag, in Altenburg ein Bataillon Landwehr von 600 Mann und eine Schwadron von 80 Pferden zu errichten. Bis zum 30. November waren die Aushebungsgeschäfte beendet. Die Pferde erlangte ich schnell und in zweckentsprechender Qualität von der französischen Dresdener Besatzung, die inzwischen kapituliert hatte, durch das Altenburgische zog und ihre Pferde verkaufte, da die Kapitulationsbedingungen von den Heerführern der Verbündeten nicht genehmigt worden waren. Als ich in Leipzig meinen Rapport abstattete, sprach mir General v. Thielmann seine Anerkennung aus und befahl mir zugleich, nunmehr auch das Kommando der Altenburger Landwehr zu übernehmen, das ich jedoch laut Mitte Dezember eingetroffener Order an einen von Gotha befehligten Major zu übertragen hatte, da das Herzogtum seinem Fürsten zurückgegeben wurde.

Am 2. Januar 1814 langte ich wieder in Dresden an, wo mich die unverhoffte Freude erwartete, meinen aus der russischen Gefangenschaft zurückgekehrten Bruder zu finden. Ich mußte mich bei dem jetzt zum Regierungsleiter Sachsens eingesetzten russischen Fürsten Repnin und beim General v. Vieth melden, dem die gesamte Landwehr unterstand. Der letztere teilte mir mit, daß er mich zu seinem Adjutanten bestimmt habe. Bei dieser Gelegenheit übergab er mir ein Schriftstück des Inhalts: Ew. Hochwohlgeboren haben sich durch das Erbieten, eine Anstellung in der Landwehr zu übernehmen, und durch die dabei gezeigte Tätigkeit und den patriotischen Eifer, welcher Ihnen die enthusiastische Liebe Ihrer Untergebenen erwarb, so vorzügliche Verdienste um die Landesbewaffnung erworben, daß ich es für meine Pflicht halte, Ihnen die Erlaubnis zu erteilen, als öffentlichen Beweis der Anerkennung dieser Verdienste den Schmuck des grünen Kreuzes auf der linken Brust zu tragen. Genehmigen E. H. usw.

Der Chef des Generalstabes
Generalmajor v. Vieth.

Diese gutgemeinte, aber doch höchst sonderbare selbstherrliche Verleihung einer Dekoration von seiten eines Generalmajors war die neueste Blüte, welche die verworrenen sächsischen Verhältnisse gezeitigt hatten. Getragen habe ich dieses grüne Kreuz natürlich nie." —

Wir schließen die Auszüge an dieser Stelle.

Zu erwähnen sei uns nur noch gestattet, daß der Verfasser der Aufzeichnungen im Frühjahr 1814 Adjutant des Fürsten Repnin wurde und in dieser Eigenschaft wiederholte Sendungen zum Wiener Kongreß zu übernehmen hatte. 1815 begleitete er den Kaiser Alexander und die Großfürstin Katharina — spätere Königin von Württemberg — auf ihren Reisen durch Sachsen, und erst im Jahre 1817 gelangte er wieder zur mobilen, noch in Frankreich stehenden sächsischen Armee.

Auguſt Bebel.

I.

Im Gefolge des Revolutionszeitalters haben ſich zwei mächtige Strömungen über die Welt ergoſſen — die demokratiſche und die ſozialiſtiſche. Beide ſind einer gemeinſamen Quelle entſprungen, dem Erwachen der Völker, die ſich auf ihre Grund- und Menſchenrechte beſannen. Aus dieſen folgerte man, im Gegenſatze zum alten Staatsweſen, die Verlegung des Staatswillens von der Spitze in die Breite der ſozialen Pyramide und folgerte zweitens die Konſequenz der Neugeſtaltung des Staates, die ſich für die neue Geſtalt der Geſellſchaft ergab. Die Triumphe der politiſchen Freiheit führten zu den Forderungen der ſozialen Gleichheit. Der problematiſche Charakter der erſteren ſuchte ſein Heil in den Axiomen der letzteren. Doch eben dieſe ſteigerten die Maſſe der Probleme.

Wie das Wort „Demokratie" eine kurze Zuſammenfaſſung aller der verfaſſungspolitiſchen Beſtrebungen iſt, die ſeit anderthalb Jahrhunderten darauf gerichtet ſind, das Volk als tätigen Faktor in den Staat hineinzuführen, mit ihren Idealen und ihren Hinderniſſen, mit ihren Fortſchritten und ihren Rückſchlägen, mit ihren Erfolgen und ihren Schattenſeiten, ſo faßt das Wort „Sozialismus" das ganze Bündel von Strahlen zuſammen, die aus dem neuen Lichte für eine Reform der ſozialen Grundlagen des Staates entſpringen. Mannigfaltige Momente ſind in der Bedeutung dieſes Wortes enthalten. Es iſt noch niemals gelungen, eine Übereinſtimmung über den Inhalt des Begriffes zu erreichen, nicht im öffentlichen Leben, in dem das Wort ſo oft und ſo lange gebraucht wird, ja nicht einmal innerhalb der Wiſſenſchaft, die ihrerſeits ſo viel damit zu tun hat. Aber gewiſſe Momente ragen daraus hervor, über die niemand im Zweifel iſt. Es iſt (um die Ausdrücke zu wiederholen, die häufig gebraucht worden ſind) die Erlöſung der darbenden Menſchheit, die Hinaufhebung der großen Mehrzahl zu einem menſchenwürdigen Daſein; es iſt ferner der enthuſiaſtiſche, ja utopiſche Gedankenkreis, in dem die Mittel zu dieſem Ziele gefunden werden.

Dies führt zu den Männern, die ſeit einem Jahrhundert einander abgelöſt haben. Die Idee einer Emporhebung der arbeitenden Klaſſen lag den Begründern der Wirtſchaftswiſſenſchaft im 18. Jahrhundert keineswegs fern. Adam Smith, auf den man ſich meiſt für ganz andere Dinge berufen hat, ſagt einmal: „Diejenigen, welche die ganze Welt kleiden, müſſen ſelber in Lumpen gehen." Aber der enthuſiaſtiſch-utopiſche Zug kommt erſt mit den

Männern, die man die Sozialisten nennt. Und zwar bewegt sich das utopische Element in einer Linie, die mit dem Maximum anhebt, um langsam aus dem Nirgendwo zu der Wirklichkeit und auf den Boden der erreichbaren Fortschritte herabzusteigen.

Zuerst die Menschenfreunde in Frankreich und England, deren krause Phantasien über die Verbesserung der Welt das Goldkorn einer neuen Idee in einem Wirrwarr von Unmöglichkeiten verstecken. Aber auch sie beweisen, daß sie mit ihren seltsamen Plänen in eine gelegene Zeit gekommen sind. Denn es finden sich Scharen von Anhängern, durch die sie Schulen oder Sekten stiften, die ihrerseits die Propaganda in die Breite verpflanzen. Sie stehen bezeichnenderweise der Wissenschaft, die ja selber noch jung ist, gänzlich fern. Sie reden daher von ihrer eigenen Lehre gern als von einer „neuen Wissenschaft". Die Aufgabe der wirklichen Wissenschaft ist es, das neue Goldkorn dieser Menschenfreunde von den phantastischen Zutaten zu reinigen und in die Wissenschaft hineinzuverarbeiten.

Dann folgen die Männer, die selber von früh auf durch die Schule der Wissenschaft gegangen sind. Es sind diejenigen, welche ihren Sozialismus mit der bisherigen Wissenschaft des Faches verknüpfen. Männer, die dadurch innerhalb der Wissenschaft eine eigne Stellung erobern. Es sind die Deutschen Karl Marx, Friedrich Engels, Ferdinand Lassalle, Karl Rodbertus, Karl Marlo. Sie dürfen den Anspruch auf den Namen des „wissenschaftlichen Sozialismus" erheben. Dagegen ist es ein Irrtum, wenn eine Partei diesen Anspruch erhebt. Eine Partei ist als solche das Gegenteil von „wissenschaftlich" und am meisten diejenige Partei, die aus dem Sozialismus mehrerer der obengenannten Männer entstanden ist. Zur Wissenschaftlichkeit gehört die Freiheit der Überzeugung und ihrer Äußerung für jeden einzelnen dazu Gehörigen, gehört die Fortbildung der Wahrheit nach dem Maße der Erkenntnis. Eine Partei kann das nicht vertragen. Sie hat ihr Programm und ihre Führer. Sie verwandelt sich in eine Kirche und hat ihre Dogmen. Wer dazu gehört, darf nicht dawider sich auflehnen. Wer gehorcht und gar einer der Wächter ist, der ist — soweit die Macht der Partei und ihrer Organe reicht — besser als die anderen Menschen und unter Umständen ein Heiliger. Wer aber abtrünnig wird, der wird verflucht.

Hiermit sind wir bei dem eigentlichen Thema der gegenwärtigen Betrachtung angelangt.

II.

Einzelne der Häupter, die jene Gruppe des wissenschaftlichen Sozialismus für Deutschland und für andere Länder begründen, waren auch Organisatoren und Agitatoren. Sie schufen die sozialdemokratische Partei Preußens und des Deutschen Reiches. Es sind Marx, Engels, Lassalle. Am hervorragendsten unter diesen dreien Marx. Durch eine letzthin in die Öffentlichkeit gelangte Indiskretion ist vollends bekannt geworden, wie entschieden Marx auf die fachwissenschaftliche Entwicklung von Lassalle nicht nur eingewirkt hat, sondern seine Urheberrechte auf den geistigen Inhalt von Lassalles Agitationsschriften

innerhalb der Partei geltend gemacht hat. Von derartigen Reklamationen ist aber überhaupt nicht mehr die Rede und kann nicht mehr die Rede sein gegenüber der Generation, die auf Lassalle gefolgt ist. Denn bei dieser dreht sich das Verhältnis von Wissenschaft und Agitation um. Lassalle war fachwissenschaftlich von Marx abhängig, und sein Verdienst um die Sache beruhte auf der Organisation der Partei in schwierigen Zeitläuften. Aber er war eine Persönlichkeit, eingetaucht in die Tiefen der geistigen Kultur und von hoher geistiger Begabung. In der ihm folgenden Generation ist für die Führerschaft der Partei die Zeit gekommen, da die Häupter aus Reih und Glied emporsteigen. Die aristokratische Epoche der Anfänge macht der demokratischen Epoche Platz. Jetzt wächst die Zahl der Truppen, die zu führen sind. Das Zeitalter kommt der Partei zu Hilfe. Die Forderung Lassalles, die aus dem alten Programm des Jahres 1848 entnommen war, das allgemeine, gleiche, direkte Wahlrecht für das Parlament, ist durch Bismarck verwirklicht, und nicht bloß für Preußen, woran Lassalle zunächst dachte, sondern für den Reichstag des Norddeutschen Bundes und des Deutschen Reiches. Hier, in diesen neuen Parlamenten, gleich unter den ersten der kleinen Gruppe sitzt August Bebel. Hier hat er dann gesessen fast ein halbes Jahrhundert lang, und hat erlebt, daß die einstmals kleine Gruppe zu der zahlreichsten Partei des Reichstages anschwoll, ja, daß ein Mitglied der Partei in dem Präsidium des Reichstages seinen Platz erhielt.

Auf dieser Grundlage erwächst Bebel zu einer Größe der Partei, mit fortschreitenden Jahren zu der führenden, zu der regierenden Größe. Seine Stärke beruht vor allem auf seiner Homogenität mit der großen Masse der Partei. Zur Zeit von Marx und Lassalle konnte nicht gut die Bezeichnung als „Akademiker" für jedes Mitglied der Partei, das sich Universitätsstudien hatte zuschulden kommen lassen, ein wirksamer Vorwurf bei der Mehrzahl sein. Denn die „Akademiker" waren die Herrscher. Ihnen verdankte man alles. Jetzt aber war die Zeit herangekommen, da die arbeitenden Klassen zur Herrschaft in der Partei gelangten und die aus ihnen emporgestiegenen Talente an die Spitze stellten. Einer von ihnen war Bebel.

Es wird für Staat, Partei, Gemeinnützigkeit immer eine interessante Frage sein, auf welchen Eigenschaften sich diejenige spezifische Persönlichkeit aufbaut, aus der man einen Führer macht. Unter den Eigenschaften wird nicht die letzte, ja vielleicht die erste jene geheimmnisvolle Gabe des Naturells sein, die sich näher nicht analysieren läßt. Eine magnetische Kraft, die es mit sich bringt, daß ihr viele Menschen, große Mehrheiten willig gehorchen; daß ihr geglaubt wird, was man keinem anderen glaubt; daß ihr verziehen wird, was man keinem anderen verzeiht; daß man – mit einem Wort – bei allem Radikalismus der politischen Überzeugungen in diesem Führer ein höheres Wesen verehrt, dessen Wille das eigene Denken überflüssig macht.

Wenn nach dem Urteil ungefähr aller Parteiblätter der entgegengesetzten Richtungen ein solcher Führer auch als ein rechtschaffener Mann erkannt wird, in dem Augenblicke, da er diese Welt verlassen hat, so mag das die alte Wahrheit bestätigen, die wir schon bei Shakespeare finden, daß nämlich ein

rechtschaffener Mann sein bedeutet ein Auserwählter sein unter Tausenden; und es mag ein Unglück sein für die Vielen, die es nicht sind. Aber um der Rechtschaffenheit willen allein wird niemand Führer einer Partei und am wenigsten einer solchen Partei.

III.

Bebels Aufstieg beginnt mit einem Gegenstück der Popularität eines anderen Mannes, der in den ersten Jahren der sozialdemokratischen Partei ihm gegenüberstand. Es ist Dr. v. Schweitzer. Dieser gehörte noch der Generation von Lassalle an, in der die Akademiker populär sein konnten. Er war der Sproß einer alten katholischen Adelsfamilie aus Frankfurt a. M., besuchte das von Jesuiten geleitete Lyzeum zu Aschaffenburg, wurde dann Rechtsanwalt in seiner Vaterstadt. Bald nach dem Auftreten Lassalles schloß er sich dem Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein an, den dieser gegründet hatte. Da traf ihn das Mißgeschick, daß er wegen unzüchtiger Handlungen zu einer Gefängnisstrafe verurteilt und des Rechtes zur Ausübung der Anwaltspraxis beraubt wurde. Nun wurde er ein hervorragender Agitator der Sozialdemokratie und bald nach Lassalles Tode mit großer Mehrheit zum Präsidenten des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins (1865) gewählt. Der Terrorismus seines Regiments führte zu dem Austritt der Gräfin Hatzfeld und ihrer Getreuen, sowie zur Gründung eines neuen Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins. In Sachsen aber gab es unter Führung Liebknechts und Bebels eine dritte sozialdemokratische Partei, deren Organ das von Liebknecht redigierte „Demokratische Wochenblatt" war. Dies beschuldigte Herrn v. Schweitzer, im Solde Bismarcks zu stehen, mit der Aufgabe, die deutsche Sozialdemokratie in das reaktionäre Lager zu führen. Die Beschuldigungen wurden immer heftiger, aber in demselben Maße wuchs die Macht des Herrn v. Schweitzer. In Barmen-Elberfeld war der Mittelpunkt seiner Popularität. Hierher berief er 1869 die Generalversammlung der Delegierten seines Vereins und forderte Bebel und Liebknecht auf, hier ihre Beschuldigungen vorzubringen und zu beweisen. — Beide folgten der Aufforderung. Im Beginn der Versammlung[1]) erklärte v. Schweitzer: „Mögen die Herren vorbringen, was sie wollen, ich halte es unter meiner Würde, ihnen auch nur mit einem Worte zu antworten. Ich setze voraus, daß, sobald die Herren Bebel und Liebknecht gesprochen haben, mir die Generalversammlung sofort in einer Resolution einstimmig das unbedingte Vertrauen ausspricht und die Beschuldigungen als gänzlich aus der Luft gegriffen erklärt. Ich würde andernfalls das Präsidium des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins sofort niederlegen." Liebknecht und Bebel sprachen mehrere Stunden lang. Während der Rede Bebels äußerte ein Zuhörer in halblautem Tone: „Wenn es nur bald Abend wäre, dann schlüge ich den Kerl (Bebel) tot". Unmittelbar nach den Reden der beiden, die alle ihre Beschuldigungen gegen Schweitzer gleich geistigen Keulenschlägen über

[1]) Vgl. die Aufzeichnungen eines der Anwesenden, die veröffentlicht sind in der „Frankfurter Zeitung" vom 9. Januar 1910.

dessen Haupt hatten herabfallen lassen, wurde eine Resolution verlesen, in der die Versammlung beschließen sollte, daß alle diese Beschuldigungen jeder Unterlage entbehren, ja daß sie frei erfunden sind, um in den Verein Zwietracht zu tragen im Interesse der herrschenden Klassen. Der Präsident, unter dessen Führung der Allgemeine Deutsche Arbeiterverein eine Macht im öffentlichen Leben geworden sei, habe nach wie vor das unerschütterliche Vertrauen des Vereins. Die Verlesung dieser Resolution erregte stürmischen Beifall. Ehe es aber zur Abstimmung kam, verlangten Brake und Geib das Wort, um zu bemerken, es sei zum mindesten notwendig, daß der Präsident auf die vorgebrachten Anschuldigungen antworte. Dieses entfesselte einen Sturm der Entrüstung. Jetzt beantragte Brake namentliche Abstimmung. Da dem Folge gegeben werden mußte, stimmten neun Delegierte gegen die Resolution. Diesen drohten die Elberfelder und Barmer Arbeiter mit den Fäusten. Als Bebel und Liebknecht den Saal verließen, wurden sie arg behelligt. Herr v. Schweitzer aber legte das Präsidium nicht nieder, obwohl er im Eingange erklärt hatte, er werde sofort das Präsidium niederlegen, falls ihm nicht einstimmig das Vertrauensvotum erteilt würde.

Das war in den Ostertagen des Jahres 1869 geschehen. Schon um Mitte August desselben Jahres fand zu Eisenach ein Arbeiterkongreß statt, berufen von jenen neun Opponenten in Gemeinschaft mit Bebel und Liebknecht, um die „Sozialdemokratische Arbeiterpartei Eisenacher Programms" zu begründen. Diese Partei war zunächst sehr klein. In Berlin hatte sie kaum 50, in Breslau kaum 30 Mitglieder. Die „Eisenacher Ehrlichen", wie sie spöttisch von den Schweitzerischen genannt wurden, durften es kaum wagen, öffentliche Versammlungen zu halten, da diese von den Schweitzerischen gesprengt wurden.

IV.

Aus den Trümmern und Enttäuschungen des Jahres Achtundvierzig ist in Deutschland mancherlei Verschiedenes entsprossen — verschieden wie die Elemente, die sich in den Bewegungen jenes Jahres zusammengetan hatten. Von rechts bis nach links hinüber hat es Scheidungen und Zersetzungen gegeben, von den Ultrakonservativen, die von Bismarck sich abwandten, als er das neue Reich aufbaute, bis zu der radikalen Linken, die selber sich in Bekehrte, Abtrünnige und Unversöhnliche spaltete. Die Wege der Bekehrung waren ihrerseits verschieden. Auf die Jahre der Jugend, in denen man der Revolution zugejubelt, folgten die Jahre der Mannesreife, und man machte seinen Frieden mit dem, was erreicht war. Sei es den Frieden des freien Mannes oder den Frieden des enttäuschten Zynikers. Vom Auslande kehrten manche der Besten heim, die dorthin gegangen waren, um hier die republikanische Freiheit zu suchen, die daheim gescheitert war. Aber das Vaterland war am Ende der stärkere Magnet, und die Republik sah in der Nähe nicht ebenso schön aus wie aus der Ferne. Andere blieben draußen und waren festgewachsen im neuen Lande mitsamt ihren so oder so berichtigten Idealen. Wieder andere hatten nichts gelernt und nichts vergessen. Sie sahen in Bismarck die Wiederholung der Erfolge des Mannes an der Seine, den

sie einst so sehr gehaßt hatten als den Zerstörer ihrer Träume, und den Bismarck jetzt niedergeworfen hatte, um ihn abzulösen.

Diese Gruppe bildete das Fähnlein der Standhaften. Sie lebten weiter als die Bürger einer kommenden Zeit und harrten des Tages, da die Revolution endlich kommen sollte, um diese Welt der Verderbnis zu vernichten und den Boden frei zu machen für den Schauplatz ihrer alten Ideale. Diesen echten Glaubenshelden der Demokratie wandte sich August Bebel zu, als er in das öffentliche Leben deutlicher eintrat, ungefähr um die Zeit, da das neue Reich gegründet wurde und als ein starker Tropfen sozialistischen Öles sich den verfassungspolitischen Idealen der Demokratie allmählich beimischte.

Ein begabter Parteigenosse, der Bebel in jenen Jahren kennen gelernt, hat kürzlich über seine damaligen Umstände berichtet. Er war Drechslermeister seines Zeichens und bewies, wie so mancher tüchtige Mann, daß er zunächst in seinem kleinsten Kreise geschickt und erfolgreich war. Das Handwerk unter den Füßen, wandte er sich mit einem Eifer, der schonungslos war gegen die eigene Gesundheit, den öffentlichen Interessen zu. Diese gedoppelte Tätigkeit erinnert an die Apostel, die (in umgekehrter Teilung des Tages) in der Nacht für den Lebensunterhalt ein Handwerk ausübten, um am Tage zu predigen, da sie vom Evangelium sich nicht nähren durften. Hiermit der Anschauung folgend, die das klassische Altertum beherrschte, bei Griechen und Römern. So Bebel. Er war von zartem Körperbau und von zarter Gesundheit. Er machte, mitgenommen von den Anstrengungen und Aufregungen, den Eindruck eines Schwindsüchtigen. Er hatte eine schlimme Zeit durchgemacht. Die Haltung, die er (mit Liebknecht) dem deutsch-französischen Kriege gegenüber eingenommen, hatte ihm bittere Angriffe in der Presse, ja persönliche Bedrohungen eingetragen, obenein schwere Schädigungen in seinem Erwerbe. Als kleiner Handwerksmeister mußte er tagsüber in der Werkstatt arbeiten, um abends schreiben, Sitzungen besuchen, Versammlungen abhalten und die sonstigen Pflichten seiner öffentlichen Wirksamkeit erfüllen zu können.

Seltsam genug, sollte damals die Verurteilung zu langer Gefängnishaft die Retterin für ihn sein. Sie machte es ihm unmöglich, den Raubbau an seiner Kraft fortzusetzen. Im Gefängnis, diesmal wie später, fand er die Muße für seine geistige Fortbildung. Lassalles Agitationsreden und verwandte Schriften, Albert Langes Arbeiterfrage, Auszüge aus dem Werke von Karl Marx, dann Dührings Kursus der Nationalökonomie und des Sozialismus und die Gegenschrift dazu von Friedrich Engels waren die Schriften, an denen er sich bildete.

V.

Mit den Jahren wuchs die geistige Kraft, entwickelte sich zumal die Beredsamkeit, die in jüngeren Jahren vieles zu wünschen ließ. Durch lange Übung erreichte er eine Fähigkeit, die ihm von der Natur zunächst versagt schien.

War er ein Diktator? „Nein, er war es nicht und wollte es nicht sein; in seinem Denken und Wollen war er Demokrat vom Scheitel bis zur Sohle." So urteilt über ihn einer der Revisionisten der Partei. Freilich, wo der Gegensatz Diktator und Demokrat anhebt, wird bei keiner Persönlichkeit zu entdecken sein. Ohne Führer gibt es keine Demokratie und überhaupt keine politische Partei, keine Gruppe im öffentlichen Wesen, keine Herrschaft im freien Staate. Nicht einmal die Landsgemeinde eines unendlich kleinen Schweizer Kantons, so sehr sie das Abbild einer echten und ursprünglichen Demokratie darstellt, kann des Führers entraten. Wenn sie einen einzigen Sonntag im ganzen Jahre beisammen gewesen ist, so abdiziert sie für den Rest des Jahres in die Hände des von ihr erwählten Oberhauptes, und die freien Männer gehen alle miteinander, bis auf wenige Ausnahmen, an ihre alltäglichen bürgerlichen Geschäfte. Ist es ernsthaft zu nehmen, wenn eine Partei, die aus Millionen von Mitgliedern besteht, oder wenn ihre Führer selber versichern, daß es keine Diktatoren bei ihnen gibt, sondern nur Demokraten vom Scheitel bis zur Sohle? Das eine und das andere fließt ineinander. Man streite nicht um den Namen. Sicherlich ist die Gewalt eines solchen Mannes an der Spitze einer solchen Partei nicht schrankenlos. Was aber gelegentlich möglich ist in dieser Sphäre, das hat die jahrelange Diktatur des Herrn v. Schweitzer bewiesen. Bebel und seinesgleichen waren besser als jener Demagog. Aber, ob man sie Diktator nennt oder nicht, sie sind, was sie für die Partei bedeuteten, gewesen durch ihre überragende Macht, die durch eine Reihe von Jahren für Gutes und für Böses unerschütterlich feststand. Ist diese überragende Macht etwas anderes als die Macht der Häupter anderer Parteien, darum weil sie sich Demokraten nennen und auf demokratische Verfassungsformen schwören? Gewiß nicht. Die große Masse folgt ihren Führern in dieser und in jener Partei, weil sie geführt sein wollen und weil sie geführt werden müssen; weil sie selber sich nicht führen können, weil sie aber durch diese Führerschaft hindurch den großen Wahn befriedigen können, ihren eigenen Willen in die öffentlichen Angelegenheiten hineinzulegen.

Diese ewige Notwendigkeit, die aus der Natur der Dinge und der Menschen folgt, wird nicht begriffen oder will nicht begriffen werden, wenn die radikalen Parteien oder ihre Führer selber in dem Wechsel der Formen, in der fortschreitenden Folgerichtigkeit der demokratischen Einrichtungen die Heilmittel suchen, die an der Hauptsache niemals etwas ändern können[1].

Solche Parteihäupter können mehr oder weniger liebenswürdig sein. Bebel scheint zu den liebenswürdigen oder den liebenswürdigeren gehört zu haben. Eben jener oben erwähnte Zeuge aus der Reihe der Revisionisten erzählt von einem Erlebnis, das hierauf deutet. Bekanntlich gab es im Jahre 1903 auf dem Dresdener Parteitag lebhafte Auseinandersetzungen zwischen Radikalen und Revisionisten. Bebel war sehr arg und ziemlich ohne äußeren

[1]) Vgl. das neuerdings veröffentlichte Werk von Wilhelm Hasbach, Die moderne Demokratie. Eine politische Beschreibung. Jena 1912.

Anlaß über jenen Revisionisten hergefallen. Nachträglich muß ihm wohl zum Bewußtsein gekommen sein, daß er zu weit gegangen war. Denn wenige Wochen später überraschte er den Mißhandelten mit einem Besuch, zu dem er seine Gattin mitbrachte, samt einem Blumenstrauß. Man sprach nicht von den Dresdener Debatten. Nur als Bebel fortging und der andere ihn fragte, ob er eine Ahnung habe, wann der Reichstag wieder zusammentreten werde, antwortete er lächelnd: „Das ist mir unbekannt, so weit reicht meine Diktatur noch nicht."

Andere anders. Man höre, wie die „Memoiren einer Sozialistin" (Kampfjahre, Roman von Lily Braun) über denselben Dresdener Parteitag manche Jahre später und über die Liebenswürdigkeit Bebels, die er hier bewiesen hat, berichten. „So geht es nicht weiter — jetzt müssen wir reinen Tisch machen. Wer nicht pariert, der fliegt hinaus." Er sprach von den Revisionisten als von den Leuten, die mit der Bourgeoisie liebäugeln, und verlangte, daß man sie öffentlich denunzieren müsse, damit die Genossen sich vor ihnen hüten könnten. „Der heimliche Haß gegen die Akademiker, durch den er die Masse des Proletariats unzerreißbar mit sich verband, ohne zu fühlen, daß er dem ersten Grundsatz des Sozialismus dadurch ins Gesicht schlug, durchglühte seine Rede. ‚Seht Euch die Akademiker dreimal an, ehe Ihr ihnen Vertrauen schenkt!' so rief Bebel aus, und stürmischer Beifall folgte seinen Worten. Nach Bebel sprach Vollmar. Er zeigte, wie die Partei seit Jahren angesichts der praktischen Forderungen des Tages ein Vorurteil nach dem anderen habe fallen lassen, wie so manches zum eisernen Bestand ihrer Taktik geworden sei, was kurz vorher als hochverräterische Forderung gebrandmarkt worden war. Dann aber wandte er sich persönlich gegen Bebel, der erste und der einzige, der es mit der Autorität seines Namens zu tun vermochte. ‚Ein ungezügeltes Temperament schadet nicht nur auf Fürstenthronen, sondern auch auf denen der Partei' — rief er aus. ‚In welchem Tone hat Bebel sich an die ganze Partei gewandt: „‚Ich werde nicht dulden . . .'" — „‚Ich werde den Kopf waschen . . .'" — „‚Ich werde Abrechnung halten'"' — Ich, Ich, Ich — so hat der Lordprotektor Cromwell zum langen Parlament gesprochen."

VI.

Und das Utopische, das in den Windeln der Sozialisten lag und an den gereiften Männern der sozialistischen Parteien haften geblieben ist, als das eigentliche Erbe, das sie unterscheidet von anderen Richtungen? Bebel hat in der Tat auch eine Utopia „Die Frau und der Sozialismus" verfaßt, die in einer mächtigen Zahl von Auflagen verbreitet worden ist. Eine Utopia, die durch mancherlei Stadien hindurch der Wirklichkeit sich genähert hat, im Unterschiede von jener ersten Utopia, die vor mehr als dreihundert Jahren den Namen in die Welt brachte. Aber das Charakteristische daran ist geblieben: ein starker Rest des Phantastischen, das über die erreichbaren Ziele der Reform immer noch weit hinausgreift. Ja, die Streitfrage, die zwischen den beiden Richtungen der sozialdemokratischen Partei nun seit so vielen

Jahren schwebt, bald scheinbar ruhend, bald heftig auflodernd, kommt im Grunde darauf hinaus, ob ein abermaliges Stück des Utopischen preisgegeben werden soll oder nicht, ob die Partei einen neuen Schritt vorwärts auf dem Boden der Wirklichkeit tun oder ob sie an den alten Dogmen festhalten soll.

Ein Wahnglaube der alten Demokratie und der an diese anknüpfenden Sozialdemokratie war es, auf die Revolution zu warten, die alles auf den Kopf stellen sollte. Sie haben vergebens gewartet; die Revolution ist nicht gekommen. Wäre sie gekommen, so wäre manches anders geworden, aber die Hauptsache und die Hauptfrage wäre die alte geblieben: kann eine gewaltsame Umwälzung des Staatswesens die Menschennatur verändern? Können die Eigenschaften, Leidenschaften, Gesinnungen der Menschen, die aus der Erfahrung und der Geschichte aller Völker uns bekannt sind, durch einen Umsturz verändert werden? Sind die Schwächen und Gebrechlichkeiten der Menschen, um derentwillen wir einen Staat und seine Gesetze haben, um derentwillen wiederum dieser Staat und diese Gesetze allezeit unvollkommen gewesen sind, sind sie dadurch zu beseitigen, daß neue Schichten der Gesellschaft, neue Parteien an das Regiment kommen? Parteien, die in einem Selbstbetruge leben, weil sie noch gar nicht Gelegenheit gehabt haben, ihre Leistungen an dem wirklichen Staate zu erproben; weil sie diesen Staat bisher immer nur aus dem Standpunkte unverantwortlicher Kritik betrachtet, dagegen manche Gelegenheit gegeben haben, ihre eigene Fehlbarkeit der Welt zu zeigen, da wo sie zunächst in einem Vorspiel das Leben in ihrer Partei der Kritik der übrigen Welt dargeboten haben.

Hier sind in den letzten Jahrzehnten neue Erscheinungen dazwischen getreten, geeignet, die Kluft zwischen Wahn und Wirklichkeit allmählich auszufüllen. Neben der sich verbreitenden Enttäuschung über die Fruchtlosigkeit des Wahnes und seiner Prophezeiungen, war es die sich immer fruchtbarer regende Arbeit an den nächstliegenden Aufgaben für die Verbesserung der Lebenslage durch Gewerkschaften und Genossenschaften. Diese sind imposante Werke geworden, die besser als alle Worte durch Taten den Umschwung verkünden von der sozialen Revolution zu der sozialen Reform. Hier ist Brot, das sättigt; hier ist der Weg, der inmitten der heutigen Verfassung der Gesellschaft hinüber führt zu einem besseren Dasein der arbeitenden Klassen; hier sind Hilfsmittel, die sie sich für diesen Weg selber geschaffen haben.

Dazu kommen nun die veränderten Ansichten, die an solche Tatsachen anknüpfen, die sich auf eine andere Art der Bildung und des historischen Verständnisses aufbauen, die nicht fanatisch, nicht beschränkt genug sind, um unbekehrbar zu bleiben. Hier ist die Gruppe der „Akademiker", die das besitzen, was in der sonstigen Welt sich von selbst versteht — geistige Bildung, rezeptiver und produktiver Zusammenhang mit der Wissenschaft, fortbildende Geisteskraft, die sich an Staatsromanen nicht mehr erbaut, sondern gerade so gut wie andere Menschen vorurteilsfrei an Wissenschaft und Leben der Volkswirtschaft und des Staates teilnimmt. Sie durchbricht die Bretterwand, die zwischen der Partei und der übrigen Welt aufgerichtet war.

Gewiß ist hier nicht bloß auf der einen Seite der Bretterwand eine Pflicht zu erfüllen. Man muß sich beiderseitig entgegenkommen. Bei einigem guten Willen wird das möglich sein, und der gute Wille hat schon manches geleistet. Im einzelnen, je nach Landesteilen, Volksart, Überlieferungen, sozialen Gesinnungen.

Auf demselben Parteitage der Sozialdemokratie aber, der um die Mitte des September 1913 in Jena tagte und mit einer Kundgebung für seinen verstorbenen Präsidenten begonnen hatte, der einen Monat zuvor (13. August) entschlafen war, wurden verheißungsvolle Worte geredet, die aus der Welt der Phantome in die Welt der Wirklichkeit hinüberwiesen. Der zweite Vorsitzende der Generalkommission der Gewerkschaften sagte u. a.: „Die Arbeiterklasse ist heute wirtschaftlich so einflußreich, daß sie eine Erhöhung der Lebenshaltung erreicht hat, die man früher nicht für möglich hielt. Der politische Einfluß ist ebenfalls enorm gewachsen. Intensive Arbeit an der Organisation und Sorge wider die Arbeitslosigkeit ist viel wichtiger als diese Diskussion über den Massenstreik. Die Erfahrungen in Belgien und Schweden usw. bestätigen meinen Standpunkt. Es ist geradezu verbrecherisch, wenn man heute die Massen in diese Bahn hineinzudrängen sucht . . . Wir bleiben auf dem Boden, auf dem wir groß geworden sind. Wir halten fest an dem methodischen Aufbau der Organisation und lehnen alle revolutionären Tendenzen ab."

Ein anderer, einer der hervorragendsten „Akademiker", der wie der vorige Redner gegen den Massenstreik sprach, sagte unter stürmischer Heiterkeit: „Durch akustische Effekte sind nur einmal in der Geschichte Mauern eingestürzt, nämlich in Jericho; und dieses eine Mal wird von der marxistischen Wissenschaft bestritten."

Schiller und Rousseau.

Von

J. Benrubi.

Goethes Bekenntnis: „Ich habe all mein Wirken und Leisten immer nur symbolisch angesehen, und es ist mir im Grunde ziemlich gleichgültig gewesen, ob ich Töpfe machte oder Schüsseln," ist eine der wertvollsten Bestätigungen der Tatsache, daß das Schaffen des Helden des Geistes eine ungeheure Anstrengung ist, die innerlich geschaute und erlebte Möglichkeit der Lebenserhöhung durch mehr oder weniger glückliche Mittel zum Ausdruck zu bringen. Namentlich gilt das von jedem echten Dichter, von dem Poeten. Eine einzige Botschaft, eine Fundamentalintuition ist es, die er durch die Mannigfaltigkeit der von ihm behandelten Gegenstände seinen Zeitgenossen zu verkünden sucht. Will man daher die Lebensarbeit eines großen Dichters richtig verstehen — und verwerten, so muß man an der Hand jener mehr oder weniger glücklichen Ausdrucksmittel, an der Hand jener „Töpfe und Schüsseln" versuchen, sich durch einen Akt der Einfühlung in seine Seele zu versetzen und so seine Fundamentalintuition zu erfassen.

Schillers Wirken und Leisten kann unmöglich ohne die Erfüllung dieser Forderung verstanden werden. Von keinem Dichter vielleicht wird man mit so großem Rechte sagen dürfen, daß er durch verschiedene „Perioden" hindurchgegangen sei, daß er sich „entwickelt" habe, wie von Schiller. Die Frage ist aber die, ob diese Entwicklung eine schöpferische gewesen, ob sich Schiller treu geblieben ist, ob bei ihm von einer die Mannigfaltigkeit beherrschenden Einheit gesprochen werden kann. Leider wird man gestehen müssen, daß diese „Perioden" bei vielen Schiller-Interpreten nicht einen rein methodologischen Charakter haben. Vielmehr ist der Eindruck, den man aus der Lektüre dieser Interpretationen bekommt, der, als ob der Schiller der zweiten oder der dritten Periode verbrannt hätte, was der junge Schiller angebetet habe. Dann hat man die Teile in seiner Hand, „fehlt leider nur das geistige Band".

Nun glauben wir aber, daß Schillers geistige Entwicklung nicht nur einen großen kontinuierlichen Zusammenhang aufweist, sondern auch im eminenten Sinne eine schöpferische ist: Schillers ganze Lebensarbeit ist die mehr oder weniger bewußte Durchführung einer einzigen Fundamentalintuition. Dieses geistige Band kann man wohl am besten als die Sehnsucht nach innerer Harmonie im Leben der Menschheit bezeichnen.

Zu dieser Bezeichnung berechtigt uns nicht nur der Gesamtcharakter seines Wollens, sondern auch die Tatsache, daß Schiller in fast allen seinen Werken mit besonderer Vorliebe den Ausdruck „Harmonie" gebraucht, um das, was ihm am meisten am Herzen liegt, anzudeuten.

Unter den Vorgängern Schillers ist J. J. Rousseau der größte, dessen Grundtendenz eine wahrhaft innere Verwandtschaft mit der seinigen zeigt. Schiller selbst scheint sich dessen bewußt zu sein, wenn er in seiner Abhandlung „Über naive und sentimentalische Dichtung" Rousseau einen sentimentalischen Dichter nennt. Was den sentimentalischen Dichter am meisten charakterisiert, ist nach Schiller dies, daß er einen ungeheuren Abstand zwischen Ideal und Wirklichkeit erblickt und daher wesentlich bestrebt ist, diese Kluft zu überbrücken und die moralische Harmonie im Leben seiner Zeitgenossen wiederherzustellen. Wenn der sentimentalische Dichter an der Zivilisation Kritik übt, so kommt es daher, daß seine Seele von einem Ideale entzündet ist. Er verabscheut an der gesellschaftlichen Organisation die moralische Anarchie, die Willkür, die Unordnungen. Sein Gefühl für Natur gleicht der Empfindung des Kranken für die Gesundheit.

In diesem Sinne kann man auch Schiller als einen sentimentalischen Dichter bezeichnen und die Rousseausche Sehnsucht nach moralischer Harmonie als die Grundstimmung seines ganzen Schaffens betrachten. Es läßt sich allerdings nicht bestreiten, daß der junge Schiller wesentlich ein Verneinender ist. Schillers ganzes Jugendwerk ist gewissermaßen das Produkt einer tiefen Unzufriedenheit mit dem Bestehenden. Später dagegen ist er in hohem Grade ein Aufbauender. Er ist wesentlich bestrebt, die Mittel und Wege für eine gründliche Reform des Lebens anzugeben. Aber im großen und ganzen wird man sagen dürfen, daß Schiller stets um dasselbe Ideal gekämpft hat, und daß infolgedessen der Einfluß des größten Tröster und Führers seiner Jugend von dauernder Wirkung gewesen ist.

I.

Die Rousseausche Grundstimmung oder, was fast dasselbe bedeutet, die Sehnsucht nach innerer Harmonie offenbart sich zunächst in wesentlich stürmischer Weise in den Jugendarbeiten Schillers; gesteht er doch selbst, daß die Indignation seiner verletzten Menschenwürde in Rousseau Gehalt und Gestalt, Erfüllung und Ziel fand. Bis zu einem gewissen Grade können uns davon einige der charakteristischen Gedichte der ersten Periode überzeugen. In der Ode auf Rousseau z. B. kommt Schillers Empörung gegen die moralische Disharmonie seiner Zeit schroff zum Ausdruck. Nicht aus Worten besteht dieses Gedicht (wir denken dabei an seine ursprüngliche Gestalt), sondern aus Pfeilen und Dolchen. Man muß darin nicht so sehr eine Verherrlichung Rousseaus, als vielmehr eine Verurteilung der bestehenden Zustände erblicken. Das geht schon aus den ersten Versen hervor:

Monument von unsrer Zeiten Schande,
Ew'ge Schmachschrift deiner Mutterlande,
Rousseaus Grab, gegrüßet seist du mir!

Ebenso zeugt schon dieses Gedicht von Schillers Bedürfnis nach einer Flucht aus der gemeinen Wirklichkeit, aus dem engen, dumpfen Leben in das Reich des Ideals:

Geh, erzähl dort in der Geister Kreise
Diesen Traum vom Krieg der Frösch und Mäuse,
Dieses Lebens Jahrmarktsdudelei.

Nicht minder charakteristisch ist in dieser Hinsicht die Elegie auf den Tod eines Jünglings. Es ist allerdings grausam, in der Blüte des Lebens vom Tode weggerafft zu sein. Aber andererseits ist es tröstlich, daß man dadurch zugleich von den moralischen Unordnungen des gesellschaftlichen Daseins, von diesem „komisch-tragischen Gewühl, dieser ungestümen Glückeswelle, diesem possenhaften Lottospiel, diesem faulen, fleißigen Gewimmel" gerettet wird.

Aber nicht nur in der Form der Entrüstung kommt jene Grundstimmung in den Jugendwerken Schillers zum Ausdruck. Die Laura-Lieder z. B. zeugen von einem wesentlich positiven Bedürfnis nach Seelen- und Weltharmonie. Namentlich ist die Theosophie des Julius ein herrlicher Hymnus auf die Harmonie, die in der Welt und unter den Menschen bestehen sollte. „Du verstehst mich, mein Raphael", schreibt Julius. „Der Mensch, der es so weit gebracht hat, alle Schönheit, Größe, Vortrefflichkeit im kleinen und großen der Natur aufzulesen und zu dieser Mannigfaltigkeit die große Einheit zu finden, ist der Gottheit schon sehr viel nähergerückt. Die ganze Schöpfung zerfließt in seine Persönlichkeit. Wenn jeder Mensch alle Menschen liebte, so besäße jeder einzelne die Welt." Weiter indentifiziert Schiller Gott mit der Weltharmonie: „Die ganze Summe von harmonischer Tätigkeit, die in der göttlichen Substanz beisammen existiert, ist in der Natur, dem Abbilde dieser Substanz, zu unzähligen Graden und Maßen und Stufen vereinzelt." Das Verhältnis der verschiedenen Wesen zum Ganzen denkt sich Schiller wie „die Akkorde in einer Harmonie". Einen poetischen Ausdruck findet diese Stimmung in der Freundschaftsode und in dem Gedichte Die Herrlichkeit der Schöpfung.

Sowohl Rousseaus mächtiger Einfluß, als auch die Sehnsucht nach moralischer Übereinstimmung durchdringen das charakteristischste Jugendwerk Schillers, Die Räuber. Der Kontrast von Ideal und Wirklichkeit bildet die Seele dieses Stückes. Schon die ersten Worte Karl Moors sind charakteristisch in dieser Hinsicht: „Mir ekelt vor diesem tintenkleckſenden Säkulum, wenn ich in meinem Plutarch lese von großen Menschen." Der wichtigste Grund der vernichtenden Kritik, die Karl Moor an dem Bestehenden übt, ist eben sein Ideal von der erhabenen Bestimmung des Menschengeschlechts. Seine Unzufriedenheit ist wie diejenige Rousseaus gleichsam eine optimistische Unzufriedenheit. Er will es nicht dulden, daß die gesunde Natur mit abgeschmackten Konventionen verrammelt werde. Unnatur ist bei ihm identisch mit Gekünsteltheit, Falschheit, Philisterhaftigkeit, Gebundenheit, Ungerechtigkeit, kurz Disharmonie. Karl Moor flieht in die böhmischen Wälder, nicht nur weil er die äußere Natur liebt, sondern auch und vor allem, weil seine

Seele nach Gerechtigkeit dürstet und weil er sein Ideal der Menschenwürde verletzt sah: „Menschen haben Menschheit vor mir verborgen, da ich an Menschheit appellierte." Der Rousseausche Glaube an die ursprüngliche Güte der menschlichen Natur, das Ideal einer unerreichten Vollkommenheit — das ist es, was ihn nötigt, den Heucheleien seiner Zeit den Krieg zu erklären. Man glaubt fast Rousseau zu hören, wenn Karl Moor klagt: „Es ist doch eine so göttliche Harmonie in der seelenlosen Natur, warum sollte dieser Mißklang in der vernünftigen sein?"

Auch das zweite Trauerspiel Schillers, Die Verschwörung des Fiesko zu Genua, zeugt von einer tiefen Unzufriedenheit mit dem Bestehenden und von dem Bedürfnis nach einer Weltflucht. Schiller selbst konnte nicht umhin, in der Erinnerung an das Publikum einerseits zu bemerken, daß er von Fiesko „nichts Empfehlenderes weiß, als daß ihn J. J. Rousseau im Herzen trug", und andererseits die dramatische Behandlung dieses Stoffes durch die Notwendigkeit einer Flucht aus dem engen, dumpfen Kreise zu rechtfertigen. Er schreibt:

„Wenn es zum Unglück der Menschheit so gemein und alltäglich ist, daß so oft unsere göttlichen Triebe, daß unsere besten Keime zum Großen und Guten unter dem Druck des bürgerlichen Lebens begraben werden — wenn Kleingeisterei und Mode der Natur kühnen Umriß beschneiden — wenn tausend lächerliche Konvenienzen am großen Stempel der Gottheit herumkünsteln — so kann dasjenige Schauspiel nicht zwecklos sein, das uns den Spiegel unserer ganzen Kraft vor die Augen hält, das den sterbenden Funken des Heldenmuts belebend wieder emporflammt — das uns aus dem engen, dumpfen Kreise unseres alltäglichen Lebens in eine höhere Sphäre rückt."

Nicht nur spricht aus diesen Worten Rousseaus Geist zu uns, sondern darin ist auch eines der charakteristischsten Gedichte des reifen Schiller — „Das Ideal und das Leben" — im Keime enthalten. Fieskos Kampf gegen die Tyrannei ist zugleich ein Kampf um mehr moralische Ordnung im bürgerlichen Dasein: „Geh unter, Tyrann! Sei frei, Genua, und ich dein glücklichster Bürger!" heißt es im zweiten Akt.

Sehr groß ist, wie mir scheint, Schillers Sympathie mit Rousseau ferner in Kabale und Liebe. Auch dieses Werk ist aus dem Bedürfnis entstanden, die Disharmonien des gesellschaftlichen Daseins zu beseitigen. Dieses bürgerliche Trauerspiel ist gleichsam die dramatische Bearbeitung des sozialen Problems der Neuen Heloise. Die soziale Ungleichheit, die die Heirat Julies mit Saint-Preux unmöglich macht, ist das Leitmotiv von Kabale und Liebe. Das Verhältnis zwischen Ferdinand und Luise ist in sozialer Hinsicht dasselbe wie das zwischen Julie und Saint-Preux. Ferdinand, unzweifelhaft Schillers Wortführer, ist eine der besten Verkörperungen des Rousseauismus. Er empört sich gegen die sozialen Unterschiede, weil er glaubt, daß der wahre Adel der innere Adel, der Adel des Herzens sei. „Sie werden mich an Stand — an Geburt — an die Grundsätze meines Vaters erinnern" — sagt Ferdinand zu Lady Mylford — „aber ich liebe. Meine Hoffnung steigt um so höher, je tiefer die Natur mit Konvenienzen zerfallen ist. Mein Entschluß und das Vorurteil! — Wir wollen sehen, ob die Mode oder die Mensch-

heit auf dem Platz bleiben wird." Wir sehen also, daß auch in diesem Werke der Kontrast von Ideal und Wirklichkeit und das Bedürfnis nach seiner Überwindung das Ganze beherrschen.

II.

Die innere Verwandtschaft zwischen dem jungen Schiller und Rousseau wird von sämtlichen Schiller-Interpreten zugestanden. Nicht so aber, was den „reifen" Schiller anlangt. Man behauptet, daß Schiller in seinen späteren Werken wesentlich von Rousseau abweicht, ja daß zwischen den beiden ein Gegensatz bestehe. Das läuft aber darauf hinaus, den kontinuierlichen Zusammenhang in Schillers geistiger Entwicklung zu leugnen, was wir unmöglich zugeben können. Es läßt sich gewiß nicht bestreiten, daß Schiller sich in seinen späteren Werken allmählich von der wesentlich verneinenden Art seiner Jugend befreit, daß sein Wollen sich allmählich geläutert und veredelt hat. Aber Schiller bleibt nach wie vor ein „sentimentalischer" Dichter. Das Mißverhältnis zwischen Ideal und Wirklichkeit ist es, was ihn auch jetzt quält. Auch jetzt ist die Sehnsucht nach Harmonie die Grundtriebfeder seines Schaffens. Er bricht nicht mit Rousseau. Höchstens kann man sagen, daß er sich von dem Rousseau seiner Empörungszeit befreit hat. Aber die innere Verwandtschaft zwischen dem echten Rousseau und Schiller ist deshalb nicht weniger groß. Der Einfluß Kants, Goethes und Fichtes hat diese Verwandtschaft nicht zerstört, sondern vielmehr vertieft; sind doch diese Männer selbst stark von Rousseau beeinflußt.

Wir können das hier nicht ausführlich nachweisen. Wir beschränken uns auf das Notwendigste.

Kann man z. B. nicht den nach einem harmonischeren Dasein strebenden edlen Marquis Posa als eine Verkörperung des Rousseauschen Idealmenschen ansehen? Posas Kampf um echtes Völkerglück, um Gedankenfreiheit, um mehr Achtung der Menschenwürde, kurz um eine innere Erneuerung der Welt ist durch und durch rousseauisch. Und wenn Schiller den Marquis sagen läßt:

Das Jahrhundert
Ist meinem Ideal nicht reif. Ich lebe,
Ein Bürger derer, welche kommen werden,

offenbart er sich uns nicht als einen sentimentalischen Dichter? Die Sehnsucht nach Harmonie kommt namentlich in dem Gespräch zwischen Posa und dem König deutlich zum Ausdruck. Posa wirft dem König vor, so klein von Menschenwürde zu denken. Er trauert darüber, daß die Menschen freiwillig das Gefühl ihrer inneren Größe verloren haben. Und zuletzt richtet er an den König die Frage:

Da Sie den Menschen
Zu Ihrem Saitenspiel herunterstürzten!
Wer teilt mit Ihnen Harmonie?

Und was bedeuten die Worte, mit denen sich Posa von der Königin verabschiedet: „O Gott, das Leben ist doch schön!" anders als die Trauer über das Mißverhältnis zwischen Ideal und Wirklichkeit?

Einen derartigen Sentimentalismus finden wir in einigen der wichtigsten Gedichte dieser Periode. So klagt der Dichter in *Resignation*:

Auch ich war in Arkadien geboren,
Doch Tränen gab der kurze Lenz mir nur.

Das einzige, was ihm das Leben erträglich macht, ist der Verzicht auf die irdischen Genüsse, die Entbehrung und die Hoffnung, der Glaube an die zukünftige Verwirklichung des Ideals.

Auch das Gedicht *Die Götter Griechenlands* ist charakteristisch in dieser Hinsicht. Schiller sehnt sich hier weder nach einem primitiven Naturzustand noch nach der Kultur der alten Griechen. Er beklagt den Verlust des goldenen Zeitalters, weil er glaubt, daß die Harmonie im Altertum größer war als im heutigen Leben. Da die Götter menschlich noch waren, waren die Menschen göttlicher. Der Dichter leidet, weil die Gottheit sich nicht mehr seinem Anblick bietet, weil die Wirklichkeit noch so weit vom Ideal entfernt ist. In diesem Sinne kann man bei Schiller von einer Rückkehr zur Natur sprechen:

Schöne Welt! Wo bist du! Kehre wieder,
Holdes Blütenalter der Natur!

Von einer tiefen Sehnsucht nach innerer Harmonie zeugt auch das Lied *An die Freude*, welches man als eine herrliche poetische Bearbeitung der beiden Grundthemen der *Neuen Heloise*, Freundschaft und Liebe, betrachten kann. Und Richard Fester hat nicht ganz unrecht, wenn er eine fast wörtliche Analogie zwischen Schillers Aufforderung zur Bruderliebe und einer Stelle aus der *Abhandlung über die Ungleichheit* findet, in der Rousseau für einen echten Kosmopolitismus eintritt.

Daß das Gedicht *Die Künstler* sowohl hinsichtlich des Gedankeninhalts als auch der künstlerischen Form einen Fortschritt gegenüber den früheren Gedichten Schillers bedeutet, läßt sich allerdings nicht bestreiten. Einige Hauptgedanken der *Briefe über die ästhetische Erziehung* sind hier im Keime enthalten. Das berechtigt uns aber nicht, in diesem Gedichte einen Bruch mit den Jugendträumen des Dichters, oder — was für viele dasselbe bedeutet — eine Widerlegung Rousseaus zu sehen. Man begeht einen Irrtum, wenn man in diesem Gedichte eine Verherrlichung der Zivilisation oder der gegebenen Wirklichkeit sieht. Schiller ist in keiner Periode seiner geistigen Entwicklung ein Bewunderer des Bestehenden gewesen. „Nichts ist verkehrter und ungerechter," bemerkt treffend Rudolf Eucken, „als ihm eine Abschwächung der grellen Kontraste, einen bequemen Kompromiß mit den Welt- und Lebensverhältnissen, eine unwahre Idealisierung der vorgefundenen Wirklichkeit beizulegen. Er hat die Widersprüche des Lebens in ihrer vollen Herbigkeit empfunden." Nicht die Zivilisation verteidigt Schiller in diesem Gedichte, sondern vielmehr die idealistische Auffassung der Kunst. Ja im Grunde ist dieses Gedicht ein Hymnus auf die moralische Größe des Menschen. Schiller will zeigen, daß der Mensch wohl imstande ist, seine bloßtierische Natur zu überwinden und sich in höhere Sphären zu versetzen, und daß dies eben durch die Kunst geschieht. Das ist der Sinn der Verse:

Im Fleiße kann dich die Biene meistern,
In der Geschicklichkeit ein Wurm dein Lehrer sein,
Dein Wissen teilest du mit vorgezognen Geistern,
Die Kunst, o Mensch, hast du allein.

Nur insofern der Künstler uns in höhere Sphären zu versetzen vermag, ist er der Führer seiner Zeitgenossen. Auch in diesem Gedichte kommt Schillers Sehnsucht nach innerer Harmonie zum Ausdruck. Schiller gebraucht hier wiederholt den Begriff Harmonie und zwar in Bildern wie „Harmonienbach", „Harmonienmeere" usw. Die Künstler preist Schiller eben deshalb, weil er in ihnen „vertraute Lieblinge der seligen Harmonie" erblickt. Daher ruft er ihnen zu:

Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben
Bewahret sie!
Sie sinkt mit euch! Mit euch wird sie sich heben!
Der Dichtung heilige Magie
Dient einem weisen Weltenplane,
Still lenke sie zum Ozeane
Der großen Harmonie!

Wer aber in dieser Verteidigung der idealistischen Kunst eine Widerlegung Rousseaus erblickt, der irrt, da, wie wir sehen werden, Rousseau kein Gegner der echten Kunst ist.

III.

Von großer Wichtigkeit ist für uns die Tatsache, daß Schillers elegische Grundstimmung, seine tiefe Unzufriedenheit mit der vorgefundenen Wirklichkeit einerseits und sein Bedürfnis nach einer Rückkehr zu größerer Ursprünglichkeit des Lebens andererseits gerade die hervorragendsten Schöpfungen seines letzten Entwicklungsstadiums durchdringt.

So klagt der Dichter in Der Genius, daß die goldene Zeit dahin,

Jene Zeit, da das Heilige noch im Leben gewandelt,
Da jungfräulich und keusch noch das Gefühl sich bewahrt . . .

Er trauert darüber, daß vermessene Willkür der getreuen Natur göttlichen Frieden gestört hat. Von derselben inneren Unzufriedenheit sprechen Die Ideale. Den einzigen Trost findet der Dichter hier in der echten Freundschaft und in der fruchtbaren Beschäftigung.

Das Gedicht Das Ideal und das Leben ist schon seinem Titel nach charakteristisch für die Grundstimmung. Unerträglich erscheint dem Dichter die Enge und die Dumpfheit des unmittelbaren Daseins. Aber auch hier ist Schiller weit davon entfernt, beim Nein stehen zu bleiben. Vielmehr erblickt er den Weg zur Herbeiführung eines harmonischeren Daseins in der Flucht aus dem engen, dumpfen Leben in das Reich des Ideals. Wer sich dem Ideale hingibt, der ist gerettet:

Des Olympus Harmonien empfangen
Den Verklärten in Kronions Saal . . .

Im Gedichte Die Teilung der Erde deutet Schiller ebenfalls an, daß die Aufgabe des Dichters sei, die Harmonie im Leben wiederherzustellen. „Wo warst du denn," fragt Zeus den Dichter, „als man die Welt geteilt?"

Ich war, sprach der Poet, bei dir.
Mein Auge hing an deinem Angesichte,
An deines Himmels Harmonie mein Ohr —
Verzeih dem Geiste, der, von deinem Lichte
Berauscht, das Irdische verlor!

Eine ähnliche Stimmung wie im Ideal und das Leben finden wir auch in Die Macht des Gesanges: seine Macht ist die, daß er uns zu unserer wahren Natur zurückführt und uns von der inneren Zerrissenheit befreit, in der wir uns infolge unserer Entfernung von ihr befanden.

Sehr charakteristisch für Schiller und seinen Glauben an die Möglichkeit der Verwirklichung des Ideals ist auch das Gedicht Sehnsucht:

Harmonien hör ich klingen,
Töne süßer Himmelsruh,
. . . . . .
Du mußt glauben, du mußt wagen,
Denn die Götter leihn kein Pfand,
Nur ein Wunder kann dich tragen
In das schöne Wunderland.

Ich glaube nicht zu irren, wenn ich auch in Schillers volkstümlichstem und kunstvollstem Gedicht Das Lied von der Glocke seine Sehnsucht nach innerer Harmonie wiederfinde. Heißt es doch in den Schlußversen:

Herein! Herein!
Gesellen alle, schließt den Reihen,
Daß wir die Glocke taufend weihen!
Konkordia soll ihr Name sein.
Zur Eintracht, zu herzinnigem Vereine
Versammle sie die liebende Gemeine.

Besonders wichtig für das Problem, das uns hier beschäftigt, ist das Gedicht Der Spaziergang. In ihm ist eine ganze Philosophie der Geschichte enthalten. Rousseaus drei Studien der Menschheitsentwicklung: ursprüngliche Harmonie, Verfall und höhere Harmonie; oder anders ausgedrückt: Natur, Zivilisation und Rückkehr zur Natur oder echte Kultur finden darin eine sehr glückliche Formulierung. Ist doch das Gedicht in den „Horen" unter dem Titel Elegie erschienen. Zunächst versucht Schiller, die große Harmonie hervortreten zu lassen, die nicht nur in der unbeseelten Natur, sondern auch im Leben der einfachen, unzivilisierten Menschen herrscht. Dann entwirft er ein prächtiges Gemälde der Errungenschaften der Zivilisation. Er zeigt, wie der Mensch, dank dem Fortschritte der Wissenschaft, der Kunst, des Handels, der Technik und Industrie, vermocht hat, sein äußeres Leben auf eine wahrhaft bewunderungswürdige Weise einzurichten. Aber gleich darauf und mit derselben Genialität schildert er die ungeheuere moralische Unordnung des zivilisierten Lebens, die Disharmonie des Zivilisationszustandes:

Aus dem Gespräche verschwindet die Wahrheit, Glauben und Treue
Aus dem Leben, es lügt selbst auf der Lippe der Schwur.
In der Herzen vertraulichsten Bund, in der Liebe Geheimnis
Drängt sich der Sykophant, reißt von dem Freunde den Freund,
Auf die Unschuld schielt der Verrat mit verschlingendem Blicke,
Mit vergiftendem Biß tötet des Lästerers Zahn.

Feil ist in der geschändeten Brust der Gedanke, die Liebe
Wirft des freien Gefühls göttlichen Adel hinweg.
Deiner heiligen Zeichen, o Wahrheit, hat der Betrug sich
Angemaßt, der Natur köstlichste Stimmen entweiht,
Die das bedürftige Herz in der Freude Drang sich erfindet;
Kaum gibt wahres Gefühl noch durch Verstummen sich kund.
Auf der Tribüne prahlet das Recht, in der Hütte die Eintracht,
Des Gesetzes Gespenst steht an der Könige Thron.

Aber wie bei Rousseau, so ist auch bei Schiller der Zivilisationspessimismus nicht ein hoffnungsloser. Beide glauben, daß wir die Krise überwinden können, und das geschieht eben durch die Rückkehr zur Natur, d. h. zu einer höheren Harmonie:

Reiner nehm ich mein Leben von deinem reinen Altare,
Nehme den fröhlichen Mut hoffender Jugend zurück!
. . . . . .
Und die Sonne Homers, siehe! sie lächelt auch uns.

IV.

Was nun die philosophischen Schriften und die letzten Dramen Schillers anlangt, so bestätigen sie in hohem Grade, was wir von seinem letzten Entwicklungsstadium überhaupt gesagt haben. Dank dem Einflusse Goethes, Kants und der Antike einerseits und infolge der Schrecken und Greuel der französischen Revolution andererseits, hat sich Schiller zwar von dem Sentimentalismus seiner Sturm- und Drangperiode befreit. Aber in der Sehnsucht nach einer höheren Harmonie ist er sich treu geblieben.

Bis zu einem gewissen Grade gilt das schon von der Abhandlung Über Anmut und Würde. Der Hauptzweck dieses Werkes ist, zwischen Natur und Freiheit, zwischen Sinnlichkeit und Vernunft eine Harmonie herbeizuführen. Daher die scharfe Kritik, die Schiller an Kant übt, wenn er schreibt: „Er (Kant) ward der Drako seiner Zeit, weil sie ihm eines Solons noch nicht wert und empfänglich schien"; und etwas weiter: „Womit aber hatten es die Kinder des Hauses verschuldet, daß er nur für die Knechte sorgte?" Obgleich zwischen dem „kategorischen Imperativ" Kants und Rousseaus „Stimme des Gewissens" kein wesentlicher Unterschied besteht, kann man sagen, daß Schiller in dem Maße, als er sich in dieser Abhandlung von Kant entfernt, sich Rousseau annähert. Namentlich ist die Definition der „schönen Seele" hierfür charakteristisch. Von einer schönen Seele kann man nach Schiller da sprechen, wo sich das übliche Gefühl aller Empfindungen des Menschen endlich bis zu dem Grade versichert hat, daß es dem Affekt die Leitung des Willens ohne Scheu überlassen darf und nie Gefahr läuft, mit den Entscheidungen desselben im Widerspruch zu stehen. Daher sind bei einer schönen Seele die einzelnen Handlungen eigentlich nicht sittlich, sondern der ganze Charakter ist es. Was hier Schiller „Affekt" nennt, ist genau dasselbe, was Rousseau als „inneres Gefühl" bezeichnet. Beachtenswert ist auch folgende Stelle: „In einer schönen Seele ist es also, wo Sinnlichkeit und Vernunft, Pflicht und Neigung harmonieren, und Grazie ist ihr Ausdruck in der Erscheinung. Wir brauchen kaum hinzuzufügen, daß der Begriff der schönen Seele sich

nicht nur dem Geiste, sondern auch dem Buchstaben nach bei Rousseau befindet. Ja, Rousseau ist sein eigentlicher Entdecker in der Neuzeit.

Die Sehnsucht nach innerer Harmonie im Leben des Individuums und der Gesamtheit bildet den Grundton der herrlichen Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen. Auch in diesen Briefen übt Schiller eine sehr scharfe Kritik an der Zivilisation. Ja in einigen Briefen ist Schillers Zivilisationspessimismus größer als derjenige der Rousseauschen Abhandlung über die Künste und Wissenschaften. Und wie Rousseau, so ist auch Schiller dabei von der Überzeugung des moralischen Adels der menschlichen Natur getragen. Man glaubt fast, den Verfasser jener Abhandlung zu hören, wenn Schiller in dem zehnten Briefe schreibt: „In der Tat muß es das Nachdenken erregen, daß man beinahe in jeder Epoche der Geschichte, wo die Künste blühen und der Geschmack regiert, die Menschheit gesunken findet und auch nicht ein einziges Beispiel aufweisen kann, daß ein hoher Grad und eine große Allgemeinheit ästhetischer Kultur bei einem Volke mit politischer Freiheit und bürgerlicher Tugend, daß schöne Sitten mit guten Sitten, und Politur des Betragens mit Wahrheit desselben Hand in Hand gegangen wäre." Also die innere Disharmonie ist nach Schiller wie nach Rousseau die Begleiterscheinung der Zivilisation. Was namentlich sein Jahrhundert anlangt, so beurteilt es Schiller, gleich Fichte, mit der größten Strenge. Im achten Briefe kann er nicht umhin, fast in wörtlicher Übereinstimmung mit Rousseau die Frage aufzuwerfen: woran liegt es, daß wir noch immer Barbaren sind? Eine Barbarei ist es nach Schiller, wenn die Grundsätze des Menschen seine Gefühle zerstören; hingegen besteht die wahre Kultur in der Totalität des Charakters. „Welche Gestalt ist es," ruft Schiller im fünften Briefe aus, „die sich in dem Drama der jetzigen Zeit abbildet! Hier Verwilderung, dort Erschlaffung."

Auf der einen Seite trauert Schiller über die Verwilderung der unteren Schichten. Auf der anderen Seite geben ihm die zivilisierten Klassen den noch widrigeren Anblick der Schlaffheit und einer Depravation des Charakters, die desto mehr empört, weil die Kultur selbst ihre Quelle ist. „Die Aufklärung des Verstandes," schreibt Schiller, „deren sich die verfeinerten Stände nicht ganz mit Unrecht rühmen, zeigt im ganzen so wenig einen veredelnden Einfluß auf die Gesinnungen, daß sie vielmehr die Verderbnis durch Maximen befestigt." Durch und durch rousseauisch ist auch folgende Klage: „Die Kultur, weit entfernt, uns in Freiheit zu setzen, entwickelt mit jeder Kraft, die sie in uns ausbildet, nur ein neues Bedürfnis . . . So sieht man den Geist der Zeit zwischen Verkehrtheit und Rohigkeit, zwischen Unnatur und bloßer Natur, zwischen Superstition und moralischem Unglauben schwanken, und es ist bloß das Gleichgewicht des Schlimmen, was ihm zuweilen noch Grenzen setzt." Wichtig für unser Problem ist besonders der sechste Brief: darin kommen Rousseaus drei Stadien (Natur, Zivilisation und echte Kultur) und die Sehnsucht nach moralischer Übereinstimmung deutlich zum Ausdruck. Schiller ist weit davon entfernt, die Überlegenheit der modernen Zivilisation etwa der griechischen gegenüber in Abrede zu stellen. Nur das behauptet er,

daß die Harmonie im Leben der alten Griechen viel größer war als bei uns. „Zugleich voll Form und voll Fülle, zugleich philosophierend und bildend, zugleich zart und energisch, sehen wir sie die Jugend der Phantasie mit der Männlichkeit der Vernunft in einer herrlichen Menschheit vereinigen." Was Schiller in diesem Briefe gegen die Arbeitsteilung sagt, übertrifft an Schärfe bei weitem das, was sich in den Schriften Rousseaus darüber findet. Schiller verkennt nicht die Vorzüge, „welche das gegenwärtige Geschlecht als Einheit betrachtet und auf der Wage des Verstandes vor dem besten in der Vorwelt behaupten mag; aber in geschlossenen Gliedern muß es den Wettkampf beginnen und das Ganze mit dem Ganzen sich messen. Welcher einzelne Neuere tritt heraus, Mann gegen Mann mit dem einzelnen Athenienser um den Preis der Menschheit zu streiten?" Trotz der großen Einfachheit des äußeren Lebens war im Altertum die ganze Menschheit in einem einzigen Individuum vertreten. Der moderne Mensch dagegen hat einen Wert nur in bezug auf die Gesellschaft, von der er ein seelenloses Bruchstück bildet. „Ewig nur an ein einzelnes kleines Bruchstück des Ganzen gefesselt, bildet sich der Mensch selbst nur als Bruchstück aus; ewig nur das eintönige Geräusch des Rades, das er umtreibt, im Ohre, entwickelt er nie die Harmonie seines Wesens, und anstatt die Menschheit in seiner Natur auszuprägen, wird er bloß zu einem Abdruck seines Geschäfts, seiner Wissenschaft." Das Traurigste im modernen Leben ist nach Schiller dies, daß nicht bloß einzelne Subjekte, sondern ganze Klassen von Menschen nur einen Teil ihrer Anlagen entfalten, während daß die übrigen wie bei verkrüppelten Gewächsen kaum mit matter Spur angedeutet sind. Anstatt den idealischen Menschen, den wir in uns tragen, zu entwickeln, werden wir das Gepräge unseres Geschäfts und unserer Wissenschaft. Der abstrakte Denker hat ein kaltes Herz, der Geschäftsmann ein enges Herz. Das einzelne konkrete Leben, die Persönlichkeit wird vertilgt, damit das Abstrakt des Ganzen sein dürftiges Dasein friste. Das Gefühl ist vollständig verbannt aus dem modernen Leben, wir sind reine Verstandeswesen. Schiller leugnet nicht die Vorteile der Arbeitsteilung. Gesteht er doch, daß die menschliche Denkkraft niemals eine Analysis des Unendlichen oder eine Kritik der reinen Vernunft würde aufgestellt haben, wenn nicht in einzelnen dazu berufenen Subjekten die Vernunft sich vereinzelt, von allem Stoff gleichsam losgewunden und durch die angestrengteste Abstraktion ihren Blick ins Unbedingte bewaffnet hätte. Unerträglich aber erscheint ihm, daß die Individuen, welche die Arbeitsteilung trifft, unter dem Fluch dieses Weltzweckes leiden. Wie Rousseau, so verurteilt auch Schiller jede bloße Verstandeskultur, die nicht zur Veredelung des Charakters beiträgt. In diesem Sinne kann man bei ihm auch von einer Rückkehr zur Natur sprechen. Er schreibt im achten Briefe: „Der Charakter der Zeit muß sich also von seiner tiefen Entwürdigung erst aufrichten, dort der blinden Gewalt der Natur sich entziehen und hier zu ihrer Einfalt, Wahrheit und Fülle zurückkehren." Ganz im rousseauischen Sinne meint Schiller im zehnten Briefe, daß die große Aufgabe des menschlichen Daseins darin bestehe, mit dem „reinen idealischen Menschen", den wir in uns tragen, übereinzustimmen. Und es ist beachtens

wert, daß Schiller sich hier auf Fichte beruft. In einer Anmerkung heißt es: „Ich beziehe mich hier auf eine kürzlich erschienene Schrift: Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten, von meinem Freunde Fichte." In der ersten Vorlesung schreibt Fichte: „Die letzte Bestimmung aller endlichen, vernünftigen Wesen ist absolute Einigkeit, stete Identität, völlige Übereinstimmung mit sich selbst . . . Die vollkommene Übereinstimmung des Menschen mit sich selbst und — damit er mit sich selbst übereinstimmen könne — die Übereinstimmung aller Dinge außer ihm mit seinen notwendigen praktischen Begriffen von ihnen — den Begriffen, welche bestimmen, wie sie sein sollen — ist das letzte, höchste Ziel des Menschen." Also beruft sich Schiller auf Fichte, weil er auch bei ihm die Sehnsucht nach innerer Harmonie wiederfindet. Daß die Mittel und Wege, die am besten geeignet sind, jene Übereinstimmung herbeizuführen, bei Rousseau, Fichte und Schiller nicht identisch sind, das wird man zugeben müssen. Bei Fichte und Rousseau sind jene Mittel wesentlich ethisch-sozialer, bei Schiller dagegen wesentlich ästhetischer Art. Die größte Hilfe erwartet Schiller von der Kunst, aber wohlbemerkt — von einer höheren Kunst. Es muß bei uns stehen, meint Schiller, „diese Totalität in unserer Natur, welche die Kunst zerstört hat, durch eine höhere Kunst wiederherzustellen". Man kann insofern sagen, daß nach Schiller nicht nur die soziale, sondern auch die ethische Frage eine ästhetische Frage ist. So ruft er dem Künstler zu: „Verjage die Willkür, die Frivolität, die Rohigkeit aus ihren Vergnügungen, so wirst du sie unvermerkt aus ihren Handlungen, endlich aus ihren Gesinnungen verbannen." Aber andererseits herrscht zwischen Schiller und Rousseau auch bezüglich der Mittel insofern Übereinstimmung, als beide überzeugte Gegner der äußeren Umwälzungen sind. Beide erwarten die radikale Reform des individuellen und des sozialen Lebens von einer inneren Veredelung der Staatsbürger. Das ist nach beiden die unerläßliche Bedingung für das Zustandekommen der wahren Kultur.

Nun würden vielleicht diejenigen, die in Rousseau einen absoluten Kulturfeind erblicken, hier einwenden, daß Schillers Stellung zur Kunst schnurstracks derjenigen Rousseaus entgegengesetzt sei, da dieser der Kunst jeden erzieherischen Wert abspreche, ja, daß er ein Gegner der Kunst überhaupt sei. Dieser Einwand erscheint uns völlig unstichhaltig. Wir haben in einer früheren Arbeit ihn abzuweisen versucht. Hier bemerken wir nur, daß Rousseau nicht die Kunst überhaupt, sondern vielmehr die Kunstauffassung und die Kunstübung seiner Zeit bekämpft. Das hat auch K. Heinrich von Stein eingesehen, wenn er meint: „So verurteilt Rousseau unter dem Namen Kunst schlechthin die Kunstübung seiner Zeit. Das Urteil aber enthält die Keime einer neuen Kunst, welche auf tieferen seelischen Wirklichkeiten beruht." Rousseau verwirft die Kunstweise des Rokoko, die falschen, den Anschein des Natürlichen nachahmenden Verzierungen und Reize. Er ist ein Gegner jeder Kunst, die nicht ihre Wurzeln in der Seele des Volkes hat. In seiner Abhandlung über die Künste und Wissenschaften ist seine Absicht, nicht so sehr die Kunst zu bekämpfen, als vielmehr die Tugend zu retten. Er wollte zeigen, daß die Tugend

nicht ein bloßes Produkt der Zivilisation sei. Auch seine spätere Kunstkritik bezweckt nicht die Bekämpfung der Kunst überhaupt. So verwirft er z. B. die melodienlose Harmonie, weil er glaubt, daß die Melodie die Seele in der Musik, daß sie genau das sei, was die Zeichnung in der Malerei ist; die Harmonie bringt nur die Wirkung der Farben hervor. Nur die Melodie gibt den Tönen die moralischen Wirkungen, worin im Grunde die ganze Kraft der Musik liegt. Und wenn er bestrebt war, die Poesie mit der Musik zu verbinden, so geschah das deshalb, weil er nicht trennen wollte, was die Natur vereinigt hat.

Auch Rousseaus Angriffe gegen das Theater berechtigen uns nicht, in ihm einen Feind des Schauspiels und der Kunst überhaupt zu sehen. Was Rousseau in jenem berühmten Brief an d'Alembert über die Schauspiele bekämpft, ist nicht das Theater überhaupt, sondern sind die Sitten seines Zeitalters. Das Theater war im 18. Jahrhundert in Frankreich nur eine andere Art des Salonlebens, also wesentlich ein Mittel zur Beseitigung der Langeweile: man fand kein Vergnügen, keine Freude im Privatleben, und darum ging man ins Theater, um hier ein paar Maximen und Sentenzen zu erlernen und sie nachher zum Gegenstand der Unterhaltung zu machen. Dieser Zustand der Dinge ist vor allem der Grund, der Rousseau genötigt hat, seinen Landsleuten zu raten, den Vorschlag d'Alemberts abzulehnen. Er fürchtete, daß durch das Theater die Pariser Pest nach Genf übertragen sein würde. Außerdem hegte Rousseau großes Mißtrauen gegen den Schauspielerberuf, da die Menschen dadurch zur Heuchelei erzogen werden. Vielleicht ist dabei auch der Einfluß Platos entscheidend gewesen, der bekanntlich das Drama aus seiner Republik verbannt wissen möchte. Aber nicht nur der Ethiker, sondern auch der Künstler Rousseau mußte gegen d'Alembert protestieren, wenn dieser das Theater als ein Mittel empfahl, die Sitten und die Gefühle des Publikums zu verändern. Der Dramatiker kann sich unmöglich mit dem allgemeinen Geschmack der Zeit in Widerspruch setzen. In diesem Sinne scheint Schiller mit Rousseau übereinzustimmen, wenn er in dem Aufsatze Über das gegenwärtige teutsche Theater bemerkt: „Bevor das Publikum für seine Bühne gebildet ist, dürfte wohl schwerlich die Bühne das Publikum bilden." Nichts widerspricht nach Rousseau so sehr dem Wesen der Kunst, als durch sie Propaganda für die Moral treiben zu wollen. Auch in dieser Hinsicht scheint Schiller mit Rousseau übereinzustimmen, wenn er im zweiundzwanzigsten der ästhetischen Briefe schreibt: „In einem wahrhaft schönen Kunstwerk soll der Inhalt nichts, die Form aber alles tun; denn durch die Form allein wird auf das Ganze des Menschen, durch den Inhalt hingegen auf einzelne Kräfte gewirkt." Und namentlich wenn Schiller etwas weiter meint, daß der Begriff einer schönen lehrenden (didaktischen) oder bessernden (moralischen) Kunst widersprechend ist, „denn nichts streitet mehr mit dem Begriff der Schönheit, als dem Gemüt eine bestimmte Tendenz zu geben." Übrigens darf man nicht vergessen, daß Rousseau weit davon entfernt ist, jede Art von Schauspiel zu verwerfen. „Was!" heißt es in dem Briefe an d'Alembert, „darf kein Schauspiel in einer Republik bestehen? Im Gegenteil.

Schauspiele muß es geben." Das Volk muß nach Rousseau nicht nur arbeiten, sondern auch angenehm leben, und dazu eignen sich die Kunstgenüsse ausgezeichnet. Nur dürfen sie keine didaktischen Tendenzen verfolgen. Namentlich tritt Rousseau für die Volksvergnügungen im Freien energisch ein.

Es läßt sich allerdings nicht leugnen, daß der Standpunkt, den Schiller in dem Aufsatze *Die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet* vertritt, von dem Standpunkt Rousseaus verschieden ist. Schiller verficht hier energisch die Überzeugung von der sittlich läuternden Macht der Schaubühne. Aber andererseits betrachtet Schiller doch auch die Moralität durchaus nicht als ein bloßes Produkt des Theaters. Er kann selbst nicht umhin, in diesem Aufsatze ganz im Sinne Rousseaus zu bemerken, „daß vielleicht Molières ‚Harpagon' noch keinen Wucherer besserte, daß der Selbstmörder Beverley noch wenige seiner Brüder von der abscheulichen Spielsucht zurückzog, daß Karl Moors unglückliche Räubergeschichte die Landstraßen nicht viel sicherer machen wird". Im übrigen darf man aller Wahrscheinlichkeit nach annehmen, daß Schiller Rousseaus Brief an d'Allembert über die Schauspiele noch nicht kannte, als er diese Vorlesung hielt.

V.

Die Abhandlung *über naive und sentimentalische Dichtung* ist Schillers persönlichstes philosophisch-poetisches Glaubensbekenntnis. Es ist der Schlüssel zum Verständnis seines ganzen Schaffens. Man begeht einen Irrtum und man tut Schiller unrecht, wenn man darin ein Werk bloßer Gelehrsamkeit und Kritik sieht und wenn man ihm daher vorwirft, daß er uns keine genaue Definition der Poetik, der Natur usw. gebe und daß seine Charakteristik der alten und neuen Dichter unzutreffend sei. Ein bekannter französischer Ästhetiker hat sogar vor einigen Jahren ein umfangreiches Buch der Prüfung dieser Abhandlung gewidmet, um die Unhaltbarkeit der Schillerschen Poetik nachzuweisen. Bei aller Anerkennung des Scharfsinns und der aufrichtigen Sympathie des Verfassers für Schiller wird man sagen müssen, daß sein Kampf wesentlich ein Kampf mit Windmühlen ist. Nicht gelehrte Definitionen der verschiedenen Arten der Dichtung darf man in erster Linie in dieser Abhandlung suchen. Schiller ist vielmehr darin bestrebt, sozusagen auf eine indirekte Art anzudeuten, was er selbst durch sein Dichten erreichen möchte, was ihm am meisten am Herzen liegt. Bei der Charakterisierung der sentimentalischen Dichtung geht er von seinen persönlichen Erfahrungen aus. Insofern ist diese Abhandlung ein wertvolles Dokument für die Kenntnis der Verwandtschaft zwischen Schiller und Rousseau.

Die wichtigste Tatsache, die sich aus der Lektüre jener Abhandlung ergibt, ist die, daß die ganze Dichtung Schillers auf dem Gegensatze von Ideal und Wirklichkeit ruht und daß mithin das Streben nach einer Überwindung dieses Kontrastes den Mittelpunkt seiner ganzen Lebensarbeit bildet. Wie bei Rousseau, so rührt auch bei Schiller der ganze Ernst seiner Schriften daher, daß er sich nach einem verlorenen, vielleicht nie dagewesenen Paradiese sehnt. Auch Schiller trauert darüber, daß die Natur bei uns aus der Mensch-

heit verschwunden ist. Auch er klagt über die Naturwidrigkeit unserer Verhältnisse, Zustände und Sitten. Als naturwidrig betrachtet er die moralische Anarchie, die Verstellung, die List, die Willkür, die kleinliche Selbstsucht, das Konventionelle, die Tyrannei, die Ungerechtigkeit, die innere Zerrissenheit; dagegen heißt natürlich sein: wahr, einfach, offen, frei, gefühlvoll, gerade sein. Oder kurz ausgedrückt: Natürlichkeit ist bei Schiller identisch mit Harmonie, Naturwidrigkeit mit Disharmonie. Aber eine genaue Definition des Begriffs der Natur finden wir weder bei Schiller noch bei Rousseau. Und wir sollen uns darüber nicht wundern, denn etwas innerlich Geschautes läßt sich unmöglich genau definieren. Soviel ist aber sicher, daß alles, was Schiller vom elegischen Dichter sagt, auch von ihm selbst gilt. Auch er sucht die Natur, aber als eine Idee und in einer Vollkommenheit, in der sie nie existiert hat, wenn er sie gleich als etwas Dagewesenes und nun Verlorenes beweint. Allerdings glaubt Schiller sich von Rousseau dadurch zu unterscheiden, daß er nach moralischer Übereinstimmung strebt, während bei Rousseau ein Bedürfnis nach physischer Ruhe sichtbar wird. Besonders charakteristisch ist der Abstand, den Schiller zwischen seiner Rückkehr zur Natur und der Rousseauschen sieht, wenn er schreibt: „Seine (Rousseaus) leidenschaftliche Empfindlichkeit ist schuld, daß er die Menschheit, um nur des Streites in derselben recht bald los zu werden, lieber zu der geistlosen Einförmigkeit des ersten Standes zurückgeführt, als jenen Streit in der geistreichen Harmonie einer völlig durchgeführten Bildung geendigt sehen will." Auf Grund einer eingehenden Prüfung der Rousseauschen Lehren müssen wir aber bemerken, daß man Rousseau unrecht tut, wenn man seine Rückkehr zur Natur als eine Rückkehr zur ursprünglichen Lebensarmut auffaßt. Rousseau selbst betont in einem Briefe: „Man kann nicht den Kopf wie die Mütze ablegen, und man kommt ebensowenig zur Einfachheit wie zur Kindheit zurück." Und im dritten Dialog heißt es: „Aber die menschliche Natur macht keine Rückschritte, und man kann unmöglich zu den Zeiten der Unschuld und der Gleichheit zurückgehen, wenn man diesen Zustand einmal verlassen hat." Was Rousseau in der Natur suchte, lag weit über den Horizont des primitiven Menschen hinaus. Zwar bewundert Rousseau am Wilden die Ursprünglichkeit, die Selbständigkeit, das Einssein; aber das tut er deshalb, weil er die Abgeleitetheit, die Abhängigkeit, den Schein des Zivilisationszustandes verabscheut, weil er unter der Disharmonie des modernen Lebens leidet, weil er findet, daß „wir trotz so vieler Philosophie, Menschlichkeit, Raffiniertheit und herrlicher Grundsätze nur ein betrügerisches und nichtiges Äußeres, Ruhm ohne Tugend, Vernunft ohne Weisheit und Vergnügen ohne Glück haben."

Wie dem nun aber auch sein mag, soviel steht jedenfalls fest, daß auch Schiller unter der inneren Zerrissenheit des modernen Lebens leidet und sich nach einer Rückkehr zur Natur sehnt. Er sagt ausdrücklich in jener Abhandlung: „Unsere Kultur soll uns, auf dem Wege der Vernunft und der Freiheit, zur Natur zurückführen." Auch in dem Rate, den Schiller dem sentimentalischen Dichter erteilt, kommt seine innerste Sehnsucht nach moralischer

Harmonie, seine Auffassung der wahren Rückkehr zur Natur zum Ausdruck: „Frage dich wohl, empfindsamer Freund der Natur, ob deine Trägheit nach ihrer Ruhe, ob deine beleidigte Sittlichkeit nach ihrer Übereinstimmung schmachtet? Frage dich wohl, wenn die Kunst dich anekelt und die Mißbräuche in der Gesellschaft dich zu der leblosen Natur in die Einsamkeit treiben, ob es ihre Beraubungen, ihre Lasten, ihre Mühseligkeiten, oder ob es ihre moralische Anarchie, ihre Willkür, ihre Unordnungen sind, die du an ihr verabscheust?“ Auch aus den weiteren Ausführungen geht hervor, daß Schiller uns nicht zur geistlosen Harmonie des ersten Standes, sondern zur moralischen Einheit zurückführen möchte. „Fürchte dich nicht vor der Verwirrung außer dir,“ sagt Schiller dem sentimentalischen Dichter, „aber vor der Verwirrung in dir; strebe nach Einheit, aber suche sie nicht in der Einförmigkeit; strebe nach Ruhe, aber durch das Gleichgewicht, nicht durch den Stillstand deiner Tätigkeit.“ Den Weg zu dieser Rückkehr zur Natur, d. h. zu dieser Verinnerlichung des Daseins, findet Schiller im Ideal. Die Natur macht den Menschen mit sich eins, die Kunst trennt und entzweit ihn, durch das Ideal kehrt er zur Einheit zurück. Der tiefste Grund des Schillerschen und des Rousseauschen Zivilisationspessimismus liegt darin, daß die Seele beider von einem Ideal entzündet ist. Da wir nicht mehr nach Arkadien zurückkehren können, möchten sie uns nach Elysium zurückführen, d. h. nicht rückwärts in unsere Kindheit, sondern „vorwärts zu unserer Mündigkeit, um uns die höhere Harmonie zu empfinden zu geben, die den Kämpfer belohnt, die den Überwinder beglückt.“

VI.

Schillers geniale Einseitigkeit offenbart sich mit besonderer Intensität auch in seinen letzten Trauerspielen. Wir finden hier sämtliche rousseauistische Züge seiner Jugend wieder, allerdings in geläuterter und veredelter Form: den Glauben an den Adel des menschlichen Herzens, den Freiheitsenthusiasmus, den Gerechtigkeitsdurst, die Liebe für das Natürliche, und als deren Folgen: die Empörung gegen die Verstümmelung der Göttlichkeit des menschlichen Wesens, den Tyrannenhaß, die tiefe Unzufriedenheit mit der vorgefundenen Wirklichkeit, mit einem Wort die elegische Grundstimmung.

So zunächst im Wallenstein. Schon im Prologe läßt uns der Dichter fühlen, daß seine Absicht ist, einerseits den „finsteren Zeitgrund“ rückhaltlos zu schildern, die ganze Erbärmlichkeit der durch den langjährigen Krieg herbeigeführten Zustände hervortreten zu lassen. Andererseits aber will er nicht bei der bloßen Verneinung stehen bleiben. Vielmehr möchte er durch die künstlerische Behandlung jenes Stoffes das Publikum „aus des Bürgerlebens engen Kreis auf einen höheren Schauplatz versetzen“. Durch die Kunst will er die Kontraste des unmittelbaren Daseins, wenn nicht völlig überwinden, so doch erträglich machen. „Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst,“ lauten die Schlußworte des Prologs. Die elegische Grundstimmung durchzieht die ganze Trilogie. J. Minor nennt das Reiterlied ein „veredeltes Räuberlied“. Das gilt aber nicht nur von der Freiheitsbegeisterung, die in diesem Liede

zum Ausdruck kommt, sondern auch von der Unzufriedenheit mit dem Bestehenden, die in folgenden Versen angedeutet ist:

Aus der Welt die Freiheit verschwunden ist,
Man sieht nur Herren und Knechte,
Die Falschheit herrschet, die Hinterlist,
Bei dem feigen Menschengeschlechte.

Von den Rousseauschen Überzeugungen, die in diesem Trauerspiel zum Ausdruck kommen, heben wir hervor: die Notwendigkeit des echten Friedens als Bedingung einer harmonischeren Lebensführung, die Liebe für alles, was wahr, gerade, unverstellt ist, die Toleranz gegen Andersgläubige, die moralische Überlegenheit des Herzens gegenüber dem berechnenden Verstande. Durch und durch rousseauisch gesinnt ist namentlich Max Piccolomini. Dieser Held verkörpert zugleich aufs beste die elegische Grundstimmung Schillers. Charakteristisch sind in dieser Hinsicht die Gespräche, die Max einerseits mit Wallenstein (II. Akt, 2. Auftritt) und andererseits mit Octavio (II. Akt, 7. Auftritt) führt. Der Held läßt den Dichter durchaus nicht kalt. Schiller selbst leidet unter den Disharmonien, mit denen Max zu kämpfen hat. Der Pfeil, den Wallenstein gegen Max richtete:

Eng ist die Welt, und das Gehirn ist weit.
Leicht beieinander wohnen die Gedanken,
Doch hart im Raume stoßen sich die Sachen,

verwundet die Seele des Dichters selbst. Man glaubt endlich Karl Moor zu hören, wenn Max klagt:

Vertrauen, Glaube, Hoffnung ist dahin,
Denn alles log mir, was ich hochgeachtet.
. . . . . .
Betrug ist überall und Heuchelschein
Und Mord und Gift und Meineid und Verrat.
Der einzig reine Ort ist unsre Liebe,
Der unentweihte in der Menschlichkeit.

Nicht minder intensiv ist der Kontrast von Ideal und Wirklichkeit in der Jungfrau von Orleans, der namentlich in Johanna und Isabeau verkörpert erscheint. Auf der einen Seite die Offenbarung der Göttlichkeit der menschlichen Natur, auf der anderen die unerträglichste Verstümmelung des menschlichen Wesens. Rousseauisch ist auch der Kampf, den Johanna gegen die Unterdrückung des fremden Eroberers führt. Ebenso die Leugnung der sozialen Unterschiede. „Sie ist das Götterkind der heiligen Natur, wie ich, und ist mir ebenbürtig," sagt Graf Dunois von der Hirtin Johanna. Endlich ist beachtenswert, daß die Heldin die letzte Rettung aus den Disharmonien des unmittelbaren Daseins in der Weltflucht findet:

Hinauf - hinauf die Erde flieht zurück
Kurz ist der Schmerz, und ewig ist die Freude.

Aus der bedeutenden Vorrede zur Braut von Messina geht zunächst hervor, daß Schiller auch in diesem Werke bestrebt ist, aus den drückenden Nebeln der gemeinen Wirklichkeit in die sonnenheitere Höhe des Ideals zu fliehen. Als die Aufgabe der Kunst betrachtet er die Herstellung der

Harmonie im Leben des Individuums und der Gesamtheit, „die Freiheit des Gemüts in dem lebendigen Spiel aller seiner Kräfte". Daher muß jeder wahre Künstler dem Ideale nachstreben und, was damit eng zusammenhängt, der Naturwidrigkeit des modernen Lebens den Krieg erklären und uns zur Natur zurückführen. „Der Dichter muß alles Unmittelbare, das durch die künstliche Einrichtung des wirklichen Lebens aufgehoben ist, wiederherstellen und alles künstliche Machwerk an den und um denselben, das die Erscheinung seiner inneren Natur und seines ursprünglichen Charakters hindert, wie der Bildhauer die modernen Gewänder, abwerfen und von allen ärmeren Umgebungen desselben nichts aufnehmen, als was die höchste der Formen, die menschliche, sichtbar macht." Und wenn er sich genötigt sieht, den Chor einzuführen, so ist das vor allem deshalb, weil nach seinem Dafürhalten der Chor am besten geeignet ist, die durch den Naturalismus in der Kunst gestörte Harmonie wieder herzustellen. „Dadurch, daß der Chor die Teile auseinanderhält und zwischen die Passionen mit seiner beruhigenden Betrachtung tritt, gibt er uns unsere Freiheit zurück, die im Sturm der Affekte verloren gehen würde." Das Trauerspiel selbst ist von Anfang bis zu Ende von einer sentimentalischen Grundstimmung durchzogen. Das scheint auch die Ansicht Wilhelm v. Humboldts zu sein, wenn er in bezug auf dieses Stück schreibt: „Überall geht Reflexion und Empfindung in Tiefen ein, welche die Alten in ihrem heiteren Sonnenlicht zu verschmähen scheinen, die sie aber, unparteiisch gestanden, auf diese Weise nicht kannten." Selten ist die innere Zerrissenheit in allen ihren Schattierungen so schroff zum Ausdruck gebracht worden, wie in diesem Stücke. Der Unterschied zwischen den früheren Trauerspielen Schillers und der Braut von Messina ist der, daß hier die Disharmonien durch „das Schicksal" herbeigeführt werden, während früher die Ursache des Übels wesentlich die gesellschaftliche Organisation oder die Entartung des Einzelnen war. Jedenfalls leiden sämtliche Figuren dieser Tragödie unter den Mißklängen des menschlichen Daseins. Und, was für uns wichtiger ist, mit ihnen leidet der Dichter selbst. Hat doch Goethe den Freund später im Hinblick gerade auf die Braut von Messina „den Sinnenden, der alles, alles durchgeprobt" genannt. Rousseauisch ist namentlich in diesem Stücke die Diskrepanz, die durch die Entfernung von der heiligen Natur herbeigeführt wird. Man glaubt fast die Anfangsworte des Emiles zu hören: „Alles ist gut, wie es aus den Händen des Schöpfers hervorgeht, alles entartet in den Händen der Menschen" (Worte, die, beiläufig bemerkt, richtig verstanden, die Grundsäule des Rousseauschen Weltgebäudes bilden), wenn der Chor ausruft:

Die Welt ist vollkommen überall,
Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual.

Oder wenn die Hauptheldin der Tragödie, Isabella, klagt:

O meine Söhne! Feindlich ist die Welt
Und falsch gesinnt! Es liebt ein jeder nur
Sich selbst; unsicher, los und wandelbar
Sind alle Bande, die das leichte Glück

Geflochten Laune löst, was Laune knüpfte
Nur die Natur ist redlich! Sie allein
Liegt an dem ew'gen Ankergrunde fest,
Wenn alles andre auf den sturmbewegten Wellen
Des Lebens unstet treibt . . .

Aber wie überall, so bleibt Schiller auch hier nicht bei der bloßen Verneinung stehen. Der Mensch ist wohl imstande, die Mißklänge des unmittelbaren Daseins zu überwinden. Das geschieht eben durch die Flucht „aus des Lebens verworrenen Kreisen" in das Reich der reinen Innerlichkeit:

Auf den Bergen ist Freiheit! Der Hauch der Grüfte
Steigt nicht hinauf in die reinen Lüfte.

Hettner sieht im Wilhelm Tell wie in der Kunstform so auch nach der Seite des inneren Gehalts und der dargestellten Grundidee „eine geläuterte und vertiefte Rückkehr zu Schillers Jugenddichtung". Der Gedanke ist richtig. Das Wort Rückkehr ist aber unpassend. Vollendung sollte es heißen. Schiller ist niemals seinen Jugendträumen untreu geworden, und Tatsache ist, daß Schillers letztes großes Drama von einem eminent rousseauistischen Geiste angehaucht ist. Rousseaus drei Stadien (Harmonie, Disharmonie und wiederhergestellte Harmonie) lassen sich in diesem Drama genau verfolgen. Im ersten Akte zeigt uns der Dichter zunächst die Harmonie, die im Leben der schlichten Bauern herrscht. Man glaubt sich fast in den ursprünglichen Naturzustand zurückversetzt. Aber gleich darauf beginnt die Schilderung der Disharmonie, die infolge der Tyrannei des Reichsvogtes im Dasein des arbeitenden Volkes entsteht. Besonders stark unter dieser Disharmonie leiden: Baumgarten, Stauffacher, Wilhelm Tell, Berta von Brunneck, Freiherr von Attinghausen und der Dichter selbst. Daher bei allen „der Haß gegen die Tyrannei". Nicht nach Zügellosigkeit ist es, wonach sich alle sehnen, sondern nach echtem häuslichen Glück, nach Gerechtigkeit. Gehorchen wollen sie dem Gesetze, wenn es gerecht ist. Nur gegen die Unterdrückung kämpfen sie. Und das ist durch und durch rousseauisch. Sagt doch Tell ausdrücklich, daß er nur die Unschuld, „die heilige Natur" rächen wolle. Sein Atem ist Freiheit, er kann nicht leben in dem Hauch der Grüfte. Wie Tell um eine echte Freiheit kämpft, so ist des sterbenden Attinghausen letztes Wort: „Seid einig, einig, einig". Aber das Charakteristische dieses Dramas, das, wodurch es sich von allen anderen Stücken Schillers unterscheidet, ist, daß es nicht mit der Sehnsucht nach einer vollkommeneren Lebenseinrichtung endet. Der Dichter ist vielmehr bestrebt, die Möglichkeit einer Verwirklichung der Harmonie anzudeuten: die wichtigste Ursache der Disharmonie wird beseitigt, Tell selbst tötet den Tyrannen, alles atmet frei auf, die verletzte Natur wird wieder hergestellt, die Stände sind ausgeglichen, und das Volk fängt an, im Stande der harmonischen Natur zu leben. Beachtenswert ist also nicht nur, daß Schiller auch in diesem Drama nicht beim Nein stehen bleibt, sondern daß er uns an der Verwirklichung des Ideals teilnehmen läßt. Er flößt uns dadurch ein großes Vertrauen in das Ideal ein. Die höhere Harmonie ist dann für uns nicht bloß „ein Ziel, das aufs innigste zu wünschen wäre", sondern eine Tatsache. Wir

fühlen dann, daß „das Dort" sehr wohl hier sein kann. Hierin liegt das wahrhaft Befreiende dieses Dramas. Insofern darf man im Wilhelm Tell den Abschluß der Lebensarbeit Schillers erblicken.

Wir hoffen, daß die vorliegenden Ausführungen Alfred de Vignys Wort: „Qu'est-ce qu'une grande vie? Une pensée de jeunesse exécutée par l'âge mûr" in hohem Grade bestätigen. Schiller ist allerdings durch verschiedene Phasen hindurchgegangen. Aber selten ist einem großen Dichter gelungen, den mächtigen inneren Trieb seines Lebens so rein zum Ausdruck zu bringen. Auch das hoffen wir gezeigt zu haben, daß Rousseaus Einfluß nicht nur auf Schillers Jugend gewirkt hat, sondern daß zwischen den beiden eine wahre innere Verwandtschaft besteht. Damit ist keine Identität gemeint. Zwischen den beiden bestehen tiefe Unterschiede hinsichtlich der Mittel für die Durchführung des großen Zieles, welches sie innerlich geschaut haben. Entscheidend waren dabei namentlich die Erfahrungen der großen französischen Revolution, die Rousseau eben nicht kannte. Aber beide Poeten erstreben im Grunde das eine große Ziel der inneren Veredelung des Daseins, der völligen Erneuerung des individuellen und sozialen Lebens. Beide üben eine sehr scharfe Kritik an dem Bestehenden. Aber der einzige Grund der Kritik, die sie an der vorgefundenen Wirklichkeit üben, ist eben der erhabene Begriff, den sie sich von der Menschenwürde gemacht haben, die Überzeugung von dem Adel der menschlichen Natur. Gerade weil sie diesen Adel verletzt sahen, traten sie als Anwälte der Menschheit auf. Sie verurteilten die Schäden der Zivilisation, weil sie den Segen der echten Kultur vermißten; ihr Zivilisationspessimismus ist die Folge ihres ethischen Kulturidealismus.

Die Revolution des Jehu.

Von
Hermann Gunkel.

Das Volk Israel ist von jeher für die Kunst des Wortes begabt gewesen. Bekannt ist auch dem Modernen aus den Psalmen und dem Buche Hiob die alttestamentliche Lyrik. Weniger bekannt, aber der Kenntnisnahme in hohem Grade wert ist die hochentwickelte hebräische Erzählungskunst, die auch noch in der Gegenwart das Entzücken des verständnisvollen Lesers sein sollte und vielleicht, wenn auch in gewissen Schranken, das Vorbild des modernen Erzählungskünstlers sein könnte. Von dem wundervollen Sagenstil mit seiner plastischen Anschaulichkeit hat der Verfasser dieses Aufsatzes in dieser Zeitschrift bereits einige Beispiele gegeben [1]). Ebenso bewunderungswürdig ist die Geschichtserzählung in strengerem Sinne, die das alte Israel gepflegt hat, eine Geschichtserzählung, die dieses Volk über alle anderen Völker des alten Orients, auch über die neuerdings so viel gepriesenen Babylonier und Ägypter, hoch hinaushebt und die erst in späterer Zeit von den Hellenen erreicht und übertroffen worden ist. In der Art der Erzählung — das wird auch das Folgende zeigen — stimmt diese antik-hebräische Historie im ganzen mit der Sage überein; an Anschaulichkeit steht sie hinter ihr nicht zurück. Geschichtserzählung wird in Israel wie auch anderswo dadurch entstanden sein, daß ein aus dem poetischen Traume erwachendes und die Welt um sich her objektiver betrachtendes Zeitalter die Kunst der Erzählung, die an dem überlieferten poetischen Stoffe erwachsen war, auf die Ereignisse der Wirklichkeit angewandt hat, wobei denn freilich mancherlei poetischer Stoff in die Berichte mit eingedrungen ist. Wenn also diese antike Geschichtserzählung in manchem der Sage nahestehen mag, so unterscheidet sie sich doch von ihr durch die wahrhaft erstaunliche Objektivität, mit der sie sine ira et studio auch solche Begebenheiten schildert, welche die Mitlebenden zu den stärksten Leidenschaften entflammt hatten. Und wenn sie mit ihrem Interesse für das Einzelne und Konkrete auch nicht imstande ist, die allgemeineren Verhältnisse zu ergründen und in die Tiefe der Dinge einzuführen, so entschädigt sie uns doch dafür durch die Treue und Vielfarbigkeit ihrer Bilder, mit denen sie uns einen durch nichts anderes zu ersetzenden Einblick in das Leben des alten Israel gewährt. Von solcher hebräischen Historie sind uns im Alten Testament

[1]) Vgl. die Aufsätze „Die Paradiesesерzählung“ und „Ruth“, Deutsche Rundschau 1904, Bd. CXXI, S. 53 ff., und 1905, Bd. CXXV, S. 50 ff.

leider nicht eben zahlreiche Stücke erhalten. Unter den überlieferten Resten ragt die Erzählung von der Revolution des Jehu hervor [1]), ein Stück, das für uns auch deshalb von besonderer Bedeutung ist, weil es das Volk Israel an einem Wendepunkte seiner Geschichte zeigt, das aber wohl hauptsächlich deshalb in das Königsbuch aufgenommen worden ist, weil es den Namen des den Späteren besonders wichtigen Propheten Elisa enthält und weil es die Erfüllung gewisser Weissagungen des Elias berichtet.

Die Erzählung beginnt mit einer Exposition [2]), die von dem Anfang des Ganzen, an den sie gehört, durch einen Redaktor, der selber eine ähnliche Notiz verfassen wollte [3]), fortgelassen und von einer anderen Hand an späterer Stelle, wo sie freilich den Zusammenhang sprengt, wieder eingesetzt worden ist [4]). Zunächst eine Überschrift:

Jehu, Sohn Jehosaphats, Sohnes des Nimsi, verschwor sich wider Joram [5]).

Nun wenige Worte zum Verständnis des Folgenden:

Joram hatte zu Ramoth in Gilead mit ganz Israel gegen Hasael, König von Aram, die Wache gehalten; dann war König Joram heimgekehrt, um sich in Jisreel von den Wunden heilen zu lassen, die ihm die Aramäer geschlagen hatten [6]).

Die politische Situation, in die uns diese Worte einführen, ist folgende. Die Zeit ist die Mitte des 9. Jahrhunderts. König von Israel ist Joram, Ahabs und Isebels zweiter Sohn, nunmehr bereits zwölf Jahre lang auf dem Throne. Israel kämpft damals mit wechselndem Erfolge gegen seine nördlichen Nachbarn, die Aramäer, die, an Volkszahl ihm bei weitem überlegen, es völlig erdrückt haben würden, wenn die furchtbaren Assyrer, von der anderen Seite her andringend, die Aramäer nicht immer wieder erschüttert und schließlich vernichtet hätten. Auch in Jorams letzter Zeit ist eine solche Erlösungsstunde für Israel angebrochen. Der König hat das vielumstrittene Ramoth [7]), die nördlichste Stadt des Ostjordanlandes, wiedergewonnen und liegt mit „ganz Israel", d. h. mit dem Volksaufgebot, das nur für bestimmte Zeiten und Zwecke versammelt wird, auf der Grenzwacht. Schon ist es zur Schlacht gekommen: Joram selber ist verwundet — die tapferen Könige seines Stammes blieben nicht in sicherer Entfernung hinter den Kriegsscharen zurück, sondern zogen an der Spitze ihrer Truppen mit in den Kampf [8]) — und hat, gewiß

[1]) 2. Könige 9, 1 — 10, 27.

[2]) 9, 14. 15a.

[3]) 8, 28. 29.

[4]) Nach der gewöhnlichen Annahme gehören die Verse einer anderen Quelle an.

[5]) Eine ähnliche Überschrift, worin der Inhalt des Ganzen kurz angegeben wird, am Anfang der Erzählung von Elias' Entrückung, 2. Könige 2, 1.

[6]) Das Folgende: „als er mit dem Aramäerkönig Hasael kämpfte", ist selbstverständlich und wird „Auffüllung" sein. Solche Auffüllungen, die sehr häufig sind, sind im folgenden nicht überall als solche ausdrücklich bezeichnet.

[7]) 1. Könige 22, 3.

[8]) 1. Könige 22.

sehr gegen seinen Wunsch, das Heer verlassen müssen. Er pflegt seine Wunden in Jisreel; in diese nicht allzu weit entfernte Stadt ist er wohl gegangen, um dem kämpfenden Heere im Notfalle nahe zu sein. In Jisreel wohnt er in der königlichen Burg, in der nur eine geringe Besatzung gelegen haben wird; die hohen Beamten sitzen nicht dort, sondern in der Hauptstadt Samarien. Der Erzähler, der uns mit kurzen Worten über diese äußeren Verhältnisse einige Andeutungen gibt, fügt nicht hinzu, was für unsere geschichtliche Auffassung die Hauptsache sein würde, nämlich, daß eben damit für eine Revolution eine günstige Gelegenheit gegeben war. Denn die königliche Gewalt stützt sich in dem israelitischen Staatswesen auf das Heer; die zahlreichen Revolutionen, die es im Nordreiche gegeben hat, sind, soweit wir sehen können, fast immer Militärrevolutionen gewesen. Ist also jetzt König und Heer getrennt, so liegt die Möglichkeit vor, daß ein ehrgeiziger Heerführer sich der Truppen bemächtige und gegen den Herrscher empöre. Noch weniger kommt der Erzähler auf den Gedanken, seinen Lesern zu schildern, daß die damalige Stimmung Israels einer Revolution günstig war. Das Haus Omris, zu dem Joram gehörte, damals schon ein halbes Jahrhundert auf dem Thron, eines der glänzendsten Königshäuser, die Israel erlebt hat, war dieselben Wege wie das Haus Davids und Salomos gegangen. Diese weitblickenden Könige hatten das Volk zu organisieren versucht, was freilich für Israel eine Unzahl von Fronden und Lasten bedeutete und den Widerwillen des von altersher an die Freiheit gewöhnten Volkes erregte. Zugleich hatten sie Verbindungen mit dem Ausland, insbesondere mit Phönizien, angeknüpft: Isebel, Ahabs Weib, Jorams Mutter, offenbar eine höchst bedeutende Frau, war eine Phönizierin. Viel fremde Sitte war unter diesem Regiment in Israel eingedrungen, vom Standpunkte der Kulturgeschichte sicherlich ein großes Glück, in den Augen des altväterisch gestimmten Israel aber ein schlimmes Vergehen. Vor allem war der phönizische Baaldienst von Isebel in Samarien eingeführt worden und hatte begonnen, vom Hofe aus ins Volk hinuntersickernd, in der Hauptstadt dem offiziellen Jahvedienst den Boden streitig zu machen. Aber gegen die fremde Religion hatte sich mit gewaltiger Kraft die Stimme der Propheten, vor allem des Elias, erhoben. Inzwischen war Elias bereits dahingegangen; aber der Widerstand der Propheten gegen Ahabs Haus hatte nicht abgelassen; Elisa, Schüler und Nachfolger des Elias, hatte eifrige Anhänger in der Gilde der Propheten und darüber hinaus im ganzen Lande. So war damals eine gewaltige Menge Zündstoff vorhanden, der die ganze Dynastie in die Luft sprengen konnte und nur des zündenden Funkens harrte. Es ist für die antike Geschichtschreibung bezeichnend, daß sie alles dieses nicht mitteilt. Sie hat — das haben wir schon im voraus festgestellt und finden es hier bestätigt — ebenso wie die Sage nur Auge für den äußeren Hergang, für das Konkrete und Anschaubare; in die eigentlichen Gründe der Dinge einzugehen ist ihr nicht gegeben. Die Ereignisse selber aber beschreibt sie mit der anschaulichsten Deutlichkeit.

Der Prophet Elisa berief einen der Prophetenjünger und sprach zu ihm: Gürte deine Lenden, nimm diese Ölflasche hier in deine Hand und

gehe nach Ramoth in Gilead. Dort gehe hinein und sieh dich daselbst um nach Jehu, Sohn Jehosaphats, Sohnes des Nimsi. Gehe hinein und heiße ihn aufstehen aus der Mitte seiner Kameraden und führe ihn ins innerste Gemach. Dann nimm die Ölflasche, gieße sie auf sein Haupt und sprich dazu: So hat Jahve gesprochen: hiermit salbe ich dich zum König über Israel! Dann öffne die Türe und fliehe sofort!

Der Erzähler, der mit dem Propheten Elisa beginnt, stellt dadurch fest, daß dieser es gewesen ist, der die furchtbare Revolution gestiftet hat. Das ist offenbar eine geschichtliche Tatsache. Auch der Aufstand Israels gegen Salomo ist, wie wir hören, von einem Propheten ausgegangen: Ahia hat ihn veranlaßt. Nun vernehmen wir zwar nichts von den Gründen, die Elisa dazu bewogen haben. Ebensowenig werden uns die vorhergehenden Vorbereitungen und geheimen Abmachungen mitgeteilt, an denen es doch, wie wir aus dem Folgenden schließen können, nicht gefehlt haben wird. Alles dieses entzieht sich dem Gesichtskreis und der Darstellungskunst des Erzählers. Er berichtet nur von dem entscheidenden Schritt und erzählt nur, wie Elisa den Jehu durch einen Prophetenjünger salben ließ und ihm so das Zeichen gab, daß nun die Stunde zum Handeln gekommen sei; und in seiner Darstellung erscheint dieser letzte Schritt als der einzige: ohne jede Vermittlung, so scheint es bei ihm, hat Elisa Jehu zum Könige salben lassen. Auch darüber denkt die Erzählung nicht nach, warum Elisa sich eines vornehmen Soldaten als seines Werkzeugs bedienen mußte; daß er sich nicht selber auf den Thron schwingen konnte, ist ihr selbstverständlich. So ist es ja in Israel schon von der Richterzeit her gewesen: die großen politischen Ereignisse werden von den Helden, Soldaten und Königen vollzogen, der Gottesmann ist als solcher eine Privatperson und hat auf die Politik nur indirekt Einfluß durch sein Wort. — Der äußere Hergang ist nun der folgende gewesen: Elisa berief einen der Prophetenjünger; der ist zu denken als ein junger Mann, zur Prophetengilde gehörig und in ihr zum Ekstatiker erzogen. Solche Prophetenschüler, von glühendem Enthusiasmus, ja Fanatismus erfüllt, an unbedingten Gehorsam gegen den mit göttlicher Autorität zu ihnen sprechenden Vorsteher der Gilde gewöhnt, schrecken vor keiner, auch der gefährlichsten Sendung zurück. Zur Reise soll er sich — so befiehlt Elisa — die Lenden gürten, d. h. das Gewand zum Ausschreiten schürzen und eine Ölflasche, die er ihm überreicht, mitnehmen: Öl, zu allerlei heiligen Handlungen gebraucht, pflegt der Gottesmann auch auf der Reise bei sich zu tragen[1]). In Ramoth beim Heere angekommen, soll er Jehu aufsuchen. Die Berufsstellung des Mannes wird nicht mitgeteilt, auch kein Erkennungszeichen gegeben: Jehu ist offenbar eine bekannte Persönlichkeit. Aus dem Folgenden können wir schließen, daß er der Oberst des Volksaufgebotes gewesen ist, also die wichtigste Person im Heere, die Vertrauensperson des Königs, der beliebte Führer des Volkes, jedem Kinde bekannt. Daß gerade dieser Mann von den Propheten gewonnen war, ist das Unglück des Königs gewesen. Hat ihn der Jüngling getroffen, so soll er ihn aufstehen

[1]) 1. Sam. 16, 1.

heißen „aus der Mitte seiner Kameraden", der übrigen hohen Offiziere, die — offenbar eine gewöhnliche Situation — im Kriegsrat, beim Mahl oder Spiel zusammensitzend gedacht werden. „Ins innerste Gemach" soll er ihn führen: die Sache muß natürlich im tiefsten Geheimnis geschehen, und dort soll er ihn zum Könige salben: die Sitte der Königssalbung ist von Israel mit dem Königtum zusammen von den Nachbarvölkern übernommen worden; sie geschieht, wie auch diese Stelle zeigt, im Namen der Gottheit, nach dem Glauben des Volkes durch die Gottheit selber, und bedeutet die religiöse Weihe des Königs, der als „Jahves Gesalbter" an derjenigen Unantastbarkeit teilnehmen soll, die allem Heiligen, der Gottheit Geweihten zukommt. Im regelmäßigen Falle wird der legitime Nachfolger des verstorbenen Königs an heiliger Stätte durch den Priester geweiht. An unserer Stelle sieht man, wie auch die Propheten solches Recht für sich in Anspruch genommen, dadurch aber die regelmäßige Abfolge der Könige verwirrt und den Staat erschüttert haben. Kaum aber, daß der Jüngling diese Handlung vollzogen und das dazu gehörige Wort gesprochen hat, soll er die Türe öffnen und sich unverzüglich davon machen. Solche plötzliche Flucht ist in dieser Lage begreiflich genug: das Wort, das er ausgesprochen hat, ist Hochverrat. Möglich, daß Jehu ihn sofort verhaften läßt oder ihn selber ohne Zaudern niederschlägt; denn vielleicht geht er auf Elisas Plan nicht ein, oder er will doch jedenfalls den Zeugen aus der Welt bringen. Elisa selbst also weiß es wohl, daß es sich in dieser Sache um Leben oder Tod handelt[1]).

Nun die Ausführung des Befehls: **der Jüngling ging nach Ramoth in Gilead.** Wirklich trifft er die Heeresobersten gerade zusammensitzend. Er wendet sich an Jehu, den er kennt: **Ich habe ein Wort an dich, Oberst!** Jehu: **An wen von uns allen?** Sie sind alle „Oberste". Er antwortet: **An dich, Oberst!** Zu beachten ist hier die auffallende Kürze der Worte: ältester Sagenstil liebt, wie auch das Folgende zeigen wird, solche kurzen Sätze überaus, wie auch die älteste Lyrik, Sprüche- und Prophetendichtung in Einheiten von überraschend geringem Umfange zu reden pflegen. **Da stand Jehu auf und ging mit ihm in das Haus.** Das Leben des Israeliten bewegt sich im Freien; im Freien haben die Hauptleute zusammengesessen. Dort im Hause vollzog der Jüngling die aufgetragene Handlung und sprach die vorgeschriebenen Worte. Die Wiederholung gebraucht nicht ganz genau dieselben Worte, was der hebräische Erzählungsstil, im Unterschiede etwa von Homer, in solchen Fällen verschmäht. Ehe aber Jehu noch recht zur Besinnung gekommen, war der Jüngling schon entflohen. — Die Worte, die er spricht, sind natürlich ganz kurz: so ist es ihm anbefohlen, und so müssen sie sein: sonst zieht Jehu sein Schwert. Aber ein späterer Bearbeiter

[1]) Merkwürdig oder vielmehr sehr begreiflich ist es, wie schwer es den Bibelerklärern wird, sich in solche Situation zu finden und diese Flucht richtig zu deuten. Da versichert man, so rasches Fortlaufen habe überhaupt dem Gebaren der Propheten entsprochen; oder es geschehe, um die Hauptleute noch neugieriger zu machen; oder der Erzähler wolle der Meinung vorbeugen, die gräßlichen Mordtaten, mit denen sich Jehu im folgenden den Thron gesichert habe, seien auf Anstiften der Propheten geschehen.

des Königsbuches hat hier eine längere Rede eingeschaltet, die sich schon durch ihre ganz aus dem Zusammenhange fallende Länge als Zusatz verrät[1]). Dieselbe Hand hat auch an anderen Stellen desselben Buches ganz ähnliche Reden hinzugefügt[2]); besonders da, wo der alte Text bereits eine Prophetenrede enthielt, benutzten die Späteren die Gelegenheit, um ihr eigenes Urteil über die Geschichte im Namen Gottes auszusprechen. Der Inhalt der hinzugefügten Worte ist hier, daß Jehu das ganze Haus Ahabs ausrotten solle, und daß diese Ausrottung geschehen müsse, weil Isebel Jahves Propheten und Fromme getötet hat. Wir kennen die Geschichte des Ahab-Hauses genug, um mit voller Sicherheit sagen zu können, daß dieser Vorwurf gegen Isebel die Übertreibung einer späteren Zeit ist; hören wir doch gelegentlich, daß König Ahab vierhundert Jahve-Propheten in seinen Diensten gehabt[3]), und wissen wir doch, daß er seine und Isebels Söhne Ahasja und Joram nach Jahve genannt hat[4]). Weiter heißt es hier, daß Ahabs Haus dasselbe furchtbare Geschick treffen solle, wie die älteren Dynastien des Jerobeam und des Baesa: solche zusammenfassenden Betrachtungen über die Königshäuser Israels sind für diese späteren Bearbeiter bezeichnend, stehen sie doch am Ende der ganzen Geschichte und überschauen sie als ein abgeschlossenes Ganzes. Schließlich noch ein Wort über Isebel, die der späteren Zeit als die große Jahvefeindin besonders verhaßt war: die Hunde sollen sie fressen auf der Flur von Jisreel, und niemand soll sie begraben; das Wort stammt aus der Elias-Geschichte[5]) und wird im folgenden noch einmal wiederholt[6]). Die Reinigung der Texte von solchen Zusätzen, die wir besonders Wellhausen und seiner Schule verdanken, gibt ihnen erst ihr ursprüngliches Leben zurück.

Nun die zweite Szene zu Ramoth: Als Jehu wieder heraustritt, fragen ihn die Obersten: Steht es gut? d. h. was ist los? Die ständige Frage in solchem Zusammenhange. **Warum ist dieser Verrückte zu dir gekommen?** Das Wort ist außerordentlich bezeichnend; so urteilt man also in gewissen Kreisen über die Propheten! Der Prophet, der verzückte Ekstatiker, mag in seinem seltsamen, grotesken, scheinbar widersinnigen Gebaren manchmal, besonders für den frivolen Beurteiler, einem Verrückten ähnlich genug ausgesehen haben. Im Buche Jeremias hören wir von einem Briefe an den Priester von Jerusalem, in dem es heißt, er habe das Amt, im Jahve-Tempel über alle „Verrückten und Propheten" die Aufsicht zu führen und sie gelegentlich, wenn sie sich allzu störend benehmen, in den Block zu legen[7]). Besonders aber reden so hohe Offiziere; denn der Krieg ist ein rohes Handwerk, und im Militär ist man an kräftige Reden gewöhnt. Da heißt der Kandidat der

[1]) 9, 7—10a.

[2]) Verwandt sind besonders 1. Könige 14, 10 (15, 29; 16, 3. 11), 21, 21 f.

[3]) 1. Könige 22, 6.

[4]) Vgl. meine Schrift „Elias, Jahve und Baal", S. 37.

[5]) 1. Könige 21, 23.

[6]) 9, 36. Die ältere Weissagung sprach von ihrem Tode auf der „Flur von Jisreel"; Spätere haben, der Erfüllung genauer entsprechend, den „Festungsgraben von Jisreel" dafür in den Text gesetzt.

[7]) Jer. 29, 26.

Theologie wohl einmal ein „Pfaffe", der Mediziner ein „Pflasterkasten" und der Prophet ein „Verrückter". Zugleich sieht man aus solchem Worte, daß eine so objektiv schildernde und von den Propheten hier so respektlos sprechende Erzählung nicht aus prophetischen, sondern aus Laienkreisen stammen muß. Jehu erwidert: **Ihr kennt ja den Mann und sein Geschwätz.** Er meint nicht den Jüngling, den die Obersten nicht kennen, sondern den Elisa, der solche Boten zu senden pflegt. Mit Willen hat der Erzähler Jehu ein so unehrerbietiges Wort über Elisa in den Mund gelegt: Jehu gebärdet sich hier keineswegs als Elisas Anhänger und gibt sich selber als eine völlig profane Persönlichkeit. Auch würde der König ihm das so wichtige Amt des Heeresobersten sicherlich nicht anvertraut haben, wenn er offenkundig zur prophetischen Opposition gehört hätte[1]). Er hat also im folgenden nur oder wenigstens zunächst nur für sich und seinen Ehrgeiz gehandelt und, wie es Politiker zu allen Zeiten getan haben — Napoleon I. war ein Meister darin —, die Religion als willkommenen Deckmantel seiner Pläne gebraucht. Daß sich aber die Propheten jener Zeit gerade diesen Mann zum Werkzeug ihrer Gedanken erwählt haben, zeigt, daß auch sie durchaus rücksichtslose Realpolitiker gewesen sind; sie haben ihn gefunden, weil er nach Stellung und Geistesart der Mann war, um die blutige Tat, die ihm aufgetragen ward, zu vollziehen. — Mit den angegebenen Worten: ihr selber kennt ja den Mann zur Genüge, weicht Jehu den Fragenden zunächst aus; er kann ohne seine Kameraden nichts tun und muß zunächst ihre Stimmung zu erforschen suchen. Sie antworten: **Lüge! Sage es uns!** Auch das so geradezu, wie hohe Militärs damals sprachen[2]). **Er antwortete: So und so hat er zu mir gesprochen.** Hebräischer Stil meidet in solchem Falle die Wiederholung der Worte; ein späterer Leser hat sie hinzugefügt; mit solchen „Glossen" ist unser Text ganz überdeckt. **Da nahmen sie eilends ein jeder sein Gewand, legten es ihm zu Füßen auf die nackten**[3]) **Stufen, stießen ins Horn und riefen: Jehu ist König geworden!** Die Schilderung ist uns bedeutsam, weil sie uns zeigt, unter welchen Zeremonien ein König in Israel eingesetzt wird. Der König ist zu vornehm, um den nackten Boden mit den Füßen zu berühren; darum wirft man ihm, wenn man nichts anderes zur Hand hat, die eigenen Kleider unter; vielleicht auch, daß man sich dadurch symbolisch als Untertan des Herrschers bezeichnet; man erinnere sich des gleichen Hergangs bei Jesu Einzug in Jerusalem[4]). Die „Stufen", die hier den Thron ersetzen, sind wohl an der Freitreppe des Hauses zu denken. Zugleich stößt man ins Horn: das Horn, zum Angeben kriegerischer Signale verwandt, wird, wie wir wissen, gerade bei der Thronbesteigung gebraucht[5]): die lauten, langgezogenen, feier-

[1]) Ebenso ist es in den Kreisen der Baal-Verehrer von Samarien, wie das Folgende zeigt (10, 18 ff.), völlig unbekannt, daß Jehu zu den Eiferern für Jahve gehört; diese können vielmehr glauben, daß er einer der ihrigen sei.

[2]) Höflicher übersetzt Kamphausen bei Kautzsch, 3. Aufl.: „Das sind Ausflüchte." Schade nur, daß die alte Zeit nicht so höflich gewesen ist!

[3]) Die Übersetzung ist unsicher.

[4]) Matth. 21, 8.

[5]) Vgl. z. B. 1. Könige 1, 34.

lichen Töne sollen das große Ereignis weithin verkündigen. Und zugleich schreien sie den „Königsruf" aus: er ist König geworden! Es ist anzunehmen, daß man mit solchem „Rufe" die Thronbesteigung zu verkündigen pflegte; israelitische Königsdichter haben ihn zu Thronbesteigungsliedern, in denen er das erste Wort bildete, ausgeführt, und die späteren Psalmisten haben solche Lieder auf Jahves zukünftiges Regiment übertragen[1]). — Man liest zwischen den Zeilen, daß die Person des Propheten im Kreise dieser „Obersten" wenig zu bedeuten hat, daß aber sein Gedanke als solcher einleuchtet, der ist „verdammt schlau". Bezeichnend für den Erzähler ist, daß die Sache so schnell geht. Eine solche Revolution vollzieht sich für den Nichteingeweihten völlig überraschend: im Augenblick muß sich der nicht an der entscheidenden Stelle Stehende überlegen, ob er mitmachen will oder nicht. Daß aber der Erzähler selber nicht zu den Eingeweihten gehört, zeigt sich auch daran, daß er nichts von den Verhandlungen und Versprechungen weiß, die unter den Offizieren der Erhebung auf den Thron vorausgegangen sind, und daß er kein Wort darüber sagt, weshalb der König gerade im Heere so besonders unbeliebt gewesen ist[2]). Der Erzähler führt also auch hier nicht in die letzten Gründe ein: er schaut sie so, wie sie der Außenstehende, nicht der Mithandelnde gesehen hat. Auch vom Verhalten des Heeres selber sagt er nichts: sein Blick verweilt nur auf den Oberen, nicht auf dem Volke: das ist echt antike, epische Betrachtung.

Nun ist die erste Aufgabe des neuen Königs, den alten zu **töten**. Abdankung und lebenslängliche Gefangenschaft gibt es in Israel nicht und würde auch für die Sicherheit des Staates zu gefährlich sein. Wer also gegen den König Aufruhr erhebt, muß zugleich danach streben, ihn zu ermorden und mit ihm sein ganzes Haus: sonst würde er keinen Augenblick vor dem Bluträcher Ruhe haben. Diese Aufgabe hat dann Jehu aufs gründlichste besorgt; und daß dies geschehen werde, ist den Propheten vorher natürlich ganz genau bekannt gewesen. — Alles kommt nun darauf an, den König zu überraschen und ohne Kampf zu überwältigen. Kommt die Nachricht von dem Aufruhr an ihn zu früh, so setzt er sich zur Wehr, und es entsteht ein Bürgerkrieg, der Blut kostet, starke Mißstimmung erregt und dessen Ausfall fraglich ist. Darum ist Jehus erste Maßnahme, daß er die Stadt Ramoth scharf bewachen läßt. Er sagt zu den Obersten: **Ist es Euch genehm, so soll niemand aus der Stadt entrinnen, der es in Jisreel kundtun könne.** So herablassend redet der junge König; wie werden sich die ehemaligen Kameraden über seine Freundlichkeit freuen! Fühlt er sich dann erst sicher im Sattel, so geht es freilich aus anderem Ton. Ein vortrefflich der Wirklichkeit abgelauschter Zug, den Shakespeare verstanden habe würde. — Dann besteigt Jehu selbst den Kriegswagen: die Form dieser Wagen, aus assyrischen und ägyptischen Abbildungen uns wohlbekannt, gleicht der unserer „Troika". Er macht sich mit einer Schar von Kriegswagen selber auf den Weg. Auf dem Wagen

[1]) Beispiel Ps. 97.

[2]) Vielleicht darf man annehmen, daß man mit der Politik des Königs unzufrieden war, der es verschmäht zu haben scheint, den Anschluß an die damals in Syrien stehenden Assyrer zu suchen, was unter Jehu sofort geschehen ist.

fährt er, weil man so am schnellsten vorwärts kommt: Schnelligkeit ist jetzt alles! Nachholend wird noch hinzugefügt, daß sich nicht nur Joram von Israel, sondern auch Ahasja von Juda in Jisreel befand. Die Reiche von Israel und Juda, die sich Jahrzehnte hindurch bekämpft hatten, standen damals dank der staatsklugen Politik des Omri-Hauses in bestem Einvernehmen, wobei Juda eine Art Vasallenstellung eingenommen haben wird. König Ahasja scheint an dem Kriege gegen die Aramäer nicht beteiligt gewesen zu sein[1]), sondern war von Jerusalem zu einem freundschaftlichen Besuche nach Jisreel gekommen. Monarchenbesuche sind schon im antiken Orient bezeugt; bekannt ist besonders der Besuch der Königin von Saba bei Salomo.

Nun folgt ein plötzlicher Szenenwechsel: jetzt sind wir in Jisreel. Der Erzähler hat diesen Wechsel des Schauplatzes gewählt, weil er so imstande war, interessanter zu berichten: wir sollen die Dinge so hören, wie man sie in Jisreel erlebt hat, wo man von ihnen überrascht worden ist. Es folgt zunächst eine Wächterszene. Ein solcher Wächter steht auf dem Turme der Burg; sein Amt ist es, in die Ferne zu spähen und, was er geschaut hat, zu melden. Derartige Wächterszenen sind bei den hebräischen Erzählern offenbar besonders beliebt gewesen[2]), weil sie voller Spannung sind: es ergötzt, zu sehen, wie sich das große Ereignis den Menschen allmählich enthüllt hat. **Der Wächter stand auf dem Turme von Jisreel, sah die Schar**[3]) **Jehus herannahen und sprach: Ich erblicke eine Schar 'von Menschen'**[4]). Er erkennt noch nicht, wer das ist. Da schickt Joram einen Reiter entgegen, der fragen soll: Steht es gut? Das innere Leben des Königs wird, wie es auch im Sagenstil der Fall ist, nicht geschildert. Wir sollen uns vorstellen, daß der König ungeduldig auf Nachrichten vom Kriegsschauplatz wartet, in banger Sorge um das Heer, das er hat verlassen müssen; die Männer, die aus der Gegend von Ramoth herankommen, bringen sicherlich eine wichtige Botschaft, vielleicht von einer geschlagenen Schlacht! So entsendet er einen Reiter; geritten wird damals sehr wenig, nur in besonderen Fällen, z. B. als schneller Bote wird der Reitende verwandt. — Der Reiter kommt an den Zug heran und spricht: **Der König läßt sagen: geht es gut?** Jehu aber entgegnet barsch: **Was du und gut,** d. h. was geht dich das an? **Drehe um, folge mir!** Alle diese Worte so kurz wie möglich; zu Auseinandersetzungen ist jetzt keine Zeit. Jehu will natürlich nicht, daß die Nachricht vor ihm in die Burg komme. Was der Reiter auf seinen Befehl hin tut, wird nicht in der Form der Erzählung, sondern in der interessanteren des Berichtes des Wächters gegeben: **Der Wächter meldete also: Der Bote ist bis zu ihnen gelangt, aber nicht zurückgekehrt.** Das ist ja äußerst befremdlich! Der Reiter hätte auf seinem frischen Pferde dem Zuge weit voraus sprengen müssen; Reiter sind ja schneller als Wagen, besonders wenn die Wagenpferde durch langes Fahren ermüdet sind. Weshalb der Reiter sofort gehorcht hat, wird nicht mitgeteilt; auch hier fehlt, wie immer, die Schilderung des Seelenlebens;

[1]) Anders die Notiz des Verfassers des Königsbuches 8, 20 f.
[2]) Andere Beispiele 2. Sam. 13, 34; 18, 24 ff.
[3]) Übersetzung fraglich. [4]) Konjekturen in Klammern ' '.

wir dürfen uns denken, daß der niedere Soldat, gegenüber einem Oberen an bedingungsloses Gehorchen gewöhnt, sich durch Jehus Befehl hat einschüchtern lassen. — Da sendet der König einen zweiten Boten, dem dasselbe geschieht, was mit denselben Worten erzählt wird. Eine solche Wiederholung der Szene liebt der primitive Stil aller Völker; wo sich moderne Erzählungskunst bemühen würde, die Bedeutsamkeit eines Geschehnisses durch genauere Ausführung deutlich zu machen, beschränkt sich die antike darauf, die Geschichte mehrere Male zu erzählen. Der Leser wird sich allerlei Beispiele dafür aus dem deutschen Märchen erinnern. Hier sehen wir also, wie unser Erzähler die Ereignisse nach dem Geschmack seiner Zeit stilisiert hat. — Nur ein neuer Zug wird in dieser zweiten Szene hinzugefügt: der Wächter meldet: **Das Jagen aber gleicht dem Jagen Jehus, des Sohnes Nimsis; denn der jagt wie verrückt!** Dies also eine erste Enthüllung. Zugleich hören wir, daß Jehu durch wahnsinniges Fahren bekannt war, wodurch in außerordentlich anschaulicher Weise seine rücksichtslose Verwegenheit geschildert wird. Sehr glaublich! Denn wie jetzt hohe Herrschaften im Automobil dahinrasen, so mochte damals der israelitische Heeresoberst über Stock und Stein, auf kaum gebahntem Wege, ohne Rücksicht auf sein und der Rosse Leben, dahinstürmen. Dabei wird uns auch das wieder deutlich, wie Jehu in dieser Lage äußerste Schnelligkeit für notwendig hält.

Jetzt macht sich Joram selber auf, läßt anspannen und fährt entgegen; der Erzähler stellt an dieser Handlung die völlige Ahnungslosigkeit des Königs dar. Daß der Herr zuerst Boten sendet, dann aber selber geht, ist ein schon damals beliebtes Erzählungsmotiv[1]) und auch uns bekannt: „Da macht der Herr sich selber auf." Daß Jehu den Joram auf freiem Felde getroffen hat, ist sicherlich Geschichte. Ebenso, was der Text hinzufügt, daß ihn König Ahasja, auf dem eigenen Kriegswagen neben oder hinter ihm fahrend, begleitet hat. Der Grund dieser Begleitung, der, worüber wir uns schon nicht mehr wundern, nicht ausdrücklich mit erzählt wird, ist nicht weit zu suchen: auch Ahasja wird von derselben Spannung, Näheres über den Krieg zu erfahren, erfüllt gewesen sein. Für Jehu war es ein großes Glück, daß er Joram auf freiem Felde traf, wo er ihn leicht bewältigen konnte; vielleicht war es eine Verräterei einiger Großen in Jisreel, daß sie ihren Herrscher so ohne Bedeckung Jehu entgegenziehen ließen. Daß Ahasja ihn begleitete, war wohl von den Verschworenen nicht beabsichtigt, für Jehu aber gewiß in hohem Grade willkommen. — **So fuhren sie Jehu entgegen und trafen ihn auf dem Grundstück des Jisreeliters Naboth!** Von Naboth und seinem Grundstück hören wir in der Geschichte 1. Könige 21: diesen Mann, einen Edeln aus Jisreel, hatte Jorams Vater um ebendieses Feldes willen, das er freiwillig nicht hatte hergeben wollen, als Hochverräter umgebracht, und Elias hatte dem königlichen Mörder Jahves Rache angedroht. An dieser Schicksalsstätte, wo der Vater gemordet hat, trifft jetzt der Sohn den Verschwörer! Hier aber soll es uns grausen: so ist es doch wahr, daß es einen Gott gibt, der auf Erden richtet und die Schuld der Väter noch an den Söhnen rächt!

[1]) 1. Sam. 19, 18 ff.; vgl. auch Luk. 20, 9 ff.

Sobald Joram den Jehu erblickte und erkannte, sprach er: Geht es gut, Jehu? Jehu sprach: Wie könnt' es gut gehen? So lange die Hurerei deiner Mutter Isebel dauert und ihre vielen Zaubereien! Jehu schimpft voller Wut, er beschimpft seinen königlichen Herrn, er beschimpft ihn in seiner eigenen Mutter; die tödlichste Beleidigung schreit er ihm ins Gesicht: die Königin-Mutter ist eine Dirne und Hexe! Die Ehebrecherin ebenso wie die Hexe verdient nach israelitischer Auffassung den Tod! Diese Worte sind nicht, wie man wohl gemeint hat, einfache Scheltworte ohne weiteren Sinn; ebensowenig sind es bildliche Bezeichnungen des Götzendienstes der Königin; sondern hier wird der phönizische Baaldienst, den Isebel in Israel hat einführen wollen, wenn auch von einem wütenden Gegner, so doch höchst konkret geschildert. Das eben hat man in den altväterischen, jahvegläubigen Kreisen Israels dem Baaldienste vorgeworfen, daß er Prostitution und geheime, böse Künste betreibe. Sicherlich liegt auch dieser Charakteristik ein Stück Wahrheit zugrunde. Die religiöse Prostitution, die das älteste Israel nicht gekannt hatte, spielt bei den Phöniziern, zum Teil bis in die späteste Zeit hinein, eine große Rolle. Und zugleich mag diese Religion, etwa nach babylonischem Vorbild, allerlei „weiße Magie" betrieben haben, die man in Israel verabscheute. Dirnentum und Zauberei gehören ja in der ganzen Welt zusammen[1]). Jehu aber überträgt in scheußlicher Übertreibung diesen Vorwurf auf die Herrscherin selber: was Isebel begünstigt, das übt sie selbst im stillen! Joram ist ein Hurensohn! Diese furchtbaren Worte sind die offene Rebellion! Nunmehr erkennt endlich der König die Lage; er wendet zur Flucht um und ruft Ahasja neben ihm zu: **Verrat, Ahasja!** Aber Jehu nimmt den Bogen zur Hand; der Wagenkämpfer führt, wie wir aus den ägyptischen und assyrischen Abbildungen ersehen, den ferntreffenden Bogen. **Er schoß Joram in den Rücken, daß der Pfeil ihm durchs Herz fuhr und er im Wagen zusammenbrach.** Dann wendet sich der Mörder zu seinem Schildträger Bidekar; auf solchem Kriegswagen steht neben dem eigentlichen Wagenkämpfer der Wagenlenker, die Zügel in der Hand, und der „dritte Mann" mit dem schützenden Schilde. Er spricht zu ihm: **Nimm ihn und wirf ihn auf das Grundstück des Jisreeliters Naboth! Denn 'ich denke daran, wie' wir beide ' ' einst paarweise hinter Ahab fuhren**[2]), **als Jahve diesen Ausspruch tat: Wahrlich, Naboths und seiner Söhne Blut habe ich gestern fließen sehen und will es dir vergelten auf diesem Grundstück hier! So nimm ihn und wirf ihn auf dies Grundstück nach Jahves Wort!** Gemeint ist das Wort des Elias 1. Könige 21, 19, dort übrigens in anderer Fassung, als historisch durch unsere Geschichte beglaubigt. Daß Jehu Elias nicht mit Namen nennt, hat in ähnlichen Fällen sein Gegenstück: nicht auf den Boten, sondern auf den Herrn kommt es an, nicht auf den Propheten, sondern auf den durch ihn redenden Gott. Da der Erzähler auch hier nicht die letzten Gedanken schildert, erfahren wir nicht, ob Jehu

[1]) Nah. 3, 4; Jes. 57, 3.

[2]) Oder: „ritten"; gegen die Auffassung, daß sie auf demselben Wagen wie Ahab standen, spricht das Wort: „hinter Ahab"; auf demselben Wagen stehen Kämpfer, Schildträger und Wagenlenker nebeneinander.

nach seiner Meinung wirklich an diese Erfüllung des Jahve-Wortes glaubt oder ob er nur solchen Glauben für seine Zwecke benutzt; seine ganze Schilderung des blutigen Mannes spricht mehr für das erstere; doch gibt es auch Mischungen, in denen Glaube und politische Berechnung nebeneinander stehen. Wir aber sollen denken: es war doch Jahve, der so durch die Menschen sein eigenes Werk betreibt! Zugleich sieht man, wie das alte Israel daran keinen Anstoß nimmt, daß die Menschen Jahves Worten zu Hilfe kommen, damit sie sich voll erfüllen. Diese Schändung des Leichnams des Königs zeigt uns, welche Erbitterung das Königshaus gegen sich entfesselt hatte.

Nun geht es gegen Ahasja. Warum auch gegen diesen? Der König von Juda ist mit dem israelitischen verbündet und verschwägert und kann den Mord rächen! So kann es zum Bruderkriege zwischen Israel und Juda kommen; das alte Zerwürfnis kann neu erwachen! Das aber ist — so haben wir schon gesehen — die furchtbare Folge eines Mordes in Israel: der Mörder muß das gesamte Geschlecht mit allen seinen Verwandten bis auf den letzten Mann ausrotten. So starben zwei Könige durch denselben Schlag! Von solchen Betrachtungen ist der Erzähler wiederum weit entfernt: er gibt nur den äußeren Hergang, diesen aber mit voller Deutlichkeit. Durch eine Menge eingestreuter geographischer Namen zeigt er uns, wie gut er in dieser Gegend Bescheid weiß. Ahasja jagt auf dem Wege nach 'Beth-Gannim', dem heutigen Dschenin, am südlichen Ende der Ebene Jisreel, vor Jehu her. So geht die rasende Verfolgung dahin. Ahasja flieht dem Süden zu, nach Samarien und Juda hin. Endlich holt man ihn ein auf dem Anstiege des Gebirges, auf dem Paß von Gur bei Jibleam (heute die Ruine Bel'ame). Da schreit Jehu: Auch ihn! schießt ihn! So wird er tödlich getroffen. Der Wagen rast weiter, wendet sich nach Westen und kommt mit dem sterbenden Könige glücklich in die Festung Megiddo. Der Verfasser des Königsbuches fügt hinzu, daß der Leichnam des Königs von seinen Dienern nach Jerusalem gebracht und dort in dem von ihm bereits zu Lebzeiten verfertigten Grabe beigesetzt sei; zugleich wird — auch dies im Königsbuche unerläßlich — ein kurzes Wort über die Regierungsjahre des Königs hinzugestellt[1]).

Die letzte Szene dieses ersten Teils spielt wiederum in Jisreel. Jehu zieht dort ein. Zwischen den Zeilen darf man lesen, daß er in Stadt und Burg, ohne irgendeinen Widerstand zu finden, eingedrungen ist. Daraus ist deutlich, daß die entscheidenden Personen in Burg und Stadt in die Verschwörung eingeweiht gewesen sind. Es ist die bedeutsamste Abweichung unseres Berichterstatters von der Wirklichkeit, daß er davon nicht redet. Er hat die Dinge auch hier zu sehr als einmalige Geschehnisse dargestellt und das sich vorher langsam Entwickelnde verschwiegen. An solchem Beispiele sieht man, wie sich auch dem treuesten antiken Geschichtschreiber, eben weil er nur auf das Äußere achtet, die Ereignisse unter der Hand verfärben. Isebel, die Königin-Mutter, die wichtigste Person am Hofe nach dem Könige, erkennt, daß der Verrat sie umgibt und daß für sie alles verloren ist. Hätte es Mittel zum Widerstande gegeben, sie hätte ihn sicherlich versucht. So weiß

[1]) 9, 28 f.

sie denn, was ihr jetzt bevorsteht, und erwartet ihr Ende einer großen Herrscherin würdig. Auch hier berichtet der Erzähler nicht, was sie dachte, sondern was sie tat. Sie macht höfische Toilette, wie es der ersten Dame des Hofes zukommt, wenn sie einen Gast empfangen will: sie schminkt sich die Augen und schmückt sich das Haupt. Ersteres war und ist die Sitte orientalischer Damen: auf Augenbrauen und Wimpern wird mit einem Stäbchen Stibium, Bleiglanz, gestrichen, wodurch die Augen größer und glänzender erscheinen. So tritt sie an das Fenster des königlichen Palastes und schaut in den inneren Burghof auf den einziehenden Jehu hernieder. Da wirft sie ihm die hoheitsvollen, höhnischen Worte entgegen: Geht es gut dem Simri, dem Mörder seines Herrn? Sie will sagen: Wen sehe ich vor mir, vom Blute seines Herrn besudelt? Ist es nicht Simri? Auch dieser ein vornehmer Oberst, der seinen König Ela verräterisch umgebracht hat[1]). Und sie fragt: Geht es ihm gut? Sie selber und Jehu kennen Simris Geschick: die Rache hat ihn bald genug erreicht, er ward nach sieben Tagen erschlagen! Sie wünscht ihm also Simris Geschick. Diese trotzigen Worte aber waren ihre letzten. Jehu blickte aus dem engen Burghof zum Fenster empor und sprach: Wer hält es mit mir? wer? Da schauten zwei, drei Kämmerer (Hämlinge, Haremsbeamte) aus dem Fenster neben ihr hernieder. Er ruft hinauf: Stürzet sie hernieder! Ein grausamer Befehl, nicht befremdlich aus dem Munde des grimmigen und entschlossenen Mannes, der jetzt durch den Hohn zu wilder Wut entflammt ist. So stürzt sie herab. Wand und Rosse werden von ihrem Blut bespritzt. Die Rosse werden scheu und zertreten ihren Leib. Jehu aber geht in den Palast hinein, ißt und trinkt, nach dem langen Fahren hungrig und durstig, unbekümmert um die ermordete Königin; er hat schon mehr Blut in seinem Leben gesehen. Da sprach er: Sehet nach dieser Verfluchten — verächtlich, ohne Namennennung — und begrabt sie: sie ist ja eines Königs Tochter! Daß selbst Jehu an ein ehrliches Begräbnis für sie denkt, woran er bei Joram nicht gedacht hatte, und sie eine „Königstochter" nennt, ist eine unfreiwillige Huldigung für die stolze Königin, die dem israelitischen Volke, so sehr es sie hassen mochte, doch gewaltig imponiert haben muß. Doch das Geschick war grausamer als selbst der wilde Jehu: als man nun hinging, sie zu begraben, fand man von ihr nur noch den Schädel, die Füße und die Hände. Wo das übrige geblieben ist, wird nicht ausdrücklich gesagt; wir mögen uns denken, daß es inzwischen die Hunde gefressen haben! Hunde, noch halbwild, gibt es noch jetzt in den orientalischen Städten, die sich auf jeden Fraß stürzen und jedes daliegende Aas verschlingen. Den Leser aber schaudert es vor so grauenhaftem Ende der vormals so hoheitsvollen Königin! — Ein späterer Bearbeiter[2]) hat die feinen Linien der alten Erzählung dicker nachgezogen und läßt den Jehu selber an die schon oben erwähnte Weissagung des Elias über Isebel erinnern, wonach die Hunde ihr Fleisch fressen sollten.

[1]) 1. Könige 16, 9 f. [2]) 9, 36 f.

So ist Jehu Herr von Israel geworden. Nun kommt es für ihn darauf an, sich der Hauptstadt Samarien zu bemächtigen; erst dann ist er wahrhaft König von Israel. So handelt der zweite Teil des scharf gegliederten Ganzen davon, wie er Samarien in Besitz genommen hat. Im ersten Teile fallen die beiden Hauptgegner: der König und seine Mutter; der zweite Teil zeigt, wie diese Morde immer weitere Kreise gezogen haben[1]). In der Hauptstadt sitzt die ganze offizielle Welt. Da ist das königliche Arsenal: man kann versuchen, ein neues Heer aufzubieten und zu bewaffnen. Da sind auch Wagen und Rosse, soweit sie nicht im Kriege bei Ramoth stehen. Die Minister und Obersten von Samarien gebieten über die Festungen des Landes. Da sind auch die Prinzen des königlichen Hauses, einer offenbar weit verzweigten Familie: es sind siebzig Mann. Jehu hat auf seiner Seite das Heer in Ramoth; aber das ist fern und steht vor dem Feinde; in Israel hat er nur eine kleine Truppe. Darum wagt er nicht, die Stadt ohne weiteres anzugreifen, sondern[2]) er schrieb Briefe und sandte sie nach Samarien an die Obersten 'der Stadt', d. h. die militärischen Befehlshaber, an die Ältesten, d. h. die städtische Behörde, und an die Vormünder 'der königlichen Prinzen': es muß höfische Sitte gewesen sein, die jungen Prinzen bei besonderen Vertrauenspersonen, denen man dadurch hohe Ehre erwies, aufziehen zu lassen[3]). Vom Inhalt des Briefes wird nur der Schluß mitgeteilt[4]), da der Leser ja den Anfang: Jehus Thronbesteigung und den Tod des Königs, leicht erraten kann. Der hebräische Erzählungsstil geht — wie wir bereits mehrfach gesehen haben — jeder müßigen Wiederholung aus dem Wege, und aktenmäßige Genauigkeit hat die israelitische Geschichtschreibung erst seit dem babylonischen Exil, vielleicht durch Einwirkung der babylonischen Kultur, gelernt. So können wir uns also auch nicht dafür verbürgen, daß das Folgende im Wortlaut getreu und nicht eine naive Erfindung des Erzählers ist: Und nun, sobald dieser Brief an euch gelangt, die ihr über die Söhne eures Herrn, über die Wagen und Rosse, die festen 'Städte' und das Rüstzeug verfügt, so wählt euch den besten und tüchtigsten unter den Söhnen eures Herrn aus, setzet ihn auf den Thron seines Vaters und kämpfet für das Haus eures Herrn! Alle Hilfsmittel — so schreibt Jehu — habt ihr auf eurer Seite! So fasset Mut und kämpft mit mir um das Reich! Also ein ritterlicher Zug in dieser wilden Geschichte, wie er auch sonst

[1]) Eine barbarische Mißhandlung der aufs klarste aufgebauten Geschichte ist es, wenn Kamphausen bei Kautzsch (3. Aufl.) beide Teile voneinander trennt und mit dem zweiten gar einen neuen Abschnitt im Königsbuche beginnt. Ebensolchen Frevel gegen den künstlerischen Organismus begeht Benzinger, wenn er die Salbung Jehus durch den Prophetenjüngling 9, 1—13 einer anderen Quelle zuweist, obwohl sich 9, 15b ff. unmittelbar an dies Stück schließen. Seltsam, wie unempfindlich manche Bibelerklärer in den einfachsten ästhetischen Dingen sind!

[2]) 10, 1a „dem Ahab waren 70 Söhne in Samarien" und 10, 6b „die Söhne des Königs waren 70 Mann bei den Großen der Stadt, die sie auferzogen", sind Zusätze, vgl. Stade, Zeitschrift für die alttest. Wissenschaft 1885, S. 275 f. Die 70 Mann waren weder Söhne des Ahab noch des Joram, sondern Mitglieder des königlichen Hauses.

[3]) Ein anderes Beispiel 2. Sam. 12, 25. [4]) Ebenso 2. Könige 5, 6.

in der alten Zeit belegt ist[1]). Feige ist Jehu nicht, trotz seiner sonstigen Heimtücke. Mutig sieht er der Gegenrevolution entgegen und fordert sie heraus. — Aber eben durch seine Entschlossenheit schüchtert er die Männer von Samarien ein: sie sind durch den Ausbruch der Revolution — so müssen wir uns vorstellen — völlig überrascht; sie wissen wohl, daß das Heer von Ramoth für Jehu ist, und solche Kommissions- und Vormundschafts-Regierungen haben nie die Kraft, die der einzelne, selbständige Herrscher entwickeln kann. Der Bericht sagt: **Sie fürchteten sich gewaltig und sprachen: haben ihm die beiden Könige nicht standhalten können, wie sollten da wir bestehen! So ließen der Hausminister, Vesier, und der Stadtkommandant samt den Ältesten und Vormündern Jehu sagen: wir sind deine Knechte** (Formel der Unterwerfung)[2]); **wir werden alles tun, was du befiehlst; wir machen niemanden zum König; tue, was dir gut dünkt.** Sie erkennen also Jehu an und ergeben sich ihm ohne jede Bedingung. Jehu antwortet und gibt ihnen als ersten Befehl diesen: **Nehmet die Häupter ‘ ’ der Söhne eures Herrn und ‘bringet’ sie mir morgen um diese Zeit nach Jisreel.** Das Wort ist mit Willen doppeldeutig; es kann heißen, daß sie die bedeutendsten unter den Prinzen ausliefern oder daß sie die Prinzen töten und ihre Köpfe als Beweis der geschehenen Hinrichtung übersenden sollen. Solche Zweideutigkeit wählt ein antiker König, der ein Verbrechen wünscht, aber nicht die öffentliche Verantwortung dafür übernehmen will. Ebenso zweideutig ist der bekannte Uriasbrief[3]). Uns mutet auch dies shakespearisch an. In Samarien aber geht man den sichersten Weg und schlachtet alle Prinzen ab: so werden die Beamten der alten Dynastie selber gezwungen, sie auszurotten, und von Jehu zu Mitschuldigen seiner Morde gemacht! Fortan sind sie ihm sicher! — In Körben bringt man die abgeschlagenen Häupter nach Jisreel. Jehu läßt sie noch in der Nacht in zwei Haufen an dem Eingang des Stadttores niederlegen. Des Morgens, da die Leute zur Feldarbeit gehen, steht das ganze Volk schaudernd vor den blutigen Köpfen; solches Grausen wird von dem Erzähler nicht berichtet; aber diese Stimmung liegt stillschweigend über dem ganzen Bericht und macht auf den Leser einen um so stärkeren Eindruck. **Am Morgen aber ging Jehu heraus, trat vor sie hin und sprach zum ganzen Volke: Ihr seid ohne Schuld!** Ihr seid Lämmer! ihr vergießt wahrlich kein Blut! Dies mit mitleidigem Sarkasmus. Ich habe **meinen Herrn umgebracht; aber wer hat diese alle erschlagen?** Mit zynischer Offenheit bekennt er sich selbst zum Verbrechen des Königsmordes. Aber heuchlerisch leugnet er, am Tode der Königssöhne schuld zu sein. — Der Verfasser des Königsbuches hat sich nicht enthalten können, auch hier[4]) wie noch einmal im folgenden[5]) eine erbauliche Erinnerung an die damit erfüllte Weissagung des Elias über Ahabs Haus hinzuzufügen, die aber doch hier in Jehus Mund sehr wenig zu passen scheint. — Der Bericht erzählt weiter, daß Jehu alle die, die in Jisreel von der offiziellen Welt vorhanden

[1]) 1. Sam. 11, 3. [2]) 2. Könige 16, 7.
[3]) Vgl. Greßmann, Älteste Geschichtsschreibung und Prophetie Israels, S. 158.
[4]) 10, 10. [5]) 10, 17b.

waren, alle 'Verwandten' des Königs, seine Vertrauten, d. h. die vornehmen Räte, auch seine Priester, die mit zu den höchsten Beamten gehören — gemeint sind übrigens Jahvepriester — getötet hat.

Nun sein Zug nach Samarien. Auf dem Wege dahin trifft er zufällig die Brüder des Ahasja, d. h. die königlichen Prinzen von Juda, 42 Mann; sie waren auf dem Wege nach Jisreel, um die Söhne des Königs und die der Königin-Mutter zu besuchen, sind also als völlig ahnungslos gedacht. Hier wird also als Sitte vorausgesetzt, daß sich die beiden verbündeten und verschwägerten Höfe zu besuchen pflegten. Man hat[1]) Anstoß daran genommen, daß die Prinzen noch jetzt, mehrere Tage nach dem Blutbad in Samarien, nichts von dem Geschehenen wissen und daß sie die befreundeten Prinzen nicht in Samarien, sondern in Jisreel suchen. Doch verbreiten sich Nachrichten damals nicht so schnell wie bei uns; die Prinzen mögen bei einem Großen der Nachbarschaft zu Besuch gewesen sein und beim Jagen und Zechen nichts von der Welt gehört haben. Immerhin mag sich das Ereignis ein wenig anders abgespielt haben. Aber es liegt kein Grund vor, an seiner Geschichtlichkeit zu zweifeln, noch weniger das Stück einer anderen Quelle zuzuschreiben. Jehu läßt sie lebendig ergreifen, schlachten und in eine Zisterne werfen: so pflegt der Mörder im Morgenlande die Leiche abzutun[2]); der Name des Ortes Beth-'eqed wird genannt. Auch hier, wie immer, nichts über die Gründe seines Vorgehens. Er will so die Bluträcher aus der Welt schaffen und hofft vielleicht, so auch den Thron von Juda an sich reißen zu können: an letzterem sollte ihn allerdings das energische Eingreifen der Königin-Mutter von Juda verhindern[3]).

Nun ein neues Zusammentreffen. Diesmal mit einer im Volke weithin bekannten, nicht beamteten Persönlichkeit, mit Jonadab, Sohn des Rechab. Über diesen Mann hören wir als einen Sektenstifter aus viel späterer Zeit Jer. 35. Die nach ihm genannten Rechabiten, seine Nachkommen, tranken keinen Wein, bauten keine Häuser, säten keinen Samen und besaßen keinen Weinberg, sondern wohnten in Zelten. Die Lebensweise, die sie führten, ist die der Beduinen; so heißt es bei einem griechischen Schriftsteller[4]) von den Nabatäern: „es ist Gesetz bei ihnen, weder Korn zu säen noch fruchttragende Pflanzen zu pflanzen, noch Wein zu trinken, noch ein Haus zu bauen; wer dagegen handelt, wird mit dem Tode bestraft." Nun ist aber für diese Rechabiten bezeichnend, daß sie dieses Beduinenleben mitten im Fruchtlande Kanaan fortsetzten. Sie protestierten also durch ihre Lebenshaltung gegen die in Israel eingedrungene kanaanäische Kultur, denn Israel hatte alles dieses von Kanaan gelernt. Die Behauptung dieser Menschen wird gewesen sein, alles dies sei Abfall von der alten Sitte des Volkes und der Grund aller Zerrüttung und allen Niedergangs. Zugleich aber gilt Jonadab als leidenschaftlicher Eiferer für Jahve. Er und seine Anhänger wollten nicht vergessen, daß der alte Jahve, der Gott der Väter und des Moses,

[1]) Zuerst Stade, Zeitschrift für die altest. Wissenschaft 1885, S. 276 f.
[2]) Jer. 41, 9. [3]) 2. Könige 11, 1 ff.
[4]) Hieronymus von Kardia bei Diodor, Bibliotheke XIX 94.

nicht Korn und Wein und Haus gekannt hat, sondern der Gott der Wüste und der Beduinen gewesen ist. Also ein höchst bedeutsames Bild aus der Kulturgeschichte Israels, wichtig zugleich dadurch, daß diese Rechabiten offenbar den Propheten und ihren Gedanken verwandt sind. Auch Elias ist in der uralten Beduinentracht, nur mit der Wildschur bekleidet, einhergegangen und hat seinen Gott nicht bei den goldenen Stieren Kanaans, sondern wie Moses in der wilden Einsamkeit des Vulkanberges Horeb gesucht. Freilich wenden sich diese Propheten nicht gegen das ganze Kulturleben Israels, sondern nur gegen gewisse Auswüchse; bei ihnen überwiegen die religiösen Gedanken, bei den Rechabiten die Feindschaft gegen die Kultur. Natürlich sagt unsere Erzählung von diesen allgemeinen Verhältnissen nichts, sondern setzt sie als bekannt voraus: für Kultur- und Religionsgeschichte war damals die Zeit noch nicht gekommen. Dagegen erzählt der Bericht wiederum die äußeren Begebenheiten in der uns wohl bekannten Anschaulichkeit: Als Jehu den Jonadab traf, begrüßte er ihn — im Morgenlande eine feierlichere und bedeutsamere Zeremonie als bei uns — und sprach zu ihm: Bist ' ' du redlich 'gegen mich' gesinnt, wie ich gegen dich? Jonadab erwiderte: So ist es. 'Jehu sprach': Wenn es denn so ist, so reiche mir deine Hand! Er tat es. Da ließ er ihn zu sich 'auf' den Wagen steigen und sprach: Komm mit mir, so wirst du deine Lust an meinem Eifer für Jahve sehen! Im Hintergrunde steht wohl, daß Jonadab mit in die Verschwörung eingeweiht ist: er grollt dem Königtum, das die neue Kultur in vollen Strömen ins Land führt. Jehu aber stellt durch diese offene Verbrüderung mit ihm dar, daß die Jahve-Eifernden auf seiner Seite stehen. Ziehen wir alles zusammen, so erkennen wir nunmehr die Kreise, die sich zu der Revolution zusammengefunden haben: es ist der ehrgeizige Heerführer mit samt den Feinden der Dynastie im Heere und am Hof, dazu die Propheten und die Kulturfeindlichen.

In Samarien spielt dann endlich die Schlußszene. Zunächst noch einmal ein furchtbares Blutbad: alles, was vom Hofe noch übrig ist, wird ausgerottet. Nun im Besitze des Reiches, ist es Jehus erste Aufgabe, die Rechnung der Propheten zu bezahlen und den Baaldienst zu zerschmettern. Wenn er das jetzt nicht tut, hat er seine Verbündeten zu entschlossenen Feinden und ist dem Volke einfach ein Mörder. Tut er es aber, so hat er einen Rechtstitel für seinen Aufruhr. Dann wird man von ihm sagen: er sei ein Eiferer Jahves, der sich gegen Ahabs Söhne erhoben habe, um den Baal zu stürzen! Jehu hat diese Forderung des Tages mit grimmiger Entschlossenheit und mit derselben Heimtücke, die er beim Königsmorde bewiesen hatte, durchgeführt, einer Heimtücke, wie sie sich in der Wut religiöser Bürgerkriege zu entwickeln pflegt. Auf dem Wege nach Samarien hat er auf die Verbindung mit Jonadab Wert gelegt und sich als Jahvegläubigen zeigen wollen[1]); hier in der Stadt, wo alle Vornehmen dem Baal zuneigen, nimmt er die Maske des Baalverehrers vor: ein interessantes Zeichen dafür, daß der Baal

[1]) Das ist also nicht für unhistorisch zu halten, wie man manchmal behauptet hat. Daß Jehu mit Jonadab zusammen in Samarien eingezogen sei (Wellhausen, Stade u. a.) sagt der Bericht nicht. 10, 16b ist Variante.

in jener Zeit nur in der Stadt herrschte, während die Landbevölkerung mehr auf Seite des alten Jahve stand. Daß Jehu sich in beiden Verkleidungen zu bewegen versteht, zeigt ihn als Realpolitiker, der die „Ideologen" verachten mag, aber als Politiker mit der Ideologie rechnet. So hat Napoleon I. in Ägypten den Freund des Islam und unmittelbar darauf in Italien den treuen Sohn der Kirche gespielt; er, der gewaltigste Despot, hat, wo er es für passend hielt, die Gedanken der französischen Revolution hervorgeholt und bis auf diesen Tag dafür Gläubige gefunden. So tritt Jehu jetzt öffentlich als Baaldiener auf. In jener alten Zeit war es Sitte, die Grundsätze der neuen Regierung in kurzem Schlagwort zusammenzufassen. So verkündet Jehu in öffentlicher Versammlung das Wort:

Ahab hat Baal nur wenig gedient,
nun wird ihm Jehu dienen mehr!

Die wahre Blütezeit des Baaldienstes soll jetzt erst beginnen! Zugleich befiehlt er, alle Propheten und Priester des Gottes zu versammeln; er habe vor, zur öffentlichen Bekundung seiner Gesinnung, dem Gotte ein großes Opferfest zu halten[1]). Als sie erschienen sind, gibt er ihnen die Weisung: **Heiligt dem Baal eine Festversammlung!** Gemeint ist, daß sie mit den herkömmlichen heiligen Zeremonien eine (geschlossene) Versammlung der Baal-Verehrer zusammenrufen und einweihen sollen. So geschieht es[2]); alle Laien, die sich zum Baal halten, strömen zusammen, vom Könige noch obendrein für den Fall ihres Ausbleibens mit dem Tode bedroht[3]). Der einst von Ahab gebaute Tempel füllt sich mit Menschen, **von einem Ende bis zum anderen.** Am königlichen Hofe gibt es eine **Kleiderkammer**; der König pflegt Kleider (Uniformen) an seine Vornehmen zu verschenken oder an Festen zu verleihen. Aus dieser Kammer läßt er jetzt den Glaubensgenossen in großer Gnade Gewänder herausgeben: daß der Festfeiernde nicht im profanen Alltagsgewand, sondern im Feierkleide der Gottheit naht, ist eine antike, auch uns noch verständliche Sitte. Er selber erscheint, das Fest durch seine hohe Anwesenheit zu verschönen[4]). Er fordert die Versammlung auf, dafür zu sorgen, daß die Feier durch keinen Jahvegläubigen entweiht werde; nur Baalverehrer sollen sich hier zusammenfinden! Er selber tritt an den Altar, um höchsteigenhändig die Königsopfer darzubringen. So hat er höchst raffiniert die ganze vertrauensselige Baalgemeinde in Samarien zusammengebracht, um sie nun mit einem einzigen, entsetzlichen Schlage auszurotten! Man beachte dabei, daß der Baalgläubigen, die gerade den Vorhof des Tempels füllen, doch nicht allzu viel gewesen sein kann; dies ist für die Kritik der Elias-Sage von Bedeutung, die es so darstellt,

[1]) Ein ängstlicher Leser setzt hinzu, daß er dies nur aus Hinterlist getan habe, und zerstört damit die Spannung des Folgenden.

[2]) Übertreibend fügt ein Späterer hinzu, daß Jehu selber durch ganz Israel gesandt habe, um die Baalsverehrer zusammenzubringen. Nach der Meinung des Textes ist dies Zusammenrufen Sache der Baalspriester, und wohnen die Baalsverehrer in der Hauptstadt, nicht „in ganz Israel".

[3]) Falls nicht auch dies ein übertreibender Zusatz ist.

[4]) Daß Jonadab ihn begleitet habe, ist wenigstens an diesem Punkte der Handlung unmöglich.

als ob fast ganz Israel zu dem fremden Gott abgefallen gewesen sei. Inzwischen ist der Tempel draußen durch zuverlässige Trabanten und Ritter („dritte Männer"), im ganzen 80 Mann, umstellt, die bei Todesstrafe bedroht sind, keinen am Leben zu lassen. Als das „Ganzopfer" dargebracht ist, gibt Jehu das Zeichen zum Morde: **Dringt ein und erschlagt sie, daß keiner entkomme!** Und nun beginnt — im Angesicht des Königs! — die furchtbare Metzelei. Dann wird das Heiligtum selber mit entsetzlicher Wut geschändet: **sie drangen in 'den Innenraum' des Baaltempels und schleppten die 'Aschera' ' des Baal, d. h.** eine hölzerne, die Göttin Aschera, Baals Genossin, darstellende Säule, **heraus und verbrannten sie, zertrümmerten 'den Altar' Baals, zertrümmerten den Tempel Baals und machten Aborte daraus,** die sich **dort bis auf diesen Tag** befinden! Damit schließt die Erzählung.

Nun noch ein kurzes Wort, zunächst zur Würdigung der Erzählung. Bewunderungswürdig ist der Realismus der Schilderungen. Nichts wird verschleiert, so blutig es ist. Auch die in den Kreisen der hohen Offiziere übliche abfällige Beurteilung der Propheten wird nicht verschwiegen. Die Propheten bleiben bei den Hauptvorgängen im Hintergrunde, wie sie es in Wirklichkeit gewesen sein werden. Der Erzähler ist der Meinung, daß Ahabs Haus seinen schaudervollen Untergang selber verschuldet hat, aber er zeigt keine Spur von tendenziöser Betrachtung. Nur an einer Stelle hat er einen Hinweis auf Elias' Weissagung Jehu in den Mund gelegt; erst spätere Hände haben weitere hinzugefügt. Die modernen Erklärer haben geschwankt, ob der Bericht mehr auf Seite des Ahab-Hauses oder Jehus stehe; in Wirklichkeit ist er in voller Objektivität geschrieben. Und diese Objektivität ist ein wahres Wunder, wenn man sie mit den prahlerischen, höchst subjektiven ägyptischen und assyrischen Königsinschriften vergleicht! Sie ist ein Ruhmestitel Israels, dessen freier Geist sich vor keinem Despoten beugt, sondern das den Herrscher unbefangen schildert, so wie er ist! Und wie hat der Erzähler es verstanden, durch eine Fülle konkreter Einzelheiten den Eindruck vollen Lebens zu erwecken! Wie übt er die Kunst, in straffer Gliederung des Ganzen die Hauptbeteiligten nacheinander vorzuführen! Und so mögen wir bei der lichten Schönheit dieser Erzählung ganz den Schauder vor den unerhörten Bluttaten, die sie berichten muß, vergessen. Der Leser erinnert sich des Bildes von Rembrandt, das Simsons Blendung darstellt: eine entsetzliche Handlung, von der man den Blick abwenden möchte, aber getaucht in das wundervolle Wechselspiel von Licht und Finsternis, dennoch ein herrliches Bild!

Eben wegen dieser Objektivität ist der Bericht für unsere eigene Geschichtsdarstellung so wertvoll. Zwar die inneren Gründe des Geschehens — so haben wir gesehen — müssen wir selber hinzufügen, und für jede Einzelheit der Erzählung können wir die Hand nicht ins Feuer legen. Trotzdem haben wir den Eindruck, daß die Personen und Begebenheiten darin durchaus richtig aufgefaßt sind, und glauben, so einen Blick mitten in das Leben des alten Volkes zu tun. Der Bericht erzählt von gewalttätigen Handlungen und gräßlichen Mordtaten, von furchtbarer Wildheit des religiösen Hasses: das Israel jener Zeit ist ein durch höhere Kultur noch nicht verfeinertes, aber

auch noch nicht gebrochenes Volk, dazu von leidenschaftlicher Natur und auch in der Religion zum Fanatismus geneigt. Und diese Taten haben Propheten verursacht! Vergebens hat man immer wieder versucht, sie zu entschuldigen; mag Jehu auch über das von ihnen Gewollte hinausgegangen sein, den Untergang der Dynastie und den Tod der Baalverehrer haben auch sie sicherlich gewollt. Hat doch auch Elias nach der Sage die Baalspfaffen mit eigener Hand geschlachtet, und zeigen doch auch die Reden der späteren schriftstellerischen Propheten, wenn auch gemildert und veredelt, im Grunde denselben Geist: auch sie kennen keine Schonung und Toleranz, sondern nur furchtbar lodernden Zorn gegen jeden, der Jahve entgegentritt! Noch die Spätesten haben in Israel Jehus grausige Taten gebilligt; er hat gut ausgeführt, was Jahve wohlgefiel, und ganz nach seinem Sinne gehandelt, sagt der Verfasser des Königsbuches. Und noch moderne Bibelleser sind, da sie dies Urteil über Jehu in der Bibel lasen, im eigenen Urteil über ihn und seine Taten nicht immer ganz sicher gewesen. Anders freilich wird schon das Volk gedacht haben, soweit es nicht durch die Propheten aufgeregt war; in unserem Berichte sehen wir es bei der Ermordung der Prinzen von Samarien schaudernd bei Seite stehen. Auch sei nicht vergessen, was wir aus Hosea 1,4 wissen, daß es Jahvegetreue gegeben hat, die noch hundert Jahre lang von der „Blutschuld von Jisreel" gesprochen und auf Jahves Rache gewartet haben, und daß ein Prophet diesen Stimmungen Ausdruck gegeben hat. Keine Frage aber ist, daß ein Fanatismus, wie wir ihn den Kreisen des Elisa zuschreiben dürfen, die Kehrseite der Kraft des Glaubens ist: die Religion, die wirkliche Religion erfaßt die Menschen in ihren Tiefen, die gewaltigsten Leistungen gehen von ihr aus, aber auch die furchtbarsten Taten läßt sie vollbringen.

Zum Schluß über die Bedeutung des Ereignisses für die israelitische Geschichte. Zunächst für die der äußeren Politik. Durch diese Revolution ist ein tapferes Königsgeschlecht samt seinen hohen Beamten vernichtet worden, ein furchtbarer Verlust an edelstem Blute. Die Zerstörung des Baal-Heiligtums und die Ausrottung der Baal-Gemeinde wird in dem bisher verbündeten Phönizien einen unauslöschlichen Haß gegen das mörderische Israel entfacht haben: ein Zerwürfnis, von dem unsere Quellen schweigen. Nicht lange nach seiner Thronbesteigung hat sich Jehu bei dem Angriffe der Assyrer auf Aram an diese angeschlossen und Salmanassar II. Tribut bezahlt. Diese Verbindung aber sollte Israel in der Folgezeit, als Assurs westliche Züge aufhörten, bitter büßen. Denn nun warf sich das aramäische Reich von Damaskus mit voller Wucht auf Israel und hat dieses bis an den Rand des Abgrundes gebracht: noch unter Jehu ist das ganze Ostjordanland an die Feinde verloren gegangen. Während so Jehus Revolution einen Umschwung zum Schlimmen bewirkt hat, ist es anderseits unverkennbar, daß die Vernichtung des ausländischen Baaldienstes in der Geschichte der israelitischen Religion eine bedeutsame Epoche darstellt. Eindrucksvoll war jetzt festgestellt, daß kein anderer Gott in Israel sein solle als Jahve allein. Die Gedanken des Elias hatten einen entscheidenden Sieg davongetragen, — freilich mit was für Mitteln!

Der neue Balkan.

Mitte Oktober 1913.

Für eine Weile ist in den erbitterten Volks- und Religionskämpfen auf der Balkan-Halbinsel ein Zustand der Ruhe eingetreten. Mehr aus der gegenseitigen materiellen Erschöpfung, als aus innerlichem Friedensbedürfnis. Bulgaren und Serben, Griechen und Montenegriner und zuletzt die Türken geben ihre Ansprüche und Absichten auf Herrschaft und Eroberung nicht auf, sie sind nur durch die Verluste an Blut und Gut gezwungen, die letzte Abrechnung auf die Zukunft zu verschieben. Denn jedes dieser Völker will sich an die Spitze bringen und die anderen unterdrücken, politisch und kirchlich. Bürgerliche Gleichstellung und religiöse Toleranz sagt ihrem Verstande wie ihrem Temperament nicht zu, sie kennen eben durch die Erfahrung von Jahrhunderten nur die Begriffe Herrschaft und Knechtschaft. Von Menschenrechten ist bei ihnen niemals die Rede gewesen. Auch jetzt gelten sie bei ihnen einzig in der Theorie, in den Gesetzblättern, niemals in der Praxis. Die rumänischen Staatsmänner erklären wohl, daß der im Ausgang des Monats August geschlossene Frieden zwischen den Balkanstaaten ein dauernder sein solle, zur Begründung und Förderung der allgemeinen Wohlfahrt, aber die bulgarischen Parteimänner betonen ebenso laut, daß sie und das bulgarische Volk die Stunde der Vergeltung erwarteten. Und so steht der Vernunft die Leidenschaft, der Kultur die Barbarei nach wie vor gegenüber, auf einem vulkanischen Boden, der schon von dem Vormarsch türkischer Bataillone widerhallt.

Der Friede zu Bukarest sucht auf der Grundlage politischer und ethnographischer Gerechtigkeit das Gleichgewicht zwischen den Balkanstaaten herzustellen. Serbien, Bulgarien und Griechenland werden sich nach den Grenzbestimmungen dieses Friedens in Land und Volk an Größe etwa gleichen, jeder Staat zwischen vier bis fünf Millionen Einwohner zählen, Rumänien mit seinen sieben Millionen die Hegemonie besitzen. Aber diese Hegemonie wird dadurch gemildert, daß Rumäniens Schwerkraft jenseits der Donau liegt. Kühnere, hochfliegendere Hoffnungen beseelten Serben und Bulgaren, Griechen und Montenegriner, als sie um die Mitte des Oktobers 1912 zum Kampf gegen die Türken aufbrachen. Einen letzten Kreuzzug nannten sie ihren Feldzug, das Kreuz wieder auf die Spitze der Sophienkirche in Konstantinopel aufzupflanzen, sollte sein Ziel sein. Im Anfang begünstigte das Glück die Verbündeten. Die überraschten und schlecht gerüsteten Türken wurden von den Bulgaren in wenigen Tagen bis in die Tschataldscha-Linie, kaum fünfzig Kilometer von der alten byzantinischen Mauer Konstantinopels, zurückgeworfen und erlitten auch im Kampfe mit den Griechen, Serben und Montenegrinern entscheidende Niederlagen. Adrianopel, Saloniki, Janina fielen im Verlauf des Krieges in die Hände der Verbündeten, Skutari wurde nur durch die Dazwischenkunft der Großmächte vor der Einnahme durch die Montenegriner bewahrt. Mit Kriegsdrohungen mußte Österreich-Ungarn den Siegeszug der Serben nach der Küste des Adriatischen Meeres aufhalten. Gerade als er sich zum kühnsten Fluge erhob, wurde der Aufschwung der Balkanvölker gelähmt. Halb durch die Einmischung zweier Großmächte, denn wie Österreich-Ungarn die Serben nicht nach der Adria, wollte Rußland die Bulgaren nicht nach dem Bosporus und den Dardanellen kommen lassen, halb

durch die Zwietracht der Verbündeten, die nach der Niederlage der Türken über die Teilung des eroberten Mazedoniens aneinander gerieten und sich gegenseitig zerfleischten, weil keiner dem anderen ein Stück der gemeinsamen Beute gönnte. Denn wilder noch und unversöhnlicher als den Türken haßt der Bulgare den Griechen und den Serben, es ist Bruderzwist zwischen ihnen, immer auf Leben und Tod, nicht nur um die Herrschaft, sondern um das Dasein.

In der Meinung der Serben und Griechen gelten die Bulgaren noch als Halbwilde: ein zähes, habgieriges, treuloses und grausames Geschlecht von Bauern, das in seinem Landhunger kein Erbarmen kennt und seiner Eroberung die Ausrottung des Gegners folgen läßt. Dem Bulgaren fehlen die Lieder und der Leichtsinn der Serben, er hat keinen Zug von der geschmeidigen Höflichkeit und Weltläufigkeit der Griechen, er ist düster, verschlossen und hinterhaltig. An dem Ausbruch des Krieges zwischen den Verbündeten trägt er, auch nach der Ansicht der Unparteiischen, die Hauptschuld, denn er verlangte nicht nur den Löwenanteil an der Beute, er wollte sie überhaupt nicht teilen, trotzdem ihm wider jede Erwartung Adrianopel zuletzt noch zugefallen war. Wiederum nicht ganz durch eigene Kraft, sondern durch die Mithilfe der Serben. Um so mehr erbitterte nach dem endgültigen Siege über die Türken dies hochmütige und unnachgiebige Auftreten die Verbündeten. Wenn die Russen den Einzug der Bulgaren in Konstantinopel nicht dulden wollten, waren sie, die Bundesgenossen, noch weniger gewillt, das Joch der bulgarischen Hegemonie auf sich zu nehmen. Die slawische Brüderlichkeit erhielt einen unheilbaren Riß. Serben und Griechen schlossen sich eng zusammen, um die Herrschaftsgelüste und Eroberungen der Bulgaren einzuschränken. Der Ausbruch des Krieges war unvermeidlich: er wurde bei dem gegenseitigen Hasse noch wilder, ungestümer und grausamer geführt als der Krieg gegen die Türken und der Ausgang schien noch in weite Ferne gerückt, als der Eingriff der Rumänen das Ende mit einem Schlage herbeiführte. Gegen den Vormarsch der rumänischen Armee waren die Bulgaren wehrlos und mußten sich Mitte August auf Gnade und Ungnade ergeben. Die rumänische Regierung machte ihnen die Unterwerfung leicht. Ihre Staatsmänner dachten nicht an eine Demütigung und Lebensschwächung Bulgariens, ihr Endziel war die Herstellung eines gewissen Gleichgewichts zwischen Serbien, Griechenland und Bulgarien. Dies ist im Frieden von Bukarest erreicht worden und zugleich, stillschweigend, das Protektorat Rumäniens auf der Halbinsel. Denn selbst der schmale thrazische Landstreifen von Enos am Marmara-Meer nach Midia am Schwarzen Meer, der mit Konstantinopel und seinem Weichbilde im Besitz der Türken geblieben ist, wünscht von ihm Schutz gegen die Bulgaren.

So liegen die politischen Verhältnisse am Balkan, und die wirtschaftlichen entsprechen ihnen. Vom 14. Oktober 1912 bis zum 15. August 1913 hat der Krieg nicht nur Mazedonien, sondern auch die Grenzlandschaften Serbiens und Bulgariens verwüstet und im Verhältnis zu der geringen Volkszahl zahllose Menschenopfer gefordert. Durch den Kampf und die Cholera. Es wird behauptet, daß die Blüte der bulgarischen Jugend und Intelligenz auf den Schlachtfeldern und in den Lazaretten geblieben ist. Die Mohammedaner in Mazedonien haben ihre Dörfer und Gehöfte verlassen, teils sind sie nach Konstantinopel geflüchtet, teils nach Kleinasien ausgewandert. Breite Landstriche waren auch schon früher nur dünn bevölkert, jetzt sind sie menschenleer. Weder Menschen noch Geld haben Serbien und Bulgarien, um sie der Kultur wiederzugewinnen. Langjähriger Arbeit und des westeuropäischen Kapitals wird es bedürfen, ihnen das Aussehen und den Wohlstand wieder zu schaffen, die sie vor dem Kriege hatten. Rumänien hat auch in dieser Hinsicht die Frucht des Krieges geerntet. Seine Wirtschaft, die Bestellung seiner Felder und sein Handel haben keine Einbuße durch den Krieg erfahren, Zehntausende seiner Soldaten hat es auf bulgarischem Boden ernährt. Moralisch und materiell ist es jedem einzelnen der drei Staaten überlegen und einem Bündnisse zweier von ihnen

gewachsen. Mit der Türkei hält es sich im guten Einvernehmen, da es keine Grenzstreitigkeiten zwischen ihnen gibt und der religiöse Gegensatz niemals zum Fanatismus aufloderte. Der breite Donaustrom bewahrte Land und Volk vor dem unmittelbaren und täglichen Druck des Islams. Wohl gehörten Moldau und Walachei zum türkischen Staatsbesitz, und während des achtzehnten Jahrhunderts lagerten oft türkische Heerhaufen, bald gegen die Russen, bald gegen die Österreicher, hier, aber allmählich ließen die Zügel der osmanischen Herrschaft immer mehr nach. Auch dadurch, daß es in diesen Landschaften keine türkischen Grundbesitzer in größerer Anzahl und keine umfangreicheren Stiftungen für mohammedanische Kirchen und Schulen gab. Kaum daß die hohe Pforte noch einen stärkeren Einfluß auf die Wahl und Einsetzung der Hospodare ausübte: auch hier hatten ihr Rußland und Österreich den Vorsprung abgewonnen. Die Wahl Karls von Hohenzollern im Frühjahr 1866 zum Fürsten hat dann Rumänien für immer der türkischen Oberherrschaft entzogen.

Ein ähnliches Schicksal wird ihr jetzt in Albanien bereitet. Dies Bergland lastet wie der richtige Alpdruck physisch und moralisch auf Serbien und Bulgarien. Mitten zwischen beiden, im ewigen Kampf mit Montenegro. Die Bewohner sind tapfere Bergbewohner, an die Schweizer der drei Urkantone erinnernd. Sie bildeten die Kerntruppe der Sultane in Konstantinopel seit der Vernichtung der Janitscharen. Unter Abdul Hamid waren Albanier im Besitz der wichtigsten Ämter; soweit es sein eingeborenes Mißtrauen zuließ, hatten sie sein Ohr; wie der Sultan haßten sie die jung-türkischen Offiziere, die ihre Reformen auch in den albanischen Tälern und Bergen ausführen wollten. So daß seit 1908 zwischen der türkischen offiziellen Regierung und den albanischen Stämmen ein bald heimlicher, bald offener Krieg bestand. Schon damals verlangten einige albanische Demagogen die Gründung eines albanischen Staates, der die Oberherrschaft des Sultans anerkennen, sonst aber sich nach eigenen Satzungen regieren sollte. Dies Zukunftsgebilde ist jetzt das Sorgenkind Österreich-Ungarns, das es zum Schutzdamm gegen das sich vorbereitende Groß-Serbien großziehen möchte. Ursprünglich war Bulgarien für diese Rolle bestimmt, aber es ist im harten Kampfe den Serben und Griechen erlegen. An seine Stelle soll nun der neue Staat Albanien treten, für dessen Unabhängigkeit sich neben Österreich-Ungarn auch Italien interessiert. Denn die Italiener wollen von den Serben an der Küste des Adriatischen Meeres so wenig wissen, wie die Österreicher. Großmütig verweist man sie an die Gestade des Ägäischen Meeres, nach Saloniki, an die Seite der Griechen. Dabei verfügen weder Serbien noch Bulgarien über die bescheidensten Anfänge einer Flotte, und selbst die Seemacht der Griechen, Rumänen und Türken ist heute noch mehr Zukunftsmusik als Gegenwart.

Als die Türken sich von der Überraschung des Angriffs, dem sie erlegen waren, erholt hatten, trieben sie die Bulgaren aus dem verwüsteten Thrazien und nahmen Adrianopel fast ohne Schwertstreich wieder ein. Nur die Sorge vor Rußland hindert sie jetzt, die Maritza zu überschreiten und in das gedemütigte Bulgarien einzufallen. Sie im Süden, die Rumänen im Norden sind die Gebieter der Halbinsel; die wirklichen, materiellen und moralischen Kräfte haben endlich den Sieg über die künstlich aufgeschraubten, über Schein und Bluff gewonnen. Der Fall Bulgariens ist tragisch: zur Weihnacht des vergangenen Jahres hofften sie noch trotz Rußlands in Konstantinopel einzuziehen, jetzt rufen sie die Hilfe der Großmächte an, um ihren Staat vor der Vernichtung zu retten.

Seit England und Frankreich in der Erhaltung der europäischen Türkei nicht mehr ein Lebensinteresse ihrer Politik sehen — England nicht, weil es sich im Besitz Ägyptens und des Suezkanals des Weges nach Indien sicher weiß; Frankreich nicht, weil es vollauf mit der Unterwerfung Marokkos beschäftigt ist — beschränkt sich die „orientalische" Frage auf Österreich-Ungarn und Rußland. Wenigstens in der Hauptsache, der Hegemonie über die Balkanhalbinsel. Und auch darüber haben die Leidenschaften eine wesentliche Abkühlung erfahren. Der Ehrgeiz und

die Machtfülle Österreich-Ungarns haben durch die Einbeziehung Bosniens und der Herzegowina in den Reichsverband eine solche Stärkung und Sättigung gefunden, daß sein Landhunger für eine geraume Weile gestillt sein dürfte, und Rußlands Eroberungspläne richten und verdichten sich immer ausschließlicher auf die nördlichen Provinzen Persiens und die Mongolei. Von türkischen Gebieten kommt nur Armenien für die Russen ernstlich in Betracht, und dieser Erwerb wird ihnen nicht auf die Dauer vorenthalten bleiben, da die Armenier Christen sind und eines Schutzes gegen die Kurden bedürfen. Einen Zusammenstoß mit Deutschland hätten sie in diesem Falle nicht zu befürchten: Kleinasien hat Raum genug für russische wie für deutsche Interessen.

Der Türkei hat das Wohlwollen Europas nie gefehlt. Die allgemeine Meinung bevorzugte von jeher die Türken als Volk vor allen andern Balkanvölkern. Gewiß spielte das wirtschaftliche Interesse dabei mit, die Hoffnung, an der Erschließung und Entwicklung der fast noch unberührten kleinasiatischen und syrischen Landschaften durch die Bagdad-Bahn und ihre Verlängerung zum persischen Meerbusen größeren oder geringeren Anteil zu erhalten. Leider trog ein Faktor der Rechnung. Die Entwicklungsfähigkeit des türkischen Volkes versagte. Eine neidische Fee hat dem türkischen Volke jeden Wunsch und Drang nach vorwärts gleichsam mit der Geburt genommen. Wie zu Anfang seiner Staatsgründung ist es bis heute eine Herde Sklaven unter seinen Sultanen und Paschas geblieben. Das angeborene Phlegma des Volkscharakters wird durch die Bewegungslosigkeit der Religion verstärkt. Stillstand, Erstarrung ist die notwendige Folge dieses Zustandes. Alle Anstöße von außen, die durch den zunehmenden Verkehr unausbleiblich wurden, bewegten nur die Oberfläche. Die jung-türkische Partei in den europäischen Armeekorps, von der man sich in Europa eine Erneuerung des Reiches versprach, machte schmählich Fiasko, als sie im August 1908 unter dem Rufe nach einer Konstitution und der Errichtung eines ottomanischen Reiches, mit religiöser Duldung und Gleichberechtigung aller Volksstämme plötzlich emporkam. Das innerste Wesen des türkischen Volkes in seiner schlichten Einfalt und Wahrhaftigkeit widersprach diesem Mummenschanz, sein Herrenstolz konnte eine Gleichstellung der Sieger mit den Besiegten, der Gläubigen mit den Giaurs nicht dulden, und auf der anderen Seite waren Bulgaren und Griechen, Serben und Montenegriner entschlossen, das so lange getragene Joch endlich abzuschütteln und sich und ihre christlichen Landsgenossen in Mazedonien und Thrazien zu befreien. Der Zusammenstoß war unvermeidlich und entscheidend. In wenigen Herbstwochen 1912 eroberte der Balkanbund das türkische Gebiet bis zur Tschataldscha-Linie und umschloß das Bergland der Albanier von allen Seiten. Die Bulgaren, unter ihrem Zaren Ferdinand, rüsteten zum Einmarsch in Konstantinopel. Die Treulosigkeit der Bulgaren gegen ihre Verbündeten bei der Teilung der Beute machte den überraschten Türken wieder Luft und rief neue Kämpfe hervor, die schließlich Rumänien aus seiner lange bewahrten Ruhe rissen.

Der Friede zu Bukarest bildet die Grundlage der neuen staatlichen Ordnung der Balkanhalbinsel. Zunächst ist es noch ein chaotisches Gebilde. Gewähr für Sicherheit und Dauer der Verhältnisse bietet nach wie vor nur Rumänien. Serbien, Bulgarien und Griechenland halten gezwungen Frieden. Aus Erschöpfung und Furcht vor einem abermaligen Waffengange. Bulgarien mit der ganzen Erbitterung und dem schweigenden Haß des von seinen Verbündeten mitten im Siegeslauf verlassenen Kämpfers. Griechenland hat in Saloniki die wertvollste Erwerbung gemacht, Serbien ist zum Teil durch altserbisches Gebiet vergrößert worden. Um seinen eigentlichen Siegespreis Skutari ist Montenegro durch die Entscheidung der Großmächte gekommen, hat aber durch die fruchtbare Ebene um den See eine willkommene Ausdehnung seines Gebiets erlangt.

Aus dem Gebirgsland der Albanier, unzugänglich und unbezwungen seit den Zeiten römischer Weltherrschaft, wollen die Großmächte ein Fürstentum durch Vereinigung der Stämme mit einem Fürsten nach ihrer Wahl schaffen: es ist

ein längst gehegter Plan Österreich-Ungarns und Italiens, um der slawischen Hochflut einen Riegel vorzuschieben. Hinter Serbien sehen beide, vielleicht nicht mit Unrecht, den Schatten Rußlands. Ob das vergrößerte Serbien indessen, wenn es sich erst in den neuen Gebieten dauernd festgesetzt und den Zugang zum Ägäischen Meer gewonnen hat, noch im russischen Fahrwasser bleiben wird, steht dahin. Um so gewisser ist das „unabhängige" Albanien Zukunftsmusik. Selbst wenn man von der Eifersucht und der Gegnerschaft der einzelnen Stämme absieht, ist das Land an Menschen zu arm, um sich aus eigener Kraft selbständig gegen Griechen und Serben aufrechthalten zu können: es würde immer des Schutzes der Großmächte bedürfen, denn Griechen und Serben werden nicht eher zufrieden sein, bis sie das albanische Land zwischen sich geteilt haben. Die Albanier waren von jeher ein Räubervolk, auf die Plünderung der Bewohner des Niederlandes durch ihre Lage angewiesen wie die schottischen Hochländer. Fällt nun gar der bisherige Abzug einer großen Anzahl der jungen Waffenfähigen alljährlich nach Konstantinopel zur Verstärkung und Ersetzung der Garde des Sultans fort, so bleibt eben nur, bei der Dürftigkeit der Viehzucht und des Ackerbaues, das Räuberhandwerk als Existenzmittel übrig. Hier also hätte zunächst eine energische wirtschaftliche Arbeit durch Straßen- und Eisenbahnbau einzusetzen, um dem neuen Fürstentum überhaupt eine Grundlage zu verschaffen.

Die Vertreibung der Türken aus Europa ist dem Balkanbunde nicht gelungen. Nicht nur das Weichbild Konstantinopels haben die Türken behauptet, sie haben Adrianopel wieder eingenommen, die Dardanellen befestigt und versuchen im Ägäischen wie im Schwarzen Meer eine Flotte zu halten. Die Zähigkeit und Tüchtigkeit der Nation in ihren Stammlandschaften Kleinasien und Syrien hat der Verbitterung und der Parteizerklüftung der Zentralregierung einen Damm entgegengesetzt. Sollte ihr trotzalledem noch eine Wiedergeburt bestimmt sein?

Sie bedarf vielleicht nur eines Organisators, der auf alter nationaler und religiöser Grundlage ihre schlummernden Kräfte erweckt und sammelt und ihnen die Bahn zur neuen Entwicklung weist. Die drei Staaten, die neben der Türkei auf der Balkanhalbinsel zu Ansehen und Geltung gelangt sind: Bulgarien, Serbien und Griechenland, werden sich mit ihr in ein friedliches Einvernehmen zu setzen haben, vor allem Bulgarien, das seinen Haß und seine Erbitterung gegen die Griechen und Serben nur unter türkischem Schutz nähren und reifen lassen kann. Wie die Vertreibung der Türken aus Europa ist den Balkanstaaten die Abschüttelung weder des österreichisch-ungarischen noch des russischen Protektorats gelungen. Ohne Anwendung stärkerer Gewaltmittel behaupten die beiden Großmächte noch immer ihr Ansehen und ihren Einfluß. Der Zustand erinnert an den Italiens in den Jahren 1815—1848 unter der Einwirkung Frankreichs und Österreichs. Für die Balkanstaaten dagegen ist diese Eifersucht und dieser Gegensatz der beiden Großmächte die Gewähr ihrer Sicherheit und Selbständigkeit. Freilich bleibt die Hauptsache für ihre politische wie für ihre wirtschaftliche Entwicklung, daß sie Frieden untereinander halten, und nichts fällt diesen an Kampf und Blutvergießen gewöhnten Halbbarbaren schwerer als der Frieden. Bisher konnte er stets nur durch die Gewalt eines Stärkeren erzwungen werden: es wird eine Art Selbstentäußerung von ihnen verlangt, daß sie fortan ohne äußeren Zwang als gute und getreue Nachbarn nebeneinander wohnen und arbeiten sollen. Aber schließlich ist dies die Bedingung ihrer Existenz und Unabhängigkeit.

Karl Frenzel.

Literarische Rundschau.

Carl Schurz.

Lebenserinnerungen von Carl Schurz. Dritter Band: Briefe und Lebensabriß. Berlin, Druck und Verlag von Georg Reimer. 1912.

Die „Deutsche Rundschau" hat die beiden voraufgegangenen Bände dieses biographischen Werkes zu seiner Zeit besprochen (vgl. Jahrgang 1907 Januarheft; 1908 Oktoberheft). Der erste Band war der Jugendzeit gewidmet und schloß mit der Abreise nach Amerika im Jahre 1852. Der Glanzpunkt darin war die Befreiung Kinkels. Der zweite Band verlegt den Schauplatz nach den Vereinigten Staaten und reicht bis zum Jahre 1870. Beide sind von Schurz selber niedergeschrieben — leider erst in den letzten Jahren seines Lebens, und der Tod beendete die Arbeit vor der Zeit. Für deutsche Leser in dem alten Vaterlande war wohl die Jugendzeit das Anziehendste. Dem entspricht es, daß davon eine Volksausgabe erschienen ist. Der zweite Band führt den Leser in die Mitte der amerikanischen Politik hinein. Aber der größte Teil dieses Stoffes entfiel der sterbenden Hand des Verfassers. So schließt die Autobiographie mit dem zweiten Bande. Dem dritten, jetzt vorliegenden, blieb nur eine Ergänzung übrig. Diese besteht zum größeren Teile aus Briefen von Schurz (zuerst an die Eltern, dann zumal an seine Gattin), die den Aufzeichnungen des zweiten zeitlich parallel laufen. Der kleinere Teil des neuen Bandes führt die politische Laufbahn von Schurz (1869—1906) weiter bis zu ihrem Ende. Hier haben befreundete Kräfte eingreifen müssen: Frederic Bancroft und William A. Dunning.

Die Briefe sind mit der pietätvollen Sorgfalt der Herausgeberin aus einer größeren Anzahl ausgelesen. Sie sind der Mehrzahl nach eine anziehende und sachlich wertvolle Bereicherung des Verständnisses für den bedeutenden Mann, der sie geschrieben hat. Sie gehen zurück bis in die Gymnasialzeit und in die Dichtungen des Primaners, erheben sich aber mit der Bewegung des Jahres 1848 sehr schnell zu männlicherer Höhe und zu einem zukunftsverheißenden Gehalt. So die Abschiedsbriefe an Eltern und Freunde, die er aus den Kasematten von Rastatt (21. bis 23. Juli 1849) schreibt, samt dem Bericht über seine Rettung. Hiermit begegnet sich der kürzlich veröffentlichte Brief Kinkels an seine Frau aus Rastatts Kasematten, 28. September 1849 (Frankfurter Zeitung, 7. Mai 1913). Briefe Kinkels aus dieser Zeit, zumal nach seiner Befreiung, befinden sich auch in dem vorliegenden Bande. Für die große Wendung in dem Leben von Schurz, die mit seiner Verheiratung und seiner Auswanderung nach Amerika eintritt, ist ein wertvolles Dokument der lange Brief, den er dem späteren Schwager (London, 19. April 1852) schreibt, um Rechenschaft zu geben von seiner Vergangenheit und Zukunft. Auch an sich ein schönes Schriftstück, in dem so viel Wahres steht. „Hier in England", sagt er, „würde mir vielleicht nach und nach eine reichliche Existenz blühen; aber sich hier staatsbürgerlich zu gründen, gelingt dem Ausländer nur formell; der Fremde bleibt ein Fremder. Darin fühle ich mich nicht wohl. Was ich in Amerika für mich suche, ist die Möglichkeit, mir nicht allein eine freie, sondern auch eine vollberechtigte staatsbürgerliche Existenz zu gründen. Wenn ich nicht der Bürger eines freien Deutschland sein kann, so möchte ich wenigstens Bürger des freien Amerika sein."

Das erreicht er dann sehr bald. In Briefen an die alten deutschen Kampfgenossen, so namentlich an Kinkel, kommt es zum Ausdruck, wie er das „leeren Phantasmen nachjagende" Emigrantentum preisgibt und festen Boden unter den Füßen im neuen Lande zu gewinnen sucht. Schon zu Anfang des Jahres 1854 schreibt er aus Washington an seine Frau über die ersten Berührungen mit

den Staatsmännern, die er dort kennen gelernt hat: „Ich fühle, daß ich in diesem Kreise etwas Bedeutendes werde leisten können, wenn ich erst aktiv und offiziell darin stände . . . ich fühle, daß, sobald diese Atmosphäre des politischen Handelns mich berührt, auch das alte Feuer von 1848 wieder frisch und jung durch meine Adern strömt, und daß da die wahre Aufgabe meines Lebens liegt, wo ich für meine Wirksamkeit einen Blick auf das Allgemeine habe."

Und so schreibt er an Kinkel ein Jahr später: „Du scheinst zu vermuten, daß ich jetzt für immer nach Europa zurückzukehren gedenke, und ich sehe, daß viele meiner Freunde derselben Meinung sind . . . So lange in Europa keine Umwälzung der Dinge eintritt, ist es mein fester Vorsatz, dieses Land nicht als meinen zufälligen Wohnort, sondern als meinen Wirkungskreis zu betrachten." Die Frage der Freiheit, wenn auch noch so verschieden in der Form, sei im Wesen doch überall dieselbe. Sein Interesse an den politischen Kämpfen dieses Landes sei stark und unwillkürlich genug, um ihn mächtig aufzuregen. Wenn er daneben etwas zu erwerben suche, so geschehe es nur, um in jenen Bestrebungen nicht durch Mangel beschränkt oder gestört zu werden. Dagegen bekundet er eine heilsame Scheu vor der illusorischen Geschäftigkeit, die mit dem Flüchtlingsleben verbunden ist, vor jenem trostlosen Warten, das die stärkste Konstitution untergraben muß, wenn es die einzige Beschäftigung bildet.

In denselben Tagen kommt Nachricht von seiner jungen Frau, die sich zeitweilig in Europa gesundheitshalber aufhält, über eine Belästigung durch die preußische Polizei. „Welch eine Kleinlichkeit! Ist das eine Macht, die sich stark fühlt und mit ihrer Kraft imponieren will? Nicht einmal die Frauen in Ruhe lassen zu können und sie mit Dingen zu quälen, über die fünf Jahre hingegangen sind!"

Mit dem Jahre 1859 beginnen seine Triumphzüge als politischer Redner. Man hat ihn nach Boston eingeladen, und er hat einen großartigen Empfang gehabt. „Ich habe gesprochen wie ein Gott." Die Tage sind sehr anstrengend. „Weißt Du, was es heißt, von Morgen bis Abend geistreich sein zu müssen? Ich bin sentenziös wie ein Orakel gewesen. Aber jetzt möchte ich gern wieder einige Tage Ruhe haben und dumm sein können!"

Dann geht es auf die Agitationsreisen im Westen, in den Bezirken, wo die deutschen Einwanderer sich, gleich Schurz selber, angesiedelt hatten. Ein ganzes Gegenstück zu der Gesellschaft von Boston. Primitive Ortschaften, rohe Wege, rohe Verkehrsmittel, Gasthäuser. Er ist erstaunt, wie bekannt er bereits ist. Die Leute waren von weither gekommen, um ihn zu hören. In St. Paul wird er von einem großen Fackelzug in die Versammlung begleitet. Als er zur Abreise schon auf dem Dampfboot ist, holt ihn eine Deputation von Amerikanern und Deutschen zurück, weil er noch in einigen Ortschaften sprechen soll, wo man ihn stürmisch verlangt! Ähnlich geht es in Chicago bald darauf. Im Juli 1860 ist er bei Lincoln selber, dessen Wahl zum Präsidenten der Preis aller dieser Anstrengungen ist.

„Man sagt mir nach" — so schreibt er einige Jahre später an einen Jugendfreund — „daß ich Lincoln zum Präsidenten gemacht; das ist nun gewiß nicht wahr; aber daß man mir es nachsagt, zeigt wohl, daß ich einiges dazu beitrug, um den Luftstrom in Bewegung zu setzen, der Lincoln in den Präsidentenstuhl trug und damit das System der Sklaverei erschütterte."

Er erhielt von Lincoln den Gesandtenposten in Madrid. Die „gezwungene Apathie des insipiden diplomatischen Lebens" wurde seinem Temperament und seinem Gewissen erdrückend schwer. Da kam die Nachricht von dem ersten großen Unglück in dem Bürgerkriege, das die Waffen der Union traf, und er bat sofort den Präsidenten, ihn zurückzurufen, damit er an dem Kampfe teilnehmen konnte.

Bittere Stunden hat er bei alledem in Fülle gekostet. So schreibt er damals in die alte Heimat von dem kleinlichen Neid des Deutschen, der sich lieber dem Eingeborenen unterordne, als den Landsmann sich über den Kopf wachsen lasse;

von der Eifersucht des Eingeborenen, der dem Fremden seinen Einfluß und seine Bedeutung mißgönne; von der giftigen Schmähsucht des politischen Gegners, dem selbst die persönliche Ehre nicht heilig sei.

Zwei Aufgaben waren es vor allem, die ihn beschäftigten: die Negerfrage und die Reform des Bundesbeamtentums. In beiden Richtungen verfolgte er seine Ideale unbeirrt von Anfang bis zu Ende und sah vielleicht die Schwierigkeiten nicht deutlich genug, die im Wege lagen. Als er nach dem Schluß des Bürgerkrieges die Südstaaten bereist, weiß er von den Lichtblicken der Emanzipation zu berichten, die er gefunden hat. Und so erzählt er aus New-Orleans ein anmutiges Erlebnis, das auf ihn einen tiefen Eindruck gemacht. Ihm wird ein alter Herr vorgestellt, mit der einfachen Eleganz gekleidet, die den Weltmann von Geschmack zeigt, und so fließend, so versatil in der Konversation, daß er in ihm einen Mann von mehr als gewöhnlichem Talente und vielseitiger Bildung sehen muß. Im Laufe des Gespräches dankt er Schurz für seine Anstrengungen im Dienste der farbigen Rasse und bemerkt, er tue das desto lebhafter, weil er ein starkes persönliches Interesse daran habe. Schurz versteht dies nicht, bis der andere sagt, er selbst sei ein Farbiger. „Es gibt kein Land in der Welt," meint Schurz, „in dem er nicht als ein Gentleman erster Klasse empfangen werden würde, mit Ausnahme dieses Landes. Er gehört zu den alten ‚freien Farbigen', von denen es im Staate Louisiana über 20 000 gibt, darunter viele reiche Leute und viele der Gebildetsten des Landes."

Dazwischen teilnehmende Blicke in die Kämpfe des alten Vaterlandes hinüber. So schreibt er (4. August 1866) einem Jugendfreunde mit prophetischem Geiste: „Der Friede ist mir etwas zu schnell gekommen. Ich hatte auf ein Zerwürfnis zwischen Preußen und Frankreich gehofft, aus welchem Deutschland als eine Einheit hervorgegangen sein würde."

Oder ein wehmütiges Erinnern an die ersten Jahre der jungen Ehe, als „wir wie die Kinder lebten . . . das waren noch goldene Tage, das war noch Jugend. Ich war in diesem Lande noch ein unbekannter Mann. Die Zeitungen wußten von mir noch nichts, und ich hatte das Beifallsgeschrei versammelter Tausende noch nicht gehört; aber wie viel glücklicher waren wir doch, und wie viel ungetrübter genossen wir die Freude des Lebens. Das ist nun vorbei." Und dann wieder Seufzer über die Zersplitterung der besten Ideen in dem journalistischen Berufe, dem er einen großen Teil seiner Wirksamkeit geweiht hat. Doch hält er an der neuen Heimat fest trotz mancher Lockungen der alten, nachdem die Wendung dort begonnen hat. So schreibt er von Wiesbaden — zum Besuch bei seiner leidenden Gattin — an Kinkel am 24. Februar 1868, daß die Versuchung an ihn herangetreten sei, nach dem alten Vaterlande wieder überzusiedeln; aber er könne sich nicht dazu entschließen; in Amerika habe er nun einmal tiefe Wurzel geschlagen; die Bestrebungen seiner besten Mannesjahre hätten ihn mit den dortigen Reformbewegungen identifiziert, und er könne nicht aus den Reihen der Kämpfenden austreten, während noch so viel zu tun übrig bleibe. Zudem sehe man in Amerika die Resultate eines vernünftigen und energischen Strebens rasch wachsen. In Deutschland müsse man mehr Geduld haben, als er sich zutraue. Dieser Empfindung gibt er wiederholten Ausdruck nach der Rückkehr, indem er an seine Frau schreibt: „Wie sehr mir auch vieles in Deutschland gefallen hatte, so muß ich doch gestehen, das Land hier heimelte mich recht an. Wie frisch und kräftig ist das Leben hier, und wie fühlt man auf jedem Schritt und Tritt, daß man etwas ausrichten kann. Es ist doch eine große Sache!"

Am 10. Mai 1913 wurde das Denkmal im Morningside Park zu New-York enthüllt für den „Verteidiger der Freiheit und den Freund der Menschenrechte". Es war ein Festtag für das Deutsch-Amerikanertum. Die Herausgeberin des literarischen Nachlasses und des letzten Bandes, seine Tochter Agathe Schurz, enthüllte das Denkmal.

* * *

β. **Deutschland und England** . . . Verhandlungen der Deutsch-Englischen Verständigungskonferenz. Von Ernst Sieper. Berlin und München, R. Oldenbourg. 1913.

Wie viele unter uns, die mit Kummer und Besorgnis der jahrelangen Verstimmung und den Äußerungen feindseligen Mißtrauens zwischen Deutschland und England im Gefühl zugesehen haben, daß derartige Aufwallungen im politischen Leben der Völker Fieberparoxismen gleichen, die überwunden werden müssen, bevor kühle und gerechte Erwägungen wieder Gehör finden können. Um so größere Anerkennung verdienen die Männer, die, unbeirrt vom Tageslärm, höhere Ziele im Auge behielten und im Zusammenwirken der beiden Nationen, nicht in ihrer bewaffneten Rivalität, das Heil der Kultur erblickten. Ihrer geduldigen Ausdauer ist es zu danken, wenn heute weniger mehr von Entscheidungsschlachten zur See, von Landungen und Neuaufteilungen der Erde die Rede geht. Der Nachdruck ist auf rein praktische Erwägungen gelegt worden, mit dem Ergebnis, daß die Interessengemeinschaft beider stammverwandter Länder jeden Akt der Feindseligkeit zwischen ihnen zur Katastrophe gestalten müßte, unter deren Wucht das ganze finanzielle und wirtschaftliche Gebäude der heutigen Welt zusammenbräche. Es ist eine wahrhaft patriotische Tat, lieber die Popularität zu wagen, als die Wahrheit zu verschweigen, und diejenigen, die Zeit, Mühe und Arbeit der Einsicht geopfert haben, eine Verständigung zwischen England und Deutschland könne und müsse erreicht werden, dürfen sich heute schon sagen, daß sie der Menschheit einen Dienst erwiesen und eine große Gefahr abgewendet haben.

γ. **Louis Napoléon Bonaparte et le ministère Odilon Barrot.** Par André Lebey. Paris, Cornély. 1912.

Dieses nicht weniger als 719 Seiten dicke Buch ist dem Ministerium des liberalen Führers Odilon Barrot im Jahre 1849 gewidmet und verfolgt die Absicht, zu zeigen, daß unter diesem Ministerium Louis Napoleon Bonaparte unaufhaltsam in eine Bahn geriet, welche ihn in der inneren und der äußeren Politik von seinen ursprünglichen Grundlagen gänzlich entfernte. Im Dezember 1848 der Vertreter der Revolution, wurde er jetzt der gehorsame Diener der römischen Kirche, welche das ganze Feld beherrschte, und wie er in Melun in seiner Antwort an den ihn begrüßenden Pfarrer „seine Regierung vertrauensvoll unter den Schutz Gottes stellte", so rief in Sens der Bischof den Segen Gottes auf den Mann herab, der durch Gottes Hilfe in freiem Meinungsausdruck sechs Millionen Stimmen erhalten habe. In dieser „Gefangennahme der napoleonischen Idee durch die Kirche" sieht Lebey den Grund zum Ruin Napoleons und Frankreichs. Sein Buch widmet auch der deutschen Einheitsbewegung des Jahres 1848—49 eine ausführliche Berücksichtigung, und man liest diesen Abschnitt (S. 550 ff.) mit Interesse und nicht ohne Nutzen.

γ. **Recueil des instructions** données aux ambassadeurs de France. Tome XIX. Florence, Modène, Gênes. Par Edouard Driault. Paris, Félix Alcan. 1912.

Die kleineren Staaten Italiens hatten für Frankreichs auswärtige Politik eine doppelte Bedeutung. Einmal liegen sie an den Straßen, welche von Paris nach Rom und Neapel führten; dann ließ sich mit ihrer Hilfe der habsburgische Einfluß auf Italien bekämpfen und zurückdrängen, und das war seit den Tagen Franz' I. und Karls V. eins der Hauptziele der französischen Politik: war Habsburg erst Herr Italiens, so hatte es einen großen Schritt zur Erlangung der Universalherrschaft in Europa zurückgelegt. Beim Tode Ludwigs XIV. (1715) hatte Österreich in der Tat nicht bloß 1708 die Erbschaft von Mantua erworben, sondern nun auch Mailand und Neapel, und es suchte die alten Rechte des römischen Reiches wieder hervor, um ein Gebiet nach dem anderen, dessen Dynastie am Aussterben war, so das Florentiner Großherzogtum, für heimgefallen zu erklären und in seinen Besitz zu bringen. Frankreich warf sich ihm hier entgegen und machte ihm jeden Fußbreit streitig. Darin, daß wir die Wendungen und Maßnahmen seiner Politik in Italien nun genau verfolgen können, liegt der Wert dieses stattlichen Bandes, dem der Herausgeber Driault eine ausgezeichnete, die Grundlinien scharf und klar zeichnende Einleitung vorausgeschickt hat. Das Ergebnis um 1789 ist, daß Österreich Unteritalien wieder eingebüßt hat, aber Mantua und mit ihm die Alpenpässe, dann Mailand und Florenz besitzt. Die Ereignisse, welche an die französische Revolution sich anknüpfen, liegen nicht mehr im Rahmen des Recueil.

γ. **Les derniers Barbares.** Chine. Tibet. Mongolie. Par le commandant d'Ollone. Paris, Pierre Lafitte. 1911.

Ein als Kenner des fernen Ostens längst bekannter französischer Offizier, der 1904 vom Kriegsminister Étienne mit einer Sendung beauftragt wurde, berichtet hier in vorzüglicher Weise über seine Reise zu den unabhängigen Stämmen Chinas, den Miao-Tsen in Kum-Tschen, den Lolos in Sseu-Tschuan und den Si-Fan im Nordosten von Tibet. Das bloße Dasein dieser unabhängigen Stämme war bis dahin fast ganz unbekannt; jetzt wissen wir, daß sie die Reste einer Urbevölkerung sind, welche von den Chinesen, die sich der Stromtäler bemächtigten, auf die Hochebene und in die Schneeberge zurückgedrängt wurden. Sie sind nicht chinesischen Stammes; die Lolos hat der, welcher sie zuerst sah, Dr. Thorel, der Begleiter von Francis Garnier, sogar „für einen schwarzen Zweig der kaukasischen Rasse" erklärt, und diese Wilden besitzen eine eigene Schrift und große Tapferkeit. So ist der Ausdruck „die letzten Barbaren"

nicht einmal im vollen Sinne wahr; er ist es aber in dem anderen, daß diese merkwürdigen Völker die einzigen der Welt sind, welche von der europäischen Kultur noch unberührt sind.

βλ. **Souvenirs d'un Diplomate.** Par Jules Patenôtre. Paris, L'Édition moderne. Librairie Ambert. 1913.

Ein ehemaliger französischer Botschafter erzählt von sich und von den Ländern, durch die sein Beruf ihn führte. Dieser erste Band bespricht Griechenland, Kleinasien, Persien, Südamerika und endlich den fernen Orient, zum Zeitpunkt zwischen 1870 und 1879. Die unermüdliche Wanderlust und frohe Laune des Berichterstatters überträgt sich auf den Leser, den die anmutige Darstellungsweise fesselt und erfreut. Das Buch empfiehlt sich für müßige Stunden, denen es viel mehr als bloße Unterhaltung bietet.

ρω. **Lotte von Brobergen.** Geschichte einer Liebe in Briefen aus der Wertherzeit. Nach Originalen herausgegeben von Margarete Böing. Berlin, Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel). 1913.

Bei der großen Anzahl neuerdings veröffentlichter, oft nicht sehr glücklich gewählter Briefwechsel erfreut doppelt ein Dokument, das echte menschliche Werte mit dem immer schönen Akzent der Wahrheit in künstlerischer Abrundung bietet. Von dem Briefwechsel der Lotte von Brobergen mit ihrem Freund Heinrich von der Lieth, der in dieser Zeitschrift zuerst veröffentlicht worden ist, sind nur die Briefe der Frau erhalten geblieben. Sie geben aber auch allein ein klares Bild dieser Freundschaft zweier ebenso innig fühlender als selbstbeherrschter Naturen und lassen aus der Haltung der Schreiberin die Art desjenigen erkennen, an den sie gerichtet sind. Die Liebe der unglücklich verheirateten Lotte von Brobergen gewinnt ihre Bedeutung durch die spontane, edle und hinreißende Art, in der sich ihr Wesen ausdrückt; sie erhält ihr besonderes Gepräge durch das tragische Ende: die Frau, die einen jahrelangen Kampf zwischen der Liebe zum Freunde und der Liebe zum ehelichen Sohn gekämpft hat, verliert in dem Augenblick, da sich eine glückliche Lösung des Konflikts gefunden zu haben scheint, diesen Sohn durch einen raschen Tod, und ihre aufgezehrte Kraft erliegt in einer Krankheit von wenigen Tagen diesem Leid. Der Geliebte soll unverheiratet geblieben und Soldat geworden sein. Der Kampf zwischen mütterlicher und fraulicher Liebe in einem warmherzigen, reinen Geschöpf hat sich wohl selten in einem so echten, durchempfundenen, ungezierten und darum mitreißenden Ausdruck enthüllt, dem Ausdruck aus einer Zeit, die die sprachliche Darstellung des Gefühls verstand und pflegte. — Oder sollte der Leser einer kleinen Täuschung unterliegen, und dieses so wunderbar abgerundete Begebnis, das sich in der vorzüglich geeigneten Sprache der Romantik darbietet, wäre ein Werk der Phantasie? Dann jedenfalls ist die Täuschung eine gelungene und der Wert der ergreifenden „Geschichte einer Liebe" darum nicht kleiner.

ρω. **Nouvelles asiatiques.** Par le Comte de Gobineau. Librairie académique Perrin et Cie. Paris 1913.

Die Nouvelles asiatiques des Grafen Gobineau, die zuerst 1876 erschienen, seit langem aber in dieser Ausgabe vergriffen waren, liegen hier von neuem in einem der bekannten Bände bei Perrin in Paris vor. Die „Nouvelles asiatiques" sind eines jener Werke, die nur in der Originalsprache ihren ganzen Zauber ausüben. Gobineau schildert Leben und Typen des Orients als reiner Betrachter, scheinbar ohne zu urteilen, ohne zu vergleichen. In dieser unpersönlichen Darstellung wirken Schwäche, Größe und Lächerlichkeit um so packender, je mehr der zur Schau getragene Gleichmut des Erzählers den Leser zum Urteilen herausfordert. Diese Art, sich skeptisch zu geben, hat sich stets am glücklichsten mit dem französischen Sprachgeist, dem hellen, unsentimentalen, fein nuancierenden, vereinigt. Graf Gobineaus Allüre, das Exotische, unserm Gefühl Fremde mit vorurteilsloser Ernsthaftigkeit zu erzählen, während er es im Gegenteil nur durch das beständig wache Kontrastempfinden so charakteristisch darzustellen weiß, übt einen exquisiten intellektuellen Reiz aus. Das Bewußtsein, einem Manne von höchster Geisteskultur gegenüberzustehen, ist der eigentliche Hochgenuß, den der Leser der „Nouvelles asiatiques" empfindet. Was diese Erzählungen aber künstlerisch über alle neueren exotischen Novellenwerke stellt, ist letzten Grundes doch ihre Allgemeingültigkeit, ihre Lebens- und Gefühlswahrheit, die tiefer liegt als alle Verschiedenheiten der Sitte und des Rassencharakters. Sie konnte nur ein ganzer Künstler und ein langjähriger Beobachter entdecken, für den der Orient der Schauplatz eigenen Wirkens und nicht der Gegenstand einer Notizenreise war. Die tiefe Symbolik von l'Illustre Magicien, wo der durch eine menschliche Liebe gebundene Jünger des Magiers der letzten Erkenntnis nicht teilhaftig werden kann, die romantische Liebes- und Sterbensgeschichte der treuen Amants de Kandahar, die Danseuse de Shamakha, die Tragödie des Freudenmädchens, das den einzigen, der sie nicht sinnlich begehrt hat, bis in den Tod liebt, das alles deutet durch die reizvoll fremdartige Form hindurch doch auf unser eigenes Leben. Nur Themen von einfacher Ursprünglichkeit können diese Allgemeingültigkeit beanspruchen; daß gerade solche Vorwürfe, so rein und naturhaft, wie sie sich bei orientalischen Völkern fassen lassen, mit dem Geschmack und der Kunst eines höchstverfeinerten Kulturmenschen dargestellt sind, macht die Gobineauschen Novellen so sehr anziehend.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Oktober zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Altmann. — Robert Hamerlings Weltanschauung — ein Optimismus. Historisch-kritische, literarisch-philosophische Studie. Von Dr. Adolf Altmann. Salzburg, Mayrische Buchhandlung. 1914.

Aus Natur und Geisteswelt. 31. Bändchen: Grundzüge der Verfassung des Deutschen Reiches. Sechs Vorträge gehalten von Prof. Dr. Edgar Loening. Vierte Auflage. — 411. Bändchen: Über Universitäten und Universitätsstudium. Sechs Vorträge von Theobald Ziegler. Mit einem Bildnis W. von Humboldts. - 415. Bändchen: Moltke. Von Franz Karl Endres, Kais. ottomanischer Major im Generalstabe. Mit einem Bildnis Moltkes. — 417. Bändchen: Die moderne Mittelstandsbewegung. Von Dr. Leo Müffelmann. Leipzig, B. G. Teubner. 1913.

Bacmeister. — Soziale Wiedergeburt. Wichern — Lassalle — Bismarck und die Wissenschaft. Ein Bild einheitlicher, deutscher Kulturarbeit. Von Johann Bacmeister. Mit Wicherns Porträt. 13. bis 22. Tausend. Stuttgart, Wilhelm Kohlstädt. 1913.

Baußnern. Alte Volkslieder. Dreistimmig gesetzt von Woldemar von Baußnern. Marburg, N. G. Elwert. O. J.

Beck. — Verlagskatalog der C. H. Beckschen Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München. 1763–1913. Mit einer geschichtlichen Einleitung. Herausgegeben zur Feier des hundertfünfzigjährigen Bestehens der Firma. München, C. H. Beck. 1913.

Bergmann. — Worte Mosis. Herausgegeben von Dr. Hugo Bergmann. Minden, J. C. C. Bruns Verlag. O. J.

Bettelheim. — Biographenwege. Reden und Aufsätze. Von Anton Bettelheim. Berlin, Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel). 1913.

Bodkin. — Paul Becks Untersuchungen. Kriminalgeschichten von M Mc. Donnell Bodkin. Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von Pauline Biaiber. Stuttgart, J. Engelhorns Nachf. 1913.

Boehn. — Die Mode. Menschen und Moden im siebzehnten Jahrhundert. Nach Bildern und Stichen der Zeit ausgewählt und geschildert von Max von Boehn. München, F. Bruckmann. 1913.

Bölsche. — Stirb und Werde! Naturwissenschaftliche und kulturelle Plaudereien. Von Wilhelm Bölsche. Erstes bis sechstes Tausend. Jena, Eugen Diederichs. 1913.

Bonde. — Fräulein Kapitän. Ein Seeroman. Von Sophus Bonde. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1913.

Brieger. — Die Reformation. Ein Stück aus Deutschlands Weltgeschichte. Von Theodor Brieger. Berlin, Ullstein und Co. 1914.

Bruns. — Feuer. Die Geschichte eines Verbrechens. Von Max Bruns. Minden, J. C. C. Bruns. O. J.

Bunge. — Das Wissen vom Atem bei den alten Kulturvölkern. Eine religionsgeschichtliche Untersuchung. Von C. Bunge. Leipzig, Mazdaznan-Verlag O. J.

Cato. — Die Schweizer-Abteilung auf der XI. internationalen Kunstausstellung München. Zur Steuer der Wahrheit. Von Cato. München, Vereinigte Kunstanstalten, A.-G. 1913.

Châtelain. — Im Lande der Erinnerungen. Von Dr. August Châtelain. Autorisierte Übersetzung von Professor Dr. A. Mühlau. Breslau, Franz Goerlich. O. J.

Clot. — Henri Heine: le retour et la mer du nord. Imitation poétique. Par Élie-André Clot. Lyon, A. Rey et Cie. 1911.

Clot. — Faust. Poème d'après Nicolas Lenau. Par Élie-André Clot. Lyon, A. Rey. 1913.

Das Schicksal einer Frau. In Gedichten. Berlin, Egon Fleischel und Co. 1913.

Deussen. — Die Philosophie der Bibel. Von Professor Dr. Paul Deussen. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1913.

Droysen. — Das Leben des Feldmarschalls Grafen Yorck von Wartenburg. Von Joh. Gust. Droysen. Zwei Bände. Leipzig, Insel-Verlag. 1913.

Egloffstein. — Carl August während des Krieges von 1813. Von Hermann Freiherrn von Egloffstein. Mit einer Abbildung. Berlin, Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel). 1913.

Ertl. — Der Neuhäuselhof. Roman von Emil Ertl. Erstes bis fünftes Tausend. Leipzig, L. Staackmann. 1913.

Erzählungen aus Tausend und eine Nacht. Mit 24 farbigen Bildern von Edmund Dulac. Herausgegeben von Paul Ernst. Weimar, Gustav Kiepenheuer. 1913.

Fischer. Um Gott und Grund. Sprüche eines Suchenden. Von E. W. Th. Fischer. Leipzig, Xenien-Verlag. 1913.

France. Die Alpen. Gemeinverständlich dargestellt von R. H. France. Mit 519 Abbildungen, bunten Tafeln und Karten. Leipzig, Theodor Thomas. O. J.

Friederich. Die Befreiungskriege. 1813–1815. Erste bis fünfte Auflage. Vierter Band: Der Feldzug 1815. Bearbeitet von Rudolf Friederich. Mit 15 Bildnissen und 8 Karten in Steindruck. Berlin, E. S. Mittler und Sohn. 1913.

Gagern. - Der böse Geist. Roman von Friedrich von Gagern. Erstes bis drittes Tausend. Leipzig, L. Staackmann. 1913.

Gesundbrunnen. 1914. Herausgegeben vom Dürerbunde bei Georg D. W. Callwey, München.

Ginzkey. — Der Wiesenzaun. Erzählung von Franz Karl Ginzkey. Leipzig, L. Staackmann. 1913.

Glück. - Das törichte Herz. Novellen von Guido Glück. Leipzig, Xenien-Verlag. 1913.

Goethe-Kalender, begründet von Otto Julius Bierbaum. Auf das Jahr 1914. Herausgegeben von Karl Schüddekopf. Mit 15 Tafeln. Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung (Theodor Weicher). 1913.

Greyerz. — Von unsern Vätern. Bruchstücke aus schweizerischen Selbstbiographien vom 15.–19. Jahrhundert. Herausgegeben von Otto von Greyerz. Bern, Alexander Francke. 1913.

Gutzkow. - Die Ritter vom Geiste. Roman in neun Büchern. Von Karl Gutzkow. In drei Teilen herausgegeben, mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Reinhold Gensel. Mit einer Faksimilebeilage. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong und Co. O. J.

Haldane. — Higher nationality. A study in law and ethics. An address delivered before the american bar association at Montreal on 1th September 1913. By Viscount Haldane of Cloan. London, John Murray. 1913.

Hammerstein. — Roland und Rotraut. Von Hans Freiherrn von Hammerstein. Leipzig, C. F. Amelangs Verlag. 1913.

Hausrath. — Luthers Leben. Von Adolf Hausrath. Erster Band. Dritte Ausgabe (fünftes Tausend). Berlin, G. Grote. 1913.

Heinemann. — Richard Wagner und das Ende der Musik. Von Ernst Heinemann. Zweite Auflage. Leipzig, Kommissions-Verlag Theodor Thomas. 1913.

Helfferich. — Deutschlands Volkswohlstand 1888—1913. Von Dr. Karl Helfferich, Direktor der Deutschen Bank. Berlin, Georg Stilke. 1913.

Hohenzollernbriefe aus den Freiheitskriegen 1813 bis 1815. Herausgegeben von Hermann Granier. Leipzig, S. Hirzel. 1913.

Horn. — Die Ostmarkenfrage und ihre Lösung. Von Dr. von Horn, Oberverwaltungsgerichtsrat a. D. Berlin, Julius Springer. 1913.

Insel-Almanach auf das Jahr 1914. Leipzig, Insel-Verlag.

Jordan. — W. Jordans Nibelunge: Sigfridsage. Siebzehnte Auflage. Volksausgabe. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg. O. J.

Jungmädchen-Bücher. Herausgegeben von Wilhelm Kotzde. Buch 1: Der goldene Morgen. Von Elisabeth v. Oerken-Dorow. — Buch 2: Erika. Die Geschichte einer einzigen Tochter. Von Charlotte Niese. — Buch 3: Herr Purtaller und seine Tochter. Von Gustav Falke. Mainz, Jos. Scholz. O. J.

Kadich. — Im amerikanischen Busch. Jagd- und Waldfahrten. Von Hanns Maria von Kadich. Neudamm, J. Neumann. O. J.

Kadich. — Aus Österreichs Bergen. Jagd- und Waldfahrten. Von Hanns Maria von Kadich. Mit Bild und Lebenslauf des Verfassers. Neudamm, J. Neumann. O. J.

Kant. — Immanuel Kants sämtliche Werke in sechs Bänden. Erster Band: Vermischte Schriften. — Zweiter Band: Naturwissenschaftliche Schriften. — Dritter Band: Kritik der reinen Vernunft. Leipzig, Inselverlag. 1912 1913.

Klabund. — Morgenrot! Klabund! Die Tage dämmern! Gedichte von Klabund. Berlin, Erich Reiß. O. J.

Kobor. — Der Preis des Lebens. Ein humoristischer Roman. Von Thomas Kobor. Berlin, Oesterheld und Co. 1913.

Krakauer. — Über den gerechten Preis für Eisenbahnleistungen Von Dr. Victor Krakauer. Graz, Deutsche Vereinsdruckerei. 1913.

Kremnitz. — Das Geheimnis der Weiche B. M. und andere Geschichten. Von Käte Kremnitz. Berlin, Morawe und Scheffelt. 1913.

Kunstwart-Dürerbund Buchhandel. Denkschrift und Proteste gegen die Mittelstelle für Volksschriften vom Börsenverein der Deutschen Buchhändler zu Leipzig. Zu beziehen durch die Geschäftsstelle des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler Leipzig. O. J.

Lapp. — Hauptmann Lasson. Roman aus einer Garnison Bugeys. Von Paul Lapp. Straßburg i. E., Josef Singer. 1913.

Litzmann. — Gerhart Hauptmanns Festspiel in deutschen Reimen. Referat von Grete Litzmann. — Ein französischer Farbenstich von 1791 zu Hauptmanns Festspiel. Von Bernhard Köhler. Heft 3/4 der Mitteilungen der literarhistorischen Gesellschaft Bonn. Unter dem Vorsitz von Professor Berthold Litzmann. Bonn, Friedrich Cohen. 1913.

Manes. — Der soziale Erdteil. Studienfahrt eines Nationalökonomen durch Australasien. Vierte, veränderte Auflage des Werkes „Ins Land der sozialen Wunder". Von Alfred Manes. Mit 72 Abbildungen sowie einer Karte. Berlin, E. S. Mittler und Sohn. 1914.

Martino. — Le roman réaliste sous le second empire. Par Pierre Martino. Paris, Librairie Hachette et Cie. 1913.

v. d. Marwitz. — Friedrich August Ludwig von der Marwitz. Ein märkischer Edelmann im Zeitalter der Befreiungskriege. Herausgegeben von Friedrich Meusel. Zweiter Band. Erster Teil: Tagebücher, politische Schriften und Briefe. Mit zwei Abbildungen. Zweiter Teil: Politische Schriften und Briefe. Mit zwei Abbildungen. Berlin, E. S. Mittler und Sohn. 1913.

Merzdorf. — Karl Wilhelm Nitzsch. Die methodischen Grundlagen seiner Geschichtschreibung. Ein Beitrag zur Geschichte der Geschichtswissenschaft. Von Herbert Merzdorf. 24. Heft der Beiträge zur Kultur- und Universalgeschichte. Herausgegeben von Karl Lamprecht. Leipzig, R. Voigtländer. 1913.

Molo. — Im Titanenkampf. Ein Schiller-Roman von Walter von Molo. Zweiter Teil. 1.—10. Auflage. Berlin, Schuster und Loeffler. 1913.

Moltke. — Wanderbuch. Handschriftliche Aufzeichnungen aus dem Reisetagebuch von H. Graf Moltke, Generalfeldmarschall. Siebente, vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin, Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel). 1913.

Morier. — L'armée italienne dans la guerre italo-turque (1911—1912). Traduit de la relation officielle italienne par le lieutenant-colonel Morier. Paris, Librairie Chapelot. 1913.

Müsebeck. — Freiwillige Gaben und Opfer des preußischen Volkes in den Jahren 1813—1815. Nach der amtlichen Statistik zusammengestellt von Dr. Ernst Müsebeck Leipzig, S. Hirzel. 1913.

Niedner. — Thule. Altnordische Dichtung und Prosa. Herausgegeben von Prof. Felix Niedner. Sechster Band: Die Geschichte von den Leuten aus dem Lachswassertal. Mit zwei Beilagen. Übertragen von Rudolf Meißner. Jena, Eugen Diederichs. 1913.

Olfers. — Hedwig von Olfers, geb. von Staegemann. Erblüht in der Romantik, gereift in selbstloser Liebe. Aus Briefen zusammengestellt. 1. 16 bis 1891. Mit neun Bildnissen. Zweiter Band. Berlin, E. S. Mittler und Sohn. 1913.

Ostland. — Jahrbuch für ostdeutsche Interessen. Herausgegeben von Albert Dietrich, Otto Hoetzsch, Manfred Laubert, Dietrich Schäfer, Leo Wegener, Kurt Wiedenfeld, Erich Zechlin. 2. Jahrgang. Lissa i. P., Oskar Eulitz. 1913.

Palat. — Les préliminaires du désastre des Turcs. Par général Palat. Paris, Librairie Chapelot. 1913.

Philipp-Heergesell. — Tom und die Welt. Roman von J. Philipp-Heergesell. Berlin, Oesterheld und Co. 1913.

Piper. — Bedenken zur Vorgeschichtsforschung. Von Otto Piper, Dr. phil. h. c. Mit Abbildungen im Text. München, R. Piper und Co. 1913.

Rachilde. — Der Liebesturm. Von Rachilde. Minden, J. C. C. Bruns. O. J.

Report of the commissioner of education for the year ended June 30, 1912. Two volumes. Washington, Government printing office. 1913.

Saldern. — Das Margaretenbuch. Eine Erzählung aus Lothringen von Th. von Saldern. Sechsundzwanzigste Auflage. Mit Buchschmuck von Gottfried Warnecke. Wolfenbüttel, Julius Zwißler. 1913.

Schaer. — Gerold Bethusen. Roman von Wilhelm Schaer. Bremen, Gustav Winter. 1913.

Scheffler. — Henry van de Velde. Vier Essays. Von Karl Scheffler. Leipzig, Insel-Verlag. 1913.

Scheffler. — Italien. Tagebuch einer Reise. Von Karl Scheffler. Mit 118 Vollbildern. Leipzig, Insel-Verlag. 1913.

Schlieffen. — Generalfeldmarschall Graf Alfred v. Schlieffen. Gesammelte Schriften. Erster Band, mit einem Bildnis und 101 farbigen Kartenskizzen. Zweiter Band, mit zwei Übersichtsskizzen und 78 Kartenskizzen. Berlin, E. S. Mittler und Sohn. 1913.

Moritz v. Schwind. Eine Kunstgabe für das deutsche Volk. Mit einem Geleitworte von Franz Esin. Herausgegeben von der Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege. Mainz, Jos. Scholz. 1913.

Sehmer. — Australien und Neuseeland. Eine sozialpolitische Studie. Zugleich eine Antwort auf Professor Dr. Brentanos Vortrag: „Auf dem Wege zum gesetzlichen Lohnminimum." Von Dr. Th. Sehmer. Schriften der Vereinigung der deutschen Arbeitgeberverbände, Nr. 1. Berlin, Fr. Zillessen. 1913.

Spiero. — Das Werk Wilhelm Raabes. Von Heinrich Spiero. Leipzig, Xenien-Verlag. 1913.

Stekel. — Das liebe Ich. Grundriß einer neuen Diätetik der Seele. Von Dr. Wilhelm Stekel, Nervenarzt. Berlin, Otto Salle. 1913.

Stenzel. — Paul Verlaine, der Mensch und der Dichter. Von Wilhelm Stenzel. Leipzig, Xenien-Verlag. 1913.

Stratz. — Stark wie die Mark. Roman von Rudolph Stratz. Stuttgart, J. G. Cotta. 1913.

Suchier, Birch-Hirschfeld. — Geschichte der französischen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Von Prof. Dr. Hermann Suchier und Prof. Dr. Adolf Birch-Hirschfeld. Zweite, neubearbeitete und vermehrte Auflage. Zweiter Band. Mit 90 Abbildungen im Text, 8 Tafeln im Farbendruck, Holzschnitt und Kupferätzung und 8 Faksimilebeilagen. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1913.

Südel. — Erste Ernte. Gedichte von Wilhelm Südel. Berlin, Egon Fleischel und Co. 1913.

Tarlé. — Comment l'Allemagne prépare la guerre. (1806—1913) Par capitaine A. de Tarlé. Paris, Librairie Chapelot. 1913.

Thiele. — 1813. Eichen-Ruhmes-Kranz. 1913. Den deutschen Manen aus großer Zeit! Zur Hundertjahrfeier der Freiheitskriege und der Weihe des Freiheitsdenkmales zu Leipzig, am 18. Oktober 1913, gewunden von Heinrich Thiele, genannt Walter Treu, in Dresden. Selbstverlag des Verfassers (Dresden, Clisenstraße 62).

Uellenberg. — Das Kreuz auf Dornawyl. Roman von Emil Uellenberg. Leipzig, C. F. Amelang. 1913.

Vecchio. — Der Fortschritt im Recht. Von Prof. Dr. Giorgio del Vecchio. Deutsch von Th. Sternberg. Berlin, Dr. Walther Rothschild. 1913.

Villegas. — Villegas. Eróticas ó amatorias. Edición y notas de Narciso Alonso Cortés. Clasicos Castellanos. Madrid, ediciones de „La Lectura". 1913.

Voß. — Kundry. Die Geschichte einer Leidenschaft. Von Richard Voß. Stuttgart, J. Engelhorns Nachfolger. 1913.

Voß. — Heckenrosen und Nesseln. Gedichte von Otto Voß. Berlin, Wilhelm Süsserott. 1913.

Wilson. — Die neue Freiheit. Ein Aufruf zur Befreiung der edlen Kräfte. Von Woodrow Wilson. Mit einer Einleitung von Hans Winand. München, Georg Müller. 1914.

Wolf. — Das blaue Messengergirl. Roman einer Verlorenen. Von Karl Wolf. Leipzig, Bruno Volger. 1913.

Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. Druck: Pierersche Hofbuchdruckerei, Altenburg.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Rohr im Winde.

Roman

von

Grazia Deledda.

(Fortsetzung.)

VI.

In der teuren Zeit, das heißt in den Wochen, die der Ernte vorausgehen und in denen die Leute, die ihre Vorräte verbraucht haben, ihre Zuflucht zum Wucher nehmen, machte sich die alte Frau Pottoi auf, um Blutegel zu fangen. Ihr Lieblingsplatz war eine trockene Stelle des Flusses unterhalb des Taubenhügels, ganz in der Nähe des Pintorschen Gutes, und eines Tages, um die Mitte des Juni, begab sie sich von da zur Hütte Efixens. Es herrschte starke Hitze, und das Tal lag unter dem bewölkten, mattblauen Himmel in gelblichem Glanze.

Efix saß unter dem dichten Laubengange und war eben dabei, eine Matte zu flechten, aber die Hände zitterten ihm noch von dem Malariafieber, das er erst im vergangenen Jahre überstanden hatte, und seine Seele war umwölkt wie der Horizont.

Die Frau setzte sich zu seinen Füßen und begann ohne weitere Umschweife: „Efix, du bist ein rechtschaffener Mensch und wirst mir ehrlich deine Meinung sagen. Was für Absichten hat dein junger Herr? Er kommt zu mir, er setzt sich, bittet den Jungen, spiele die Harmonika (er hat ihm übrigens eine neue geschenkt), und dann sagt er zu mir: ‚Ich werde Tante Esther schicken, damit sie für mich um Grixenda anhält' — aber Donna Esther läßt sich nicht sehen, und als ich eines Tages zu Donna Noemi ging, da weiß ich wohl, wie ich hineingekommen, aber nicht, wie ich herausgekommen bin; ich war wie tot, so hat sie mich ausgeschimpft. Ich komme nach Hause, da wird Grixenda auch noch grob gegen mich, weil ich nicht erlauben will, daß sie zu deinen Herrinnen geht. Nun weiß ich wirklich nicht, Efix, wohin ich mich wenden soll; wir sind es nicht, die den Burschen von der Straße gerufen haben, er ist von selbst gekommen. Kallina sagt mir, jag ihn hinaus. Aber tut sie das, wenn er zu ihr kommt?"

Efix lächelte.

„Zu der geht er sicher nicht wegen einer Liebschaft . . ."

Da hob die Alte beleidigt ihr Gesicht empor, und ihr Hals schien länger zu sein als sonst.

„Und zu mir kommt er vielleicht, um Liebesgeschichten zu treiben? Nein, er ist ein anständiger junger Mann. Nicht einmal die Hand Grixendas berührt er. Sie lieben sich wie gute Christen und denken sich zu heiraten. Nun sag mir auf dein Gewissen, Efix, was für Absichten hat er? Tu mir die Liebe, tu sie mir um deiner Herrinnen willen!"

Efix ward wieder ernst.

„Ja, eines Abends, beim Feste, da hat er mir gesagt: ‚Ich werde sie heiraten . . .' Aber wenn ich dir ehrlich meine Meinung sagen soll, so glaube ich, er kann es nicht."

„Warum nicht?" rief die Alte. „Er ist doch nicht von Adel."

„Er kann nicht, Frau," wiederholte Efix mit erhöhtem Nachdruck.

„Das Geld hat er," erwiderte die Pottoi, „das sieht man ja. Er gibt aus, ohne zu zählen. Ich erinnere mich, was dein verstorbener Herr sagte, wenn auch er zu mir kam und sich setzte, und ich jung war und meine Großmutter noch lebte: ‚Was den Mann an die Frau bindet,' sagte er, ‚das ist die Liebe, und was die Frau an den Mann bindet, das ist das Geld'."

„Das sagte er?" fragte Efix. „Und wem sagte er das?"

„Mir; bist du taub? Ja, mir. Nun, ich war damals fünfzehn Jahre alt und dachte mir nichts Böses. Aber die Großmutter jagte Don Zance fort und verheiratete mich mit Priamo Piras. Und mein Priamo, das war einer! Er hatte einen Treibstachel mit einer Ahle an der Spitze, den schwenkte er mir vor den Augen hin und her und sagte: ‚Siehst du? Ich schlage dir bei lebendigem Leibe die Augen aus dem Kopf, wenn du Don Zance noch einmal anguckst.' So ging die Zeit hin. Aber die Toten kommen wieder. Wenn ich Don Giacinto neben Grixenda auf dem Schemel neben der Türschwelle sitzen sehe, dann ist mir immer, als wäre ich es und der selige Herr . . ."

Efix fühlte, wie ihm der Kopf schwindelte, und so ließ er die Alte ruhig schwatzen.

„Geht mit Gott," sagte er. „Sucht auch Euch einen Mann mit einem Treibstachel für Eure Enkelin."

Die Alte stand auf. Es genügte ihr, daß der junge Herr eines Abends beim Feste gesagt hatte: „Ich werde sie heiraten."

Efix blieb allein zurück, und vor ihm stieg der rötliche Mond durch graue Dunstwolken über dem Hügel auf. Die Grillen zirpten, als klagten sie über die drückende Schwüle, und das Murmeln des Wassers war wie das leise Mahnen des Fiebers, dessen Atem das ganze Tal erfüllte.

Auf dem Pfade, der zu der Besitzung führte, erschien bald darauf auch Giacinto, der oft nach oben kam, um die Gemüse und die Früchte, die die Tanten heimlich wie gestohlenes Gut verkauften, ins Dorf zu bringen. Er zog sein bestaubtes Fahrrad neben sich her, und als er oben war, gab er dem Efix ein Paket und warf sich auf der Stelle, wo die Alte gesessen hatte, auf den Rasen.

Er trocknete sich die Stirn, und im Scheine des Mondes, von dem sich inzwischen die Wolken verzogen hatten, sah Efix, wie blaß und abgespannt

der junge Mensch war, und wie er sich unruhig hin und her bewegte. Aber weder der eine noch der andere sprach.

Endlich zog Giacinto ein gläsernes Röhrchen hervor, nahm den Wattenbausch ab und ließ auf die flache Hand zwei Chininpastillen fallen; die eine verschluckte er, die andere reichte er dem Diener.

„Wie bin ich müde, Efix! Ich habe das Fieber, weißt du, es hat auch mich gepackt!"

Efix schluckte die Pastille und wartete, ob Giacinto wieder auf seinen Plan zurückkommen würde, nach Nuoro zu gehen und sich dort eine Stellung — wenn auch nur in der Mühle — zu suchen. Aber der junge Mensch preßte seinen Kopf zwischen die Hände und wiederholte, als spräche er zu sich selbst: „Was für ein Land! Hier stirbt man. Noch nie habe ich solch eine Hitze erlebt, zu dieser Jahreszeit. Bei uns zu Hause gab es wenigstens Bäder."

Was sollte man nur sagen, um ihn zu trösten? Warum bist du nicht daheim geblieben? Efix empfand ein großes Mitleid mit diesem Haufen Unglück, der da vor ihm auf der Erde lag, und fragte mit halblauter Stimme: „Was hast du heute getan?"

„Was soll ich denn tun, ich bitte dich? Hier ist nichts für mich zu tun! Ich steige herauf, um dir Brot zu bringen, ich gehe hinunter, um das Gemüse zu tragen. Und die Tanten leben wie drei Mumien! Heute kam Tante Noemi freilich ein wenig in Erregung, weil Tante Esther mir sagte, sie könne das Geld für die Steuer nicht aufbringen. Verstehst du? Für mich machen sie sich Ausgaben, aber von mir wollen sie nichts! Ich sagte darauf zu Tante Esther: ‚Beunruhige dich nicht, ich will zum Steuererheber gehen und die Sache in Ordnung bringen.' Da geriet Tante Noemi in eine Wut — ich sage dir, sie hatte Augen wie eine wütende Katze. Nie hätte ich so etwas für möglich gehalten. Endlich fuhr sie mich an: ‚Wenn du wirklich Geld hast, so kauf nur der Grixenda noch eine Harmonika dazu.' — Was ist denn nur Böses dabei, Efix, wenn ich zu dem Mädchen hingehe? Und wohin soll ich denn sonst auch gehen? Onkel Pietro nimmt mich mit zur Schenke, und ich mag den Wein nicht, das weißt du. Der Mileser will, ich soll spielen (so hat nämlich er sein Glück gemacht!), und spielen mag ich auch nicht. So geh ich denn zu dem Mädchen, sie ist gut, und die Alte erzählt viele lustige Geschichten. Sag mir nur, was soll denn Böses dabei sein? Sag es mir."

Er sah den Alten von unten bis oben flehend an mit den schwermütigen Augen, die im Lichte des Mondes glänzten. Efix preßte das Päckchen Brot zwischen den Händen, und eine tödliche Traurigkeit kam über ihn.

„Böses ist nicht dabei," sagte er; „aber das Mädchen, wenn auch gut, ist doch arm und paßt nicht für dich."

„Die Liebe weiß nichts von Reichtum und Stand. Wie viele vornehme Herren haben nicht arme Mädchen geheiratet! Was weißt du davon! Mehr als ein Lord aus England, mehr als ein Millionär aus Amerika haben Dienstmädchen, Lehrerinnen, Sängerinnen zur Frau genommen. Warum? Weil sie liebten. Und das sind wirklich reiche Leute! Petroleum-, Holz-

und Konservenkönige! Was bin ich im Vergleich zu ihnen? Und wie steht es mit den Damen? Russische Fürstinnen, Amerikanerinnen, wen heiraten sie? In arme Künstler haben sie sich verliebt, und sogar in ihre Kutscher und ihre Bedienten. Aber du, was kannst du davon wissen!"

Efix zerdrückte ein Stück Brot zwischen den Händen, und ihm war, als würde sein Herz von alten Erinnerungen qualvoll zusammengepreßt. Aber er schwieg, und erst, als Giacinto von den Tanten böse zu sprechen begann, widersprach er ihm.

„Und dabei sagen sie, sie glauben an Gott! Warum lassen sie mich nicht das Mädchen heiraten, das ich liebe?"

„Schweig, Giacinto! Sprich nicht so von ihnen! Sie wollen dein Bestes!"

„Dann sollen sie mich doch meine Familie gründen lassen. Ich werde, so Gott will, Grixenda in ihr Haus bringen, und sie wird ihnen zur Seite stehen. Denn sie sind alt und haben Hilfe nötig. Ich werde arbeiten. Ich werde nach Nuoro gehen, werde Käse, Vieh, Wolle, Wein, auch Holz einkaufen, denn jetzt im Kriege hat alles seinen Wert. Und dann werde ich nach Rom gehen und dem Kriegsminister die Waren anbieten. Weißt du, was man dabei verdienen kann? Ungeheure Summen."

„Aber — woher das Geld nehmen?"

„Da mach dir keine Sorge, das habe ich. Wenn sie mich nur ruhig gewähren lassen möchten, sie! Ich bin nicht gekommen, um sie auszusaugen oder auf ihre Kosten zu leben. O, meine Tante Noemi ist schrecklich!" — seufzte er plötzlich und verbarg das Gesicht in den Händen. „Ach, Efix, ich bin so verbittert geworden! Und dabei schäme ich mich, sie in solchem Elend zu sehen: zu sehen, wie sie heimlich die Kartoffeln, die Birnen und Äpfel an Kinder verkaufen, die leise, leise in den Hof treten, den Soldo in der Hand, und mit halblauter Stimme nach der Ware fragen, als wäre es gestohlenes Gut. Sie sollen mich nur sorgen lassen — dann werden sie wieder werden, was sie früher waren. Wenn Tante Noemi wüßte, wie gut ich es mit ihnen im Sinn habe, so würde sie anders handeln . . ."

„Giacinto," rief Efix bewegt, „gieb mir die Hand. Du bist ein braver Junge!"

Sie schwiegen. Aber bald begann Giacinto wieder zu sprechen, und seine Stimme klang in der Mondnacht sanft und mild, wie die eines Kindes.

„Efix," sagte er, „du bist gut. Hör einmal, ich will dir eine Geschichte erzählen, die einem meiner Freunde begegnet ist. Er war mit mir zusammen am Zollamt angestellt. Eines Tages kam ein reicher Hafenkapitän außer Dienst, ein guter Herr, groß und stark, aber arglos wie ein Kind, auf das Amt, um eine Zahlung zu leisten. Mein Freund sagte ihm, er möge nur das Geld da lassen und sich hernach die Empfangsbestätigung abholen, die von einem der höheren Beamten gezeichnet werden müsse. Der Kapitän tat, wie ihm mein Freund geraten hatte. Mein Freund nahm das Geld, ging fort, spielte und verlor alles. Und als der Kapitän wieder kam, leugnete mein Freund, daß er irgend etwas von ihm empfangen hätte. Der Kapitän wider-

sprach voll Entrüstung und wandte sich an die Vorgesetzten; aber er hatte keine Quittung, und so lachten ihm alle ins Gesicht. Obwohl die Sache nicht völlig aufgeklärt war, wurde mein Freund doch aus dem Amte gejagt... das werden jetzt gerade vier Monate her sein ... ja, ich entsinne mich genau, es war im Karneval. Er ging zum Tanze. Er suchte sich zu betäuben, er trank, dabei hatte er keinen Pfennig mehr in der Tasche. Als er aus dem Ballsaal heraustrat, überfiel ihn plötzlich eine Lungenentzündung, und er brach auf einer Bank der zum Hafen führenden Allee ohnmächtig zusammen. Man brachte ihn zum Hospital. Und als er schwach und hinfällig von dort entlassen wurde, hatte er kein Haus, kein Brot. Er übernachtete unter den Bogengängen des Hafens, hustete, und häßliche Träume quälten ihn; er träumte immer von dem Kapitän, der ihn verfolge, verfolge ... ganz wie auf der Bühne des Kinematographen. Und eines Abends, da steht mit einem Male der Kapitän vor ihm, der ihn unter den Säulen des Hafens sucht. Meinem Freunde ist's, als träumte er noch; aber der Kapitän sagte ihm: ‚Seit einer Ewigkeit suche ich Sie! Ich weiß, Sie haben Ihre Stellung wegen dieses Vorfalles verloren, aber mir liegt daran, daß Ihre Vorgesetzten und überhaupt alle Beteiligten die Wahrheit erfahren. Und für Sie ist es auch besser. Und nun sagen Sie mir auf Ehre und Gewissen: haben Sie das Geld durchgebracht oder nicht?' Mein Freund antwortete: ‚Ja, ich habe es getan.' Darauf sagt der Kapitän: ‚Wir wollen also sehen, die Sache wieder in Ordnung zu bringen. Ich will Sie nicht ruinieren. Kommen Sie zu mir ins Haus, hier ist meine Adresse, kommen Sie morgen, und wir gehen dann zusammen zu Ihren Vorgesetzten.'

„Gut, aber der Freund kam nicht, weder morgen noch an einem späteren Tage. Er hatte Angst, sinnlose Angst. Dazu war das Wetter fürchterlich, und er konnte sich nicht von der Stelle bewegen. Er hustete unablässig, seine einzige Nahrung war ein Tropfen warmer Milch, die ihm von Zeit zu Zeit ein Dienstmann brachte. Welch ein Wetter war das! Welch ein Wetter!" wiederholte Giacinto und erhob sein Gesicht, er blickte nach rechts und nach links um sich, als wolle er sich überzeugen, wie schön die Nacht war.

Efix lauschte, den Ellbogen auf dem Knie, das Gesicht in der Hand, wie ein Kind, dem man Märchen erzählt.

„Aber eines Tages faßte ich mir ein Herz und ging hin ..."

Schweigen. Schatten bedeckten die Gesichter der Männer, und beide senkten sie die Augen. Die Schulter Giacintos zuckte krampfartig; aber er hob sie empor und schüttelte sie, als wollte er sich von seinem Zittern befreien, und fuhr mit harter Stimme fort: „Ja, ich war es, ich selbst, du hast recht verstanden. Ich ging zum Kapitän. Er war nicht zu Hause, aber das Dienstmädchen, ein blasses Geschöpf, das mit gedämpfter Stimme sprach, ließ mich im Vorzimmer warten. Das Zimmer war fast dunkel, aber ich erinnere mich, daß, als eine Tür sich öffnete, der rote Fußboden wie in Blut gebadet leuchtete. Ich wartete Stunden über Stunden. Endlich kam der Kapitän zurück, mit ihm seine Frau, groß und stark wie er und ebenso freundlich. Sie waren ganz wie zwei Kinder und lachten geräuschvoll. Die

Frau öffnete die Türen, um mich besser zu sehen; ich hustete und gähnte vor Erschöpfung. Sie merkten wohl, daß ich Hunger hatte, und luden mich ein, mit ihnen ins Eßzimmer zu kommen. Ich stand auf — noch heute weiß ich es; aber ich brach wieder zusammen und schlug dabei mit dem Kopfe auf die Lehne der Bank. Dann weiß ich nichts mehr. Als ich wieder zum Bewußtsein erwachte, lag ich im Bett, im Hause des Kapitäns. Das Mädchen brachte mir auf einem silbernen Tablett eine Tasse Fleischbrühe und behandelte mich mit großem Respekt. Ich blieb länger als einen Monat dort, verstehst du, Efix, vierzig Tage. Sie pflegten mich, sie suchten mich wieder auf meinen Posten zurückzubringen; aber das hatte seine Schwierigkeit, denn meine Geschichte war inzwischen allgemein bekannt geworden.

„Ich wollte anderswohin gehen, weit fort, am liebsten übers Meer. Was ich in dieser Zeit gelitten habe, das ahnt kein Mensch. Der Kapitän, seine Frau, das Mädchen, alle seh ich sie immerfort im Traume vor mir; ja, ich sehe sie ganz leibhaftig, auch jetzt sehe ich sie, hier, unmittelbar vor mir. Sie waren gut, aber ich möchte mich am liebsten in die Erde verkriechen, damit ich sie nicht mehr zu sehen brauche. Und das Schlimmste war, daß ich ihr Haus nicht verlassen konnte, so gern ich es auch gewollt hätte. Ich blieb da, stumpfsinnig, saß unbeweglich und hörte der Hausfrau zu, die unablässig sprach, oder ich hielt mich bei dem Mädchen auf, das beharrlich schwieg. Ich ging mit den Leuten zu Tisch, hörte ihr frohes Geplauder, hörte, wie sie Zukunftspläne für mich machten, als wäre ich ihr Sohn, und alles quälte mich, alles erniedrigte mich, und doch konnte ich nicht gehen. Endlich war ich vollkommen wieder hergestellt, und da fragte mich die Frau eines Tages, was ich für Absichten hätte. Ich sagte, daß ich von hier zunächst zu meinen Tanten gehen wollte, die ich ihnen als gutgestellte Leute geschildert hatte. Da kauften sie mir die Fahrkarte für die Reise und schenkten mir auch das Rad. Ich begriff, daß es Zeit zum Gehen für mich sei, reiste ab und kam hierher. Ich kann dir gar nicht sagen, welch ein Gefühl von Befreiung ich zuerst verspürt habe. Aber jetzt, im Hause meiner Tanten, überkommt mich wieder dieselbe Verzweifluug wie dort . . ."

Ein Schrei, der fast etwas Menschliches an sich hatte, kam durch das Schweigen des Tales herüber. Giacinto hatte kaum aufgehört zu sprechen und sprang auf wie in jähem Schreck. Er sah eine graue, langgestreckte Gestalt, gefolgt von einer zweiten, die kürzer schien und mehr im Dunkel blieb, durch das Gebüsch hinter der Hütte hinhuschen; er bückte sich, um einen Stein aufzuheben, aber als er sich wieder aufrichtete, sah er nichts mehr.

„Das sind die Füchse," sagte Efix, noch ganz verwirrt durch das eben Gehörte. „Laß sie nur laufen: sie haben ihre Brunftzeit."

Giacinto wendete sich ab und streckte sich wieder auf den Boden aus.

„Bisweilen sollte man denken, es wären Kobolde," fuhr Efix fort, der sich allmählich entschlossen hatte, sein bescheidenes Abendmahl einzunehmen, und eine Zwiebel schälte. „Hast du gesehen, wie lang sie waren? Sie fressen die unreifen Trauben wie der Teufel."

Der Geruch der Zwiebel vermischte sich mit dem Duft der nahen Kräuter,

des Weins und der Saſſaparille. Giacinto ſprach nicht mehr, und Efix dachte nicht daran, zu der Geſchichte Giacintos irgendwelche Bemerkungen zu machen. Er ſprach von anderen Dingen; ſchließlich verſtummte auch er, und ſpäter erſt rüttelte er den in ſich zuſammengeſunkenen Giacinto auf und ſagte: „Komm herein. Das Fieber geht um.“

Aber Giacinto rührte ſich nicht. Er lag da, lang ausgeſtreckt und angeſchmiegt an den Erdboden, als wollte er ſich nicht mehr von ihm trennen. Efix legte ſich hinter der Hütte nieder, er dachte lange nach und verfiel dann in einen tiefen, ſchweren und traurigen Schlaf. Als er erwachte, war Giacinto verſchwunden, und dem Alten war, als hätte er alles nur geträumt.

„Er wird ſich ſchämen,“ dachte er, „und darum hat er ſich heimlich fortgeſtohlen. Und ich Dummkopf habe ihm nicht einmal ein tröſtliches Wort geſagt. Eigentlich hat er ja kein Verbrechen begangen, nein, ſicher nicht!“

Aber auch am folgenden Tage kam Giacinto nicht, ebenſowenig die Tage darauf. Efix begann ſich zu beunruhigen, auch wegen des Gemüſes und der Äpfel, die ſich im Schatten der Hütte anhäuften.

Eines Abends, als der Hügel unter dem rötlichen Himmel ſchon in Dunkelheit verſank, ſah Efix die Geſtalt Don Predus zwiſchen den Erlen zu Pferde heraufkommen.

Der reiche Mann beſaß viele Liegenſchaften jenſeits des Hügels und kam faſt täglich an der Pintorſchen Beſitzung vorbei. Die Begrüßung zwiſchen Efix und ihm ſpielte ſich dabei in der Regel ſo ab, daß Don Predu mit dem Zeigefinger auf das Grundſtück hinwies und dann ſeine Bruſt berührte, womit er zum Ausdruck bringen wollte, daß er die demnächſtige Enteignung und den Übergang des Grundſtückes in ſeinen Beſitz erwarte. Aber der alte Diener war an dieſe Mimik gewöhnt und erwiderte ſie ſeinerſeits mit „nein, nein,“ indem er auch den Zeigefinger erhob und ihn hin und her bewegte.

„Wie wär's, wenn ich ihm das Gemüſekörbchen mitgäbe?“ dachte der Alte. „Im Grunde ſind wir doch Chriſten, und einer ſteht für den andern.“

Don Predu neſtelte an der goldenen Kette über ſeiner breiten Bruſt und blickte vom Rücken des Pferdes herab.

Efix bat ihn durch ein Zeichen, anzuhalten, und lief zur Hecke.

„Don Pedru, ſagt mir, habt Ihr meinen jungen Herrn geſehen? Neulich abends war er hier und hatte ſchon das Fieber; ſeitdem bin ich in Sorge um ihn.“

Der andere lachte ſein derbes Lachen mit geſchloſſenem Munde und geblähten Backen.

„Geſtern abend hab ich ihn mit dem Mileſer ſpielen ſehen. Und er verlor ſogar.“

„Er verlor ſogar?“ wiederholte Efix beſtürzt.

„Wie du das ſagſt! Soll er denn immer gewinnen?“

„Aber mir ſagte er, daß er niemals ſpiele.“

„Und das glaubſt du? Nimm den ganzen Kerl auseinander, und es kommt nicht ein wahres Wort heraus. Aber ſchlecht iſt er nicht: er lügt, aber im Augenblick glaubt er ſelbſt daran, wie die Kinder.“

„Wie ein Kind, wahrlich."

„Aber wie eins, das schon alle seine Zähne hat! Und kauen kann er, das glaub mir nur! Der frißt Euch noch das Gütchen auf. Efix, vergiß nicht: ich bin da! Und wenn du nicht an mich denkst, so setzt es Prügel . . ."

Efix sah von unten zu ihm auf, angstvollen Herzens, und der dicke Mann erschien in der rötlichen Dämmerung wie ein unglückverkündender Vogel, wie eines jener nächtlichen Ungeheuer, an die er glaubte.

„Jesus, behüte uns, wundertätige Jungfrau, gedenke unser . . ."

Don Predu hatte sich bereits entfernt, als Efix ihm auf der Straße nachgelaufen kam und ihm mit beiden erhobenen Händen das Körbchen hinaufreichte.

„Don Predu," bat er, „schickt doch dies Körbchen durch Eure Magd meinen Damen. Ich kann nicht fort vom Gut — und Don Giacinto kommt nicht . . ."

Zuerst betrachtete ihn der Reiter erstaunt; dann glitt ein spöttisches Lächeln über seine Lippen. Er hob aber doch ein Bein empor und sagte: „Sieh nach, ob dort im Sack noch Platz ist."

Efix warf das Körbchen in den Sack, und Don Predu trabte davon, ohne noch weiter etwas zu sagen.

Der Alte wandte sich zur Hütte zurück; er fürchtete, seine Herrinnen möchten unzufrieden mit ihm sein, er war traurig um Giacintos willen, und doch hatte er das Gefühl, mit der Übergabe des Körbchens an Don Predu eine Heldentat vollbracht zu haben, die ihn mit freudigem Stolze erfüllte.

Er wartete auf Giacinto bis tief in die Nacht hinein. Der volle Mond streute sein weißes Licht über das Tal, und es herrschte in der regungslosen Nacht eine solche Klarheit, daß sich der Schatten jedes Baumstammes deutlich abhob. Auch wagten sich die Gespenster diesmal nicht hervor, denn die Nacht war zu voll vom Licht. Das Wasser rauschte wie immer, aber in sein Rauschen mischte sich nicht das Geräusch der toten Wöchnerinnen, die ihre Kleider am Flusse ausklopfen. Selbst die Gespenster hatten Frieden in dieser Nacht.

Nur Efix konnte keinen Schlaf finden. Ihm wollte die Geschichte von Giacinto und dem Hafenkapitän nicht aus dem Sinne, und während er darüber hin und her grübelte, kam ein Gefühl grenzenloser Weichheit und grenzenloser Trauer über ihn.

Wir Menschen auf Erden, wir alle sündigen, mehr oder weniger, in der Gegenwart, in der Vergangenheit, in der Zukunft! Und Giacintos Sünde? Hatte ihm nicht der Kapitän vergeben? Warum mußten ihm denn nicht auch die anderen Verzeihung gewähren? Ach, wenn alle einander vergeben würden! Dann hätte die Welt Frieden, und alles wäre klar und ruhig wie in dieser Juninacht.

Er erhob sich, um einen Rundgang durch das Grundstück zu machen. Ja, auf dem schmalen weißen Pfade zeichnete sich der Schatten der Blumen ab: die Blätter der Kaktusfeige zeigten in der Dämmerung ihre Dornen, und dort unten am Flusse, wo das Wasser stillstand, sah man die Sterne.

Plötzlich bewegte sich ein Schatten hinter der Hecke, zwischen den Erlen; es sah aus wie ein unförmliches, schwarzes Tier mit silberglänzenden Beinen; ein Knirschen auf dem Sande, und die Erscheinung hielt an.

Efix lief nach unten, ein Schatten auch er.

„Giacinto, bist du es? Wie hast du mich erschreckt!"

Der junge Mensch schob das Rad vor sich her und folgte dem Alten schweigend; aber als sie vor der Hütte angekommen waren, warf er sich stöhnend zur Erde.

„Efix, Efix, ich kann nicht mehr! Was hast du getan! Was hast du getan!"

„Was ich getan habe?"

„Ich weiß es selbst nicht genau. Da ist die Magd Onkel Pietros gekommen und hat ein Körbchen gebracht, das du, wie sie sagte, ihrem Herrn mitgegeben hattest. Es waren nur Tante Ruth und Tante Noemi zu Hause, Tante Esther war zur Andacht gegangen. Sie nahmen das Körbchen und dankten der Magd, aber da wurde Tante Noemi von einer Ohnmacht befallen. Und Tante Ruth glaubte, sie wäre tot, und fing an zu jammern. Man lief, um Tante Esther zu holen; sie kam ganz verstört, und zum erstenmal sah auch sie mich finster an und sagte mir, ich wäre gekommen, um sie ins Grab zu bringen. O Gott, Gott — ich habe das Gesicht Tante Noemis mit Essig besprengt und dabei geweint, das schwöre ich dir beim geheiligten Andenken meiner Mutter — ich habe geweint und wußte nicht, warum. Endlich kam Tante Noemi wieder zu sich, winkte mir mit der Hand, mich zu entfernen, und sagte, sie wäre lieber gestorben, als daß sie diesen Tag erlebt hätte. Ich fragte, warum? Warum, Tante Noemi, warum? Aber sie winkte mir mit der einen Hand fort, und mit der anderen bedeckte sie ihre Augen. Welch ein Jammer! Warum bin ich gekommen, Efix? Warum?"

Der Alte vermochte nicht zu antworten. Ihm stieg die Ahnung auf, als habe er mit der Übermittlung des Körbchens durch Don Predu einen schweren Irrtum begangen; er grübelte nach, wie er ihn wieder gut machen könne, aber er sah nicht wie und wußte nicht warum, und noch einmal fühlte er die ganze Wucht des Unglücks seiner Herrinnen auf sich lasten.

„Sei ruhig," sagte er endlich, „ich werde morgen hinuntergehen und alles wieder in Ordnung bringen."

Allmählich gewann Giacinto seine Fassung wieder.

„Du mußt den Tanten sagen, daß ich es nicht gewesen bin, der dich veranlaßt hat, das Körbchen Onkel Pietro zur Besorgung zu übergeben. Sie glauben — besonders Tante Noemi —, daß ich die Freundschaft Onkel Pietros suchte, um sie zu beschimpfen. Ich bin mit aller Welt gut Freund, warum sollte ich es mit Onkel Pietro nicht sein? Aber die Tanten wissen, daß er ein Auge auf das Gut geworfen hat. Was kann ich dafür? Bin ich es vielleicht, der es verkaufen will?"

„Kein Mensch will es verkaufen. Warum von so etwas reden? Aber du, meine Seele, du ... hast du denn ganz vergessen, was du neulich sagtest? Du schwurst bei der See und den Bergen, deine Tanten glücklich zu machen, und gestern abend bist du hingegangen und hast gespielt ..."

„Wenn man viele Male spielt, gewinnt man," antwortete Giacinto. „Ich will gewinnen, gerade für sie. Nein, nein, ich will ihnen nicht mehr zur Last sein. Lieber sterben, als das . . . Sieh," fügte er mit gedämpfter Stimme hinzu, „jetzt, nach dem Ereignis von gestern abend, ist mir wieder so zu Mut, als wäre ich im Hause des Kapitäns."

Efix hörte traurig zu, und eine unbestimmte Angst durchzitterte sein Herz. Er fühlte, daß er jetzt aufs neue dem tragischen Geschick des Hauses gegenüberstand, an dem er haftete wie das Moos am Stein, und er wußte nicht, was er sagen, nicht, was er tun sollte.

„Ach," seufzte Giacinto auf, „das eine ist gewiß, ich gehe fort von hier; ich warte nicht, bis sie mich fortjagen. Sie kennen kein Mitleid, meine Tanten, am wenigsten Tante Noemi. Nun, was liegt mir daran? Sie hat meiner Mutter nicht verziehen! wie könnte sie mir verzeihen? Aber ich, aber ich —"

Er senkte das Haupt und zog einen zerknitterten Brief aus der Tasche.

„Siehst du, Efix? Ich weiß alles. Wenn Tante Noemi meiner Mutter nicht verziehen hat, nach diesem Briefe — wie kann sie dann ein gutes Herz haben? Du weißt ja, was in diesem Briefe steht, du hast ihn selbst Tante Noemi gebracht. Und jetzt habe ich ihn ihr genommen; am Tage meiner Ankunft lag ich auf dem Kanapee; da las ich nur die ersten Zeilen; dann habe ich ihn mir aus dem Schrank geholt, heute . . . Er ist mein, er ist von meiner Mutter; er ist mein . . . Er soll nicht da herumliegen, dieser Brief . . ."

„Giacinto! Gieb ihn mir!" bat der Alte und streckte die Hand aus. „Er ist nicht dein! Gieb ihn mir, ich bringe ihn den Herrinnen zurück."

Aber Giacinto preßte den Brief zwischen den Handflächen zusammen und schüttelte den Kopf. Efix versuchte, sich des Briefes zu bemächtigen; er flehte, als bettelte er um ein letztes Almosen.

„Giacinto, gib ihn mir, ich bringe ihn wieder zurück, ich lege ihn wieder in den Schrank. Ich will mit den Tanten sprechen, will Frieden stiften. Du erwarteſt mich hier. Aber gieb mir den Brief."

Giacinto sah ihn an, er zitterte, aber seine Augen waren kalt, fast grausam.

Da stand Efix auf, legte ihm die Hand auf die Schulter und flüsterte ihm ein furchtbares Wort ins Ohr: „Dieb!"

Giacinto war es, als ob ein Geier ihn angefallen hätte, seine Hände öffneten sich, und der Brief fiel zur Erde.

VII.

Im Morgengrauen machte sich Efix auf den Weg zum Dorfe.

Die Nachtigallen sangen, und das ganze Tal lag im goldenen Glanze, einem Golde, das bläulich schimmerte vom Widerschein des leuchtenden Himmels. Die Gestalten einiger Fischer zeichneten sich auf dem Ufer und dem Grün des Flusses ab, der zwischen den weißen Kieselsteinen träge dahinfloß.

Wiewohl es noch früh war, als Efix im Dorfe ankam, saß die Wucherin doch schon spinnend im Hofe, zwischen ihren fetten Ferkeln, und er grüßte sie, indem er ihr durch einen Wink zu verstehen gab, daß er später wieder vorkommen würde.

Sie spann als Antwort ruhig weiter, sie hatte keine Eile, sie konnte warten.

Weiter oben begegnete er der Tante Pottoi mit einem Milchgefäß für das Frühstück der Kinder. Efix suchte vorbeizukommen, aber die Alte hielt ihn an, und er mußte ihr wohl oder übel einen Augenblick zuhören.

„Nun, was habe ich dir getan? Müssen wir Alten uns böse sein, weil die Jungen sich gut sind?"

„Ich habe Eile, Tante Pottoi," erwiderte Efix.

„Ich weiß, im Hause deiner Damen ist Lärm. Aber meine Schuld ist es nicht. Ich bin dabei der verlierende Teil. Dein junger Herr will, daß Grixenda zu Hause bleibe, sie soll nicht mehr barfuß, nicht mehr auf Wäsche gehen. Ich soll die Magd machen, aber ich tu's gern, wenn nur die jungen Leute glücklich werden . . ."

„Gott steh uns bei!" seufzte Efix. „Laßt mich in Frieden, Tante Pottoi. Betet zu Christus, betet zur wundertätigen Jungfrau . . ."

„Das Wunder steht bei Euch," sagte die Alte feierlich und gab ihn frei. „Herz muß man haben, nichts anderes . . ."

„Herz muß man haben," wiederholte der Alte für sich, indem er das Anwesen seiner Herrinnen betrat.

Alles war Schweigen und Sonne im Hofe. Der Jasmin am Brunnen blühte, und die Gebeine der Toten bleichten zwischen dem Goldgesträuch des alten Friedhofs. Der Berg umgab mit seiner grünlichen Wand das Haus; ein Stück von der kleinen, altertümlichen Säule war vom Balkon herabgefallen und lag mitten zwischen zerbrochenem Geschirr. Alles war Schweigen.

Als Efix die Küche betrat, sah er Donna Ruth, die den Kaffee bereitete. Das von ihm durch Don Predu gesandte Körbchen war fast leer und hing über der Sitztruhe, ein Zeichen, daß die Gemüse bereits verkauft waren; es blieben nur noch die gelben Johannisbeeren.

Ihm war, als hätte er geträumt. Er setzte sich und fragte: „Wo sind die anderen? Was ist vorgefallen?"

„Esther ist in der Messe, Noemi ist oben," erwiderte Ruth. Weiter sagte sie nichts, bis die Schwestern kamen, Esther den Finger am Knoten des Tuches, Noemi sehr blaß, mit dunklen Augenrändern und das Haar noch mehr von Silberfäden durchzogen, als das letzte Mal, da Efix sie gesehen hatte.

Die drei Damen nahmen auf der Truhe Platz. Efix erhob sich ehrfurchtsvoll und bemerkte, daß Noemi ihr Antlitz aufrichtete und ihn musterte wie der Richter den Angeklagten.

„Efix, du weißt, was geschehen ist?"

„Ich weiß es. Die Schuld ist mein. Aber ich tat es in guter Absicht."

„Du tust alles in guter Absicht! Das wäre noch schöner, wenn du es in böser Absicht getan hättest! Indessen . . ."

„Aber er ist doch kein Feind! Er ist doch schließlich ein Verwandter!"

„Deine Verwandtschaft! Dein Tod, Efix!"

„Also gut, so etwas soll nicht wieder vorkommen!"

„Ist er denn fort?" fragte Donna Esther dazwischen, in sichtlicher Verwirrung.

„Fort? Don Predu? Wohin?" stammelte Efix.

„Wer spricht von Don Predu? Ich sprach von diesem Unseligen . . ."

Efix starrte auf das Körbchen.

„Ich meinte doch Don Predu . . . Was ich da angerichtet habe . . . mit dem Körbchen . . . gestern . . ."

Noemi lächelte, aber es war ein Lächeln, das sie entstellte.

„Efix, wir sprechen von Giacinto. Als es sich darum handelte, ob wir ihn kommen lassen sollten, da hast du gesagt: ‚Wenn er sich schlecht aufführt, so jage ich ihn davon.' Hast du das gesagt, oder hast du das nicht gesagt?"

„Ich habe es gesagt."

„So halte nun dein Versprechen, Giacinto ist unser Verderben."

Efix senkte einen Augenblick den Kopf, verstrickte seine Finger ineinander und ward schamrot.

„Darf ich ein Wort sagen? Ist's schlecht gesagt, so laßt es wie nicht gesagt sein."

„Also sprich."

„Ich glaube nicht, daß der Junge ein schlechter Mensch ist. Er ist bis heute ohne richtige Anleitung gewesen; seine Eltern hat er verloren, als er sie am nötigsten brauchte, und er ist zurückgeblieben, wie ein verlassenes Kind auf der Straße, und hat sich dabei verloren. Man muß ihn zu einem geregelten Leben zurückbringen. Jetzt, hier auf dem Lande, weiß er nichts anzufangen. Er hat das Fieber, er langweilt sich, und so treibt er sich herum, spielt und verliebt sich. Aber er hat gute Absichten und ist wohlerzogen. Hat er es jemals an Respekt fehlen lassen?"

„Das nicht" — brach Donna Esther heraus, und auch Donna Ruth machte ein Zeichen der Verneinung. Aber Noemi ballte die Hände langsam zur Faust, streckte sie gegen Efix aus und sagte mit Bitterkeit: „Von dem Augenblick an, da er gekommen ist, hat er nichts anderes getan, als den Respekt gegen uns verletzt. Schon wie er damals ankam — ohne ein Wort zu sagen . . . Kaum ist er hier, da fängt er an, es mit all den Menschen zu halten, die uns verächtlich behandeln. Dann bändelt er eine Liebschaft an mit einem Mädchen von der allerniedrigsten Sorte — mit einer, die barfuß zum Flusse geht! Und müßig ist er gegangen, ein Lasterleben hat er geführt, du sagst es selbst. Wenn das kein Mangel an Ehrerbietung gegen uns, gegen unser Haus ist, was ist es denn? Sag du es auf dein Gewissen . . ."

„Das ist wahr," gab Efix zu, — „aber ich wiederhole, er ist noch ein halber Junge. Man muß ihm helfen, man muß eine Beschäftigung für ihn suchen. Und dann möchte ich noch eins sagen . . ."

„Sprich nur," sagte Noemi, aber so verächtlich, daß er sein Inneres zu Eis erstarren fühlte. Dennoch faßte er sich ein Herz und sagte: „Ich glaube, es wäre ihm eine Hilfe, wenn er eine eigene Familie hätte. Wenn er das Mädchen wirklich liebt, warum soll er sie nicht heiraten?"

Noemi sprang auf und stützte ihre zitternden Knie an die Truhe.

„Hat er dich bezahlt, daß du so sprichst?"

Da aber fand der Alte den Mut, ihr voll ins Gesicht zu sehen.

Das Wort „ich bin es nicht gewohnt, bezahlt zu werden" stieg ihm in die Kehle herauf und füllte ihm den Mund mit einem bitteren Geschmack, aber er schluckte es hinunter. Er sah, wie Donna Esther Noemi am Gewande zog, er sah Donna Ruths bleiches Gesicht und den flehenden Blick, den sie ihm zuwarf, und begriff, daß alle seine Antwort im voraus errieten. Er fühlte sich als Herr — aber als ein Herr, dessen Herz schwer war von Kummer und Mitleid.

„Donna Noemi," sprach er, „Ihr sagt, was Ihr selbst nicht glaubt! Euer Neffe hat kein Geld, um mich zu bezahlen, und auch wenn er Geld hätte, würde es nicht genügen."

Noemi setzte sich wieder, sie stützte die Hände auf die Knie, als wollte sie ihr Zittern verbergen.

„Was das Geld anlangt, das hat er schon! Nicht sein eigenes, aber er hat es."

„Und wer gibt es ihm?" fragte Efix.

Sechs Augen musterten ihn verwundert. Noemi begann höhnisch zu lachen, aber Esther legte leise ihre Hand auf die ihre und sprach mit sanfter Stimme: „Er nimmt Geld von Kallina. Wir glaubten, du wüßtest das. Er leiht sich das Geld von Kallina auf Wucherzinsen, und Predu hat einige Wechsel für ihn mit unterschrieben, weil er ihm auf diese Weise das Grundstück wegzunehmen hofft. Verstehst du?"

Efix antwortete nicht gleich. Sein Haupt war gesenkt, seine Augen geschlossen, sein Antlitz bleich; er öffnete und schloß die Fäuste wie in der Angst des Todes.

Endlich hob er seine erschrockenen Augen auf.

„Und Ihr glaubtet, ich wüßte davon? Und wie denn nur? . . . und warum?"

„Ja," sagte Noemi mit grausamer Härte. „Wir nahmen sogar an, daß du ihm bei deiner Freundin Kallina Bürgschaft leistetest. . ."

„Meine Freundin?" schrie Efix. Alles um ihn her schien in Flammen zu stehen. Er schrie, schrie sinnlose, unzusammenhängende Worte und rannte davon, die Mütze in der Hand schwenkend, als gälte es, ein Feuer zu löschen.

Im Hofe der Wucherin kam er wieder zu sich.

Alles atmete Frieden da drinnen wie in der Arche Noah. Die weißen Tauben mit den Korallenpfoten girrten auf dem Höfchen unter einem Rebenschößling, der eine goldene Girlande über seinen schwarzen Schatten breitete. Die Wucherin spann; ihre kleinen Füße steckten nackt in gestickten Schuhen, und das Tuch war um den Kopf geschlungen.

Das ungestüme Eindringen Efixens unterbrach das friedliche Schweigen.

„Sag mir auf der Stelle," rief er, „wie es mit der Angelegenheit Don Giacintos steht."

Die Alte hob die kahlen Augenbrauen und sah ihn gelassen an.

„Schickt er dich?" fragte sie.

„Der Henker schickt mich, und dich soll er holen! Tu den Mund auf, sprich, schnell!"

Mit einer drohenden Gebärde brachte er das Spinnrad zum Stehen, und die Alte begann sich zu fürchten, wenn sie es auch nicht zeigte.

„Dann sind es wohl deine Damen, die dich schicken? Gut, sage ihnen nur, sie möchten sich keine Sorgen machen. Es hat ja noch Zeit mit dem Bezahlen. Ich habe keine Eile. Im ganzen sind es vierhundert Scudi, die ich dem Jungen gegeben habe. Er fing an, mich um Geld zu bitten, als wir auf dem Feste waren. Er wollte dort nobel auftreten. Damals sagte er noch immer, daß er Geld vom Auslande erwarte. Er gab mir einen Wechsel, der von Don Predu unterschrieben war. Wie hätte ich da nein sagen können! Nach einiger Zeit kam er wieder und erzählte mir, sein Geld sei eingetroffen, er habe aber mit dem Mileser gespielt und dabei alles verloren. Ich sagte ihm, daß ich noch den Wechsel von Don Pedru hätte; da schien er sich zu erschrecken, und bald darauf brachte er mir einen anderen, den Donna Esther unterschrieben hatte. Ich gab ihm darauf nochmals Geld. Wie hätte ich denn nein sagen können? Du wußtest von nichts?" schloß sie ganz ruhig und benutzte Efixens Verwirrung, um ihr Spinnrad wieder in Gang zu bringen.

Der alte Mann war vernichtet. Er besann sich, daß Donna Esther heimlich an Giacinto geschrieben hatte, er möge kommen; so konnte sie auch den Wechsel unterschrieben haben.

Wie sollte man je diese Schuld begleichen? Er wußte es nicht. Ihm war, als könne er sich nicht mehr bewegen, als ströme ihm alles Blut nach unten, so daß seine Beine anschwollen, während sein Herz leer, sein Kopf und seine Hände kraftlos wurden.

Kallina spann weiter, die Tauben gurrten, die Hühner pickten nach den Fliegen, die sich auf den rosigen Rücken der Ferkel sonnten. Alles umher war ruhig; er, er allein keuchte in seiner Angst.

„Ach so, du hast es nicht gewußt? Ich glaubte, deine Damen hätten von dem Gelde einen Teil bekommen, um dir deinen Lohn auszuzahlen. Ich wollte übrigens Don Giacinto vorschlagen, die zehn Scudi, die du mir schuldest, mit zu verrechnen; aber dann dachte ich doch, das ginge wohl nicht an; wenn wir später den Wechsel erneuern, wollen wir eine Rechnung machen . . ."

Efix suchte mit äußerster Kraftanstrengung, sich zu bezwingen — er riß sich abermals die Mütze vom Kopfe, sinnlos vor Verzweiflung.

„Ah, du sollst verdammt sein . . . ah, dich soll der Henker holen . . . ah, was hast du angerichtet . . .!"

Auf dem Hofe entstand ein allgemeiner Aufruhr; die Tauben flatterten

auf das Dach, die Katzen sprangen auf die Mauern. Die Alte bückte sich, um den Schlägen, die auf sie niederhagelten, zu entweichen; sie wehrte sich mit der Spindel, sie sprang in die Höhe, sie wich nach rückwärts, aber sie schrie nicht, damit die Leute nicht herbeiliefen. Endlich, in die Küche entkommen, stürzte sie auf die Ecke hinter der Tür zu, ergriff mit beiden Händen einen eisernen Pfahl und stellte sich damit an die Mauer, schrecklich wie eine Rachegöttin mit der Keule.

„Fort mit dir, Mörder! Fort!"

Efix erstarrte bei diesem Worte, es war, als käme er wieder zu sich, und jetzt war sie es, die den Gegner zurückdrängte.

„Fort mit dir! Was willst du von mir? Bin ich zu euch gekommen? Ihr kommt zu mir, wenn der Hunger und die Laster euch treiben. Don Zance ist gekommen, seine Töchter sind gekommen, sein Enkel ist gekommen. Auch du bist gekommen, Mörder! Wenn ihr mich braucht, dann schmeichelt ihr, und hernach werdet ihr wild wie hungrige Wölfe. Fort mit dir . . ."

„Kallina . . . Kallina!" stammelte Efix, schon an der Tür, aber die Alte blieb unerbittlich.

„Ich will dir nur gleich sagen, daß ich jetzt keine Nachsicht mehr haben will, da ihr mich so behandelt. Am Verfalltage, im September, werdet ihr zahlen, oder ich lasse den Wechsel protestieren. Und wenn die Unterschrift falsch ist, so spaziert der Bursche ins Gefängnis. Und nun pack dich!"

Efix taumelte fort, aber er schlug nicht den Weg nach Hause ein. Er wanderte durch das Dörfchen, das verlassen in der Sonne lag. Er stolperte über die vulkanischen Steine, die hier und dort verstreut lagen, und ihm war, als hätte sich das Erdbeben, von dem alte Überlieferungen erzählten, daß es das Dorf zerstört und nur Steine übrig gelassen habe, wo einst Blumen blühten, an diesem Morgen ereignet. Er irrte umher, überall durch die Ruinen, und er hatte das Gefühl, als müsse er graben und die Leichen aus den Trümmern hervorziehen und die unterirdischen Schätze, — aber er schien es nicht zu können, so allein wie er war, so schwach, so unschlüssig darüber, wo er beginnen sollte.

Als er an der Kirche vorbei kam, sah er, daß sie offen war. Es wurde keine Messe gelesen, aber die Schließerin war mit dem Reinigen des Gotteshauses beschäftigt, und man hörte in der Stille im Halbdunkel das Rasseln des Besens, als wenn die alten Schloßfrauen mit ihren brokatenen Gewändern und rauschenden Schleppen vorbeigingen.

Der Christus war hinter dem dunklen Vorhang verborgen. Efix kniete unter der Kanzel nieder, stützte das Haupt an die Säule und betete. Das Blut kehrte allmählich in seine Adern zurück, aber heiß und schwer wie Lava; das Fieber stach ihn. Die schrägen Strahlen silbernen Staubes, die von dem verfallenden Dache niederfielen, bildeten weiße Flecken auf dem schwarzen Fußboden, und die bleichen Gesichter schauten, wie verzaubert von diesen seltsamen Zeichen, aus den Gemälden herab. Sie blickten nach unten, neigten sich, schienen sich losmachen und niederfallen zu wollen.

Auch die büßende Magdalena neigte sich aus dem schwarzen Rahmen des Gemäldes herab, als stände sie auf der Schwelle einer unbekannten Welt

Die Liebe, die Trauer, die Reue, die Hoffnung lachten und weinten in ihren tiefen Augen und um ihren herben Mund. Efix sah sie an; sie schien ihm die Erinnerung eines früheren, von seinem gegenwärtigen Dasein unendlich entfernten Lebens zurückzubringen; es war ihm, als winke sie ihm, sich ihr zu nähern, ihr beim Herabsteigen zu helfen, ihr zu folgen . . .

Er schloß die Augen. Der Kopf zitterte ihm. Er träumte, daß er mit ihr auf dem Sande dahinginge, längs des Flusses, im Mondschein. Sie wandelten schweigend, vorsichtig. Sie gelangten zur Straße, der Brücke gegenüber. Dort verschwamm seine Vision. Es kam ein Wagen, auf dem saß Lia, versteckt unter Reisesäcken. Der Wagen verschwand in der Nacht, aber unter der Brücke, im Mondschein, lag Don Zance tot ausgestreckt auf dem Sande, bleich, mit einem dunklen, einer Weinbeere ähnlichen Flecken am Nacken; Efix kniete an der Leiche nieder und schüttelte sie. „Don Zance, gnädiger Herr! Auf, auf! Eure Töchter erwarten Euch!" Don Zance blieb unbeweglich.

Efix schluchzte so stark, daß die Schließerin sich mit dem Besen näherte.

„Efix, was hast du? Ist dir übel?"

Er riß die erschreckten Augen auf; es war ihm, als sehe er noch Kallina mit dem Pfahl, die ihn Mörder nannte.

„Ich habe das Fieber," sagte er. „Mir ist, als müßte ich sterben. Ich möchte beichten . . ."

„Und da kommst du hierher?" sagte das Mädchen lachend. „Da mußt du schon beim Christus selbst beichten!"

Efix machte ein Zeichen der Zustimmung; er lehnte die Stirn wieder an die Säule der Kanzel und erhob die Augen zu dem verborgenen Heiland. Die Tränen liefen ihm über das Antlitz, rannen herunter zum Kinn, flossen dort zusammen und fielen Tropfen für Tropfen auf die Erde.

Giacinto saß auf Efixens Platz und wartete auf ihn. Kaum daß er ihn kommen sah, das Körbchen in der Hand, das geleert war und doch mit seinem Gewicht den alten Mann herabzog, so ward er inne, daß der Diener alles wußte. Um so besser! Dann konnte er sich von dem einen, dem schimpflichsten Teile der auf ihm ruhenden Last befreien, dem Schweigen.

„Erzähle mir," sagte er, indem er aufstand und dem Alten seinen Platz einräumte.

Efix setzte sich, ohne das Körbchen aus der Hand zu lassen. Er erzählte alles und sagte zum Schlusse: „Jetzt haben meine Herrinnen wieder Vertrauen zu mir und sind ruhiger, weil ich ihnen versprochen habe, dich davonzujagen, wenn du nicht Vernunft annimmst. Sie glauben, daß die Wechsel wirklich von Don Predu unterschrieben sind, und ich habe nicht den Mut gehabt, ihnen die Wahrheit zu sagen. Verstehst du? Sie dürfen niemals etwas erfahren. Was denkst du jetzt zu tun? Wirst du nach Nuoro gehen? Wirst du arbeiten, deine Schuld abtragen?"

Giacinto hatte sich auf der gewohnten Stelle, unmittelbar vor Efix, hingeworfen. Er antwortete nicht.

Der Alte beugte sich etwas nieder und sprach mit gedämpfter Stimme zu ihm: „Geh, Kind Gottes, geh! Ich hätte am liebsten gesehen, daß du nicht gegangen wärst, aber nun sage ich selbst, du mußt fort, denn es gibt keinen anderen Ausweg mehr. Denk daran, was für schöne Dinge du mir neulich abends sagtest. Du sagtest: den Tanten soll es gut gehen, das Haus soll wieder auferstehen . . . Das alles habe ich auch gedacht, als du kommen solltest! Und statt dessen! Sieh, wenn du die Wucherin nicht bezahlst, so treibt sie entweder die Besitzung zur Versteigerung oder bringt dich ins Gefängnis wegen der gefälschten Unterschriften — und sie können betteln gehen. Das hast du getan, du! Ich weiß, du hast es nicht im bösen getan, du, der du mir neulich abends all die schönen Dinge versprachst; aber nun ist das Unglück da . . ."

Giacintos Schulter begann wieder zu zucken. Ein unendliches Weh schüttelte seinen ganzen Körper. Er hob sein Antlitz zu dem über ihn Gebeugten empor; sie sahen sich an, hoffnungslos, verzweifelt.

„Nein, das habe ich nicht im bösen getan. Ich wollte Geld verdienen. Aber wie macht man das in diesem Lande? Du weißt es — du, der du so geblieben bist — so armselig — du weißt es!"

Ach ja, Efix wußte es! Er verbarg das Gesicht in den Händen und seufzte.

„Meine Tanten werden keinen Soldo zu zahlen brauchen. Die Unterschrift Tante Esthers habe ich gefälscht, denn die Wucherin wollte mir selbst keinen Kredit gewähren. Aber ich werde den Wechsel einlösen. Und wenn nicht, so gehe ich eben ins Gefängnis. Was liegt daran?"

„Wir werden dich nicht ins Gefängnis gehen lassen — nein, Kind Gottes, nein, nein!"

Da begann Giacinto zu hoffen, der Alte möchte vielleicht selbst Geld haben und für ihn bezahlen. Er wurde ruhiger, stand auf und fing sogar an, allerhand Pläne zu schmieden. Aber seine Hoffnung wurde sehr bald zerstört, denn Efix schlug ihm vor, sich noch einmal von der Wucherin hundert Lire als Reisegeld nach Nuoro zu leihen.

„Dort findest du eine Stellung, kannst die Schuld nach und nach abtragen, kannst dich emporraffen, kannst wieder ein ordentlicher Mensch werden. Die Hauptsache ist jetzt, auf andere Wege zu kommen, Gewissen und guten Willen zu haben."

Giacinto antwortete nicht; er lag da, in sich selbst zusammengekauert, wie ein krankes Tier; er sah die Heuschrecken durch die trockenen Blätter hüpfen und folgte den Bewegungen ihrer regenbogenfarbigen Flügel mit einem stumpfen Blicke. Zwei fielen ihm auf die Hand, grün, ineinander verschlungen und hart wie von Metall. Er schauderte. Er dachte an Grixenda, dachte, daß er fort müsse und sie nun nicht wiedersehen würde; er war so arm, daß er auf ein Geschöpf verzichten mußte, das ebenso arm war. Er vergrub sein Gesicht im Grase, schluchzend, ohne zu weinen, und seine Schultern zuckten in einem krampfhaften Zittern.

VIII.

Es war an einem Donnerstagabend. Die Wucherin pflegte an diesem Abend nicht zu spinnen, aus Furcht vor der Giobiana, der Göttin des Donnerstags, die den Spinnerinnen in der Nacht erscheint und ihnen allerhand Böses zufügen kann.

Sie saß auf der Schwelle ihrer weinumrankten Tür und betete, statt zu spinnen. Ihr war unruhig zumute, und wenn sie die Blicke durch den kleinen Hof schweifen ließ, den die Feigenbäume im Mondschein wie eine verfallene graue Mauer umgaben, so war ihr, als sähe sie noch zwischen den einzelnen Blättern die vor Zorn grünlichen Augen des alten Efix. Aber es waren nur die Leuchtkäfer.

Es waren die Leuchtkäfer; aber auch Kallina glaubte an allerhand geheimnisvolle Dinge, an das übernatürliche Leben der Geschöpfe der Nacht und erinnerte sich an ein Erlebnis aus ihrer Mädchenzeit.

Sie war damals arm, ging betteln und suchte Kräuter unter den Trümmern des Schlosses; der Hunger und das Malariafieber waren hinter ihr her wie tolle Hunde.

So kletterte sie eines Tages über die Kieselsteine, die scharf wie Messer waren, und die rote Sonne, die über den Bergen von Dorgali stand, schien ihr ins Gesicht. Da stand mit einem Male ein Herr vor ihr und legte ihr, ohne ein Wort zu sagen, die Hand auf die Schulter. Er war in die Farben der Sonne und der Berge gekleidet, und sein Gesicht glich dem eines frühverstorbenen Bruders des Don Predu Pintor. Sie hatte ihn auf der Stelle erkannt: es war der Baron, einer jener alten Barone, deren Geister sich in den Trümmern des Schlosses aufhielten, im Schoße des Berges, in den unterirdischen Gewölben, die auf das Meer hinausliefen.

„Mädchen," sagte er mit fremder Stimme, „lauf zur Hebamme und bitte sie, diese Nacht aufs Schloß zu kommen. Meine Frau, die Baronin, hat Schmerzen. Lauf, rette eine Seele. Bewahre das Geheimnis. Hier, nimm dies."

Kallina zitterte, und ihr Bündel Holz erschien ihr der roten Sonne gegenüber wie eine schwarze Wolke. Sie vermochte nicht, ihre Hand auszustrecken, und die Goldstücke, die ihr der Baron reichte, fielen zur Erde.

Er verschwand. Sie warf das Holzbündel fort, raffte das Geld zusammen, furchtsam wie ein Vogel, der ein paar Brosamen aufpickt, und eilte in schnellen Sätzen davon.

Sie lief zur Hebamme.

Diese spuckte ihr ein wenig ins Gesicht und sagte: „Das ist nur, um dir den Schrecken zu nehmen. Geh, du hast das Fieber und das Delirium."

Das Mädchen ließ sie die warmen, feuchten Goldstücke sehen, die sie in ihren brennenden Fäusten hielt.

„Die wirst du wohl gefunden haben. Solche finden sich noch im Schlosse. Gib sie mir, ich will sie dir besprechen, daß sie sich vermehren."

Kallina gab sie ihr; nur ein durchlöchertes Stück behielt sie und hing es sich an einem roten Lederriemen um den Hals.

„Geht," sagte sie zu der Frau, „rettet eine Seele. Ihr tut, als glaubt Ihr mir nicht, damit ich das Geheimnis nicht verrate. Aber ich werde es bewahren . . ." Und damit fiel sie hin wie tot.

Die Hebamme blieb hartnäckig ihr Lebelang dabei, daß es ein Fiebertraum gewesen wäre. Aber Kallina begriff wohl, daß sie nur deshalb so sagte, damit sie das Geheimnis bewahren sollte.

Das Geld brachte inzwischen Frucht, reiche Frucht, jedes Jahr mehr, wie die Granatäpfelbäume, die sie dort unten in Don Predu Pintors Hofe grün und rötlich schimmern sah.

Nach langer Zeit, eine alte Frau, wie sie war, hatte sie noch einmal dasselbe Gefühl der Freude und des Schrecks, wie damals. Ein jugendlicher Herr war ihr erschienen, der dem Baron aus ihrer Mädchenzeit ganz und gar glich. Es war Don Giacinto.

Jedesmal, wenn sie ihn sah, kam eine Art Schwindel über sie, die verworrene Erinnerung eines früheren, in grauer Vergangenheit liegenden Lebens, eines unterirdischen Daseins, wie das der alten Barone im Schlosse.

Siehe, da war er. Hoch, dunkel, das Gesicht weiß vom Mondschein, trat er ein und setzte sich neben sie auf die Schwelle.

„Tante Kallina," sagte er, „warum habt Ihr meine Sachen dem Diener erzählt?"

„Er hat es haben wollen. Er hat mich angefallen und wollte mich töten."

„Euch töten? Wegen solch einer Kleinigkeit? Dieser Mensch und meine Tanten machen ein Aufhebens von dieser elenden Geschichte, und draußen, in der Welt, da gibt es Leute, die machen Millionen Schulden, und niemand weiß etwas davon."

Aber der Alten lag nichts an den Leuten da draußen.

„Ich habe den Pfahl nehmen müssen, um mich zu schützen! Hört Ihr, Euer Gnaden? Der Knecht ist wild geworden, traut ihm nicht."

Giacinto blieb einen Augenblick stumm und unbeweglich sitzen und betrachtete seine Hände, auf die eine Rebe ihre schwankenden Schatten warf. Endlich sprang er auf.

„Nein, ich traue ihm nicht. Ich will fort. Ich kann nicht mehr leben hier . . . Ich werde gehen, ich werde Geld verdienen, und in vierzig Tagen sollt Ihr bis auf den letzten Centesimo bezahlt sein. Nur heute müßt Ihr mir noch das Reisegeld geben. Ich werde Euch darüber einen anderen Wechsel ausstellen."

„Und wer zeichnet ihn?"

„Ich selbst, und kein anderer!" versetzte er entschlossen. „Habt diesmal Vertrauen zu mir. Rettet ein Menschenleben. Auf, schnell! Und schweigt über die Sache."

Er berührte sie an der Schulter, ganz wie der Baron es getan hatte. Kallina stand auf und ging, das Geld aus der Kasse zu holen. Der Mond strömte durchs Fenster herein und zog durch den Raum ein langes, silbernes Band, das auf der knochigen Brust der Alten endete, und durch den Aus-

schnitt ihres Hemdes sah man die alte Goldmünze an dem vom Alter schwarz gewordenen Lederriemen hängen.

Sie nahm zuerst zwei Scheine zu fünfzig Lire; sie betastete sie, hielt sie gegen das Mondlicht; schließlich aber dachte sie, für Giacintos Reise würde ein Schein genügen, und legte den anderen fort.

Giacinto war nicht zufrieden. Was war dies dünne Blättchen im Vergleich zu den Schätzen der großen Herren auf dem Kontinent? Aber als die Frau sagte, einen Wechsel brauche er ihr nicht auszustellen, da begriff er, daß sie ihm ein Almosen geben wolle, und er empfand eine unerträgliche Angst.

Er sah sich wieder im Vorzimmer des Hafenkapitäns, unbeweglich wartend.

„Nun gut," sagte er, sich erhebend, „spätestens morgen werde ich Euch den Betrag zurückgeben."

Dann ging er zu seinen Freunden, um ihnen mitzuteilen, daß er am morgenden Tag abreisen werde.

Zuerst suchte er den Mileser auf. Auch hier sah man durch die noch geöffnete Tür auf den Hof, über dem das weiße Licht des Mondes und der schwarze Schatten des Laubenganges lag. Die Schwiegermutter des Milesers saß wie gewöhnlich auf ihrem primitiven Königsthron, und auch sie ließ aus Scheu vor der Giobiana die Spindel ruhen, während ihre Tochter und die Mägde, die sämtlich blaß waren und am Fieber litten, an die Mauer gelehnt auf der Erde saßen und miteinander schwatzten.

„Mein Schwiegersohn ist vor einem Augenblick fortgegangen," sagte die Alte. „Er muß zu Don Predu herum sein. Und die Tanten Euer Gnaden sind wohlauf? Ich lasse sie herzlich grüßen und ihnen für das Geschenk danken, das sie meinem Bruder, dem Pfarrer, geschickt haben."

„Die schwarzen Pflaumen!" warf eine neidische Magd ein. „Die Natolia soll doch der Schlag rühren, wenn sie die alle heimlich aufgegessen hat!"

„Wenn Ihr mir ein paar abgeben wollt, Don Giacinto, so gehe ich gleich mit Euch auf das Gut!" rief das andere Mädchen herausfordernd.

„Komm nur," versetzte er, aber seine Stimme war traurig und dumpf.

„Jedermann soll sich zu seinesgleichen halten," mahnte die alte Frau und sah die Magd streng an. Aber sobald er auf der Straße war, hörte Giacinto deutlich, daß die Mädchen hinter ihm her lachten und Grixendas Namen nannten.

Ja, er mußte fort, fort auf die Jagd nach dem Glück. Um nicht noch einmal an dem Hause seiner Braut vorbei zu müssen, wo er sich den ganzen Abend aufgehalten hatte, stieg er einen Nebenweg empor, dann noch einen anderen, und schließlich befand er sich auf einem freien Platze, auf den die Trümmer einer Kirche aus der Zeit der Pisaner Herrschaft herabblickten. Der Mond übergoß dieses Stück einer toten Welt mit seinem milden Lichte, und es schien, daß es ringsherum niemals mehr Tag werden sollte. Die Wolfsmilch duftete, der blaue Schein des Mondes flimmerte auf dem verfallenen Turme wie eine Flamme auf einem schwarzen Armleuchter.

Aber hinter dem verfallenen Gemäuer der Kirche schimmerte Don Predus Haus in die Nacht hinein.

Granatapfel- und Palmenbäume umgaben es. Es sah aus wie ein maurisches Haus, ganz weiß, mit einem gewölbten Bogen als Eingang, mit Loggien und halbmondförmigen Fenstern. Auf dem geräumigen Hofe leuchteten große Gitter von Rohr, unter denen am Tage Gemüse trockneten, die jetzt mit Binsenmatten zugedeckt waren.

Während Giacinto den Hof durchschritt, sah er die Gestalten Don Predus und des Mileser's, die sich von dem dunklen Hintergrunde eines zu ebener Erde gelegenen Zimmers abhoben, im Rahmen einer alten Tür, vor der sich ein Säulengang hinzog. Sie saßen mit übergeschlagenen Beinen, den einen Ellbogen auf den Rand des schwarzen Tisches gestützt, da und ließen sich's beim Weine wohl sein. Giacinto entsann sich, dieses Bild schon einige Male irgendwo auf dem Festlande gesehen zu haben: der dicke Mann und der dünne Mann, beide behaglich und mit ihrem Schicksal zufrieden.

Er trat ein und setzte sich zu ihnen.

„Trink, trink," riefen ihm die beiden Männer gleichzeitig entgegen. Er wies den ihm gebotenen Wein mit beiden Händen zurück.

„Bist du krank, daß du nicht trinkst?"

„Ja, ich bin krank," sagte er düster. Aber er sagte nicht woran, die beiden hätten ihn doch nicht verstanden.

„Deine Tante Noemi hat dich wohl durchgehauen?"

„Grixenda hat dich nicht ordentlich geküßt? Da soll sie doch gleich der Schlag rühren!" sagte der Mileser wie vorhin die neidische Magd.

„Uff," holte Giacinto tief Atem, indem er die Ellbogen auf den Tisch stemmte und den Kopf in die Hand stützte. Seine linke Schulter zitterte, und Don Predu sah ihn scharf an, wobei sein rotes, hartes Gesicht ein wenig die Farbe verlor.

„Laß uns hinausgehen und frische Luft schöpfen," sagte er, indem er aufstand und die Hand auf die zuckende Schulter seines Großneffen legte.

Sie gingen, um frische Luft zu schöpfen, und ihre Schritte hallten durch die Stille hin wie die der nächtlichen Runde.

Allmählich wurde auch Giacinto von der etwas bitteren Lustigkeit seiner Kameraden angesteckt.

„Gehen wir ins Theater?" sagte er. „In dieser Stunde beginnt in den Städten des Festlandes das Leben und das Vergnügen. Vor den Theatern fahren die Wagen einer nach dem anderen wie ein schwarzer Fluß. Da sieht man sogar die Damen mit ihren Hündchen auf dem Schoß."

Der Mileser lachte so heftig, daß er sich beinahe verschluckte. Don Predu war zurückhaltender, aber sein Lächeln, wenn man es recht betrachtete, war schneidend wie ein Messer.

„So geh doch wieder dahin und laufe hinter Grixenda her wie ein Hündchen."

„Uff! Was seid ihr dumm hier zu Lande!"

„Noch lange nicht so wie bei dir zu Hause!"

Der junge Mensch schwieg, aber nach einem Augenblick fuhr er fort: „Warum nennt ihr mich einen Dummkopf? Weil ich ein gutes Herz habe? Weil ich meine Jugend ein bißchen genießen möchte? Aber was macht ihr denn? Und was für ein Leben führt ihr? Du, Mileser, hast ja für keinen Menschen ein Herz, nicht einmal für deine kranke Frau. Und Ihr, Onkel Pietro? Was für ein Leben habt Ihr? Ihr häuft Geld auf wie die Bohnen, die man hernach den Schweinen gibt. Ihr meint es mit niemandem gut, nicht einmal mit Euch selbst."

Die beiden Männer stießen sich an und lächelten.

„Du bist wirklich krank heut nacht. Du mußt schlecht bei Kasse sein ..."

„Meine Börse ist voller als Eure," sagte Giacinto lebhaft und errötete. „Kommt, jetzt wollen wir trinken."

„Ah, nein! Du hast nicht mit uns trinken wollen! Nicht einmal, wenn ich dich sterben sehe, werde ich Wein von dir annehmen."

Dennoch traten sie in eine ruhige Schenke ein. Zwei behäbige Rentner machten schweigend ihr Spiel, und ein dritter sah ihnen beiden abwechselnd in die Karten.

Don Predu bestellte zu trinken, und der Mileser gab dem Manne, der den Spielern zusah, ein Zeichen mit dem Finger.

Darauf setzten sich alle vier, der Mann und Don Predu, der Mileser und Giacinto, an den anderen Tisch. Der Schankwirt, ein kleiner Bauer, der einem Hebräer aus der Bibel glich und einen langen, über den Hosen aufgeschürzten Knierock trug, setzte einen Leuchter aus schwarzem Eisen mitten vor sie hin.

Der Mileser, den Kopf auf die linke Seite geneigt, mischte nachdenklich die Karten und sah dann die Genossen einen nach dem anderen an.

„Wie hoch gilt das Spiel?"

„Fünfzig Lire," erwiderte Giacinto und zog das Geld der Wucherin hervor. Er setzte: er verlor.

Über dem schwarzen Leuchter stand unbeweglich die bläuliche Flamme — wie der Mond über den Trümmern des Turmes.

IX.

An einem Juliabend saß Noemi an ihrem gewohnten Platze im Hofe und nähte. Der Tag war sehr heiß gewesen, und der bläulich-graue Himmel schien wie übergossen von der Asche eines Feuers, dessen letzte Gluten im Westen erloschen. Die indischen Feigen standen bereits in Blüte, über dem Grau der Gärten lag ein leiser Hauch von dunklem Golde, und unten, hinter dem Turme der verfallenen Kirche, die im Abendscheine rötlich glänzte, schimmerten Don Predus Granatäpfel wie mit Blut gesprenkelt.

Noemi war es, als fühle sie diese seltsame Mischung von Grau und Rot in ihrem eigenen Herzen. Das Übel, das sie alljährlich im Frühjahr zu befallen pflegte, hatte sich diesmal nicht mit dem Eintritt des Sommers verloren. Sie empfand immer eine grenzenlose Sehnsucht nach Einsamkeit und den Drang, sich irgendwo zu verbergen, um sich ihren eigenen Gedanken zu überlassen.

Heute war sie allein. Donna Esther und Donna Ruth waren einer Einladung des Pfarrers gefolgt und hatten sich zur Kirche begeben, um mit anderen Damen des Dorfes den Ausschuß für ein Fest zu bilden; Giacinto war nach Oliena gegangen, um dort Wein für Rechnung des Mileſers anzukaufen.

Ja, dahin war es mit ihm gekommen, daß er den Bedienten bei einem ehemaligen herumziehenden Händler, wie es der Mileſer geweſen war, ſpielen mußte. In Gegenwart Fremder zeigte denn Noemi auch eine unverhohlene Geringſchätzung gegen ihren Neffen. Aber ſobald ſie allein war, ſah ſie ihn, wie er ſich über ſie beugte und ihr Antlitz mit Eſſig benetzte. Und ſeine Tränen fielen auf ihr Geſicht, zuſammen mit der ſcharfen Flüſſigkeit. Ihr war, als habe ſie ihren bitteren Geſchmack empfunden, ſeine bebende Stimme, ſeine Worte: „Tante Noemi, du meine einzige Noemi, warum, warum das?“ Seine Augen, traurig und glühend wie dieſer ſommerliche Himmel, wollten ihr nicht aus dem Sinne.

Wenn ſie allein war, dachte ſie immer an ihn. Sie ſah ihn vor ſich, wie ſie ihn ſo oft zu den verſchiedenen Zeiten des Tages geſehen hatte: ſchweigend, mißmutig, verzagt und traurig ſaß er da und träumte vor ſich hin. Sie fühlte, daß man nicht mehr gegen ihn ankämpfen konnte, weil er wie ein Felsblock vom Berge herab auf das Haus geſtürzt war — ein Felsblock, der das Haus vernichtete und vor dem es doch kein Entfliehen gab. Sie erblickte ihn, wie er die Stätten des Laſters aufſuchte, wie er verſchwand, um ſich heimlich zu der anderen zu ſchleichen, zu dem Mädchen, das er liebte. Dann kam plötzlich über Noemi ein Wirbelwind der Leidenſchaft, wie der Sturm, der die welken Blätter vom Baume reißt.

Ihre ganze Seele bebte vor Verlangen. Ihr war, als wäre ſie noch ohnmächtig, wie an jenem Tage, als wären die Tränen, die ihr aus den Augen rannen, die ſeinen. Sie fühlte ſie auf den gierigen Lippen, die von all den Küſſen zitterten, die ſie nie geküßt hatte, und ihr Blut brannte wie von einem Liebestranke. Die Jugend Giacintos, ſeine Glut, ja ſein geheimer Schmerz ſtrömten in ſie über: ſie vergaß ihre Jahre, ihr Ausſehen, ihr Weſen. Ihr war, ſie läge im Dickicht eines Waldes unter einer klaren Quelle; eine Erſcheinung neigte ſich von oben, und ſie erblickte ſich ſelbſt widergeſpiegelt in dieſer lebenden Geſtalt, die ſich bückte, um zu trinken, zu trinken unerſättlich. Das war er, und es war zugleich ſie, es war eine und dieſelbe Perſon, die, nachdem das Waſſer ausgeſchöpft und der Kuß unerſättlichen Durſtes beendet, in der Schlucht des Baches, im Dickicht des Waldes zurückblieb mit ihrer Liebe, die klar und unerſchöpflich wie die Quelle ſelbſt war.

Ein Pochen an der Tür rief ſie in die Wirklichkeit zurück. Sie ging, um zu öffnen, in der Meinung, es möchten die Schweſtern ſein oder Giacinto, deſſen Gegenwart ſie nicht fürchtete, weil ſie den Bann verſcheuchte; aber als Noemi ſah, daß es die alte Pottoi ſei, ſchob ſie inſtinktiv den Riegel vor, um die Alte auszuſperren. Aber dieſe drängte ſich ihrerſeits vorwärts und rief: „Wie eine Spinne wollt Ihr mich zerquetſchen, Donna Noemi! Ich komme doch nicht, um euch ein Leids zu tun.“

Noemi war schon ein paar Schritte zurückgetreten und fragte kalt und verächtlich: „Was wollt Ihr?"

„Ich möchte mit Euer Gnaden sprechen, aber in aller Ruhe, wie ein Christenmensch zum anderen."

Noemi stand, ihre Arbeit in der Hand, aufrecht dicht am Torwege und versuchte weiter zu nähen. Die Alte ordnete die Korallen auf ihrem Halse, der wie verbrannt aussah. Sie zitterte, sie war traurig und zum Skelette abgemagert.

„Donna Noemi, seht mich an! Senkt nicht die Augen. Ich bin gekommen, Euch um Hilfe zu bitten."

„Mich?"

„Ja, Euch, Euer Gnaden. Es sind drei Monate, seit Ihr mich nicht mehr einen Fuß hierher setzen laßt. Nun, das ist Euer gutes Recht. Aber heut nacht ist mir Donna Maria Christina im Traum erschienen; sie stand neben meinem Bett, wie damals, als ich schon die letzte Ölung empfangen hatte. Sie war schön, Donna Maria Christina, und ihr weißes Barchenttuch leuchtete wie eine Lilie. ‚Geh zu Noemi,' sagte sie, ‚Noemi hat mein Herz, denn das Herz der Toten lebt in den Lebenden weiter. Geh, Pottoi,' sagte sie zu mir, ‚du sollst sehen, Noemi wird dir helfen.' Das waren ihre eigenen Worte, Euer Gnaden."

Noemi nähte, das Haupt auf die Leinwand geneigt, die den rötlichen Schein des Himmels über dem Berge zurückwarf.

„Nun gut, was wollt Ihr denn?"

„Ich will es Euch sagen. Ihr wißt ja alles. Die jungen Leute sind sich gut. Ich habe mir gesagt: wenn sie sich nun einmal gut sind, warum sie daran hindern? Haben wir nicht selbst geliebt, als wir noch jung waren? Aber die Zeit geht hin, Euer Gnaden: der Junge wird immer blasser, und meine Grixenda ist nur noch wie ein Faden. Er will nicht, daß sie aus dem Hause geht, daß sie waschen geht, und findet er sie einmal auf der Schwelle, so treibt er sie ins Haus zurück. Wenn dann Grixenda einmal klagt, sagt er: ‚Um deinetwillen lasse ich die Tanten vor Gram sterben, vor allem Tante Noemi.' — Ich sage nichts weiter, denn er ist wohlerzogen und gut; aber diese Worte sind wie das Gift, das zerfrißt, ohne daß man dabei schreit."

Sie seufzte tief auf und faßte einen Schürzenzipfel Noemis, dessen Saum sie zwischen den schwarzen Fingern hin und her drehte.

„Donna Noemi, Euer Gnaden, Ihr habt das Herz Eurer Mutter. Euch kann ich es sagen. Als mein Priamo mir drohte: ‚wenn du noch einmal Don Zance ansiehst, so schlag ich dir das Auge mit dem Treibstachel aus', da habe ich die Augen geschlossen, und von da an ist Don Zance für mich tot gewesen. Aber Grixenda ist nicht so; Grixenda kann die Augen nicht schließen."

Wider Willen fühlte Noemi sich verwirrt.

Die Alte, die wie ein Kind sich noch immer mit ihrem Schürzenzipfel zu tun machte, bereitete ihr unsägliche Qual.

„Die Schuld ist Euer" — sagte sie ernst. „Ihr seid alt und erfahren, Ihr mußtet wissen, wie solche Sachen endigen."

„Wir wissen, wir wissen — — und wir wissen gar nichts, Euer Gnaden! Das Herz wird niemals alt."

„Das ist wahr," gab Noemi mit einer Stimme zu, die ihr wider Willen aus dem Munde zu kommen schien. Aber plötzlich runzelte sie die Brauen und hob ihre Augen kalt empor.

„Also — was wollt Ihr von mir?"

„Ihr müßt mit Don Giacinto sprechen. Ja, sagt ihm: entweder laß Grixenda in Ruhe oder heirate sie."

„Ich soll ihm das sagen? Und warum gerade ich?" — fragte Noemi, die erst einen Augenblick spöttisch gelächelt hatte und dann der Alten voll ins Gesicht sah.

Auch die Alte sah sie an. Und dabei empfand Noemi eine geheime Erregung; es schien ihr, als wenn die alte Pottoi etwas wüßte.

„Ich werde Giacinto nichts sagen!" schloß Noemi hart und nahm ihre Arbeit wieder vor.

„Ihr werdet mir diese Liebe tun, Euer Gnaden! Es ist nicht das Brot, um das ich Euch bitte, es ist mehr als Brot, es ist die Rettung eines Mädchens. Und auf Euch wird der Junge hören, denn er ist gut und er sagt immer: ‚Nichts anderes macht mich traurig, als daß Tante Noemi um meinetwillen leidet . . .' Ich sage ihm, daß er immer von Euer Gnaden spricht und ganz verliebt in Euch ist. Grixenda ist fast schon eifersüchtig auf Euer Gnaden."

Da fing Noemi an zu lachen, aber sie fühlte ihre Knie zittern, fühlte im Herzen ein Leuchten von Schönheit, das sich über ihr Antlitz verbreitete. Es war wie der letzte Schimmer über dem Berge; das Meer war wie mit goldenen Inseln besät, und im Hintergrunde erschien die Fata Morgana einer Oase; niemals zuvor hatte sie einen Augenblick ähnlicher Trunkenheit erlebt.

Ein Augenblick — und die Welt hatte ihr Aussehen verändert. Die Alte betrachtete Noemi, und in ihren gläsernen Augen glänzte die Bosheit wie die Kette aus der Jugendzeit auf dem abgezehrten Halse.

„Also, was sagt Ihr mir nun zum Abschied, Donna Noemi? Gehe ich ein wenig ruhiger von Euch?"

„Geht nur. Ich werde mit Giacinto sprechen."

Aber die Alte ging noch nicht, sondern ergoß sich in demütigen Danksagungen.

„Unser armseliges Haus hat immer neben dem Euren gestanden, wie der Diener neben dem Herrn. Unsere Feindschaft konnte nicht anhalten. Mein Juanantoni weint, jedesmal wenn er vom Garten heimkehrt, er weint und sagt: ‚Warum nur haben mich die Damen fortgejagt?' Und dann nimmt er seine Harmonika und spielt hier hinter der Mauer. Er sagt, daß er Donna Noemi ein Ständchen bringen will. Habt Ihr's gehört, Euer Gnaden? Und jetzt wird alles gut gehen."

„Wir wollen es hoffen," sagte Noemi, obwohl ihr nicht ganz klar war, was denn eigentlich gut gehen sollte. Sie empfand mit einem Male eine plötzliche Liebe für alle Menschen.

„Sagt Juanantoni, daß er heute abend komme; ich will ihm die roten Birnen geben."

Die Alte ergriff ihre Hand und küßte sie; dann ging sie weinend davon.

Noemi ging auf ihren Platz zurück. Der Himmel hatte sich entfärbt, aber über dem Berge flammte es noch, als wäre dort oben aller Glanz des Tages zusammengeflossen.

Sie fuhr hartnäckig bei ihrer Arbeit fort, aber sie sah nicht Leinwand noch Nadel; sie sah nichts als diesen großen Glanz, dieses grenzenlose, tiefe, unendliche Wunder. Sie glaubte das Ständchen des jugendlichen Musikanten zu hören, und Verse der Liebe zitterten durch die glühende Luft des Abends. Abermals in wundersamem Erinnern sah sie sich auf dem rohgefügten Belvedere des Pfarrhauses, dort unten bei der Erlöserkirche. Im Hofe brannte das Freudenfeuer, und das Fest war in vollem Gang. Im Nu war auch sie unten und reihte sich in die Mitte der tanzenden Frauen ein.

Auch sie nahm Teil am Jubel des Festes: sie war die Ausgelassenste von allen, sie war wie Grixenda und Natolia, im eigenen Herzen empfand sie zusammen alles Verlangen und alle Leidenschaft aller hier vereinigten Frauen. Giacinto faßte sie bei der Hand, und das Fest im Innern, im Hof, in der Welt war für sie beide.

Allmählich erwachte sie. Es war ihr, als verlösche das Feuer nach und nach, als höre das leidenschaftliche Pochen des Blutes in ihren Adern auf. Sie empfand Scham über ihre Träume. Sie erinnerte sich des Versprechens, das sie der Alten gegeben: „Alles wird gut gehen." Sie suchte nach Worten, die sie dem Neffen sagen wollte, um ihn dahin zu bringen, daß er ein ordentlicher Mensch werde und Grixenda heirate. Möchten sie miteinander glücklich sein! In diesem Augenblick liebte sie beide, das Mädchen, weil es mit seiner Liebe selbst ein Teil des Mannes war. Möchten sie glücklich miteinander sein in ihrer Armut und ihrer Liebe auf ihrer Wanderfahrt in das verheißene Land. Sie liebte sie, weil sie sich in ihrer Mitte fühlte, ein Teil von ihnen, dem Manne vereint durch seine Liebe, dem Mädchen durch seinen Schmerz.

Sie segnete sie wie eine alte Mutter, und wie die alten Leute und die Kinder begann sie zu weinen, ohne zu wissen, warum — aus Schmerz, der Freude war, aus Freude, die Schmerz war.

Aber da pochte schon wieder jemand, und sie trocknete die Augen mit der Leinwand und ging, die Tür zu öffnen. Ein Mann trat ein und schloß den Torweg hinter sich. Es war der Gerichtsdiener, ein magerer Mensch, dessen Gesicht schwarz von einem seit mehreren Tagen nicht rasierten Bart war. Er trug in der Hand ein langes, doppelt zusammengefaltetes Blatt. Als er Noemis ansichtig wurde, nahm er den steifen, dunkelgrünen Hut von seinem kahlen Schädel und sah sie an, wie wenn er nicht recht mit der Sprache herauswollte.

„Donna Esther ist nicht hier?"

„Nein."

„Ich hätte — hätte ihr dies zu übergeben. Aber ich kann es auch Euch aushändigen," fügte er rasch hinzu und kritzelte dabei mit Bleistift auf den Rand des Papiers einige Worte, die er beim Schreiben laut buchstabierte. „Zuge—stellt, zugestellt zu Hän—den, zu Händen der Schwester, des edlen Fräuleins Donna No—e—mi, Noemi Pintor . . ."

Noemi sah kalt zu, aber innerlich zitterte sie. Tausend Fragen stiegen ihr auf die Lippen, aber sie wollte sich diesem Manne gegenüber, den das ganze Dorf fürchtete und verachtete, weder neugierig noch schwach zeigen.

Der Beamte seinerseits zögerte noch einen Augenblick, bevor er Noemi das Schriftstück aushändigte, warf nochmals einen Blick auf sie und ging dann eilends davon.

Noemi schickte sich an, zu lesen, das Leinen auf dem Arm, die Augen noch feucht von Tränen.

Sie las: „Im Namen Seiner Majestät des Königs . . ."

Das Blatt hatte etwas Geheimnisvolles und Furchtbares, es schien von einer boshaften Macht gesendet zu sein . . .

Langsam, langsam, je weiter sie kam und je mehr sie begriff, glaubte Noemi zu träumen. Sie setzte sich wieder, sie las noch einmal: „Caterina Carta, Rentnerin, fordert von der edlen Esther Pintor innerhalb fünf Tagen nach Notifikation des vollzogenen Protestes die Rückerstattung von zweitausend siebenhundert Lire, inbegriffen die Spesen des von der besagten edlen Esther Pintor unterschriebenen Wechsels."

Anfangs glaubte auch Noemi, wie Efix geglaubt, an eine Unbesonnenheit Esthers. Ein flüchtiges Rot färbte ihre Stirn; ein geheimes Etwas, wie eine Flamme, die einen Augenblick leuchtet und hernach in der dunklen Ferne der Nacht erlischt, stieg aus der Tiefe ihrer Seele empor; das Bewußtsein, daß auch sie, noch vor wenigen Minuten, jede mögliche Torheit für Giacinto begangen haben würde.

Dann war Dunkel und Schweigen um sie her. Ja, sie! Aber Esther? Esther *konnte* nicht das Opfer einer ähnlichen Schwäche geworden sein, Esther *konnte* nicht aus Liebe zu diesem Abenteurer die Familie vernichtet haben.

Die Wahrheit traf sie wie ein Blitz. Sie sprang auf, sie lief hierhin und dorthin, sie taumelte, als hätte ein körperliches Übel sie befallen.

So fanden sie die Schwestern, als sie heimkehrten.

Donna Esther nahm das Schriftstück zur Hand; Donna Ruth zündete Licht an, weil es bereits dunkel war.

Sie setzten sich alle drei auf die Bank, und Noemi, die ihre Fassung wiedergewonnen hatte, las mit einem ruhigen, grausamen Ausdruck und lauter Stimme das Schriftstück vor. Die Gesichter der beiden anderen Schwestern beugten sich über das Blatt; Angstschweiß bedeckte ihre Stirnen; aber Noemi erhob die ihre und sagte: „Wenn du, Esther, nichts unterschrieben hast, brauchen wir nichts zu zahlen. Das ist klar, warum sich also beunruhigen?"

„Er wird ins Gefängnis kommen."

„Desto schlimmer für ihn!"

„Und du, Noemi, du sprichst so? Kann man einen Christenmenschen ins Gefängnis kommen lassen?"

„Was denkst du also zu tun?" fragte Noemi.

„Zu zahlen."

„Und hernach Almosen erbitten gehen?"

„Auch Jesus hat um Almosen gebeten."

„Aber Jesus züchtigt auch, er züchtigt die Sünder, die Betrüger, die Fälscher . . ."

„Doch erst in der anderen Welt . . ."

Donna Ruth schwieg, während die Schwestern redeten. Das Haupt an die Lehne der Truhe gestützt, hingen die Hände wie abgestorben an den Seiten herab.

Zum ersten Male in ihrem Leben fühlte sie einen seltsamen Drang, das Bedürfnis, sich zu rühren und irgend etwas zum Schutze der Familie zu tun.

„Ach," sagte Esther, indem sie sich erhob und das Tuch über der Brust zusammenschlug, „wir müssen Geduld haben und vorsichtig sein. Ich werde zu Kallina gehen und sie um Aufschub bitten."

„Du, meine Schwester? Du im Hause der Wucherin? Du, Donna Esther Pintor?"

Noemi zog sie am Zipfel ihres Tuches; aber Donna Esther, trotz ihrer Mahnung zu Geduld und Vorsicht, blieb bei ihrem plötzlichen Einfall.

„Was soll's mit Donna Esther? Die Not macht alle Menschen gleich, das weißt du doch, Schwester!"

Und sie ging.

Da kam über Noemi aufs neue eine Anwandlung der Erniedrigung und des Zornes; die Gestalt des alten Efix stand vor ihren Augen wie das zur Sühne bestimmte Opfer. Sie lief in den Hof, trat vor den Torweg hinaus und wartete, ob nicht jemand vorbeiginge, den sie bitten könnte, den Diener zu rufen.

„Er ist an allem schuld! Er hatte versprochen, Giacinto zu überwachen und uns gegen ihn zu schützen . . ."

Niemand kam des Weges. Schweigen herrschte rings umher, und auch im Hause war es still, als ob Donna Ruth gestorben wäre. Noemi vergaß niemals diesen Augenblick der Erwartung, in dieser letzten Dämmerung, die ihr wie die Dämmerung des eigenen Lebens erschien. Sie stand auf den zerbrochenen Steinen der Schwelle, sie beugte sich vor, und es war, als warte sie auf ein geheimnisvolles Wesen, einen Erretter und Rächer zugleich.

Ein Schritt hallte wider, ein wenig langsam, ein wenig schwer; eine Gestalt erschien, unten auf dem Wege; sie stieg empor, sie ward groß, sie hob sich riesenhaft von dem farblosen Hintergrunde des Horizontes ab; sie war schwarz, aber auf ihrer Brust schillerte etwas wie Feuer, in der Gegend des Herzens.

Jetzt war der Wanderer vor Noemi angekommen, und ihre Erregung bemerkend blieb er stehen.

Noemi stützte ihre offene Hand auf die Mauer, um nicht zu fallen, so

sehr verwirrten sie das Verlangen und die Furcht, sich an den vor ihr Stehenden zu wenden.

Aber er fragte: „Noemi, was gibt's?"

Sie fühlte in ihrer Hilflosigkeit, wie das Herz ihr versagte.

„Predu, tu mir einen Gefallen. Hol mir jemanden, der mir Efix vom Gute rufen kann."

„Ich werde gehen, Noemi," erwiderte Predu.

„Du? du? Nein, du . . . nicht . . ."

„Warum nicht? --" sagte er mit kreischender Stimme. „Hast du Furcht, daß ich dir die Melonen stehle?"

Sie fuhr fort, wie von Sinnen zu stammeln: „Du nicht . . . du nicht . . . du nicht . . ."

Don Predu ahnte oder wußte vielleicht schon, welches Trauerspiel sich drinnen abspielte. Seit einiger Zeit, seit jenem Abend, da er das Körbchen mitgebracht, da Giacinto zu ihm gesagt hatte: „Du häufst dein Geld auf wie deine Bohnen, um es schließlich den Schweinen zu geben," seitdem — er wußte nicht warum — fühlte er eine Leere in sich, ein seltsames Unbehagen, als hätte ihn der Fremde mit dem seinen angesteckt, und wenn er an die Basen dachte, so überkam ihn ein Gefühl ungewohnten Mitleides.

Er sah, wie Noemi zitterte, und auch er stützte sich mit der Hand neben der ihren auf die Mauer. Ihre Gesichter waren einander nahe; das seine hatte einen männlichen Geruch von sonnverbrannter Haut, von Wein und Tabak; das Noemis trug den Hauch von Zimmerluft, von Lavendel und Tränen.

Don Predu nahm seinen Hut ab und setzte ihn wieder auf. „Noemi," sagte er mit verlegener Miene und einem leisen Erröten, „wenn Ihr mich nötig habt, so laßt mich's wissen. Was ist denn vorgefallen?"

Noemi antwortete nicht; sie konnte nicht sprechen.

„Was ist vorgefallen?" wiederholte er mit stärkerer Betonung.

„Wir sind zugrunde gerichtet, Predu . . .," brachte sie endlich hervor, und die Worte rangen sich ihr wie gegen ihren Willen heraus. „Wir sind des Todes. Giacinto hat Esthers Unterschrift gefälscht . . . Und die Wucherin hat den Wechsel protestieren lassen . . ."

„Ah, zum Henker!" schrie Don Predu und gab der Mauer einen Faustschlag.

Noemi erschrak vor diesem Schrei, und ihr Gefühl für Anstand rief sie wieder zu sich. Ihr war, als kämen die Leute von allen Seiten herbei, um die Kunde ihres Elends zu vernehmen.

„Komm mit mir ins Haus, Predu; ich will dir alles erzählen."

Sie traten ein. Seit zwanzig Jahren hatte Predu diese Schwelle nicht mehr überschritten.

Die Lampe brannte auf der alten Truhe, und es war, als leiste die Flamme Donna Ruth fromme Gesellschaft. Noch saß sie unbeweglich, das Haupt auf die Lehne gestützt, die Hände auf beiden Seiten schlaff herabhängend. Die eine Hälfte ihres Gesichtes, von der Lampe beleuchtet, war

wachsbleich, die andere im Schatten war dunkel. Aber ihre halbgeschlossenen Augen blickten aufwärts wie erstarrt im Bemühen, einen einzigen fernen Punkt festzuhalten.

Kaum daß Don Predu sie sah, schreckte er zurück und blieb auf der Stelle stehen. An seiner Bewegung sah Noemi, was geschehen war. Sie starrte ihn entsetzt an, sie starrte die Schwester an, stürzte auf sie zu, schüttelte sie . . .

„Ruth, Ruth?" rief sie mit halblauter Stimme aus, über sie gebeugt, und packte sie an den Schultern.

Donna Ruths Haupt neigte sich zuerst hierhin, dann dorthin, ihr Körper fiel nach vorn, wie wenn sie eine unterirdische Stimme höre und zur Erde zurückkehren wolle, die sie zu sich rief.

Die klagenden Töne der Harmonika Juanantonis ergossen sich in das Chaos von Donna Noemis Schmerz, wie die Strahlen eines fernen Lichtes.

Der Junge sang, sein eigenes Spiel begleitend, und seine herbe Stimme erfüllte die Nacht mit ihrer unaussprechlichen Schwermut.

Jetzt schlug Noemi, die immer noch vor der Bank kniete, auf der Ruths Leiche lag, die Augen auf und blickte um sich. Sie war allein. Don Predu war fortgeeilt, um Donna Esther herbeizuholen. Noemi fielen die Worte der Alten ein: „Juanantoni wird kommen und Euch ein Ständchen bringen," und ein Wimmern des Schmerzes brach aus ihren bläulich gewordenen Lippen. Ihr Geschrei, ihr Seufzen, ihr Jammer mischte sich mit den Klängen des Instrumentes und dem Gesange des Jungen wie das Ächzen eines Verwundeten in der Verlassenheit des Waldes mit dem Schlage der Nachtigall.

Aber plötzlich, in einem Augenblicke, war alles still. Man hörte Schritte, es klangen Stimmen: der Hof war voll von Menschen. Noemi sah dicht vor sich den Jungen mit dem blassen Antlitz und den großen, weitgeöffneten Augen, der sich die Harmonika an die Brust drückte, als wollte er sich vor irgendeinem Angriffe schützen, und sie flüsterte ihm ins Ohr: „Lauf, hole mir Esix."

(Fortsetzung folgt.)

Neue Bahnen der physikalischen Erkenntnis.

Rede zum Antritt des Rektorats an der Friedrich Wilhelm-Universität zu Berlin am 15. Oktober 1913

gehalten

von

Max Planck.

Durch das Vertrauen der berufenen Vertreter unserer Körperschaft an die Spitze ihrer Verwaltung gestellt, habe ich als erste öffentliche Amtspflicht die Aufgabe übernommen, heute beim Beginn des neuen Studienjahres die Angehörigen und die Freunde unserer Alma mater in einer, wie die Satzungen es ausdrücken, auf den Anfang des Lehrkursus sich beziehenden Rede zu begrüßen.

Wohl sind es Empfindungen besonderer Art, mit denen wir, Lehrer und Lernende, diesmal auf die im neuen Semester vor uns liegenden Aufgaben blicken mögen. Denn während das nun zurückliegende Jahr uns wie in festlichen Glanz getaucht erscheint, in seinem ganzen Verlauf durchleuchtet und durchwärmt von den Gedanken an große nationale Ideen, an die schweren für sie gebrachten Opfer und an die ruhmvollen daraus entsprossenen Siegestaten, deren letzte und größte noch gerade in diesen Tagen von dem gesamten deutschen Volk gefeiert werden soll, wird das kommende Semester, aller menschlichen Voraussicht nach, durchweg einen schlichten Charakter tragen und lediglich der regelmäßigen Arbeit gewidmet sein.

Das Beste, was wir von den Gedenkfesten des vergangenen Jahres in das neue hinübernehmen, ist der brennende Wunsch, daß unsere Nachfahren dereinst in ähnlicher Weise zu uns emporblicken möchten, wie wir es jetzt zu den Männern tun, welche vor hundert Jahren in Wort und Tat für das Vaterland gekämpft und gelitten haben. Möge niemand einen solchen Wunsch von vornherein als gänzlich aussichtslos von sich weisen mit der Begründung, daß doch heutzutage von der Erreichung so hoher Ziele nicht mehr die Rede sein könne. Denn einmal dürfen wir nicht vergessen, daß die Kräfte, welche damals zur herrlichen Entfaltung kamen, ihre eigentliche Nahrung zogen gerade aus der stillen, ihrer hohen Bedeutung vielleicht weniger sich bewußten, aber desto innerlicher schaffenden Werktagsarbeit vergangener schlichter Zeiten, und zum andern kann keiner im voraus wissen, mit welchem Maßstab kommende Geschlechter dereinst an die Bewertung der Leistungen unserer Tage heran-

gehen werden. Was wir aber unter allen Umständen mit voller Sicherheit voraussagen können, ist, daß unsere Generation nur dann mit Grund hoffen darf, vor dem Urteil der Nachkommen künftig einmal in Ehren zu bestehen, wenn sie die ihr zugefallenen besonderen Aufgaben nach bester Einsicht in treuer Pflichterfüllung zu lösen bemüht sein wird, ein jeder an dem Platze, auf welchen ihn sein Beruf und das Schicksal geführt hat.

So sei es auch mir heute an dieser Stelle gestattet, aus dem speziellen Arbeitsgebiet der von mir vertretenen Wissenschaft einen Ausschnitt vorzulegen, indem ich die fortschreitende Entwicklung der physikalischen Erkenntnis ins Auge fasse und versuche, eine Schilderung zu entwerfen von neuen Bahnen, welche dieselbe seit dem Anbruch dieses Jahrhunderts eingeschlagen hat.

Wohl noch niemals hat die experimentelle physikalische Forschung einen ähnlichen stürmischen Aufschwung erlebt, wie seit etwa einem Menschenalter, und wohl noch nie ist das Bewußtsein ihrer Bedeutung für die menschliche Kultur in weitere Kreise gedrungen wie in der Gegenwart. Die Wellen der drahtlosen Telegraphie, die Elektronen, die Röntgenstrahlen, die Erscheinungen der Radioaktivität erregen mehr oder weniger jedermanns Interesse. Faßt man nun aber die weitere Frage ins Auge, in welcher Weise diese neuen glänzenden Entdeckungen unser Verständnis der Natur und ihrer Gesetze beeinflußt und gefördert haben, so scheint es da auf den ersten Blick gar nicht entsprechend glänzend auszusehen.

Wer heute aus einiger Entfernung den Zustand der gegenwärtigen physikalischen Theorien von höherer Warte aus zu beurteilen sucht, mag im Gegenteil leicht zu dem Eindruck geführt werden, daß die theoretische Forschung durch die vielen neuen, zum Teil völlig unvorhergesehenen experimentellen Funde einigermaßen in Verwirrung geraten ist und sich gegenwärtig in einer unerquicklichen Periode zielloſen Umhertastens befindet, im geraden Gegensatz zu der abgeklärten Ruhe und Sicherheit, welche die jüngst vergangene theoretische Epoche auszeichnet, die daher nicht mit Unrecht als die klassische bezeichnet zu werden pflegt. Allenthalben werden alte, fest eingewurzelte Vorstellungen angegriffen, allgemein anerkannte Sätze umgestoßen und an ihre Stelle neue Hypothesen gesetzt, zum Teil von einer Kühnheit, die an die Fassungskraft auch der wissenschaftlich Gebildeten schier unerträgliche Ansprüche stellt und jedenfalls nicht geeignet scheint, das Vertrauen auf einen stetigen zielbewußten Fortschritt der Wissenschaft zu fördern. So mag die gegenwärtige theoretische Physik den Eindruck eines zwar altehrwürdigen, aber morsch gewordenen Gebäudes gewähren, an dem ein Bestandteil nach dem andern abzubröckeln beginnt, und dessen Grundfesten sogar ins Schwanken zu geraten drohen.

Und doch wäre nichts unrichtiger als eine derartige Vorstellung. Gewiß gehen in dem Aufbau der physikalischen Theorien gegenwärtig große, tiefgreifende Veränderungen vor sich. Aber eine nähere Besichtigung ergibt, daß es sich hier keineswegs um Werke der Zerstörung, sondern vielmehr um

Ergänzungs- und Erweiterungsbauten handelt, daß gewisse Quadern des Baues nur deshalb von der Stelle gerückt werden, um an einem anderen Orte zweckmäßigeren und festeren Platz zu finden, und daß die bisherigen eigentlichen Fundamente der Theorie gerade gegenwärtig so fest und so gesichert ruhen wie zu keiner Zeit vorher. Diese Behauptung eingehender zu begründen, soll der nächste Zweck der folgenden Erörterungen sein.

Zuvor eine allgemeinere Überlegung. Der erste Anstoß zu einer Revision und Umbildung einer physikalischen Theorie geht fast immer aus von der Feststellung einer oder mehrerer Tatsachen, die in den bisherigen Rahmen der Theorie nicht hineinpassen. Die Tatsachen bilden stets den archimedischen Punkt, von dem aus auch die gewichtigste Theorie aus den Angeln gehoben werden kann. Insofern ist für den richtigen Theoretiker nichts interessanter als eine Tatsache, die mit einer bisher allgemein anerkannten Theorie in direktem Widerspruch steht; denn hier setzt seine eigentliche Arbeit ein.

Was ist nun in einem solchen Falle zu tun? Fest steht nur das eine: An der bestehenden Theorie muß irgend etwas geändert werden, und zwar so, daß sie mit der festgestellten Tatsache in Übereinstimmung kommt. Aber an welchem Punkt der Theorie die Verbesserung einzusetzen hat, das ist oft eine sehr schwierige und verwickelte Frage. Denn eine Tatsache gibt noch keine Theorie. Letztere besteht vielmehr in der Regel aus einer ganzen Reihe von einzelnen miteinander kombinierten Sätzen. Sie ist einem komplizierten Organismus zu vergleichen, dessen einzelne Teile so vielfach und innig miteinander zusammenhängen, daß ein Eingriff, den man an irgendeiner Stelle macht, immer auch an verschiedenen anderen, oft scheinbar weit entfernten Stellen mehr oder weniger fühlbar wird. Da mithin eine jede Schlußfolgerung der Theorie aus dem Zusammenwirken von mehreren Sätzen derselben hervorgeht, so können auch für jeden Mißerfolg, zu dem die Theorie geführt hat, in der Regel mehrere Sätze verantwortlich gemacht werden, und es bieten sich fast immer verschiedene Möglichkeiten dar, um den rettenden Ausweg zu gewinnen. Gewöhnlich spitzt sich dann schließlich die Frage soweit zu, daß es zu einem Konflikt zwischen zwei oder drei Sätzen kommt, die bisher miteinander vereinigt in der Theorie Platz fanden, von denen aber angesichts der festgestellten Tatsache notwendig mindestens einer fallen gelassen werden muß. Der Kampf zieht sich oft Jahre und Jahrzehnte lang hin; seine endgültige Entscheidung bedeutet aber nicht allein die Ausmerzung des einen, unterlegenen Satzes, sondern zugleich auch, worauf hier besonderes Gewicht zu legen ist, ganz naturgemäß eine entsprechende Befestigung und Rangerhöhung der übrigen, siegreich gebliebenen Sätze der Theorie.

Und nun ist das überaus wichtige und merkwürdige Resultat zu verzeichnen, daß in allen derartig entstandenen Konflikten der neueren Zeit die großen allgemeinen physikalischen Prinzipien, so namentlich das Prinzip der Erhaltung der Energie, das Prinzip der Erhaltung der Bewegungsgröße, das Prinzip der kleinsten Wirkung, die Hauptsätze der Thermodynamik, es gewesen sind, welche ausnahmslos das Feld behauptet haben, und deren

Bedeutung daher ganz erheblich gewachsen ist, während dagegen die im Kampfe unterlegenen Sätze solche sind, welche bisher zwar allen theoretischen Entwicklungen als scheinbar sicherer Ausgangspunkt dienten, aber nur deshalb, weil sie als so selbstverständlich angesehen wurden, daß man sie besonders zu erwähnen gewöhnlich entweder nicht für nötig fand oder überhaupt vergaß. Zusammenfassend kann man geradezu sagen, daß die neueste Entwicklung der theoretischen Physik ihr Gepräge erhält durch den Sieg der großen physikalischen Prinzipien über gewisse tief eingewurzelte, aber doch nur gewohnheitsmäßige Annahmen und Vorstellungen.

Um diese Darlegungen näher zu veranschaulichen, mögen nun einige jener Sätze besprochen werden, welche bisher ohne jedes Bedenken als selbstverständliche Grundlagen einer jeden einschlägigen Theorie benutzt zu werden pflegten, welche sich aber im Lichte neuer Tatsachen den allgemeinen Prinzipien der Physik gegenüber als unhaltbar oder wenigstens als höchst zweifelhaft erwiesen haben. Ich nenne hier drei derselben: die Unveränderlichkeit der chemischen Atome, die gegenseitige Unabhängigkeit von Raum und Zeit, die Stetigkeit aller dynamischen Wirkungen.

Selbstverständlich ist es nicht meine Absicht, hier alle die schwerwiegenden Gründe anzuführen, welche gegen die Unveränderlichkeit der chemischen Atome sprechen; ich will nur eine einzige Tatsache anführen, welche zu einem unausweichlichen Konflikt dieser früher stets als selbstverständlich betrachteten Annahme mit einem allgemeinen physikalischen Prinzip geführt hat. Die Tatsache ist die beständige Wärmeentwicklung einer jeden Radiumverbindung, das physikalische Prinzip ist das der Erhaltung der Energie, und der Konflikt endete schließlich, obwohl anfangs auch Stimmen laut wurden, welche das Energieprinzip anzweifeln wollten, mit einem vollen Siege dieses Prinzips.

Ein Radiumsalz, eingeschlossen in einen hinreichend dicken Bleimantel, entwickelt fortwährend Wärme, für das Gramm Radium berechnet pro Stunde gegen 135 Kalorien; es bleibt infolgedessen beständig wärmer als die Umgebung, ähnlich wie ein geheizter Ofen. Das Prinzip der Erhaltung der Energie besagt nun, daß die beobachtete Wärme unmöglich aus nichts entstehen kann, sondern irgendeine anderweitige als Äquivalent dienende Veränderung zur Ursache haben muß. Beim Ofen ist das der fortwährende Verbrennungsprozeß; bei der Radiumverbindung muß daher mangels jeglichen anderen chemischen Vorganges eine Veränderung des Radiumatoms selber angenommen werden, und diese vom Standpunkt der früheren chemischen Wissenschaft unerhört kühn erscheinende Hypothese hat sich nach allen Richtungen bewährt.

Streng formal genommen liegt allerdings in dem Begriff eines veränderlichen Atoms ein gewisser Widerspruch, da doch die Atome ursprünglich gerade als die unveränderlichen Bestandteile aller Materie definiert sind. Danach müßte man genau genommen die Bezeichnung „Atom" reservieren

für wirklich unveränderliche Elemente, also vielleicht Elektronen und Wasserstoff. Aber abgesehen davon, daß es vielleicht niemals festzustellen sein wird, ob es in absolutem Sinne unveränderliche Elemente überhaupt gibt, würde eine solche Umbenennung in der Literatur eine heillose Verwirrung anrichten; sind doch die heutigen chemischen Atome längst nicht mehr die Atome Demokrits, sondern durch eine andere, weit schärfere Definition zahlenmäßig genau bestimmbar. Nur von ihnen ist die Rede, wenn man von einer Umwandlung der Atome spricht, und ein Mißverständnis in der angedeuteten Richtung erscheint gewiß ausgeschlossen.

Nicht minder selbstverständlich wie die Unveränderlichkeit der Atome galt bis vor kurzem die gegenseitige Unabhängigkeit der Raum- und Zeitgrößen. Die Frage, ob zwei an verschiedenen Orten stattfindende Ereignisse gleichzeitig sind oder nicht, hatte einen bestimmten physikalischen Sinn, ohne daß man erst nach dem Beobachter zu fragen brauchte, der die Zeitmessung vornimmt. Heute ist das anders geworden. Denn eine durch die feinsten optischen und elektrodynamischen Experimente bis jetzt immer wieder bestätigte Tatsache, welche kurz, wenn auch nicht vollkommen deutlich, als die Relativität aller Bewegungen bezeichnet wird, hat jene einfache Vorstellung in einen Konflikt gebracht mit dem durch die Maxwell-Lorentzsche Elektrodynamik zur Geltung gelangten sogenannten Prinzip der Konstanz der Lichtgeschwindigkeit, welches besagt, daß die Fortpflanzungsgeschwindigkeit des Lichtes im leeren Raum unabhängig ist von der Bewegung der Lichtquelle. Nimmt man also die Relativität als experimentell bewiesen an, so muß entweder das Prinzip der Konstanz der Lichtgeschwindigkeit oder die gegenseitige Unabhängigkeit von Raum und Zeit geopfert werden.

Betrachten wir auch hierfür ein einfaches Beispiel. Es werde mittelst drahtloser Telegraphie ein Zeitsignal gegeben, von einer Zentralstation aus, etwa vom Eiffelturm, wie das in dem gegenwärtig projektierten internationalen Zeitdienst vorgesehen ist. Dann empfangen alle Stationen rings im Umkreise, welche sich in der nämlichen Entfernung von der Zentralstation befinden, das Signal zu gleicher Zeit und können danach ihre Uhren richten. Aber diese Art der Zeitregulierung wird prinzipiell unzulässig, wenn man, fußend auf der Relativität aller Bewegungen, den Standpunkt der Betrachtung von der Erde auf die Sonne verlegt und somit die Erde als bewegt ansieht. Denn nach dem Prinzip der Konstanz der Lichtgeschwindigkeit ist klar, daß diejenigen Stationen, welche, von der Zentralstation aus gesehen, in der Richtung der Erdbewegung liegen, das Signal später empfangen, als die, welche in der entgegengesetzten Richtung liegen, weil die ersteren Stationen den von ihnen aufzufangenden Lichtwellen vorauseilen und von ihnen erst eingeholt werden müssen, während die letzteren Stationen den Wellen entgegenkommen. So wird durch das Prinzip der Konstanz der Lichtgeschwindigkeit eine absolute, d. h. vom Bewegungszustand des Beobachters unabhängige Zeitbestimmung überhaupt unmöglich gemacht; beides nebeneinander kann nicht bestehen. In dem bisherigen Verlauf des Kampfes hat das Prinzip der Konstanz der Lichtgeschwindigkeit entschieden die Oberhand behalten, und es

ist trotz mancher in neuerer Zeit erhobener Bedenken sehr wahrscheinlich, daß darin keine Änderung mehr eintreten wird. —

Der dritte der oben angeführten Sätze betrifft die Stetigkeit aller dynamischen Wirkungen, früher eine unbestrittene Voraussetzung aller physikalischen Theorien, die sich, in freier Anlehnung an Aristoteles, zu dem bekannten Dogma verdichtete: natura non facit saltus. Aber auch in diese von altersher stets respektierte Veste der physikalischen Wissenschaft hat die heutige Forschung eine bedenkliche Bresche geschlagen. Diesmal sind es die Prinzipien der Thermodynamik, mit denen auf Grund neuerer Erfahrungstatsachen jener Satz in Kollision geraten ist, und wenn nicht alle Zeichen trügen, so sind die Tage seiner Gültigkeit gezählt. Die Natur scheint in der Tat Sprünge zu machen, und zwar solche von recht sonderbarer Art. Zur näheren Erläuterung sei es mir gestattet, einen anschaulichen Vergleich heranzuziehen.

Stellen wir uns ein Gewässer vor, in welchem starke Winde einen hohen Wellengang erzeugt haben. Auch nach völligem Aufhören der Winde werden die Wellen noch eine geraume Zeit lang sich erhalten und von einem Ufer zum andern wandern. Aber dabei wird sich eine gewisse charakteristische Veränderung vollziehen. Die Bewegungsenergie der längeren, gröberen Wellen wird sich, besonders beim Aufschlagen ans Ufer oder an andere feste Gegenstände, in immer steigendem Maße in Bewegungsenergie von kürzeren und feineren Wellen verwandeln, und dieser Prozeß wird so lange andauern, bis schließlich die Wellen so klein, die Bewegungen so fein geworden sind, daß sie sich dem äußeren Anblick vollständig entziehen. Das ist der allbekannte Übergang der sichtbaren Bewegung in Wärme, der molaren Bewegung in molekulare, der geordneten Bewegung in ungeordnete; denn bei der geordneten Bewegung haben viele benachbarte Moleküle eine gemeinschaftliche Geschwindigkeit, während bei der ungeordneten Bewegung ein jedes Molekül seine besondere und besonders gerichtete Geschwindigkeit besitzt.

Der hier geschilderte Zersplitterungsprozeß geht aber nicht ins Unendliche weiter, sondern er findet seine natürliche Grenze in der Größe der Atome. Denn die Bewegung eines einzelnen Atoms, allein für sich betrachtet, ist stets eine geordnete, da doch die einzelnen Teile eines Atoms sich alle mit der nämlichen gemeinschaftlichen Geschwindigkeit bewegen. Je größer die Atome, desto weniger weit kann sich die gesamte Bewegungsenergie zersplittern. So weit ist alles vollkommen klar, und die klassische Theorie in bester Übereinstimmung mit der Erfahrung.

Nun denken wir uns einen anderen, ganz analogen Vorgang sich vollziehen, aber nicht mit den Wellen des Wassers, sondern mit solchen der Licht- und Wärmestrahlung, indem wir annehmen, daß die von einem stark glühenden Körper emittierten Strahlen durch passende Spiegelung in einen gut abgeschlossenen Hohlraum eingesammelt worden sind und dort zwischen den reflektierenden Wänden des Raumes beständig hin und her geworfen werden. Auch hier wird sich eine allmähliche Umwandlung der Strahlungsenergie von längeren Wellen zu kürzeren, von geordneter Strahlung in ungeordnete voll-

ziehen; den längeren, gröberen Wellen entsprechen die ultraroten Strahlen, den kürzeren, feineren die ultravioletten Strahlen des Spektrums. Man muß also nach der klassischen Theorie erwarten, daß die ganze Strahlungsenergie sich schließlich auf den ultravioletten Teil des Spektrums zurückziehen wird, oder mit anderen Worten, daß die ultraroten und auch die sichtbaren Strahlen allmählich ganz verschwinden und sich in unsichtbare, vorwiegend nur chemisch wirksame ultraviolette Strahlen verwandeln.

Von einem solchen Phänomen ist nun aber in der Natur keine Spur zu entdecken. Die Umwandlung erreicht vielmehr früher oder später ihr ganz bestimmtes, genau nachweisbares Ende, und dann bleibt der Strahlungszustand in jeder Hinsicht stabil.

Um diese Tatsache mit der klassischen Theorie zu vereinigen, sind schon die verschiedensten Versuche gemacht worden, aber es hat sich bisher stets gezeigt, daß der Widerspruch viel zu tief an die Wurzeln der Theorie greift, um dieselben unberührt zu lassen. So bleibt nichts übrig, als abermals die Grundlagen der Theorie zu revidieren. Und abermals ist zu konstatieren, daß sich die Prinzipien der Thermodynamik als unerschütterlich erwiesen haben. Denn der einzige bisher gefundene Weg, der eine vollständige Lösung des Rätsels zu versprechen scheint, nimmt seinen Ausgangspunkt gerade von den beiden Hauptsätzen der Thermodynamik; er kombiniert dieselben aber mit einer neuen, eigentümlichen Hypothese, deren Inhalt an der Hand der beiden angeführten Bilder sich etwa folgendermaßen aussprechen läßt.

Bei den Wasserwellen findet die Zersplitterung der Bewegungsenergie dadurch ihr Ende, daß die Atome die Energie in gewisser Weise zusammenhalten, indem jedes Atom ein bestimmtes endliches Quantum Materie darstellt, das sich nur als Ganzes bewegen kann. In analoger Weise werden auch bei der Licht- und Wärmestrahlung, obwohl sie an sich gänzlich immaterieller Natur ist, dennoch gewisse Vorgänge wirksam sein müssen, welche die Strahlungsenergie in bestimmten endlichen Quanten zusammenhalten, und um so stärker zusammenhalten, je kürzer die Wellen sind, je schneller also die Schwingungen erfolgen.

Wie man sich das Zustandekommen derartiger Quanten von rein dynamischer Art im einzelnen vorzustellen hat, darüber läßt sich zurzeit noch nichts mit Sicherheit sagen. Vielleicht könnte man sich die Quanten auf die Weise zustande kommend denken, daß eine jede Strahlungsquelle nur dann Energie verausgaben kann, wenn die Energie mindestens einen gewissen Betrag erreicht hat, ähnlich etwa, wie ein Kautschukschlauch, in welchen Luft allmählich eingepreßt wird, erst dann zum Platzen kommt und seinen Inhalt plötzlich von sich gibt, wenn die Luftmenge in ihm ein bestimmtes Quantum erreicht.

Auf alle Fälle hat die Quantenhypothese zu der Vorstellung geführt, daß es Veränderungen in der Natur gibt, die nicht stetig, sondern explosionsartig verlaufen. Ich brauche kaum daran zu erinnern, daß diese Vorstellung durch die Entdeckung und nähere Erforschung der radioaktiven Erscheinungen bedeutend an Anschaulichkeit gewonnen hat. Im übrigen treten alle mit den näheren Erklärungsversuchen verbundenen Schwierigkeiten einstweilen noch zu-

rück hinter dem Umstand, daß die Quantenhypothese bisher Resultate gezeitigt hat, welche mit den bisherigen Strahlungsmessungen in besserer Übereinstimmung sind als die aller früheren Theorien.

Aber noch mehr. Wenn es ein günstiges Zeichen für eine neue Hypothese ist, daß sie sich auch auf solchen Gebieten bewährt, für die sie ursprünglich nicht gemacht wurde, so darf die Quantenhypothese sicherlich ein vorteilhaftes Zeugnis für sich in Anspruch nehmen. Ich will hier nur auf einen ganz besonders frappanten Punkt hinweisen. Seitdem die Verflüssigung von Luft, Wasserstoff und Helium gelungen ist, steht der Experimentalforschung in dem Gebiet tiefer Temperaturen ein neues, reiches Arbeitsfeld offen, und hier haben sich schon jetzt eine Reihe neuer, zum Teil höchst überraschender Resultate ergeben.

Um ein Stück Kupfer von -250° auf -249°, also um einen Temperaturgrad, zu erwärmen, bedarf es nicht etwa der nämlichen Wärmemenge wie zur Erwärmung des Kupfers von 0° auf 1°, sondern einer ungefähr dreißigmal kleineren; würde man mit der Anfangstemperatur des Kupfers noch tiefer herabgehen, so fände man die entsprechende Wärmemenge noch viele Male kleiner, ohne jede angebbare Grenze. Diese Tatsache läuft nicht nur allen gewohnheitsmäßigen Vorstellungen, sondern auch den Forderungen der klassischen Theorie schnurstraks zuwider. Denn wenn man auch schon seit mehr als hundert Jahren zwischen Temperatur und Wärmemenge genau zu unterscheiden gelernt hatte, so war man doch durch die kinetische Theorie der Materie zu der Folgerung geführt worden, daß beide Größen, wenn nicht genau proportional, so doch wenigstens einigermaßen parallel zueinander verlaufen.

Die Quantenhypothese hat diese Schwierigkeit vollkommen gelöst, und überdies hat sich bei dieser Gelegenheit noch ein anderes Resultat von hoher Wichtigkeit ergeben, nämlich, daß die Kräfte, welche die Wärmeschwingungen in einem festen Körper hervorrufen, von ganz derselben Art sind, wie die, welche die elastischen Schwingungen bewirken. Man kann also jetzt mit Hilfe der Quantenhypothese aus den elastischen Eigenschaften eines einatomigen Körpers seine Wärmeenergie für verschiedene Temperaturen quantitativ berechnen, — eine Leistung, von der die klassische Theorie noch weit entfernt war.

Daraus entspringen dann eine Anzahl weiterer, auf den ersten Blick recht seltsam anmutender Fragen, wie z. B. die, ob auch die Schwingungen einer tönenden Stimmgabel nicht absolut stetig, sondern quantenhaft erfolgen. Freilich sind bei akustischen Schwingungen wegen ihrer relativ geringen Frequenz die Energiequanten ungeheuer klein: beim eingestrichenen a z. B. betragen sie nur etwa drei Quatrilliontel Arbeitseinheiten im absoluten mechanischen Maße. Die gewöhnliche Elastizitätstheorie würde daher deswegen ebensowenig einer Abänderung bedürfen, wie wegen des ganz analogen Umstandes, daß sie die Materie als vollkommen stetig behandelt, während dieselbe doch, genau genommen, atomistisch, also quantenhaft, konstituiert ist. Aber vom prinzipiellen Standpunkt aus muß das Umwälzende der neuen Auffassung einem jeden einleuchten, und wenn auch die Natur der dynamischen Quanten

einstweilen noch ziemlich rätselhaft bleibt, so wird es doch durch die heute vorliegenden Tatsachen schwer gemacht, an ihrer Existenz, sei es in welcher Form immer, zu zweifeln. Denn was man messen kann, das existiert auch.

So beginnt im Lichte der neueren Forschung das physikalische Weltbild einen stets innigeren Zusammenhang seiner einzelnen Züge und zugleich eine gewisse eigentümliche Struktur derselben zu offenbaren, deren Feinheit früher dem weniger geschärften Blick noch verwischt erschien und darum verborgen bleiben mußte. Aber, so mag man immer wieder aufs neue fragen: was bedeutet dieser Fortschritt im Grunde für die Befriedigung unseres Wissensdranges? Rücken wir durch die Verfeinerung unseres Weltbildes der Erkenntnis der Natur selber auch nur einen Schritt näher? Dieser prinzipiellen Frage lassen Sie uns noch eine kurze Betrachtung widmen. Nicht als ob auf diesem unendlich vielfach durchdachten Gebiet hier etwas wesentlich Neues zu sagen wäre, sondern weil sich in diesem Punkte noch heute die Ansichten zum Teil schroff gegenüberstehen, und weil jeder, der ein tieferes Interesse an den eigentlichen Zielen der Wissenschaft nimmt, notwendig dazu Stellung nehmen muß.

Vor fünfunddreißig Jahren hat Hermann von Helmholtz an dieser selben Stelle ausgeführt, daß unsere Wahrnehmungen uns niemals ein Abbild, sondern höchstens ein Zeichen der Außenwelt zu liefern vermögen. Denn um irgend eine Art von Ähnlichkeit zwischen der Eigentümlichkeit der äußeren Einwirkung und der Eigentümlichkeit der durch sie erregten Empfindung aufzuzeigen, fehlt es an jeglichem Anhaltspunkt; alle Vorstellungen, die wir uns etwa von der Außenwelt machen, spiegeln eben im letzten Grunde doch nur unsere eigenen Empfindungen wider. Hat es da überhaupt noch einen vernünftigen Sinn, unserem Selbstbewußtsein eine von demselben unabhängige „Natur an sich" gegenüberzustellen? Sind nicht vielmehr alle sogenannten Naturgesetze im Grunde nur mehr oder minder zweckmäßige Regeln, mit denen wir den zeitlichen Ablauf unserer Empfindungen möglichst genau und bequem zusammenfassen? — Wenn dem so wäre, so hätte sich nicht nur der gemeine Menschenverstand, sondern auch die exakte Naturforschung von jeher in einem grundsätzlichen Irrtum befunden; denn es ist unmöglich zu leugnen, daß die ganze bisherige Entwickelung der physikalischen Erkenntnis tatsächlich gerade auf eine möglichst weitgehende, grundsätzliche Trennung der Vorgänge in der äußeren Natur von den Vorgängen in der menschlichen Empfindungswelt hinarbeitet.

Der Ausweg aus dieser verfänglichen Schwierigkeit ergibt sich sehr bald, wenn man den eingeschlagenen Gedankengang nur noch einen Schritt weiter verfolgt. Setzen wir einmal den Fall voraus, es sei ein physikalisches Weltbild gefunden worden, das allen zu machenden Ansprüchen genügt, das also alle empirisch gefundenen Naturgesetze vollkommen genau darzustellen vermag. Dann wird die Behauptung, daß jenes Bild der „wirklichen" Natur auch nur einigermaßen ähnlich sei, auf keinerlei Weise bewiesen werden können.

Aber dieser Satz hat auch eine Kehrseite, die gemeiniglich viel zu wenig betont wird: Genau ebenso wird die noch weit kühnere Behauptung, daß das vorausgesetzte Weltbild die wirkliche Natur in allen Punkten ohne Ausnahme absolut getreu wiedergibt, auf keinerlei Weise zu widerlegen sein. Denn um einen solchen Widerlegungsbeweis auch nur anzutreten, müßte man von der wirklichen Natur irgendetwas mit Sicherheit aussagen können, was doch anerkanntermaßen gänzlich ausgeschlossen ist.

Man sieht: hier klafft ein ungeheures Vacuum, in welches keine Wissenschaft je einzudringen vermag, und die Ausfüllung dieses Vacuums ist Sache nicht der reinen, sondern der praktischen Vernunft, ist Sache einer gesunden Weltanschauung.

So wenig sich eine Weltanschauung wissenschaftlich beweisen läßt, so sicher kann man darauf bauen, daß sie jeglichem Ansturm gegenüber unerschütterlich standhalten wird, sofern sie nur mit sich selber und mit den Tatsachen der Erfahrung in Übereinstimmung bleibt. Aber man wähne nicht, daß es möglich sei, selbst in der exaktesten aller Naturwissenschaften, ganz ohne Weltanschauung, das will sagen ganz ohne unbeweisbare Hypothesen, vorwärtszukommen. Auch für die Physik gilt der Satz, daß man nicht selig wird ohne den Glauben, zum mindesten den Glauben an eine gewisse Realität außer uns. Dieser zuversichtliche Glaube ist es, der dem vorwärtsdrängenden Schaffenstrieb die Richtung weist; er allein gewährt der herumtastenden Phantasie die nötigen Anhaltspunkte; nur er vermag es, den durch Mißerfolge ermüdeten Geist immer wieder aufzurichten und zu erneutem Vorstoß anzufeuern. Ein Forscher, der sich bei seinen Arbeiten nicht von irgendeiner Hypothese leiten läßt, sei sie auch so vorsichtig und so provisorisch gefaßt als nur möglich, verzichtet von vornherein auf ein tieferes Verständnis seiner eigenen Resultate. Wer den Glauben an die Realität der Atome und der Elektronen, oder an die elektromagnetische Natur der Lichtwellen, oder an die Identität von Körperwärme und Bewegung verwirft, der wird deswegen ganz gewiß niemals eines logischen oder empirischen Widerspruchs überführt werden können. Aber er mag zusehen, wie er es von seinem Standpunkt aus fertig bringt, die physikalische Erkenntnis zu fördern.

Freilich: der Glaube allein tut's nicht, er kann, wie die Geschichte einer jeden Wissenschaft lehrt, leicht auch einmal in die Irre führen und in Beschränktheit und Fanatismus ausarten. Um ein zuverlässiger Führer zu bleiben, muß er beständig an der Hand der Denkgesetze und der Erfahrung nachgeprüft werden, und dazu verhilft in letzter Linie nur gewissenhafte, oft mühsame und entsagungsvolle Einzelarbeit. Kein König der Wissenschaft, der nicht, wenn es darauf ankommt, auch einmal Kärrnerdienste zu leisten fähig und willens ist, sei es im Laboratorium oder im Archiv, in der freien Natur oder am Schreibtisch. Gerade in solchem harten Ringen reift und läutert sich die Weltanschauung. Nur wer diesen Prozeß an seinem eigenen Leibe durchgekostet hat, wird dessen Sinn und Bedeutung voll zu würdigen wissen.

Damit wende ich mich nun zum Schlusse noch besonders an Sie, liebe

Kommilitonen, die Sie im Begriffe stehen, die Schwelle eines neuen Studiensemesters zu überschreiten. Die Pforten unserer Universität sind geöffnet, binnen kurzem werden sich die Hörsäle füllen, und wiederum wird manches Saatkorn neu ausgestreut werden, manches schon aufgegangene der Frucht weiter entgegenreifen, genährt und gefördert durch die Ihnen von Ihren Lehrern übermittelten Schätze jahrhundertlanger, unermeßlich vielseitiger geistiger Arbeit.

Aber glauben Sie nicht, daß alles Ihnen auf dem Katheder Dargebotene der Weisheit letzten Schluß bedeutet. So lange es einen Fortschritt in der Wissenschaft gibt, so lange ist dieselbe zeitlichem Irrtum unterworfen. Wer es einmal so weit gebracht hat, daß er nicht mehr irrt, der hat auch zu arbeiten aufgehört.

Darum: wenn Ihnen bei Ihren Studien Bedenken und Zweifel begegnen, betrachten Sie dieselben nicht von vornherein als etwas Unerfreuliches oder gar Unerlaubtes, das abgeschüttelt oder unterdrückt werden muß, sondern gehen Sie ihnen sorgfältig auf den Grund, wenden Sie sich vertrauensvoll an Ihre Lehrer, die Ihnen als Führer vorangehen, glauben Sie an deren reifere Erfahrung und halten Sie fest an der Hoffnung, auch für dunkle und schwierige Fragen durch gewissenhaft fortgesetztes Bemühen ein allmählich wachsendes Verständnis und gerade dadurch erst die gründlichste wissenschaftliche Förderung zu gewinnen.

Sollte aber Ihr ehrliches, durch mehrfache Proben bewährtes Streben Ihnen mit Entschiedenheit besondere, von den bisherigen abweichende Wege weisen, dann — folgen Sie Ihrer eigenen Überzeugung mehr als jeder anderen. Denn diese ist und bleibt Ihr höchstes, köstlichstes Gut, so gewiß als die Heranbildung zur wissenschaftlichen Selbständigkeit das schönste Ziel des akademischen Unterrichts bildet, und so gewiß eine in redlicher Arbeit erworbene eigene wissenschaftliche Überzeugung einen festen Ankergrund abgibt, um auch der sittlichen Weltanschauung allen den möglichen Wechselfällen des Lebens gegenüber den nötigen Halt zu gewähren.

Die edelste unter den sittlichen Blüten der Wissenschaft und zugleich die ihr eigentümlichste ist ohne Zweifel die Wahrhaftigkeit: jene Wahrhaftigkeit, die durch das Bewußtsein der persönlichen Verantwortung hindurch zur inneren Freiheit führt, und deren Wertschätzung in unserem gegenwärtigen öffentlichen wie privaten Leben noch viel höher bemessen werden sollte. In dem Maße, wie unser junges Geschlecht sich an dem Kampfe beteiligt, um ihr zu immer allgemeinerer Anerkennung zu verhelfen, darf es sich eines Sinnes fühlen mit den Helden, die vor hundert Jahren die Wahrhaftigkeit ihrer Liebe zum Vaterland mit ihrem Herzblut besiegelten. In solchem Gedenken und mit solcher Gesinnung lassen Sie uns eintreten in die Arbeit des neuen Semesters.

Das Ende der Fremdherrschaft in Deutschland.

Von

Gustaf Dickhuth.

VII.

Wrede stand am 30. Oktober östlich Hanau bereit, den von Fulda her kommenden Franzosen den Weitermarsch nach Frankfurt zu verwehren.

Um 11 Uhr begann der Angriff Macdonalds auf die mittlere Division Lamotte. Seine Schützen erhielten aber beim Heraustreten aus dem Lamboywald derartiges Artilleriefeuer, daß sie bald wieder zurückgingen. Die Bayern besetzten nun den Wald vor ihrer Front.

Macdonald verlängerte seinen linken Flügel durch die Reste des Victorschen Korps. Diese Schützen stießen auf das Szekler Grenzregiment, und es entspann sich ein stundenlanges Feuergefecht, in dem die Szekler allmählich zurückgedrängt wurden, ohne daß es doch den Franzosen gelang, aus dem Wald herauszutreten.

Wrede schickte schließlich seiner rechten Flügeldivision Beckers Befehl, mit einer Brigade den Wald zu besetzen, das hart bedrängte Szekler Infanterieregiment aufzunehmen und das Vordringen des Feindes aufzuhalten.

Darauf wurde die Brigade Pappenheim eingesetzt und ermöglichte den Abzug des Szekler Regiments. General Pappenheim erhielt für sein weiteres Verhalten folgende Weisung Wredes:

„Halten Sie sich bestmöglichst, verwehren Sie standhaft dem Feinde sein Vordringen und verschaffen Sie mir dadurch die Möglichkeit, das nach Angabe mehrerer Rapporte nur aus einem Teil der Großen Armee bestehende feindliche Korps zu umgehen und womöglich gefangen zu nehmen."

Es sollte anders kommen.

Auf dem rechten Flügel zwar ging zunächst alles wie beabsichtigt. Pappenheim warf den Feind ein Stück in den Wald hinein und verhinderte ein weiteres Vordringen der Franzosen an dieser Stelle. Auf dem rechten Flügel Wredes kam das Gefecht zum Stehen.

Macdonald meldete dem Kaiser, daß ein Vorgehen über den Waldrand unmöglich sei wegen der furchtbaren Wirkung der feindlichen Artillerie.

Napoleon beauftragte den General Drouot, ihm einen Vorschlag zu machen, auf welche Weise man die eigene Artillerie in Tätigkeit setzen könne.

Um 2 Uhr meldete Drouot, daß er im nördlichen Teil des Lamboywaldes einen Weg gefunden habe, auf dem es möglich sei, die Geschütze bis zum Waldrand vorzubringen.

Auf diese Meldung hin entschloß sich Napoleon, seinen Stoß gegen den feindlichen linken Flügel zu richten.

Um 3 Uhr warf die alte Garde die Schützen der Division Lamotte aus dem Walde heraus, und zwei reitende Gardebatterien fuhren am Waldrande auf. Immer mehr Geschütze kamen einzeln durch den lichten Wald, bis schließlich fünfzig französische Kanonen in Front standen. Zugleich war die Gardekavallerie und das 2. Kavalleriekorps rechts hinter der großen Batterie aufmarschiert.

Nach kurzer Zeit hatte die französische Artillerie die Überlegenheit gewonnen, da den Bayern die Munition ausging, und die Kolonnen zu weit zurück waren, um für rechtzeitige Ergänzung sorgen zu können.

Inzwischen hatte in der Mitte der Schlachtlinie die Division Lamotte auch nicht mehr standhalten können. Die Bataillone gingen in Karrees zurück.

Diesen Moment benutzte die französische Kavallerie und ritt den linken Flügel und die Mitte der Bayern über den Haufen. Der linke Flügel konnte noch längs der Kinzig und nördlich an Hanau vorbei sich retten. Aber die Mitte war gänzlich verloren. Von allen Seiten umringt und mit Kartätschen beschossen, wurden die Bataillone gegen den Fluß gedrängt, in dem die Leute zu Hunderten ertranken.

Nun endlich griff Wredes rechte Flügeldivision Beckers ein, um den Rückzug zu erleichtern. Ihr Vorstoß brachte auch anfangs den linken Flügel der Franzosen zum Stutzen, doch wurde sie schließlich ebenfalls geworfen und fand erst an ihrer Artillerie eine Aufnahme.

In der Nacht standen Wredes Truppen südlich von Hanau an der Straße nach Aschaffenburg.

Napoleon hatte sich die Rückzugsstraße nach Frankfurt geöffnet. Eine Verfolgung lag nicht in seinem Interesse. Sie hätte ihn nur seitwärts abgeführt. Für ihn kam alles darauf an, so schnell als möglich das linke Rheinufer zu erreichen.

So marschierte denn der Kaiser, nachdem er seinen Truppen einige Stunden Ruhe gegönnt, in der Nacht nach Frankfurt weiter. Um diesen Marsch gegen eine etwaige Störung durch Wrede zu sichern, ließ er von 2 Uhr ab Hanau beschießen.

Um 8 Uhr früh zog Wrede die schwachen Truppen zurück, die er noch in der Stadt hatte, und einige Bataillone Marmonts rückten ohne Widerstand ein. Später wurden sie noch verstärkt durch Truppen Bertrands, und mehrere sehr lebhafte Ausfälle sollten Wrede vor einem Angriff besorgt machen und an eigenem Angriff hindern.

Napoleon, der die Nacht bei der Garde im Lamboywalde verbracht hatte, ritt um 11 Uhr vormittags ab und beauftragte Marmont, den weiteren Abmarsch zu decken mit den Truppen, die gestern nicht gefochten hatten: den Resten der Korps Souham, Marmont und Bertrand.

Um 3 Uhr nachmittags zogen auch Souham und Marmont ab, und Bertrand blieb allein zurück, um die Arrieregarde zu übernehmen.

Diese Lage benutzte Wrede zu einem Angriff. Er führte selbst zu Fuß eine Sturmkolonne durch den Stadtgraben auf den Wall, ließ das Tor durch die Pioniere öffnen und drang durch die Stadt gegen die Kinzigbrücke vor. Hier wurde er schwer verwundet, seine Truppen machten halt, und da es inzwischen auch dunkel wurde, zogen die Franzosen unbelästigt ab.

Die Bayern verloren 194 Offiziere und 9000 Mann, die Franzosen etwa ebensoviel an Toten und Verwundeten; aber außerdem hatte das Waldgefecht doch so auflösend auf ihre schon schwer erschütterten Verbände gewirkt, daß die Bayern mit der Zeit eine große Zahl von Gefangenen einbrachten: nicht weniger als 5 Generale, dazu 280 Offiziere und etwa 10000 Mann.

Bezeichnend für Napoleons Art der Gefechtsberichte ist die Meldung des „Moniteur“:

„Les drapeaux pris à la bataille de Hanau et ceux qui ont été pris à la bataille de Leipzick sont partis pour Paris.“

Sie sind begreiflicherweise niemals dort angekommen.

Am 31. Oktober von 10 Uhr vormittags ab zogen die Franzosen durch Frankfurt, um 3 Uhr nachmittags traf dort Napoleon ein.

Bertrand blieb als Arrieregarde auf dem rechten Rheinufer zurück und nahm eine Stellung vorwärts von Hochheim.

Auf dem linken Rheinufer brach die letzte Kraft der gehetzten Franzosen zusammen. Furchtbare Krankheiten lichteten ihre Reihen, und während einiger Wochen war Frankreich ohne Heer — widerstandslos gegen jeden Angriff.

Inzwischen waren noch immer zahlreiche Festungen in französischer Hand: an der Weichsel Zamosz, Danzig und Modlin; an der Oder Stettin, Küstrin, und Glogau; an der Elbe Dresden, Torgau, Wittenberg, Magdeburg und Hamburg; zwischen der Elbe und dem Rhein Erfurt und Würzburg; am Rhein Kehl, Kastel und Wesel. Im ganzen 16 Festungen mit einer Besatzung von mehr als 140000 Mann. Auf diese Kämpfe kann hier nicht näher eingegangen werden. Es mag genügen, festzustellen, daß alle Kommandanten sich tapfer gewehrt und erst nach Erschöpfung aller Verteidigungsmittel ehrenvoll kapituliert haben.

Es ist schwer zu begreifen, daß die Verbündeten die augenblickliche Wehrlosigkeit Frankreichs nicht benutzten, um einen Frieden in ihrem Sinne zu erzwingen, sondern die Winterquartiere am Rhein bezogen.

Der Marschall Ney hat später selbst gesagt: „Die Herren Alliierten konnten Marsch für Marsch ihr Nachtquartier bis nach Paris im voraus bestimmen.“

Selbst Radetzky wies auf die entscheidende Tatsache hin, daß Napoleon kein Heer mehr besitze, und Gneisenau mahnte zu raschem Vorgehen, ehe die lockere Koalition sich auflöse.

Aber für die Diplomaten war es ein Glaubenssatz, daß Frankreich auf seinem eigenen Boden unbesiegbar sei. Hatten doch selbst Kaiser Karl V. und der Prinz von Savoyen nichts ausgerichtet, als sie einzudringen wagten. Auch 1792 hatte Frankreich kein schlagfertiges Heer besessen, und wie kläglich war der Feldzug der Alliierten verlaufen! Bernadotte und Jomini malten

die Gefahren eines so vermessenen Unternehmens in den schwärzesten Farben, und Knesebeck, der vortragende Generaladjutant des Königs von Preußen, mahnte, man solle die Götter nicht versuchen.

Dazu kam die Rücksicht auf den Zustand der Truppen. Das Korps Yorck trug noch dieselbe Bekleidung, die es 1811 für den Feldzug in Rußland angelegt hatte. Die Leute trugen leinene Hosen, sie hatten keine Mäntel, viele hatten keine Schuhe. Die Landwehr trug statt des Waffenrockes eine Litewka von schlechtestem Stoff, der durch den ewigen Regen eingelaufen war. Statt des Kalbfelltornisters trug die Infanterie einen nicht wasserdichten Leinwandranzen. Unter den Gewehren waren die verschiedensten Modelle vertreten; ein Teil der Leute hatte überhaupt keine Waffen. Bei dem ganzen Korps befand sich nur eine einzige Munitionskolonne, und die Bagage war seit der Schlacht von Leipzig abhanden gekommen. Von 104 Geschützen brachte Yorck nur 42 bis an den Rhein, und auch diese hatten vielfach mit Stricken zusammengebundene Achsen und schadhafte Räder. Die Pferde waren abgetrieben und kraftlos, der Beschlag war seit Wochen nicht erneuert. Mit 37 738 Mann war das Korps im August ausgerückt, davon hatte es bis zum November 26 423 verloren! Der Landwehr fehlten fünf Sechstel ihres Bestandes.

Es ist keine Frage, daß dieser Zustand den kommandierenden General mit berechtigter Sorge erfüllen mußte, und Yorck, der bei all seiner persönlichen Tapferkeit stets düster in die Zukunft schaute, erhob lebhaften Einspruch gegen eine Fortsetzung der Operationen.

Ebenso berechtigt aber waren Blücher und Gneisenau, vom Standpunkt des Armee-Oberkommandos aus sich über die Bedenken der kommandierenden Generale hinwegzusetzen. Freilich, wenn der Krieg fortgesetzt wurde, dann mußte der Abgang ins Ungeheuerliche wachsen, und den bei der Truppe Verbleibenden wurde fast Übermenschliches zugemutet. Aber — der Feind war zur Zeit so gut wie wehrlos. Nach menschlicher Berechnung mußte die Sache ein schnelles Ende nehmen. Wenn aber der Feind Zeit behielt, sich von neuem zu organisieren, dann begann im Frühjahr ein neuer Krieg mit größeren Verlusten.

Das Schlimme war nur, daß der König Friedrich Wilhelm in seinem tiefsten Herzen auf der Seite Yorcks stand. Nach seiner Meinung war der Zweck erreicht, für den er im Frühjahr das Schwert gezogen hatte, Deutschland war frei bis an den Rhein. Der König brauchte eine gewisse Zeit, um sich in die gänzlich veränderte Lage zu finden, um zu erkennen, daß alles bisher Errungene nur gesichert werden konnte durch Vernichtung der französischen Übermacht.

Die Hauptsache war aber, daß Österreich den Frieden wollte. Schon Anfang November hatte Metternich dem französischen Diplomaten St. Aignan gesagt: „Niemand denkt an Napoleons Entthronung. Wenn der Kaiser die Unabhängigkeit von Spanien, Italien und Holland anerkennt, dann mag Frankreich innerhalb seiner natürlichen Grenzen also zwischen Rhein, Alpen und Pyrenäen — seine alte Machtstellung behaupten. Über die

kleineren deutschen Staaten mag es — ohne förmliche Oberhoheit — den Einfluß ausüben, die jedem großen Staat dem minder Mächtigen gegenüber notwendig zusteht."

Wenn dann noch eine Verständigung gelang über die Grenzen des österreichischen Machtgebietes in Italien, so war das alles, was Metternich wünschte. Die Gewinnung des linken Rheinufers lag ganz außerhalb seines Gesichtskreises. Er war durchaus befangen in der mechanischen Gleichgewichtslehre der alten Barrierenpolitik. Es schien ihm ausreichend, zwischen das streitlustige Frankreich und die Ostmächte eine Handvoll willkürlich gebildeter Kleinstaaten einzuschieben, um die Reibung der großen politischen Massen durch diese Polsterkissen abzuschwächen.

Auf die gleich nach Leipzig an Napoleon gerichteten Friedensvorschläge kam endlich am 24. November eine Antwort; das heißt nicht etwa vom Kaiser selbst, sondern nur ein von Maret an Metternich gerichtetes Schreiben, in dem Caulaincourt zum bevollmächtigten Unterhändler ernannt wurde. Im übrigen erhielt das Schreiben nur Redensarten. Der Überbringer bestellte dem Fürsten Metternich mündlich: Der Kaiser sei bereit, Danzig, Modlin, Zamosz, Stettin, Küstrin und Glogau zu räumen, falls den Besatzungen freier Abzug gewährt würde mit Waffen einschließlich der Geschütze und mit allen Vorräten. Die Verbündeten sollten die Transportmittel dafür stellen, die Verwundeten und Kranken pflegen und so bald als möglich nachsenden.

Es ist erstaunlich, wie niedrig der Kaiser auch jetzt noch seine Gegner einschätzt, daß er diese Zumutung wagt.

Trotz dieses geradezu wie Hohn wirkenden Vorschlages beschlossen die Verbündeten, die Verhandlungen fortzuführen. Sie hatten noch immer die Hoffnung auf Frieden, glaubten aber auch für alle Fälle eine Ruhepause nötig zu haben mit Rücksicht auf den Zustand der Truppen und um die Heereskontingente der bisherigen Rheinbundstaaten neu zu formieren, womit diese sich nicht sonderlich beeilten.

Während dies alles im Großen Hauptquartier sich abspielte, war Bülow von Westfalen in die Niederlande eingebrochen und hatte der Welt gezeigt, was die preußischen Truppen der Nordarmee konnten, wenn sie nicht unter dem Oberbefehl Bernadottes standen. Frankreichs Machtstellung in den Niederlanden wurde durch Preußens Waffen in Stücke geschlagen. Erst vor Antwerpen kam Bülows reißende Offensive zum Stehen. Hier führte Carnot das Kommando, ein unbeugsamer Republikaner, der aber um des Vaterlandes willen den Parteihaß hochherzig bezwang und die Festung für Napoleon hielt bis zum Friedensschluß.

Bülows Siege verbesserten unerwartet die diplomatische Lage Preußens in ganz hervorragender Weise. Und das war so gekommen.

In den Niederlanden hatten die Mitglieder der alten Aristokratie, die sogenannten Alt-Regenten, schon seit Jahren die Wiederherstellung eines selbständigen Staates vorbereitet. Auf ihren Wink erhob sich das Volk von Amsterdam und hißte die Orange-Flagge. Eine provisorische Regierung wurde eingesetzt, der Prinz von Oranien zurückgerufen.

In die Politik der Hofburg paßte das ganz gut hinein. Österreich hatte längst den Wunsch, die Niederlande aufzugeben. Dieser Wunsch begegnete sich mit der Zeitströmung. Der Plan, die beiden jetzt getrennten Hälften der ehemaligen Niederlande wieder zu vereinigen, lag sozusagen in der Luft.

Mit Eifer nahm die englische Handelspolitik diesen Gedanken auf. Die Briten hatten das holländische Kolonialreich erobert und wollten nun die reiche Beute behalten, vor allem die für die indische Herrschaft wichtigen Plätze: Ceylon, das Capland; dazu die holländische Flotte und einen Teil von Guyana. Das herrenlose Deutschland war nach ihrer Anschauung selbstverständlich verpflichtet, den Holländern diesen Verlust zu ersetzen. Die Befestigung der englischen Seemacht sollte bezahlt werden mit dem burgundischen Kreis des alten deutschen Reichs. An den so verstärkten Niederlanden dachte England einen zuverlässigen Bundesgenossen zu gewinnen; an dem Antwerpener Hafen einen Brückenkopf für seine Festlandskriege. Zur Befestigung dieser Absichten wurde eine Ehe des Erbprinzen von Oranien mit der Erbin der englischen Krone geplant. So kam es, daß die englischen Staatsmänner die Herstellung der Vereinigten Niederlande geradezu wie eine britische Angelegenheit betrieben.

Die Engländer sind Kaufleute. Wenn ein Kaufmann den Käufer überteuern will, so pflegt er heilig zu versichern, daß er den Handel nur abschließe aus persönlicher Verehrung für den Kunden.

England nahm dem holländischen Schützling die Hälfte seiner Kolonien weg. Lord Castlereagh erklärte stolz, sein Staat sei hochherzig bereit, einen Teil seiner Eroberungen herauszugeben; er könne jedoch dieses Opfer nur bringen, wenn die Niederlande auf dem Festland vergrößert würden. England beraubte die Niederlande des überseeischen Besitzes, auf dem ihre alte Machtstellung beruht hatte, und beanspruchte dann noch den Dank Europas für seine Großmut.

Durch Bülows Siegeszug kam nun Preußen — zum erstenmal während dieses Krieges — in die Lage, nicht zu bitten, sondern zu bieten. Preußen konnte jetzt dem englischen Kabinett erklären, über diese durch preußische Truppen eroberten Lande dürfe erst verfügt werden, wenn England bindende Zusagen gäbe für die Entschädigung Preußens durch Sachsen. Diese Gunst der Lage mußte unbedingt ausgenutzt werden.

Aber dieser Gedanke ist merkwürdigerweise überhaupt gar nicht zur Sprache gekommen. Das preußische Kabinett war eben selber beherrscht von der Idee des politischen Gleichgewichts, die eine so entscheidende Rolle in den Erwägungen Metternichs spielte.

In allen Entwürfen Hardenbergs wird als selbstverständlich vorausgesetzt, daß die Schweiz und die Niederlande berufen sind, den Frieden zwischen Frankreich und Deutschland zu behüten, und daß sie im Falle eines Krieges den ersten Anprall des französischen Angriffes aushalten müssen. Erst in zweiter Linie sollen Österreich und Preußen den Kampf aufnehmen. Eine Vergrößerung der Niederlande schien um so mehr im deutschen Interesse zu liegen, da Hardenberg noch zuversichtlich hoffte, die Niederlande und die Schweiz durch ein föderatives Band an Deutschland zu fesseln.

Dazu kam, daß der so nahe verwandte Prinz von Oranien — Schwager Friedrich Wilhelms — am preußischen Hofe fast wie ein Mitglied des königlichen Hauses angesehen wurde, trotz seiner erbärmlichen Haltung 1806, die die Kapitulation von Erfurt verschuldet hatte.

Aus allen diesen Gründen trat Hardenberg für die oranische Sache kaum minder energisch ein als England. Die Bildung dieses Zwischenstaates erschien ihm als ein Erfolg der preußischen Politik und konnte doch ein unanfechtbarer Rechtstitel sein, kraft dessen Preußen neue Forderungen stellen durfte.

Unzweifelhaft liegt hier der zweite große Fehler der Hardenbergschen Politik. Der Kanzler brachte den englischen Staatsmännern ein unbeschränktes Vertrauen entgegen. Nach der Einnahme von Antwerpen genehmigte er sofort, daß die im Hafen von den Preußen eroberten Kriegsschiffe nach England entführt wurden. Für die Bedeutung der Seemacht fehlte der deutschen Politik noch jedes Verständnis. Niemand hat auch nur die Frage aufgeworfen, ob nicht diese kostbare Beute den Stamm einer preußischen Flotte bilden könne.

Dabei hegte der Prinz von Oranien persönlich ein ebenso tiefes Mißtrauen gegen die preußischen Befreier seines Landes wie seine englischen Gönner. Fast auf jedem Blatt des englisch-niederländischen Depeschenwechsels findet sich die dringende Besorgnis vor Preußen.

Der Prinz schreibt: „Die preußische Schlauheit wird sich schwerlich mit Wärme an die englische Ehrlichkeit anschließen."

Von dieser feindseligen Gesinnung ahnte Hardenberg nichts.

Während aller dieser Verhandlungen wurde nun endlich von den Verbündeten die Fortsetzung des Krieges beschlossen zum Zweck der Eroberung des linken Rheinufers.

Jetzt erst war das preußische Kabinett in der Lage, einen bestimmten Plan zu entwerfen für die Wiederherstellung der Monarchie; denn jetzt erst ließ sich übersehen, welche deutschen Gebiete für Preußen frei wurden.

Seit der Schlacht von Leipzig hielten die Verbündeten ganz Sachsen in ihrer Gewalt. Als der König Friedrich August kriegsgefangen aus der erstürmten Stadt abgeführt wurde, da hätte wohl niemand die ungeheuerliche Behauptung gewagt, daß dieser ergebenste Vasall Napoleons ein wiedergefundener befreiter Freund sei.

Der König hatte von Napoleons Siegen eine Vergrößerung Sachsens erhofft und mußte mithin auch die Folgen seiner Niederlage über sich ergehen lassen. Sein Land war in gerechtem Kriege bis auf das letzte Dorf erobert und unterlag nach Völkerrecht der Verfügung der Sieger.

Durch die Eroberung Sachsens war aber auch die naturgemäße Entschädigung für Preußen gefunden. Der preußische Staat gewann damit eine gesicherte Südgrenze, die um so wichtiger war, als sein Gebiet nach Osten hin ganz offen lag. Er gewann eine deutsche Provinz, die durch Stammesart, Bildung, kirchliches Bekenntnis und Interessen des Verkehrs bereits eng mit Preußen verbunden war.

Aber dieselben Gründe, die vom preußischen Standpunkt aus für die

Erwerbung Sachsens sprachen, sprachen vom österreichischen Standpunkt ebenso dringend dagegen.

Der Gegensatz der preußischen und der österreichischen Interessen trat gerade in der sächsischen Frage mit schneidender Schärfe hervor, und nur Hardenbergs Vertrauensseligkeit konnte sich darüber täuschen. Gneisenaus Scharfsinn war keinen Augenblick zweifelhaft über diese einfache Frage. Die Hofburg mußte wünschen, die norddeutsche Großmacht möglichst weit nach dem Osten hin abzuschieben. Sie durfte die Pässe des Erzgebirges nicht ausliefern an den Staat, der schon durch die Grafschaft Glatz das östliche Böhmen bedrohte. Noch weniger durfte sie das nahe verwandte katholische Fürstenhaus preisgeben, das von jeher ein brauchbares Werkzeug gegen Preußen gewesen war. Zudem wollte ja Metternich aus den ehemaligen Rheinbundstaaten eine ergebene österreichische Partei bilden. Wie konnte man da einen der Bundesgenossen Napoleons entthronen?

Am 29. Oktober schreibt Gentz an Metternich:

„Die täglich mehr ans Licht tretenden ländersüchtigen Projekte der Preußen werden uns dereinst mehr zu schaffen machen als die Verhandlungen mit Napoleon selbst."

Und Radetzky meint in einer vertraulichen Denkschrift: „Es sei dringend zu wünschen, daß die Preußen, wie sie sich jetzt zeigen, beim einstigen Frieden möglichst wenig Truppen übrig behielten."

Im Sinne dieser Anschauungen forderte der Kaiser Franz, daß der gefangene König in Prag seinen Aufenthalt nehme, und daß die sächsischen Truppen dem österreichischen Heere angeschlossen werden sollten.

Preußen und Rußland dagegen verlangten, daß Friedrich August in Berlin bleibe und daß Sachsen einem russischen Gouvernement unterstellt werde. Das Richtige wäre natürlich eine preußische Verwaltung gewesen, die die spätere Einverleibung bereits vorbereitet hätte. Aber ohne Österreichs Zustimmung war über die gemeinsame Eroberung nicht zu verfügen, und diese Zustimmung wäre keinesfalls zu erhalten gewesen.

Übrigens hielten die Mitglieder des sächsischen Königshauses unter dem Schutz der französischen Waffen in Dresden aus, und als die Stadt kapitulierte, bot der Kaiser Franz seinen Verwandten Wohnsitze in Österreich an.

Hardenberg teilte dem Fürsten Metternich vertrauensvoll seine sächsischen Pläne mit, da er dessen Einverständnis als sicher annahm. Er hatte die genaue Formulierung aufschieben wollen, bis er über Alexanders polnische Pläne klar sah, und hatte den Zaren dringend um eine bündige Erklärung gebeten. Erst als dieser wiederum auswich und den Staatskanzler auf den Friedensschluß vertröstete, war Hardenberg genötigt, auf eigene Faust vorzugehen. Er überreichte dem Fürsten Metternich eine genaue Berechnung der für Preußen notwendigen Entschädigungen: Ganz Sachsen, Vorpommern, die Rheinlande von Mainz bis zur niederländischen Grenze und Polen bis zur Warthe. Das war eine Vergrößerung um 10—11 Millionen Einwohner.

Eine offizielle Antwort darauf erhielt Hardenberg überhaupt nicht, sondern statt dessen ein französisch geschriebenes Billett des Grafen Stadion.

Im Tone vertraulichster Freundschaft wurde darin bemerkt: die Zahlen seien doch wohl etwas hoch gegriffen. Dann kam eine Verwendung zu Gunsten des unglücklichen sächsischen Kurfürstenhauses, „dessen gänzliche Vertreibung aus Deutschland nur allzusehr das Gefühl politischer Moral zu verletzen scheint". Preußen könne sich wohl begnügen mit der Lausitz und dem rechten Elbufer. Das Billett schließt harmlos: „Euer Exzellenz werden mir diese Betrachtungen eines Biedermannes verzeihen; ich erlaube mir dergleichen zuweilen in der Politik."

Hardenberg antwortete sogleich. Er hielt seine Forderung entschieden aufrecht, verwies auf die eben eingetroffene Meldung der Erstürmung von Wittenberg und auf all die anderen Rechtstitel, die sich Preußen durch seine kriegerischen Leistungen erworben habe.

Damit aber war der Schriftwechsel beendigt. Metternich weigerte sich ganz entschieden, vor dem Friedensschluß irgendwelche Zusagen zu geben. Bei einiger Wachsamkeit hätte Hardenberg sich über die Beweggründe der Stadionschen Biedermannsbetrachtungen nicht täuschen können. Eben in diesen Tagen erhielt er sichere Nachricht, daß der Generalstabschef Schwarzenbergs mit den sächsischen Royalisten in geheimer Verbindung stand. Aber Hardenberg wollte seinen Glauben an Metternichs treue Freundschaft nicht aufgeben.

Auch eine andere Hoffnung Hardenbergs erwies sich als sehr unsicher. Während Schwarzenberg in die Winterquartiere ging, beendete der Kronprinz von Schweden den dänischen Krieg und zwang im Kieler Frieden die Dänen zur Abtretung Norwegens. Zur Entschädigung trat er Schwedisch-Pommern an Dänemark ab, das er im vorigen Sommer dem Staatskanzler bestimmt versprochen hatte.

So waren die Aussichten für Preußen noch sehr zweifelhaft. Wenn der Krieg wieder begann, dann war Preußen wohl des Sieges sicher, aber nicht des Siegespreises.

Zunächst aber, ehe der Feldzug fortgesetzt wurde, galt es, in der Winterpause die wieder eroberten Gebiete in tatsächlichen Besitz zu nehmen.

In ihren ehemaligen westlichen Provinzen wurden die Preußen überall mit offenen Armen aufgenommen; nirgends mit lauterem Jubel als in Ostfriesland. So ging auch in ganz Westfalen ein Rausch der Freude durch das befreite Land; man erkannte die stillen, ernsthaften Menschen der roten Erde kaum wieder. Das ganze Land feierte gleichsam ein großes häusliches Fest: das fröhliche Wiedersehen lange getrennter Brüder. Es kam zu herzerschütternden Auftritten opferfreudiger Erhebung. In Cleve und Mark war eine Aushebung gar nicht nötig, da der ganze Bedarf durch Freiwillige gedeckt wurde.

An diesen streng konservativen Menschen hatte die französische Verwaltung nichts geändert. Sie wollten sofort wieder zurück zu dem früheren ständischen Wesen. Die alten Landstände fühlten sich sofort wieder als die einzig berechtigten Vertreter des Landes. Der Freiherr v. Bodelschwingh-Plettenberg wurde entsendet, um dem König die Freude des Landes auszudrücken, aber auch um ihn zu bitten, daß er keine Veränderung der alten Landesverfassung vornehmen möge — es sei denn nach Anhören des Landtages.

Ebenso kam aus Ostfriesland der Freiherr v. Inn- und Knyphausen; er

bat um gänzliche Aufhebung aller französischen Einrichtungen und Wiederherstellung der alten Verfassung.

Hardenberg antwortete behutsam ausweichend. Was sollte aus seinen Reformplänen werden, wenn man alle diese von den Franzosen längst aufgehobenen kleinen Landtage wieder anerkannte?

So begann schon im Augenblicke der Befreiung die altständische Bewegung, die später sogar der Staatseinheit der kaum wieder hergestellten Monarchie bedrohlich werden sollte.

In den eigentlichen Rheinlanden fand sich zwar bei der gebildeten Jugend eine fröhliche Begeisterung, aber von einer allgemeinen Volkserhebung war keine Rede. Zu tief war hier der Einfluß französischen Wesens eingedrungen, so daß selbst die Sieger nicht wagten, diese doch grunddeutschen Menschen schlechtweg als Deutsche zu behandeln. Es war jetzt schon zu erkennen, wieviel schwere Arbeit noch nötig sein würde, um diese halb verwelschten Lande wieder einzufügen in das neue deutsche Leben.

So fand denn auch der brave rheinische Patriot Joseph Görres in seiner engeren Heimat wenig Anklang. Um so eifriger wurde der Rheinische Merkur in Norddeutschland gelesen. Görres war im Grunde ein unpolitischer Kopf, dazu ohne eindringende Sachkenntnis und vor allem ohne Verständnis für die Machtverhältnisse der Staatenwelt. Nach seiner Auffassung war die Neuordnung des befreiten Vaterlandes ein Kinderspiel, wenn nur die Regierungen einigen guten Willen hatten. Aber diese naive Anschauung beherrschte die weitesten Kreise des Volkes. Wer die Wiederkehr der alten Machtkämpfe zwischen Österreich und Preußen auch nur für möglich gehalten hätte, der wäre als Lästerer verrufen worden. Das Volk in seinen verschwommenen Träumen war seines Zieles sicher und fühlte sich der Weisheit der Kabinette weit überlegen. „Etwas Ganzes und Rechtes soll da werden," schrieb der Merkur, „und man soll die Stimme des Volkes dabei hören, die vernehmlich und deutlich allerorten spricht."

Denn die Zeitungsschreiber hielten sich für die Vertreter des Volkes.

Die herbste Enttäuschung erfuhren die national gesinnten Männer durch die Art, wie der Rheinbund behandelt wurde. Blücher hatte diesen aus der Seele gesprochen, als er sagte, er erwarte eine kräftige Abstrafung des Rheinbundgesindels. Ganz in seinem Sinne hatte Yorck in Wiesbaden den nassauischen Wachtposten vor dem Schloß durch preußische Mannschaften ablösen lassen. Und als der nassauische Kommandant den General fragte, ob er denn Seine Hoheit entthronen wolle, da hatte Yorck derb und rücksichtslos geantwortet: „Noch habe ich keinen Befehl dazu."

Recht im Gegensatz dazu trug das Große Hauptquartier die reumütigen Rheinbundfürsten geradezu auf Händen. Souveränität und Besitzstand wurden ihnen von vornherein garantiert. Damit aber waren Hardenbergs dualistische Pläne verloren. Und welches Land blieb nun noch für Preußens Entschädigung verfügbar? Nachdem aber Hardenberg einmal der Hofburg die Vorhand bei den süddeutschen Verträgen eingeräumt hatte, konnte er dem Unheil nicht mehr wehren. Und trotz so vieler bitterer Erfahrungen kam der

Staatskanzler über die Absichten des Wiener Hofes noch immer nicht ins klare. Er beklagte die törichte Übereilung, mit der Metternich gehandelt habe. Wie konnte er diesem Manne leichtsinnige Gutmütigkeit zutrauen! Metternich verfolgte geschickt und konsequent sein bereits in Teplitz ausgesprochenes Ziel der vollen Souveränität aller deutschen Fürsten.

Sechs Wochen nach der Schlacht bei Leipzig waren die Verbrechen der Rheinbündler durch eine große Amnestie gesühnt — Frankreichs deutsche Vasallen allesamt in die große Allianz aufgenommen. Einzelne freuten sich ehrlich der Erlösung von dem unwillig getragenen fremden Joch, und unter diesen wenigen war keiner froher als der Herzog Carl August von Weimar.

Der Weimarsche Hof war auch in diesen bösen Zeiten eine Heimstätte deutschen Geistes geblieben. Napoleon selbst hatte die fürstliche Haltung der Großherzogin bewundert, als sie ihm nach der Schlacht bei Jena entgegentrat. Ihr aber blieb von der Begegnung her ein tiefer Abscheu vor dem Kaiser. Genau so wie die Königin Luise fühlte sie mit dem sichern Instinkt des Weibes den Zug von Gemeinheit in dem Wesen des großen Mannes. Und so wie sie empfand auch ihr Gemahl.

Goethe stand abseits. Als bei Körner in Dresden mit Begeisterung von der Erhebung Preußens gesprochen wurde, da sagte er: „Rüttelt nur an euren Ketten — der Mann ist euch zu groß." Auch nach der Schlacht von Leipzig noch trug Goethe mit Vorliebe den Orden der Ehrenlegion, und von dem, der ihm diesen Orden gegeben hatte, sagte er: „Mein Kaiser."

Goethe ist viel darüber gescholten worden. Der glühendste Patriot jener Tage, der Freiherr vom Stein, hat ihn verstanden. Nie anders hat er von ihm gesprochen als im Ton einer fast ehrfürchtigen Zurückhaltung, und wenn Unberufene in seiner Gegenwart den Dichterfürsten schmähten, dann sagte der sonst so heftige und reizbare Mann mit großer Milde: „Laßt ihn — er ist alt geworden."

Direkt böswillig waren und blieben die süddeutschen Höfe. Sie taten nur, was sie nicht lassen durften, und ließen nur, was sie nicht tun durften. Die Karlsruher Staatszeitung sprach nach wie vor von dem ehemaligen Protektor des Rheinbundes als von Seiner Majestät dem Kaiser.

Das treibende Moment für diese Haltung war wohl großenteils die Furcht vor der Rache Napoleons, wenn er wiederkäme. Und daß dies geschehen würde, daran zweifelten seine Vasallen nicht. So wurden denn die süddeutschen Männer, die freiwillig zu den Fahnen eilten, unter Drohungen von den Behörden nach Hause geschickt.

Groß war die Begeisterung südlich des Mains ohnehin nicht. So tief wie in Preußen hatte der Haß gegen die Fremdherrschaft hier niemals Wurzel schlagen können. Hier galt es nicht wie dort, verlorene Ehre wiederzugewinnen. Als die Stunde der Befreiung schlug, da haben wohl die meisten ihre Schuldigkeit getan, aber ein kriegerischer Tatendrang, der auch die böswilligen Regierungen mit fortgerissen hätte, zeigte sich nirgends.

Leider führte auch der weitere Verlauf des Krieges die Norddeutschen und die Süddeutschen nicht näher zueinander.

Treue Waffenbrüderschaft verband die Preußen mit den Russen nach so

vielen gemeinsamen Siegen. Die bayerischen und württembergischen Truppen aber wurden an die österreichische Armee angegliedert.

So konnte, zum Unheil für Deutschland, ein lebendiges Gefühl der Kameradschaft zwischen den Preußen und den Truppen der kleineren Staaten sich nicht bilden. Dagegen die bitteren, gehässigen Erinnerungen an die blutigen Schlachten des Sommerfeldzuges, an Groß-Beeren, Dennewitz, Wartenburg — die blieben in Süddeutschland unvergessen. Ein eigener Unstern wollte es auch, daß die kleinen Kontingente an dem späteren Kriegsruhm der Koalition nur geringen Anteil nehmen konnten. Der größte Teil von ihnen wurde zur Einschließung von Mainz verwendet. Die Sachsen betraten überhaupt nicht den französischen Boden. Die Bayern und Württemberger gingen zwar mit nach Paris, aber kein glänzender Sieg war ihnen beschieden, der sie den Glanz von Regensburg, von Wagram und Borodino hätte vergessen lassen. Noch jahrzehntelang galt die Ehrenlegion als der höchste, ehrenvollste Schmuck, und die Bauern im Schwarzwald hatten wohl etwas gehört vom Erzherzog Karl und von Aspern, aber von Blücher und von der Katzbach wußten sie nichts.

Die rückhaltlose Einigkeit einer allgemeinen Erhebung war den Deutschen jener Tage noch nicht beschieden.

VIII.

Die Heere der Verbündeten lagen in den Winterquartieren. Endlich hatten diese müden Krieger Zeit, sich auf sich selbst zu besinnen, und sie machten den Versuch, sich klar zu werden über das, was vorgegangen war. Es ist nicht zu verwundern, daß ihnen das nicht gelang. Sie konnten das nicht fassen, was sie doch selbst mit erlebt hatten — diesen ungeheuren Umschwung der Dinge. Ist doch dieser Umschwung selbst uns heute noch erstaunlich und in seinen letzten Ursachen mehr zu ahnen als zu begreifen.

Als nach dem Waffenstillstand der Herbstfeldzug begann, da stand in den Ebenen Sachsens ein französisches Heer von 400 000 Mann mit 1200 Geschützen, unter einem Feldherrn, der nur wenige seinesgleichen hat. In Italien, in Bayern, in Holstein wurden noch weitere Truppen zusammengezogen, um den Gegner von allen Seiten zu umfassen und ihn in mörderischer Umklammerung zu erwürgen. In fast allen Festungen zwischen dem Rhein und der Weichsel wehte die französische Flagge. Der größte Teil von Deutschland war mit Napoleon eng verbündet, dazu auch Italien und Dänemark.

Und nun? Wenige Wochen hatten ausgereicht, um dieses Bild von Grund aus zu ändern.

Die traurigen Reste der französischen Armee hatten Deutschland geräumt und waren hinter die schützende Rheinlinie zurückgegangen. Der Rheinbund war aufgelöst; die ehemaligen Vasallen waren Frankreichs Feinde. Die Festungen in Deutschland hatten zum Teil schon kapituliert, zum Teil kämpften sie noch einen aussichtslosen, verzweifelten Kampf mit den Belagerern, mit Hunger und Krankheit.

Die Armeen der Verbündeten standen am Rhein, ihr rechter Flügel hatte schon Holland in Besitz genommen. Italien war frei bis an die Etsch.

Wie war das möglich gewesen?

Die damals lebenden Menschen waren gewöhnt an eine fast anbetende Bewunderung vor dem Genie Napoleons, und wie ein Dogma stand in ihnen die Vorstellung fest von der Unbesiegbarkeit der französischen Waffen. Diesen Menschen mußte die Wendung des Kriegsglückes geradezu als ein Mirakel erscheinen. Wie war das möglich gewesen? fragten sie sich wieder und immer wieder. War denn der bei Leipzig geschlagene Kaiser nicht mehr der Sieger von Marengo, von Ulm, Austerlitz und Jena? War das noch dieselbe französische Armee? Waren das die ruhmgekrönten Marschälle des Kaiserreichs? Waren sie wirklich geschlagen von denselben Offizieren, auf die das eigene Vaterland seit 1806 mit Geringschätzung sah?

Diese Fragen bildeten das unerschöpfliche Gesprächsthema im Heere der Verbündeten während der Winterquartiere am Rhein, sie klingen aus den Briefen und Tagebuchblättern der Offiziere, der freiwilligen Jäger und Landwehrleute, sie bewegten damals die Menschen aller Stände und aller Länder. Wieviel ist seit jener Zeit darüber geschrieben worden! Eine völlig überzeugende Antwort haben diese Fragen nicht gefunden und werden sie wohl niemals finden. Die ungeheuren Wandlungen des Geschickes lassen sich nicht „erklären". Und doch liegt ein unüberwindlicher Reiz darin, wenigstens einige der Ursachen zu erkennen, die zu der Niederwerfung Napoleons beigetragen haben.

Man hat oft behauptet, der Kaiser sei besiegt worden, weil er endlich einen ebenbürtigen Gegner gefunden hatte.

Das ist nur mit Einschränkung richtig. Es gilt nur für Blücher und Gneisenau. Ohne diese beiden Männer wäre der Feldzug der Verbündeten ganz sicher gescheitert. Das Oberkommando der Schlesischen Armee hat an dem Gedanken der Niederwerfung Napoleons konsequent und zäh festgehalten. Blücher hat mit seinem Elbübergang dem Kriege die entscheidende Wendung gegeben. Er hat den Kronprinzen von Schweden am Ausbrechen verhindert und erst dadurch die Schlacht bei Leipzig überhaupt möglich gemacht. Aber Blüchers Stellung war damals doch noch nicht einflußreich, sein Wirkungskreis nicht weit genug. Die Leitung des Krieges und der Operationen lag in den Händen der Monarchen und Schwarzenbergs. Und Schwarzenberg war wirklich kein ebenbürtiger Gegner Napoleons; so wenig wie seine Gehilfen Langenau, Duca, Gyulai und wie sie alle heißen.

Es ist darauf hingewiesen worden, daß die Armee, die Napoleon kommandierte, längst nicht mehr ein Instrument von gleicher Güte war, wie die Armee von Austerlitz und Jena. Ganz richtig. Aber waren die Krümper und Landwehrleute Blüchers ein besseres Material? Und wie haben sich die französischen Rekruten geschlagen, wenn sie unter den Augen des Kaisers fochten! Probstheida, Möckern und Wachau erzählen noch heute ihren Ruhm.

Von großem Einfluß auf den Gang der Ereignisse war ohne Frage die gegen früher gänzlich veränderte Kriegsweise.

Bis zum russischen Feldzuge waren die Heere nicht über 200000 Mann stark gewesen; die hatte der Feldherr selbst geführt. Ein Heer von 400000

Mann läßt sich nicht mehr von einer Stelle aus unmittelbar leiten. Das Heer mußte in Armeen gegliedert werden, und diese waren nicht durch fest bindende Befehle, sondern durch Direktiven zu leiten. Dazu war aber weder Napoleon selbst noch irgendeiner seiner Marschälle erzogen. Wie sich seither die Dinge entwickelt haben, sind wir heute auch zu der Erkenntnis gekommen, daß eine derartige Kriegführung nur möglich ist mit den modernen technischen Hilfsmitteln für Beförderung von Truppen, von Verpflegung, Munition und Heeresbedürfnissen aller Art und für die Übermittelung von Nachrichten und Befehlen. Die ungenügende Verbindung Napoleons mit Ney und Macdonald, seine mangelhafte Orientierung über den Stand der Dinge in der Mark und in Schlesien führte zu dem dauernden Schwanken um Dresden.

Welche Rolle die Rücksicht auf die unzureichende Verpflegung gespielt hat, ist bereits angedeutet worden. Es lohnt aber wohl, diesen wichtigen Punkt etwas genauer ins Auge zu fassen.

Die Kriegführung Napoleons strebte danach, grundsätzlich von den Vorräten zu leben, die das Land bot. Nachgeführt wurde den Truppen eigentlich nur Zwieback. Das war leidlich gegangen, so lange der Krieg in den bestangebauten Ländern Europas geführt wurde und so lange die Größe der Heere nicht im Mißverhältnis stand zur Leistungsfähigkeit dieser Länder.

Deutschland war auch damals wohl imstande, eine halbe Million Soldaten zu ernähren, wenn das Heer in breiter Front marschierte und immer in Bewegung blieb. Nun kam aber der monatelange Stillstand in Sachsen, und sehr bald war das Heer auf ununterbrochenen Nachschub angewiesen.

Napoleon hatte auf seine Weise vorgesorgt, indem gewaltige Magazine in den Elbfestungen eingerichtet waren. Aber es gelang nicht, die Vorräte dieser Magazine den Truppen rechtzeitig und unverdorben zuzuführen. In dieser Beziehung werden wir heute unterstützt durch ein weitverzweigtes Eisenbahnnetz. Damals gab es nur Transport durch Pferdefuhrwerk, und Wege und Gespanne waren vielfach in erbärmlicher Verfassung.

Die Schwierigkeiten wurden unüberwindlich, als die lange rückwärtige Verbindungslinie durch die Streifkorps der Verbündeten unsicher gemacht wurde.

Leider haben wir keine Kenntnis von den Einzelheiten des Dienstes auf der Etappenlinie; wir wissen auch nicht, wieviel Vorräte tatsächlich in Magdeburg, Wittenberg, Torgau und Dresden gelagert haben. Möglich ist es schon, daß viele Anordnungen Napoleons nur auf dem Papier gestanden haben. Da er selbst alles allein anordnete, keinen eigentlichen Gehilfen hatte, so wurde manches nicht ausgeführt, und besonders die eingehenden Befehle über die Verpflegung dienten häufig nur dazu, die gewissenlosen Intendanturbeamten zu bereichern.

So viel ist sicher: die Armee hatte schon vor dem Waffenstillstand unter schlechter Verpflegung zu leiden. Besonders fehlte es wie gewöhnlich an Brot. Statt dessen wurde Zwieback und besonders Reis ausgegeben. Als auch dieser zu mangeln begann, gab man ganz naiv den Soldaten statt des Brotes Geld. Das nützte ihnen natürlich gar nichts, denn wenn Brot überhaupt zu kaufen war, dann hatte es einen Preis, den der Soldat nicht be-

zahlen konnte. Man muß es den französischen Truppen nachsagen, daß sie sich im ganzen in Deutschland gesittet und sogar gutmütig betragen haben, so lange es ihnen selber gut ging. Als aber der Hunger begann, da zeigten sich gar bald auch seine entsetzlichen Begleiter: Raub, Plünderung, Brand und Mord.

Die Disziplin der Truppen ging dabei schnell zum Teufel. Die Korps Neys hatten schon vor der Schlacht von Dennewitz 6000 Deserteure.

Im September artete der Mangel zur Hungersnot aus. Die Intendantur war wie gewöhnlich hilflos. Sie begnügte sich damit, die tägliche Brotportion auf ein halbes Pfund herabzusetzen. Wären die Kartoffelfelder nicht gewesen mit ihren reifen Früchten — die Armee hätte nicht existieren können.

Napoleons Geist war wahrlich unerschöpflich im Auffinden immer neuer Hilfsmittel. Aber hier war nichts zu erfinden, denn die damalige Zeit mit ihren primitiven Transportmitteln hatte überhaupt nicht die Möglichkeit, ein solches Riesenheer ordentlich zu ernähren. Napoleon lernte jetzt die ganze Schwere des Wortes kennen, das er früher gesprochen hatte: L'art de vaincre est perdu sans l'art de subsister.

Dem Zustand der Ernährung entsprach die Zahl der Kranken. Sie stieg im Oktober auf 80—90 000. Allein in den Lazaretten von Dresden, Torgau und Leipzig lagen 44 000.

Ein Bild aus dem Lazarett von Dresden:

„Der pestilenzialische Lazarettgeruch, welcher, je näher wir dem innern Hofraum kamen, desto erstickender die Atmosphäre erfüllte, machte uns das Atmen schwer, als wir jenes große Leichenhaus vor uns hatten. An eingeschlagenen Fenstern, die mit Lumpen und Stroh verstopft waren, saßen die entstellten Leichengestalten der beklagenswerten Soldaten, die daselbst lebendig begraben waren. Noch schrecklicher aber war der Anblick, als wir ins Innere traten. Auf Überbleibseln halb vermoderten Strohs, mit Kot und Unrat vermischt, lagen Tote und Sterbende durcheinander, aus welchen die Wärter beschäftigt waren, die Leichen auszusuchen und fortzuschaffen, gleichwie man faule Äpfel von den gesunden zu sondern pflegt. Hilflos lagen Verwundete und Kranke in den mit verpesteter Luft angefüllten Zimmern umher, ohne Pflege und Wartung ihrem Schicksal überlassen. Hier und da ließ sich ein Arzt sehen, während Hunderte kaum genug gewesen wären."

Auf diese Zustände paßt das Wort des amerikanischen Generals Sherman: War is hell.

Der stete Anblick dieses unsäglichen Elends in Verbindung mit den eigenen Entbehrungen und dem steten Mißlingen aller militärischen Unternehmungen mußte mit der Zeit den Geist der Truppe erschüttern.

Die Verbündeten waren etwas besser daran. Sie operierten in drei großen Gruppen, die über drei weit getrennte Operationsbasen verfügten. Während die französische Armee nur einen engen Raum ausnützen konnte, lag hinter den Armeen der Verbündeten ein fast unbegrenztes Hinterland. Und in diesem bewegten sich keine feindlichen Streifkorps; im Gegenteil fand die Truppe jede Hilfe und Unterstützung durch die Bevölkerung. Die Alliierten konnten ihre Kranken und Verwundeten auf weite Gebiete verteilen, sie zum

Teil in Privatpflege geben, wo sie günstigere Bedingungen für die Genesung fanden. In der Tat sind viele Ausgeheilte zur Truppe zurückgekehrt.

Insofern also war Napoleons Lage ungünstiger als die der Verbündeten. Aber der Unterschied war doch nicht so groß, daß er nicht reichlich ausgeglichen wurde durch die turmhohe Überlegenheit seines Genies über die korrekte Mittelmäßigkeit Schwarzenbergs und — was vielleicht im Kriege am schwersten wiegt — durch die Einheitlichkeit des Kommandos.

Es lassen sich keine äußeren Ursachen finden, die die Niederlage Napoleons erklären könnten. Die Ursachen müssen in ihm selbst zu suchen sein. Napoleon hat das Wort gesprochen: „Jedes große Unglück im Kriege setzt einen großen Schuldigen voraus." Damit hat er sich selbst gerichtet.

Der Kaiser war an Einsicht, Entschlußfähigkeit und Willenskraft — man kann wohl sagen: ein Mensch für sich; mit keinem andern vergleichbar. Hier liegt seine Größe als Feldherr. Gehindert wurde er in der Entfaltung dieser Größe durch menschliche Schwächen und Leidenschaften. Maßlos verwöhnt durch das Schicksal, sah er nur noch das, was er sehen wollte, belog sich selbst und verachtete jeden Gegner auch dann, wenn er ihn tödlich haßte.

Der ganze Verlauf des Feldzuges wird dadurch nachteilig beeinflußt, daß Napoleon gegen seine klare Einsicht sich leiten läßt von Einbildungen, sanguinischen Hoffnungen, von hartnäckigem Anklammern an einmal gefaßte Vorsätze und von wildem Haß. Die zähe, unüberwindliche Gewalt seines Wollens, die ihn groß gemacht hat, wird ihm zum Verderben, sobald sie auch ihm selbst nicht mehr überwindlich ist.

Es würde zu weit führen, den ganzen Krieg noch einmal am Auge vorüberziehen zu lassen, um das im einzelnen nachzuweisen. Nur auf die Wendepunkte soll kurz hingewiesen werden, an denen es besonders erkennbar ist.

Der Aufmarsch der Verbündeten in Böhmen, der Mark und Schlesien hatte Napoleon in eine zentrale Lage gebracht. Man hat seine Operationen auf der inneren Linie viel bewundert und ihm eine Vorliebe für diese Art des Kriegführens zugeschrieben.

Es fragt sich doch, ob Napoleons Lage nicht aussichtsvoller gewesen wäre, wenn er sich von vornherein aus der operativen Einkreisung herausgezogen hätte. Wenn er die Elbe abwärts marschierte und sich mit Davoust bei Hamburg vereinigte, von dort nach Berlin marschierte, den Kronprinzen von Schweden in die Spreeniederung warf, so war das nicht nur ein glänzender Anfang des Feldzuges und ein leicht zu erreichender, sicherer Erfolg, sondern die Besetzung von ganz Norddeutschland gab seinen Operationen eine viel breitere und sicherere Basis. Wenn die Nordarmee ein für allemal beseitigt war, konnte er sich mit viel mehr Aussicht auf Erfolg gegen Blücher wenden.

In trotziger Verachtung seiner Gegner nimmt Napoleon die Lage so, wie sie sich einmal entwickelt hat. Er wird auch so mit seinen Feinden fertig werden; hat es nicht nötig, sich günstigere Bedingungen zu schaffen. Wenn er noch so viel Points vorgibt — er ist doch sicher, das Spiel zu gewinnen.

Mit dem Instinkt des Hasses wirft er sich auf Blücher als auf den ge-

fährlichsten Feind. Er schlägt ihn bei Löwenberg; verfolgt nicht. Ist nicht mehr nötig. Die Schlesische Armee existiert nicht mehr. Der Kaiser will es so.

Er wendet sich gegen Schwarzenberg, schlägt ihn bei Dresden. Eine mächtige, nachhaltige Verfolgung wird angesetzt, die die Hauptarmee der Verbündeten vernichtet hätte. Da kommen die Meldungen von Groß-Beeren, Hagelsberg, von der Katzbach. Sofort hält Napoleon die Verfolgung nicht mehr für nötig. Die Hauptarmee ist auch so erledigt. Mit Gewalt zieht es ihn nach Berlin, Haß und Rache treiben ihn. Er wird unsicher auf eine neue Meldung Macdonalds, und nun beginnt das unbegreifliche, nervenzerreibende Herumdrehen um Dresden. Dresden darf nicht in die Hände des Feindes fallen. Warum nicht? Weil der Kaiser es so will. Seinem aufs äußerste gereizten Selbstgefühl erscheint die Räumung von Dresden als ein Geständnis der Schwäche.

Napoleon mißtraute dem französischen Volk, dessen unvergleichliche Undankbarkeit und kindische Eitelkeit er zur Genüge kannte. Er wußte wohl, daß das Fundament seiner Herrschaft bei weitem nicht mehr so fest gefügt war, als es nach außen den Anschein hatte. Allmählich hatten sich die Schäden des schrankenlosen Despotismus geltend gemacht, der die Achse seines Regierungssystems war. Anfangs hatte das Volk diesen Despotismus als wohltätig empfunden. Er war notwendig gewesen, um in dem durch Revolution und Bürgerkrieg völlig zerrütteten Lande die Ruhe und Ordnung wieder herzustellen. Aber je länger je mehr empfand man doch den unerträglichen Druck, der dadurch entstand, daß jede Art von Selbständigkeit verhindert wurde, jedes Streben nach Geltung und Bedeutung, sogar die Äußerung jeder Meinung, sofern sie von der des Kaisers abwich. Eine lange Reihe von verfassungsmäßigen Volksrechten wurde rücksichtslos vergewaltigt. Die Gleichheit der Bürger vor dem Gesetz, die Unverletzbarkeit der Richter bestand nur auf dem Papier. Eine Preßfreiheit gab es nur dem Namen nach, Kirche und Schule waren durch willkürliche Verordnungen geknebelt, die Zensur unterdrückte jede unbequeme Äußerung. Die Polizei griff in die persönlichen Verhältnisse so schonungslos ein, wie kaum in den Tagen der Schreckensherrschaft.

Indessen — alle diese Brutalitäten, so peinlich sie empfunden wurden, trafen doch in der Hauptsache nur die mittlere und höhere Schicht der Gesellschaft. Die große Masse des Volkes wurde nicht unmittelbar davon berührt. Aber tief in das Leben der Gesamtheit hinein schnitten die Folgen der kaiserlichen Handelspolitik und der Rekrutenaushebung. Sie waren so verhängnisvoll, daß sie schließlich mit Notwendigkeit zur allgemeinen Unzufriedenheit führen mußten.

Napoleons Handelspolitik ging aus von dem schon anderthalb Jahrhunderte währenden englisch-französischen Wettstreit um Seegeltung und Kolonialbesitz. In diesem zähen Ringen hatte England erst Spanien lahmgelegt, dann Holland, dann Frankreich. In den Stürmen der französischen Revolution war die ganze königliche Flotte verloren gegangen, und seitdem herrscht England über den Ozean.

Der Kampf gegen England war der Grundgedanke, das letzte politische Ziel des Kaisers Napoleon; wie es schon das Ziel des jungen Bonaparte gewesen war.

1797 schreibt der dreißigjährige General an Talleyrand: „Unser wahrer Feind ist England. Wir müssen England vernichten, damit es uns nicht vernichtet."

Aber für die lange erwogene und sorgfältig geplante Landung fand Napoleon keinen Admiral, der genug Selbstvertrauen und seemännische Tüchtigkeit gehabt hätte, um das Unternehmen zu wagen. Die an der Küste des Kanals zusammengezogene Armee wurde nicht nach England übergesetzt, sondern marschierte an die Donau. Die Freude über den glänzenden Sieg bei Ulm wurde dem Kaiser verbittert durch die Nachricht von der Vernichtung der französischen Flotte bei Trafalgar. Seitdem hat Napoleon keine Flotte mehr gehabt. Den Kampf gegen England konnte er nicht mehr mit Schiffen führen.

Da entstand im Kopf des Kaisers ein gigantischer Plan: er wollte den Kampf auf das handelspolitische Gebiet verlegen; wollte den englischen Handel nicht nur aus Frankreich ausschließen und dem Gebiete seiner Verbündeten, sondern von dem gesamten Festlande Europas.

Aus dem Schloß von Berlin erging am 21. November 1806 das Dekret der Kontinentalsperre. Über die britischen Inseln wurde die Blokade verhängt, jeder Verkehr mit ihnen untersagt. Alle englischen Güter wurden beschlagnahmt, alle Schiffe, die britische Häfen angelaufen hatten, von den Häfen Frankreichs und seiner Verbündeten ausgeschlossen.

Wenn dieses Dekret wirklich durchgeführt werden sollte, dann mußte die ganze Küste Europas entweder französisch oder doch von der Politik Napoleons abhängig sein.

Und tatsächlich ist es dem Kaiser gelungen, nach und nach alle Festlandsmächte zum Anschluß an die Kontinentalsperre zu zwingen.

Die Folgen dieser tief einschneidenden Maßregel waren zunächst für Frankreich günstig. Die öffentliche Meinung war dort schon immer sehr für einen hohen Schutzzoll gewesen, und so wurde die radikale Maßregel sympathisch begrüßt. Nach kurzer Zeit trat auch ein sichtbarer Aufschwung der gesamten Volkswirtschaft ein. Der hohe Einfuhrzoll auf die Erzeugnisse der kontinentalen Nachbarländer trug dazu bei, diesen Aufschwung zu befördern. Am schnellsten entwickelte sich die Landwirtschaft. Die Getreidepreise erreichten eine nie gekannte Höhe. Im Süden von Frankreich lohnte der Anbau von Reis, Baumwolle und Tabak. Es ist ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß man eben damals lernte, den Zucker aus Rüben herzustellen, und so bildete sich in wenigen Jahren ein wohlhabender Bauernstand.

Dieser Umstand im Zusammenwirken mit dem gleichzeitigen Verbot aller englischen Einfuhr schuf in schnellster Folge eine hoch entwickelte Industrie. Das war die goldene Zeit für die französische Seidenfabrikation, für die Anfertigung von Leinen-, Wollen- und Baumwollenstoffen, für die Porzellanbereitung, für den Handel mit Eisenwaren, Waffen und ganz besonders mit

Luxusartikeln. Die überseeische Einfuhr war gesperrt, und so wurde denn ganz Europa überschwemmt mit den Erzeugnissen der französischen Industrie.

Aber das dauerte nicht lange. Der stete Krieg, die Kontributionen, die Durchmärsche, die Requisitionen legten den fremden Handel lahm, und die Aufnahmefähigkeit der anderen Länder ging rasch zurück. Schon im Jahre 1809 kann man geradezu von einer Verarmung Europas sprechen. Bis dahin war Rußland einer der Hauptabnehmer gewesen. Als aber der ergiebige Handel mit Getreide und Holz nach England gänzlich aufhörte, da waren die Russen bald nicht imstande, irgend welche Ausgaben für Luxusgegenstände zu machen. Dabei war Rußland damals noch vom Kriege nicht unmittelbar berührt. In Deutschland aber, in Holland und der Schweiz war die Masse des Volkes gänzlich verarmt. In Spanien und Portugal tobte der Aufstand, dessen Ende gar nicht abzusehen war.

Der Rückschlag auf die französische Wirtschaft war ganz gewaltig. Die aufblühende Industrie hatte den Unternehmungsgeist geweckt. Zahlreiche Gründungen waren entstanden; wie das in solchen Zeiten zu gehen pflegt, vielfach mit unzureichendem Kapital, ohne genügende Reservefonds. Das ging alles, so lange die Konjunktur günstig war. Als diese aber aufhörte, da kamen gar viele Gründungen ins Wanken. Die guten Zeiten hatten eine Überproduktion geschaffen. Nun verminderte sich der Absatz, und die Waren lagen unverkäuflich in den Magazinen. 1810 und 1811 fallierten viele Bankhäuser, viele industrielle Betriebe wurden geschlossen oder doch beschränkt, Tausende von Menschen wurden brotlos. Damit wurde nun natürlich auch der Absatz landwirtschaftlicher Erzeugnisse geringer.

Der Niedergang der gesamten Lebensführung erregte um so größere und allgemeinere Unzufriedenheit, als alle Opfer umsonst gebracht waren. Am 12. Dezember 1810 hob Rußland die Kontinentalsperre auf. Das war nur ein Gebot der Selbsterhaltung. Die Staatsschulden überstiegen in diesem Jahre bereits die gesamten Staatseinkünfte. Um Rußland zu der Kontinentalsperre zurückzugewinnen, hatte Napoleon den Krieg von 1812 führen müssen. Er hatte den Krieg verloren, und sein handelspolitisches System war durchlöchert. So lange der frische Lorbeer um die Adler geschwebt hatte, so lange große Erfolge erreicht und erhofft wurden, war das eitle, genußsüchtige Volk dem Eroberer willig gefolgt. Nun machte sich schnell eine gründliche Kriegsmüdigkeit bemerkbar.

Und die wurde noch erhöht durch die alles Maß übersteigenden Rekrutenaushebungen des Kaisers.

Die Meinung ist weit verbreitet, daß die französische Nation mehr als andere von einem besonders kriegerischen Geist beseelt sei. In Frankreich selbst ist das Glaubenssatz. Es ist aber nicht wahr. Die große Masse des Volkes — man muß nicht an Paris denken — besteht aus kleinen Sparern, philisterhaften, spießbürgerlichen Leuten. Der Soldatendienst ist in Frankreich niemals wirklich populär gewesen; ist es auch heute nicht. Damals aber stieß die Durchführung der Rekrutierung auf einen kaum überwindlichen Widerstand. Man liest so oft, daß die Nation mit Freuden dem Kaiser

ihre Söhne zur Verfügung gestellt habe, daß die Jugend mit Begeisterung den Weg der Ehre, des Ruhmes beschritten habe. Das Gegenteil ist richtig. Die Zahl derer, die sich dem verhaßten Waffendienst zu entziehen suchten, ist auffallend groß. Die Konskription galt in den Augen des Volkes so viel wie ein Todesurteil. Die Endlosigkeit des Kriegführens hatte schließlich den militärischen Geist getötet. Besonders verhängnisvoll hat der gräßliche spanische Krieg gewirkt; durch ihn ist jede Liebe zum Heeresdienst im Herzen der französischen Jugend vernichtet worden. Dieser mit grauenvoller Leidenschaft geführte Kampf wurde je länger desto verhaßter. Die Summe, die man für die zulässige Stellvertretung zahlte, stieg während des spanischen Krieges von 300 auf 25 000 Franken. Immer zahlreicher wurden die Leute, die sich der Aushebung entzogen. Sie flüchteten in die Wälder und in die Berge und führten dort, von der Bevölkerung in jeder Weise unterstützt, einen regelrechten Krieg gegen die Gendarmen. Schließlich wurden mit Hilfe des Militärs förmliche Treibjagden auf diese sogenannten Refractaires veranstaltet, und die Regierung griff zu dem altbewährten Mittel der Dragonaden. Das Hauswesen der Angehörigen wurde so lange mit Einquartierung auf deren Kosten belegt, bis der Ausreißer sich freiwillig stellte. Es klingt kaum glaublich, wenn man hört, daß im Jahre 1811 die Zahl dieser Ausreißer 80 000 betragen hat.

Die Zwangsrekrutierung trug die tiefste Erbitterung in breite Massen des Volkes. Sie bereitete einen allmählichen gänzlichen Umschwung der öffentlichen Meinung vor.

So stand denn zwar der äußere Bau des Kaiserreiches noch im alten Glanz und noch in gewaltiger Machtfülle. Noch hatte der Kaiser viele Anhänger, die seine Größe bewunderten; noch folgten ihm blindlings viele tausend alte Berufssoldaten und ehrgeizige Offiziere. In der Armee hatte er das Mittel, um jeden Widerstand im Innern zu brechen. Er war doch mit dem Konvent fertig geworden und mit dem Wohlfahrtsausschuß; er hatte den Aufstand der lombardischen Städte in wenigen Tagen zu Boden geschlagen. Und nun nahm er Rücksicht auf die öffentliche Meinung; scheute sich, Dresden aufzugeben, weil er den Eindruck auf Paris fürchtete.

Der General Bonaparte hatte nichts zu verlieren — der Kaiser Napoleon alles.

In der Unterredung mit Metternich in Dresden am 26. Juni hatte Napoleon in maßloser Erbitterung ausgerufen:

„Eure Herrscher, geboren auf dem Throne, können sich zwanzigmal schlagen lassen und doch immer wieder in ihre Residenzen zurückkehren. Das kann ich nicht; ich, der Sohn des Glücks! Meine Herrschaft überdauert den Tag nicht, an dem ich aufgehört habe, stark und folglich gefürchtet zu sein."

Und doch wird es ein ewiges Rätsel bleiben, daß dieser Mann, der nichts achtete als Tatsachen, auch dann noch hartnäckig an Dresden festhielt, als Blüchers Elbübergang den Kampf gegen die gesamte Macht der Verbündeten in Aussicht stellte und das Heranziehen auch des letzten Bataillons zur Entscheidungsschlacht gebieterisch verlangte.

Gewann er diese Schlacht, kehrte er aus dem Kriege zurück als Herrscher des Abendlandes — das Volk von Paris hätte ihn auf Händen getragen.

Die Aussichten Napoleons waren sehr gut, als er sich nach der Mulde wendete. Blücher stand mit dem Rücken gegen die Elbe in schwierigster Lage; eine tatkräftige Unterstützung durch Bernadotte oder Schwarzenberg war durchaus nicht zu erwarten. Ein großer Erfolg schien dem Kaiser gewiß. Daß dieser Erfolg ihm versagt blieb, ist nicht seine Schuld. Hier hat das unerbittliche Schicksal gegen ihn gearbeitet.

Noch aber war Napoleon in seinen Operationen frei. Noch konnte er alle seine Kräfte auf das rechte Ufer der Elbe führen, um über Magdeburg vorstoßend einen neuen Abschnitt des Feldzuges unter weit günstigeren Bedingungen zu eröffnen.

Er hat das verschmäht. Naturanlage, Entwicklung, Einfluß eines beispiellosen Lebensweges haben in gleicher Weise dahin gewirkt, daß der Kaiser unfähig ist, sich selbst und anderen Zugeständnisse zu machen. Er sieht in sich das Schicksal verkörpert, und wie das Schicksal schreitet er blind weiter, weder rechts noch links sehend. Die Hellenen bezeichneten diesen Zustand des Gemütes mit dem Worte ὕβρις, und sie glaubten, daß die Götter den Menschen, den sie verderben wollten, vorher in diesen Gemütszustand versetzten.

So ist Napoleon schließlich — wie jeder Mensch — dem unerbittlichen Schicksal seiner Natur verfallen. Ein Mann kann noch so groß sein — frei ist er nie. Seine Vergangenheit schreibt seiner Gegenwart gebieterisch die Richtung vor.

Der Kaiser nimmt trotzig die Lage an, wie sie ihm geboten wird. Er läßt beinahe 100000 Mann abseits stehen, die er hätte heranziehen können, und marschiert nach Leipzig.

Hätte er anders gehandelt — er wäre nicht mehr der gewesen, der er nun einmal war.

Alles Lebendige trägt den Keim des Todes in sich. Dieselben Eigenschaften, die den jungen Abenteurer bis auf den Thron der Ludwige geführt haben, die haben im Wandel der Zeiten ihn von diesem Throne gestürzt.

Das rein Persönliche seines Wollens war sein Verhängnis. Er hat nie ein fest umrissenes politisches Ziel gehabt, mit dessen Erreichung er sich begnügen konnte.

Mit frevelhafter Willkür griff er in die Geschicke der Völker ein, und so geschickt er in der Technik des Organisierens war, so war doch alle Zeit seine Macht am wirksamsten in der Zerstörung.

Er hat nichts wahrhaft Großes vollbringen können, weil in keiner seiner Taten eine ideale Kraft mitwirkte.

Die von ihm verachtete und gehaßte Idee, der frohe Glaube an die Zukunft des Vaterlandes, die lebten unsterblich im Herzen Blüchers und Gneisenaus, und sie sind es am letzten Ende, die dem Sohn der Revolution die Waffen aus der Hand geschlagen haben.

Das Viktorianische England.

Erste Eindrücke.

Von

Charlotte Lady Blennerhassett.

I.

Das Vaterland meines Mannes und meiner Kinder, das auch mir die zweite Heimat werden sollte und geworden ist, betrat ich zum ersten Male anfangs Juni 1871. Sir Rowland Blennerhassett vertrat den irischen Wahlkreis Galway im Parlament, und damit war es geboten, ständigen Aufenthalt in London zu nehmen. Die Metropole stand im Höhepunkt der Season, an der ich, einmal und nicht wieder, mich zu beteiligen hatte. Die erste Pflicht betraf die vorgeschriebene Vorstellung bei Hof, wo Königin Viktoria regelmäßig Drawingrooms abhielt. Strenge Fragen der Etikette fielen weg; es genügte, von einer in der englischen Gesellschaft bekannten Dame durch Abgabe ihrer Visitenkarte bei dem Lord Chamberlain angemeldet zu werden. Immerhin übernahm sie die Verantwortung für den makellosen Ruf ihrer Schutzbefohlenen, denn die Königin duldete keine durch ihre Schuld geschiedenen, soviel ich weiß, fast überhaupt keine geschiedenen Frauen, und es kam vor, daß, wenn eine solche dennoch erschienen war, in der offiziellen „Morningpost" am nächsten Morgen zu lesen stand, die Betreffende sei als nicht vorgestellt zu betrachten. Die Zeremonie selbst verlief höchst einfach. Man durchschritt im Buckinghampalace in vorgeschriebener Kleidung die mit Herren und Damen dicht gefüllten Säle, bis man zu einem kleineren Saal gelangte, in welchem, von den Mitgliedern des Königshauses umgeben, die Monarchin stand. Der Name der Eintretenden wurde ausgerufen; nur bei der ersten Vorstellung durfte sie die Hand der Königin küssen, um hierauf, nach Wiederholung der gebotenen tiefen Verbeugungen, wieder durch einen anderen Saal zu verschwinden. Die Einladung zum Hofball folgte. Bei demselben vertrat die Prinzessin von Wales die Königin, und bei dieser Gelegenheit wurde man auch ihr vorgestellt. Ob ihrer bereits fühlbaren Taubheit wegen oder aus anderen Gründen beschränkte sie sich, wenigstens in meinem Fall, auf freundliches Lächeln. Ihre blendende, so lange bewahrte Schönheit wirkte auch ohne Worte.

Die Season dieses Jahres war besonders glänzend. Infolge des Friedensschlusses zwischen Deutschland und Frankreich kamen sowohl Kaiserin

Augusta als ihr sieggekrönter Sohn, der Kronprinz, zu Besuch nach London. So hatte ich das Glück, zum zweiten Male in meinem Leben die edle Gefährtin Kaiser Wilhelms zu sehen. Auf der deutschen Botschaft, wo so viele Berühmtheiten des Tages sich zu ihrer Begrüßung eingefunden hatten, wurden wir vorgestellt, und ich entsinne mich, daß es keiner der beteiligten Damen gelang, sich so tief wie Ihre Majestät zu verbeugen. Sie war schon leidend, und wir ahnten nicht, welche Überwindung es sie damals und später kostete, diese offiziellen Verpflichtungen, so wie sie bis zuletzt es tat, zu erfüllen. Die preußischen Herrschaften waren im England jener Tage außerordentlich populär. Die Kaiserin kannte viele der ausgezeichneten, anwesenden Engländer persönlich und ließ sich in lange Gespräche, unter anderem mit Sir Bartle Frere, ein, dessen ernstes, etwas schwermütiges Wesen dem ihrigen ganz besonders zu entsprechen schien. Bei einer bald darauf gegebenen Gardenparty zu Chiswick wurde der neuernannte französische Botschafter, Albert Herzog von Broglie, dem Besieger seines Landes vorgestellt. Es war ein historischer Moment. Trotz aller Liebenswürdigkeit des Kronprinzen ließ sich dennoch die Erregung, mit der der Herzog von Broglie kämpfte, nicht verkennen. Anwesend bei diesem Gartenfest war Königin Viktoria selbst; stets in Trauer gekleidet, klein und unansehnlich von Gestalt, besaß sie dennoch in Gang und Haltung eine imponierende Majestät, die um so mächtiger wirkte, als man sie wohl fühlen, aber gar nicht erklären konnte. So wie sie an jenem Nachmittag an uns vorüberging, ist sie mir stets gegenwärtig geblieben.

Unter den zahlreichen anwesenden Gästen waren die Nichten der Kaiserin Eugenie, Töchter ihrer Schwester, der Herzogin von Alba, die ihren Wagen nicht fanden und denen mein Mann behilflich sein konnte. Wie denn überhaupt bei diesen Londoner Festen die merkwürdigsten, oft nur im Gegensatz zueinander zu denkenden Persönlichkeiten gesellig vereinigt sich finden. Nach mehreren Wochen, in denen Diners, Bälle und sonstige Vergnügungen sich in rastloser Eile folgten, erhielten wir aus Schloß Beauraing, nahe bei den belgischen Ardennen, die dringende Aufforderung, anfangs August zu meiner Jugendfreundin aus Klosterzeiten, der Herzogin von Ossuna, einer geborenen Prinzessin von Salm-Salm, zu kommen. Auch sie war mit ihrem älteren Gatten, der nicht weniger als zwölf spanische Grandentitel führte, zur Season in London, für das er schwärmte, gewesen. Dort war der Prinz von Wales mit ihr übereingekommen, nach Begleitung seiner Gemahlin, die eine Kur in Homburg gebrauchen sollte, das Schlachtfeld von Sedan zu besichtigen und von dort aus sie in Beauraing zu besuchen. Dieser Besuch nahte. Der Herzog war ebenfalls fort ins Bad. Unsere Freundin, obwohl höchst einfach veranlagt und durch verwandtschaftliche Beziehungen mit Regentenhäusern in diesen Kreisen heimisch, fand es dennoch angezeigt, auch einige englische Gäste zum Empfang des Thronerben zu laden. Sie rechnete zunächst auf Sir Rowland. Diesen hielten jedoch parlamentarische Verpflichtungen in London zurück; andere Bekannte mußten sich gleichfalls entschuldigen, und schließlich erschien aus England niemand als ich.

Eine weniger zweckdienliche Wahl gab es kaum. Nicht nur, daß mein

Englisch noch mangelhaft war, auch sonst fehlte jede Möglichkeit, mich nützlich zu machen. Die nächste Sorge war das Aufziehen einer Flagge. Keines von uns kannte die Standarte des Prinzen von Wales. In der vom Pariser Tapezierer zusammengestellten Bibliothek des Herzogs suchte man vergeblich nach Zeichnungen des „Union-Jack". So blieb am Ende nichts übrig, als eine solche aufs Geratewohl aus blauem, rotem und weißem Material zusammenzustellen.

Von der Herzogin im Ponneywagen, den kleine, wilde andalusische Pferdchen zogen, auf der Bahn abgeholt, war das allererste, was der Prinz beobachtete, dieses hoch vom Turm im Winde flatternde Stück Zeug. Auf die Frage, wer das verbrochen habe, nannte meine schöne Freundin vergnügten Sinnes meinen Namen, und zur Begrüßung bekam ich zu hören: „Aber, Lady Blennerhassett, sehen Sie sich doch einmal einen Union-Jack an."

Der Prinz blieb eine ganze Woche, die aufs heiterste und genußreichste verlief. Er zählte damals etwa dreißig Jahre. Sein blondes Haar, seine auffallend weiße Hautfarbe, etwas schiefe Gesichtszüge, erinnerten an die Heinrichs VIII., wie Holbein in der Jugend ihn darstellte; dazu der gutmütig freundliche Ausdruck und die sympathische Art seines ganzen, herzlich wohlwollenden Wesens machten den Umgang mit ihm durchaus erfreulich. Der Ruf, der ihm voranging, war der eines Lebemanns, und obwohl er zweifellos in diese Kategorie gehörte, führte die Bezeichnung zu ungerechten Urteilen über ihn. Seine Manieren waren tadellos; er bewährte im Umgang mit Damen die einfach vornehme, ritterliche Art der Huldigung, wie sie auch Matronen nicht verschmähen, und überschritt, wenn er, wie es oft geschah, Scherz und Kurzweil trieb, doch nie die geziemenden Schranken. Niemand, ob Mann oder Frau, würde versucht gewesen sein, in seiner Gegenwart die ihm schuldige Ehrerbietung zu vergessen, noch hätte er, bei aller Herzlichkeit im Umgang mit Freunden, ein zu freies, taktloses Benehmen ihm gegenüber geduldet. Das Deutsche sprach er wie ein Deutscher, ohne jeden Akzent; daß er, wie oft behauptet worden, im Aussprechen des Englischen die deutsche Abkunft verriet, ist mir begreiflicherweise nicht aufgefallen.

Während des Aufenthalts auf Schloß Beauraing unternahm der Prinz mit der Herzogin und ihren Gästen Ausflüge mittels Extrazügen in belgische Schlösser, wovon der eine in die Eremitage, den Besitz des Herzogs von Croy, der andere nach dem berühmten Schloß Beloeil, zur Witwe des damaligen Fürsten Ligne, führte. Den Park hatte Le Nôtre angelegt; der Speisesaal allein war eine Sehenswürdigkeit. Alle Souveräne, die der weltbekannte Fürst von Ligne in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, von Friedrich dem Großen und Maria Theresia bis herab zum Wiener Kongreß, während dessen Verlaufs er starb, gekannt, hatten ihre Bildnisse dem geistreichen, witzigen Herrn zum Geschenk gemacht. An den Wänden des Speisesaales erschienen sie wie die Chronik einer nahezu hundertjährigen Geschichte. Wozu noch Erinnerungen aus der Zeit der spanischen Herrschaft, der Empörung der Provinzen, der Jugend Karls V., dessen Erzieher ein Croy, Chièvres, gewesen, und endlich der Burgunder Herzöge, seiner Ahnen, die lichte Spur ihres Daseins in Bildern, Inschriften, Grabdenkmälern und Kunstgegenständen aller Art zurück-

gelassen hatten. Die Stunden in Beloeil, das durch Vermittlung des Abbé Sieyès von Plünderung und Verwüstung nach Einmarsch der Franzosen bewahrt geblieben sein soll, verflogen zu rasch. In den nächsten Tagen erlebte ich die Freude des Wiedersehens mit dem einzigen achtzehnjährigen Bruder, der den Feldzug mitgemacht und Urlaub erhalten hatte, uns in Beauraing zu besuchen. Von da an ist ihm der Prinz von Wales und nachherige König Eduard VII. mit rührender Treue gewogen geblieben und hat es ihm bewiesen, als er im diplomatischen Dienst und später nach England kam. Dann folgte der Abschied, und ich faßte den Entschluß, es bei dieser Episode zu belassen und die Wege des lebensfrohen, liebenswürdigen Prinzen nicht wieder zu kreuzen. Die Eindrücke von damals hätten durch Wiederholung nur gelitten, und im übrigen ist nichts leichter, als von der Bildfläche glänzender fürstlicher Existenzen zu verschwinden. Denn auch eine Londoner Season habe ich, wie bemerkt, nicht mehr mitgemacht. Andere Verhältnisse, vor allem Mutterpflichten, verwiesen auf das Haus. Vereinsamt ist es deswegen nicht um mich geworden. Wie alle irischen Katholiken, die den Whigs die Emanzipation verdankten, und nicht weniger aus innerer Überzeugung gehörte Sir Rowland zur liberalen Partei. In diesem Milieu vereinigten sich seine Interessen, dort zählte er die vielen Freunde, von denen die meisten auch die meinigen geworden sind. Ein intimer, höchst interessanter geselliger Kreis ersetzte überreich, vornehmlich während der Wintermonate zu London, die rauschenden, von Menschen überfüllten, im ganzen so unbefriedigenden Feste des Sommers. Das alte Sprichwort „Undank ist der Welt Lohn", wie beständig sah ich es in dieser riesigen Metropole bewährt, die so willig dem Rang, der Schönheit, den Berühmtheiten des Tages — heute auch mehr als damals dem Reichtum — huldigt, um die Idole des Augenblicks ebenso schnell gegen neue Lieblinge zu tauschen und samt und sonders wieder zu vergessen.

Einer gütigen Fügung des Schicksals verdanke ich es, daß die Einführung in die Londoner Gesellschaft durch Freunde meines Mannes geschah, die mir teuer geworden und unvergeßlich geblieben sind. Es waren das Arthur Stanley, Dekan von Westminster, und seine Gemahlin, Lady Augusta.

In London, das so rasch vergißt, gedenkt man noch heute dieser Frau. Sie war die Tochter des Earls of Elgin, aus dem Königsgeschlecht der Bruce. Auf zwei kostbaren Tapeten, die sie der Abtei zum Geschenk machte, sieht man das Wappen des Hauptes ihres Geschlechtes, jenes Bruce eingestickt, der vor seinen Verfolgern in eine Höhle geflüchtet, den Nachstellungen der Feinde dadurch entging, daß eine Spinne ihr Netz schützend über den Eingang spannte.

Vor ihrer im Jahre 1863 erfolgten Verheiratung war Lady Augusta Hofdame der Königin Viktoria und blieb zeitlebens ihre Vertraute. Man erzählte sich, auf dem Sterbebett, an dem die Monarchin von ihr Abschied nahm, habe sie der treuen Gefährtin glücklicherer Tage einen Auftrag für Prinz Albert mit in die Ewigkeit gegeben. Dieser Frau blieben zwölf Jahre unermüdlichen Schaffens und der Teilnahme für andere vergönnt. Lady Augustas Herzensgüte, die sie allen ohne Unterschied erwies, kam einem der

in Westminster angestellten Geistlichen so überraschend, daß er die Frage stellte, ob es denn möglich sei, an die Aufrichtigkeit derselben zu glauben. „O ja," erwiderte die Herzogin von Buccleuch, „es ist der Widerhall ihres Herzens." Eine Mutter der Armen, sorgte Lady Augusta nicht nur für Linderung ihrer Not, sondern auch für die kleinen Freuden, die ihrem Heim zugänglich gemacht werden konnten. Sie war es, die den Verein für Fenstergärten, „window-gardening", ins Leben rief und die in ihrem Salon verkehrende vornehme Welt dafür interessierte. Auch die Art ihrer Gastfreundschaft war darauf berechnet, angenehme und nützliche Beziehungen unter ihren Freunden und Bekannten herzustellen und so auch ihnen Gutes zu erweisen. Das galt selbst in bezug auf die Königin. Sie hatte Carlyle nie gesehen und wünschte, ihn persönlich kennen zu lernen. Lady Augusta unterzog sich der keineswegs leichten Aufgabe, den widerhaarigen, gewollt schroffen und unweltläufigen schottischen Philosophen, der vor kurzem den Bathorden abgelehnt hatte, dazu zu bewegen, der Königin bei dem Fünf-Uhr-Tee in der Deanery vorgestellt zu werden. So geschah's, und anfangs ging alles gut. Die Monarchin hielt dem berühmten Manne eine verbindliche Rede, die ihm augenscheinlich zu gefallen schien. Kaum aber war sie damit zu Ende gekommen, da plötzlich holte Carlyle einen Stuhl und setzte sich, ein unerhörter Bruch der Etikette, den die Königin aufs taktvollste dadurch ausglich, daß auch sie Platz nahm und den Anwesenden ein Zeichen gab, dasselbe zu tun.

In seiner Art nicht weniger menschenfreundlich und höchst merkwürdig war Arthur Penrhyn Stanley, Lady Augustas Gemahl.

Diesen Sohn des anglikanischen Bischofs von Norwich hatte ein berühmter Pädagoge, Dr. Arnold, Vorstand der Schule von Rugby, erzogen. Arnold selbst war Rationalist. Stanley, der ihm schwärmerisch zugetan blieb und sein „Leben" geschrieben hat, beharrte im Oxford jener Tage unter Arnolds Einfluß, ohne jede Sympathie mit der von Newman und seinen Gesinnungsgenossen ausgehenden religiösen Bewegung, die nicht nur den Übertritt vieler Anglikaner zur römisch-katholischen Kirche, sondern auch die Bekräftigung der orthodoxen Richtung in der englischen Staatskirche selbst veranlaßte. Stanleys akademische Laufbahn schloß mit einer Serie von Erfolgen. Er wurde Universitätsprediger, später Professor der Kirchengeschichte in Oxford und mehr und mehr Vertreter der liberalen, von den dogmatisch formulierten Glaubenssätzen seiner Kirche losgelösten, kritischen Schule. An zwei leitenden Gedanken hielt Stanley fest. Die Staatskirche unter ihrem weltlichen Haupt, dem Souverän, mußte um jeden Preis bestehen bleiben. Und ferner mußte diese Kirche Raum in ihrem Schoß für alle nur irgendwie christlich Denkenden schaffen, gleichviel, was sie von ihren Glaubensregeln annahmen oder verwarfen. Stanley, der viel mehr eine Künstlernatur wie Mann der Wissenschaft war, wurde von niemandem für einen großen Gottesgelehrten gehalten. Das Eigentümliche lag darin, daß er selbst nie begriffen zu haben scheint, welche Kluft ihn von gläubigen Christen trennte und wie undenkbar es sein mußte, sie für die Meinung gewinnen zu wollen, das Wesen des Christentums sei nicht in der Lehre, sondern im Charakter gegeben. Obwohl nun der Charakter

Stanleys, des ehrlichsten, besten und gerechtesten der Menschen, zugunsten seiner Theorien sprach, war die anglikanische Kirche dennoch nicht gewillt, sich auf sein Geheiß in einen Betsaal zu Ehren des unbekannten Gottes zu verwandeln. Stanleys eigene geliebte Schwester, eine vortreffliche Dame, suchte festen Boden unter den Füßen zu gewinnen und wurde katholisch. Auch sie besitzt einen Rekord. Im Gegensatz zum Bruder durchaus praktisch veranlagt, unterstützte sie Miß Florence Nightingale bei Organisierung des Spitaldienstes in der Krim, eines der größten Werke, das, dank dem Heldenmut und Genie dieser Frau, im 19. Jahrhundert gelang[1]). Einige Jahre nachher erfolgte Stanleys Ernennung zum Dekan von Westminster, die er der gleichgesinnten königlichen Witwe des Prinzen Albert verdankte. Geistliche seiner Kirche protestierten gegen seine Wahl.

Pusey, der heiligmäßige Vertreter und die Seele der Oxforder Bewegung auf anglikanischer Seite, wurde von Stanley aufgefordert, zu London in der Abtei zu predigen. Pusey lehnte mit den Worten ab, er vermöge keine einzige Wahrheit zu nennen, die ihnen beiden gemeinsam sei, mit der Ausnahme vielleicht, daß Jesus von Gott gesandt worden, was auch die Mohammedaner glauben.

Nun lud Stanley den wegen Irrlehren von der anglikanischen Kirche ausgeschlossenen Bischof Colenso ein, die Kanzel von Westminster zu besteigen, weil er dafür hielt, ihm sei unrecht geschehen. Colenso lehnte jedoch ebenfalls ab, und Stanley berief Laien, wie Dr. Moffat, den Schwiegervater Livingstones, den Romandichter Dickens, dann den Orientalisten Professor Max Müller zu Vorlesungen im Schiff der Abtei, die jedoch keinen Erfolg hatten und wieder aufgegeben werden mußten. Er ging weiter und reichte eines Tags einem Unitarier die Kommunion. Was Gladstone über diesen eigentümlichen Vertreter seiner Kirche dachte, bedarf keiner Erklärung. Sie mißtrauten sich gegenseitig. Als aber Stanley einmal in Gegenwart Disraelis von dem durch aufgedrungene Orthodoxie geschaffenen Elend diskurierte, bekam er von Disraeli die schneidende Bemerkung zu hören: „Bitte, Mister Dean, vergessen Sie das eine nicht, kein Dogma, kein Dean."

Mit dieser Seite der Wirksamkeit Stanleys hatten wir Katholiken begreiflicherweise gar nichts zu tun. Es kam uns zugute, daß er und Lady Augusta ihr gastliches Haus den Berühmtheiten des Tags auf künstlerischem, literarischem und politischem Gebiet ohne Unterschied der Meinungen eröffneten und daß dieses Haus den denkbar besten Rahmen für eine solche Geselligkeit bot. Wenn die nach der Straße zu gelegene Pforte sich schloß, konnte man sich in den gotischen Kreuzgängen, Hallen und Wohnräumen ins Mittelalter versetzt wähnen, so feierlich still wurde es dem Besucher zumute. Die Erscheinung Stanleys störte die Illusion nicht. Obwohl anfangs der siebziger Jahre des Säkulums noch kein alter Mann, ließen ihn sein völlig gebleichtes Haar und seine auffallend kleine, schmächtige Gestalt älter erscheinen, als er war. Seine klassisch feinen Züge begeisterten die französische Porträtmalerin, Fräulein Jacquemart. Sie hatte Stanley bei seinen

[1]) Sir Edward Cook, „Life of Florence Nightingale", 2 V. 1913.

Freunden Mohl in Paris kennen gelernt und war eigens nach London gekommen, um sein Bild zu malen. Da sie, von Freunden empfohlen, bei uns wohnte, gewann die Vollendung dieses Kunstwerks unser ganz besonderes Interesse. Es gelang der Malerin auch über Erwarten und vertrug, nebst ihrem Porträt von Herrn Thiers, den Vergleich mit den Werken Bonnats. Bald darauf mit einem gelähmten Milliardär verheiratet, entsagte sie sonderbarerweise der Kunst, und wir entsagten ihr, da ohne diese ihre Persönlichkeit nicht viel Anziehendes bot, wogegen Dean Stanley auch den Vorzug besaß, ein Original zu sein. Nach dem Tod seiner Mutter hätte er ohne seine Frau überhaupt nicht zu existieren vermocht. Seine Schrift war unleserlich, die Augen hielt er meist geschlossen, und dazu war seine Zerstreutheit von so schlimmer Art, daß man nicht ohne Grund befürchtet hatte, er werde vergessen, zu seiner eigenen Trauung zu kommen. Naturschönheiten beachtete er gar nicht, aber um historische Denkmäler und Erinnerungen oder berühmte Menschen zu sehen, war ihm kein Weg zu weit, keine Beschwerde zu groß. In dieser Absicht kam er Ende der sechziger Jahre nach München, um den Stiftspropst von Döllinger kennen zu lernen. Dieser war jedoch abwesend bei unseren Eltern auf dem Lande, wohin er folgte, und da auch sie auf einige Tage verreist waren, blieben die beiden Herren allein. Nach der Rückkehr wurde unserer Mutter gemeldet, es sei ein vornehmer englischer Herr zu Besuch gekommen. Auf ihre Frage, ob man ihn empfangen habe, als sei sie selbst dagewesen, wurde der Diener sehr verlegen. Die Herren, bekannte er, hätten, um keine Zeit zu verlieren, das Diner nicht im Speisesaal, sondern im Schlafzimmer des Herrn Stiftspropstes einzunehmen gewünscht! Glücklicherweise bot sich unseren Eltern später Gelegenheit, dem Ehepaar Stanley eine seiner würdigere Gastfreundschaft zu bieten. Der Dean hatte natürlich die Episode von damals vollständig vergessen. Lady Augustas Gesundheit ließ bereits zu wünschen übrig, als er, Carlyles Geschichte der französischen Revolution in der Hand, und ahnungslos über ihren Zustand, sie von Station zu Station den Weg entlang schleppte, den Ludwig XVI. und die Seinen auf der Flucht von Paris nach Varennes zurückgelegt hatten.

Diesem ausgeprägten Sinn für historische Geschehnisse war es zu danken, daß Dean Stanley sowohl der Kathedrale von Canterbury wie der Westminsterabtei wertvolle literarische Denkmäler in Gestalt von Monographien schuf. Der Abtei insbesondere entriß er viele ihrer Geheimnisse und baute ihre Geschichte in den anziehendsten Bildern mit dem Verständnis des Künstlers für das Schöne und mit der Liebe des Patrioten für unsterbliche Erinnerungen auf. Mit ihm die Königsgräber zu besuchen und an den Stätten zu weilen, wo Newton neben Darwin, Herschel unweit von Livingstone, Chatham und Pitt unter den Lenkern des Staates, und, im Poets Corner, Englands Dichter ruhen, solche Stunden gehören zu den Eindrücken, die unvergessen bleiben.

Ihm habe ich es zu danken, daß ich 1874 dem Begräbnis Grotes, des Historikers Griechenlands, beiwohnen durfte. Fünfzehn große Männer, unter denen Herschel, Livingstone, Palmerston und Charles Dickens, hat Stanley in der Abtei zur Ruhe gebettet. An einem Sonntagnachmittag forderte

mich Lady Auguſta auf, dort mit ihr den Gottesdienſt zu beſuchen. Im Chor, wohin ich ihr folgte, vernahm ich, die leider ganz unmuſikaliſch veranlagt, eine Frauenſtimme von ſolcher Schönheit und ſo rührend ergreifendem Klang, daß ich mich ſtaunend nach der Sängerin wandte, einer älteren Dame von ernſten, ſympathiſchen Zügen. Es war Mrs. Goldſchmidt, der Welt und der Kunſt unvergeßlich unter dem Namen Jenny Lind.

In der Deanry traf man ſie häufig wieder. Sie fühlte ſich dort wie zu Hauſe, denn Arthur Stanley hatte ſie 1847, auf der Höhe ihres Ruhmes, kennen gelernt und zu ſeinem Vater, dem Biſchof, nach Norwich gebracht. Der Biſchof ſoll es geweſen ſein, der ſie im Entſchluß beſtärkte, 1849, alſo zur Zeit, da das europäiſche Publikum, vom „Jenny-Lind-Fieber“ ergriffen, ſie unter Lorbeern faſt erſtickte, den Triumphen der Bühne vor vollendetem dreißigſten Jahr auf immer zu entſagen. Jenny Linds der Sangeskunſt ebenbürtiges dramatiſches Talent kam von da an nie mehr zur Geltung. Man hörte ſie nur in Konzertſälen oder Kirchen; die Einnahmen der Tour in den Vereinigten Staaten wurden guten Werken in Schweden zugewendet. Weder von ihr ſelbſt noch von ihrer Künſtlerlaufbahn ſollte mehr die Rede ſein; die Wogen der Vergeſſenheit, ſo meinte ſie, ſollten über ihr armes, kleines Leben zuſammenſchlagen. Dieſe nicht nur fromm, ſondern myſtiſch veranlagte Seele ſah in der Kunſt eine der höchſten Gottesgaben, die es in Seinen Dienſt zu ſtellen ſich zieme. Dean Stanley gab ihr das Zeugnis, ſie vereinige mit der Unſchuld und Einfachheit des Kindes die Güte eines Engels. Der Biograph von Jenny Lind gibt trotzdem zu verſtehen, daß unmittelbar nach dem Tode Lady Auguſtas, nach einer letzten, tieftraurigen Unterredung, die Wege der beiden Jugendfreunde ſich ſchieden. Stanleys vager religiöſer Standpunkt genügte der Frau nicht, der Chriſtus beſeligender und lebendiger Inhalt ihres Glaubens war; die ſich nicht unglücklich fühlte und dennoch den Tod, „ihren häßlichen Freund“, willkommen hieß, weil er vom Anblick alles Elends und alles Unrechts auf der Welt befreit.

Auf ſeine Gattin wandte Dean Stanley Michel Angelos Worte an: „Je mehr der Marmor abnimmt, deſto mehr wächſt die Statue.“ Er überlebte ſie fünf Jahre, aber mit ihr erloſch das Licht, das ihm den Pfad erhellt und die Bürde erleichtert hatte. In ſeiner Kraft gebrochen, ſtarb er 1881. Königin Viktoria gewährte ihren Freunden die letzte Gunſt einer Ruheſtätte zu Weſtminſter, in der Kapelle Heinrichs VII., wo ein von ihr geſtiftetes Glasfenſter die Züge des edlen Paares verewigt.

Den Zurückgebliebenen erſetzte niemand, was es ihnen geweſen, und die von ſeinem Andenken unzertrennlichen Räume des Kloſterhofes ſah ich niemals wieder.

II.

Im Jahr 1871, wie übrigens faſt ſtets in England, abſorbierte die Politik das öffentliche Intereſſe.

Die Liberalen ſtanden am Ruder, mit Gladſtone an der Spitze ſeines erſten, 1868 ins Amt getretenen Miniſteriums. Wo ich ihn zuerſt kennen lernte, iſt mir aus dem Gedächtnis entſchwunden. Es war bald nach meiner

Ankunft in London, und diejenigen, die mir wohlwollten, wünschten vom Eindruck zu hören, den diese erste Begegnung hinterließ. Bei der Unkenntnis, in der ich mich über ihn noch befand, konnte nur von instinktiver Regung die Rede sein. Diese war entschieden ungünstig, und ich beging die Unvorsichtigkeit, es zu sagen. Die Wirkung dieser Worte hatte ich nicht berechnet; man erwiderte mit Recht: wo bessere Einsicht fehle, sei es angezeigt, sich verwegener Urteile über den Staatsmann zu enthalten, der aus den reinsten, vor allem aus religiösen und sittlichen Motiven der Anwalt der Wahrheit, der Gerechtigkeit, des christlichen Ideals in der Politik wie im Leben und Denken sei. Ich ließ es mir gesagt sein. Von Parteigängern und Bewunderern Gladstones umgeben, folgte ich ihnen in der Wertung des Mannes, der von da an allen Grund gehabt hätte, mich zu seinen Anhängern zu zählen; denn Jahre lang wiegte ich mich im guten Glauben, zu ihm bekehrt zu sein. Der Umgang mit ihm erleichterte die Aufgabe. Er konnte verführerisch liebenswürdig sein; auch das, was die Franzosen bon enfant nennen, fehlte nicht; anregend im höchsten Grade, von Ideen und Interessen übersprudelnd, gab es keinen besseren Gesellschafter, wenn das Milieu ihm sympathisch war.

1871 zählte der 1809 geborene Premier einundsechzig Jahre. Seine eiserne Konstitution und steten Kraftübungen, wie das Fällen von Bäumen, erhielten ihn jung. Aufrecht von Gestalt, elastischen Ganges und flammenden Auges, war seine einst von schwarzen Locken umrahmte Stirn jetzt etwas kahl und das Haar ergraut. Seine mächtigen Züge trugen die Spuren bestandener Aufregungen und ungeheurer Arbeitsleistung; um den festgeschlossenen Mund spielten, rasch im Ausdruck wechselnd, enigmatische Furchen, die verhaltene Leidenschaft verrieten. Meist unzertrennlich von ihm erschien seine Gemahlin, die noch im Alter an die Schönheit ihrer Jugend erinnerte. Wer sie kannte, mußte sie liebgewinnen, denn sie war die Güte und harmlose Unbefangenheit selbst. Daß sie den Gatten liebte, wäre eine ungenügende Bezeichnung ihrer Beziehungen zu ihm; sie vergötterte ihn. Und in bezug darauf zirkulierten die komischsten Anekdoten. „Ach," sagte einst eine arme Alte, die zu Besuch des Parks und in Gladstones Schloß Hawarden gekommen war, „ach, es ist einer über uns, der es schon recht machen wird." Mit einem beglückten, ihr eigentümlichen Lächeln erwiderte Mrs. Gladstone: „O ja, er ist eben da droben und wäscht sich die Hände." Ihre Zerstreutheit und wunderlichen Gewohnheiten erregten Heiterkeit, keine Kritik. Man freute sich, wenn sie unerwartet erschien, um Briefe zu schreiben oder eine Tasse Tee in Ruhe zu trinken, die sie zu Hause nicht fand. Wenn am Frühstückstisch die Butter fehlte, holte sie dieselbe bei befreundeten Nachbarn. Bei offizieller Gelegenheit steckte sie eines Tages einen Buchstaben ihrer Einladungsliste ins Sofa und vergaß ihn dort, worauf wichtige Persönlichkeiten an jenem Abend durch Abwesenheit glänzten. Jedes gute Werk konnte man ihr zutrauen, doch überraschte es wohl alle, die sie kannten, als Gladstones Biograph die an sie gerichteten Briefe veröffentlichte, in denen der Staatsmann während Jahrzehnten die wichtigsten, oft die intimsten politischen Angelegenheiten seiner Frau mitteilte und anvertraute.

Sein Name, der schwerer wog als politische Programme, behauptet eine so hervorragende Stelle in der Zeitgeschichte, daß des Zeugnisses der Mitlebenden gedacht werden muß, wenn die Konflikte, in die so viele von ihnen mit ihm und wegen seiner gerieten, schon der nächsten Generation noch verständlich sein sollen.

Die erste Episode, deren man sich in bezug auf seine parlamentarische Laufbahn erinnerte, betraf seinen Vater. Dieser, ein reicher Kaufherr, der auch ein vortrefflicher und weitsichtiger Mann gewesen zu sein scheint, verdankte einen großen Teil seines Vermögens dem Besitz von Plantagen in Westindien und folglich der Sklavenarbeit. William Ewart Gladstone, ein jüngerer Sohn, wurde nach glänzend zurückgelegten Studien bereits 1832 ins Parlament gewählt, wo er der äußersten Rechten der Tories angehörte. Seine Jungfernrede galt der Verteidigung seines Vaters, den die Abolitionisten mit dem Vorwurf, er sei ein Sklavenmörder, brandmarkten. Der Sohn leugnete die vorhandenen Übel nicht, erklärte sich auch zugunsten der Abschaffung der Sklaverei, zugleich aber gegen eine plötzliche und bedingungslose Freigebung der Sklaven, die ihren Zustand nur verschlimmern könne. Sechs Jahre später, nach Einführung des Lehrlingssystems für die Neger, vertrat der junge Gladstone die Interessen der Pflanzer, verteidigte abermals ihre Haltung und empfahl einen langsamen Gang der Gesetzgebung zugunsten völliger Emanzipation der schwarzen Rasse. Gleichzeitig, 1838, veröffentlichte er die Schrift, die das Manifest seines religiösen Standpunktes und die Forderung an den Staat enthielt, seine eigene, für die wahre erkannte Religion gegen alle Ansprüche von Dissidenten aufrecht zu erhalten. Dreißig Jahre später bekannte Gladstone, sein Buch sei der Schwanengesang eines absterbenden Systems gewesen, für das niemand mehr eintrat.

Seine religiösen Überzeugungen wechselten nicht, sie beherrschten nach wie vor sein ganzes Leben. Eine sittlich-religiöse Aufgabe zu lösen, blieb das Ziel, nach dem er strebte.

Er hielt sich persönlich verpflichtet, von seiner ersten amtlichen Stellung eines Mitgliedes des Kabinetts und Präsidenten des Handelsamts zurückzutreten, nachdem sein Chef, Sir Robert Peel, dem katholischen Seminar zu Maynooth in Irland, 1845, Staatszuschüsse bewilligt hatte. Der Schritt war ehrlich gemeint, verwickelte aber seinen Urheber in Sophismen. Gladstones Glaube an die Befähigung des Staates, die Orthodoxie zu schützen, war dahin; er fand es unter den veränderten Umständen geboten, als Mitglied des Unterhauses die Gelder für Maynooth zu bewilligen, die er in amtlicher Eigenschaft verweigert hatte. Cobden hörte die Rede, in der Gladstone dieses Verhalten verständlich zu machen suchte. „Welch bewunderungswürdiges Talent," sagte er zu seinem Nachbar; „seit einer Stunde lausche ich mit Vergnügen dem Redner; aber warum er die Regierung verließ, weiß ich noch ebensowenig, wie da er zu reden begann."

Vor Ende des Jahres war Gladstone Sekretär für die Kolonien und folglich wieder im Ministerium, mit dessen Haupt er sich zum Freihandel bekehrte. Seine ungeheure rhetorische Begabung, eine ihr ebenbürtige Arbeitskraft und genaue Kenntnis des geschäftlichen Details verliehen ihm die Macht

im Unterhaus, die ihn zur Führerschaft prädestinierte und, von seinem zweiunddreißigsten Jahre an, den Regierungen seiner Partei unentbehrlich machte.

Auch nach dem Sturz Peels und Sprengung der Peeliten blieb Gladstone Tory. Niemand konnte noch seine Fahnenflucht zu den Liberalen ahnen. Und dennoch brach sich bereits ein dunkles Vorgefühl der mit solcher Rednergabe verbundenen Gefahren Bahn. Sein Biograph, Mr. John Morley, später Lord Morley, sieht in ihm „den Diktator", „den größten Bürger seiner Zeit". Durch die Abwesenheit jeder religiösen Überzeugung von ihm getrennt, erst spät durch ein gemeinsames politisches Bekenntnis mit ihm verbunden, sucht Morley die Gegensätze durch schrankenlose Bewunderung zu überbrücken. Dennoch schreibt dieser unverdächtige Zeuge, von der in Gladstones Jugend erstandenen Oxforder Bewegung kirchlicher Reform sprechend: „Es hieße bei der menschlichen Natur an Wunder glauben, wollte man nicht zugeben, daß dieses schauerliche Gewebe von Reservationen und Argumentationen . . . nicht die subtile Tendenz zeitigen sollte, mit den Worten zu spielen, ihrem natürlichen Sinn einen künstlich gedeuteten gleichzusetzen, eine Bereitwilligkeit, mit der logischen einfachen Tragweite des Ausdrucks sich zufriedenzugeben, ohne Rücksicht darauf, daß Hörer und Leser demselben Ausdruck eine davon sehr verschiedene Deutung geben würden. Den Schwierigkeiten ihrer Lage nach all diesen Richtungen hin ist es zuzuschreiben, wenn Newman und seine Bundesgenossen keine mustergültige Schule begründeten. Ihr Beispiel ist, mit Recht oder Unrecht, für etwas haftbar gemacht worden, was unter dem schlimmen Namen Sophistik in Gladstone selbst, seinen Reden, seinen Schriften, ja selbst seinen öffentlichen Handlungen verdächtig und unsympathisch erschien" [1]).

Die Schuld, die hier auf die Theologen abgewälzt ist, erschien anderen einfacher. Lord Lansdowne sagte 1855 zu Senior, der es notierte, Gladstones Fähigkeiten glichen einem Heer ohne Führer [2]). Mit vielen teilten er und Lord Aberdeen die Ansicht, Gladstone besitze keine Menschenkenntnis. Sein Freund, der vortreffliche Church, Dekan der Pauskirche, war derselben Meinung, nannte ihn gut und edel, aber mehr gehaßt wie geliebt [3]); nicht nur die Whigs, auch die Tories mißtrauten ihm. Lord Palmerston hielt ihn für einen gefährlichen Menschen: solange er (von 1847 bis 1865) Oxford repräsentiere, sei er zum Teil gebändigt; schicke man ihn anderswo hin, so werde er durchgehen [4]). Im Koalitionsministerium Aberdeen-Palmerston war es jedoch, daß Gladstone 1853 und wieder 1859 unter Palmerston, 1864 unter Russell Schatzkanzler wurde, und damit begann die Ära seiner Triumphe. Welcher Finanzminister der von Schulden überlasteten Gegenwart könnte ohne Neid auf Gladstones Verwaltung zurückblicken, der es gelang, während des Krimkrieges die Theorie aufrechtzuerhalten, daß die Kosten eines Krieges nach Möglichkeit durch Steuern aufgebracht und künftige Generationen nicht belastet werden sollten, ein Meisterstück der Finanzwirtschaft, das nur dem

[1]) John Morley, „The Life of William Ewart Gladstone", I, Introduction, p. 1, 3, 164, 210—211. [2]) Mrs. Simpson, „Many Memories", p. 226.

[3]) Church, „Letters", p. 171. [4]) „Life of Lord Shaftesbury", III, p. 171, 188.

Manne gelingen konnte, der die strengste Durchführung der Sparsamkeit im Staatshaushalt zum ersten Gesetz seiner zehnjährigen Verwaltung unter drei Ministerien aufstellte. Die Rekonstruierung der Einkommensteuer allein kostete eine solche Arbeit, daß er sie nur deswegen nicht herkulisch nennen wollte, weil Herkules nicht imstande gewesen wäre, sie zu leisten! Den Handelsvertrag mit Frankreich verteidigte er in einer jener vierstündigen Reden, an die er das Unterhaus gewöhnte.

Damit hing es zusammen, daß Gladstone kriegerische Verwicklungen vermeiden wollte. Er mißtraute der verwegenen auswärtigen Politik Palmerstons, hielt den Krimkrieg für notwendig, um das europäische Recht gegen Rußland in Schutz zu nehmen, wollte aber vor dem Fall Sebastopols Frieden schließen, stand trotz des Staatsstreiches zu Napoleon und befürwortete die französische Allianz. Ein Aufenthalt in Neapel und der Besuch der dortigen Gefängnisse veranlaßte ihn 1850 zu den Briefen an Lord Aberdeen, die den berühmten Satz enthielten, das Regierungssystem der Bourbons sei die Verneinung Gottes. Unerachtet einer Begegnung mit Manzoni, trotz des Verkehrs mit italienischen Flüchtlingen in London, der Liebe zu Italien und dem Kultus seiner Dichter, dämmerte keine Ahnung von den nationalen Einheitsbestrebungen Italiens in ihm auf. Erst im Frühjahr 1859, nach einer Begegnung mit Cavour zu Turin, schrieb er, „I back Cavour".

Seine schroffe Parteinahme für die Südstaaten der amerikanischen Union während des Sezessionskrieges hat er später, nicht ohne Übertreibung, einen unglaublichen Irrtum und verhängisvollen Fehler genannt und auf den Umstand zurückgeführt, daß in seiner geistigen Veranlagung die Unfähigkeit gelegen habe, eine Sache nach allen Seiten hin zu erwägen[1]). Er glaubte sie überwunden; seine auswärtige Politik sollte leider das Gegenteil erweisen. Die große Wandlung in seiner inneren Politik erfolgte 1865.

Man hatte es hingenommen, daß Gladstone, der mit Behauptung des Vorranges der Kirche über den Staat begonnen, den Standpunkt unhaltbar fand und zur Toleranz aller Bekenntnisse überging. Mit Sir Robert Peel war er vom Protektionisten Freihändler geworden. Burke und Canning, seine Lehrmeister, schrieb er 1865, hätten mit so vielen anderen auch ihn irregeführt und vor Reformplänen geschreckt. Als Reform 1864 wieder in den Vordergrund trat und die Ausdehnnng des Wahlrechts gefordert wurde, war Lord Palmerston Premier.

Sein Schatzkanzler ließ sich zur Äußerung hinreißen, jeder normale, politisch unbescholtene Mann habe das moralische Recht, zu wählen. Die Einschränkungen, die er folgen ließ, verfehlten ihre Wirkung; er predige, so hieß es, das göttliche Recht der Massen. Whigs und Tories waren empört, die Radikalen jubelten, Lord Palmerston verlangte und erhielt Konzessionen, die am Wesen der Erklärung nichts änderten.

Im darauffolgenden Jahre starb Palmerston; Oxford entzog Gladstone sein Mandat; Palmerstons Nachfolger, Lord Russell, legte die Führung des Unterhauses in Gladstones Hände, der gegen die Majorität des Hauses für

[1]) John Morley, „The Life of William Ewart Gladstone", II, p. 81—83.

eine gemäßigte Reformbill eintrat. Nach jahrelangen Schwankungen war der Tory zu den Liberalen übergegangen, „ein Ausgewiesener" aus der Schar seiner Genossen, den kein Gewaltakt, sondern nur langsam gereifte Überzeugung ins andere Lager geführt habe. Auf dieser Seite stehe die Zeit: gegen die Zukunft könne man nicht ankämpfen[1]). Er verglich die Lage und sich selbst mit dem von Dido aus dem Schiffbruch geretteten Äneas. Die Bill wurde abgelehnt, das Ministerium Russell fiel, und an seine Stelle traten die Tories mit Derby und Disraeli. Wer heute auf diese Kämpfe zurückblickt, wird sich kaum der Einsicht verschließen, daß ein Personenname, der Name von Disraeli, eine, wenn nicht die stärkste der Triebfedern war, die Gladstones Handeln bestimmte. Bereits 1852, im Redeturnier mit dem Rivalen, betonte er, daß moralische Überlegenheit es sei, die ihn von Disraeli trenne. Er unterschätzte ihn nicht; er bewunderte seine glänzenden Gaben, seinen politischen Mut, seine außerordentliche Beredsamkeit; er zuckte unter den Streichen von Disraelis Humor, dem er, der keinen hatte, preisgegeben war. „Gott weiß, daß ich ihn nicht verletzen will," schrieb er seiner Frau, „ich anerkenne seine Talente und möchte nur beten, daß er sie recht anwende." Aber er hielt ihn für den Verführer seiner Partei; Disraelis unwillkommene Gegenwart, sagt Morley gerade heraus, hinderte den definitiven Anschluß Gladstones an die Konservativen[2]).

Freunde sagten ihm, unter Disraeli zu dienen, würde demütigend und entehrend für ihn sein. Er glaubte das nur zu willig; für diese beiden war kein Platz auf denselben Bänken. Die Antipathie gegen Disraeli steigerte sich 1867 zu moralischer Empörung. Was damals geschah, lebt in aller Gedächtnis. Disraeli nahm den Gegnern, deren Reformbill er verworfen hatte, den Wind aus den Segeln. Die Reformbill der Liberalen vermehrte die Zahl der Wähler um 400000; Disraelis Reformbill steigerte sie auf eine Million.

Einen politischen Verrat ohne Beispiel in den parlamentarischen Annalen nannte das Gladstone; sein Gegner wurde jetzt die Inkarnation des Bösen, ein Machiavelli, und 1868 auch Premier. Seine Regierung währte kein Jahr. Am 1. Dezember 1868 trat Gladstones erstes Ministerium ins Amt; „der Allmächtige scheint mich zu stärken und für eines seiner Werke vorzubehalten, so unwürdig ich mich auch weiß. Seinem Namen sei die Ehre." Die Regierung durch die Liberalen wurde zur göttlichen Mission. Das Werk war Irland.

Schon 1868 hatte Gladstone die Entstaatlichung der anglikanischen Kirche in Irland beantragt. Er setzte die Maßregel 1869 mit Aufgebot aller seiner Kräfte durch, und 1870 folgte die erste irische Landbill.

Die Unantastbarkeit des Besitzes konnte man unter Gladstones Regierung sicher geborgen glauben. Unter den schwierigsten Verhältnissen hatte er ein Familiengut seiner Frau mit großen persönlichen Geldopfern gerettet, „weil es ihm allgemein gültige Pflicht erschien, den am Land ansässigen Familien

[1]) Gladstone, 27. April 1866. [2]) John Morley, a. a. O., I, S. 553, 555, 581, 586.

ihren Besitz zu erhalten: „I regard it as a high duty to labour for the conservation of estates [1]).“

Nun gaben die verhältnismäßig Wenigen, die in sachkundiger Weise mit Irland sich beschäftigten, schon damals sich Rechnung davon, daß die Agrarfrage nur durch Schaffung bäuerlichen Besitzes befriedigend und dauernd gelöst werden konnte; die ungeheure Schwierigkeit lag in der Wahl der Mittel. Nach annähernd ähnlichen Vorgängen in anderen Ländern, zunächst in deutschen Staaten, mußte auch der britische Staat finanziell eingreifen und die Übertragung, richtiger gesagt, die Enteignung der Gutsherren auf dem Wege gerechter Entschädigungen anbahnen. In diesem Sinne schlug John Bright bereits damals den Ankauf von Ländereien durch Staatshilfe vor. Gladstone hielt diesen und ähnliche Vorschläge für undurchführbar. Seine erste Landbill bestimmte, daß jeder Pächter, der ohne eigene Schuld ausgewiesen wurde, für den Verlust und für die von ihm bestrittenen Auslagen oder durchgeführten Verbesserungen nach bestimmten Normen entschädigt werden mußte.

„Was so einfach scheint und so notwendig war,“ sagt Gladstones Biograph, „bezeichnete tatsächlich eine gewaltige Revolution. Es übertrug einen Teil des absoluten Besitzrechtes vom Landlord auf den Pächter.“ — Eine der weittragendsten Veränderungen des 19. Jahrhunderts sei die irische Landbill in ihren Folgen gewesen, sagt auch der so gerecht und billig denkende Historiker Irlands, Mr. Hartpole Lecky, der die Folgen voraussah. Disraeli sprach bereits von Konfiskation. Während die beiden parlamentarischen Führer sich mit steigender Bitterkeit befehdeten, hatte Europa andere Sorgen.

Der Krieg von 1870 brach aus; Gladstone, das wußte man, war antideutsch gesinnt. In den schleswig-holsteinischen Angelegenheiten hatte ihn die Haltung der deutschen Mächte empört, im Gegensatz zur Königin, die an ihren deutschen Sympathien festhielt. Vielleicht war es damals, daß sie die bekannte Äußerung tat, Gladstone spreche in einem Ton zu ihr, als ob er eine Volksversammlung vor sich habe; er predige sie an. Gladstones Briefe lassen keinen Zweifel darüber, daß er sich in hoher Gunst bei ihr glaubte. Jetzt war er Premier und auch für die auswärtige Politik mit verantwortlich. Im Frühjahr 1870 besprach er mit dem Staatssekretär des Äußeren, Lord Clarendon, die Möglichkeit, in Berlin eine von Kaiser Napoleon angeregte proportionale Entwaffnung in Vorschlag zu bringen. Clarendons Vorschlag wurde von Bismarck höflich, aber mit dem Bemerken abgelehnt, es sei der eines kühlen Freundes [2]). Clarendon starb im Juni. Ihm folgte Lord Granville, dessen Debut nicht gerade glücklich zu nennen war. Vom ersten Beamten seines Ministeriums übernahm er die Versicherung, niemals in seiner langen Erfahrung sei die politische Lage ruhiger gewesen. Lord Granville wiederholte diese Worte am 6. Juli im Oberhaus; er hielt Preußen für unvorbereitet; am selben Abend erklärte der Herzog von Gramont unter dem

[1]) Gladstone an seinen Vater, 1847.

[2]) Lord Newton, „Lord Lyons. A record of British Diplomaty“ 1913.

tobenden Beifall der französischen Volksvertretung, Frankreich werde keinen Hohenzollern auf dem Throne Karls V. dulden.

Wer Lord Granville kannte und nicht überschätzte, begrüßte es dennoch, daß ihm die Leitung der auswärtigen Politik anvertraut war, die ohne seinen mäßigenden Einfluß zu entgleisen drohte.

Wenn nicht die Gaben des großen Staatsmannes, besaß er die weltgewandte Klugheit, ohne die Männer in seiner Stellung scheitern. Und auch das gereichte ihm zum Vorteil, daß er aus einem Herrengeschlecht kam.

Obwohl durch seine Großmutter aus dem Hause Cavendish der Enkel jener berühmten Schönheit, Georgiana, Herzogin von Devonshire, deren Porträts die Meisterwerke der Kunst des 18. Jahrhunderts geblieben sind, pflegte er darüber zu scherzen, daß in seiner Generation die Gesetze der Heredität versagt hätten. Immerhin verriet seine sympathische Erscheinung den vornehmen Mann. Lockiges Haar umrahmte die intelligente Stirn, und auf den breiten Zügen lag ein gewinnender Ausdruck von Gutmütigkeit. Zu Eton und Oxford genügend auf seine künftige Laufbahn vorbereitet, gehörte er zu denjenigen, die sich nicht aus Büchern, sondern im praktischen Leben schulen. Alle Vorzüge der Stellung und Geburt erleichterten ihm zu London und zu Paris, wo sein Vater von 1824—1841 Botschafter war, den Weg in die politische und diplomatische Welt. Er durfte noch als Jüngling mit Wellington und Talleyrand, mit den Staatsmännern des Julikönigtums und den großen Führern der englischen Whigs verkehren. Nicht nur seinen Familienbeziehungen, sondern natürlicher Rednergabe verdankte er seinen frühen Eintritt ins Unterhaus. Nach seines Vaters Tod nahm er 1846 seinen Sitz im Oberhaus ein, und von da an fehlte sein Name nicht mehr in den ministeriellen Kombinationen seiner Partei, jedesmal wo diese zur Leitung der Geschäfte berufen wurde.

Lord Granville war der vorbestimmte Mann, wo immer es sich um Kompromisse in der inneren, um versöhnliche Haltung in der auswärtigen Politik handelte. Bereits 1851 zum Nachfolger Lord Palmerstons an die Spitze des Auswärtigen Amtes berufen, gab er Proben des Talentes, aufgeregte Wogen zu glätten, indem er Verständigung mit dem Präsidenten der französischen Republik, trotz des Staatsstreichs vom 2. Dezember, empfahl. Diese kurze Tätigkeit Granvilles kam bereits im Februar 1852, mit dem Sturz des Ministeriums Russell, zu Ende. Von da an bis 1868 übernahm er, je nach den Erfordernissen der Lage, verschiedene andere Stellungen in liberalen Kabinetten und wußte sich der Politik seiner Partei anzubequemen. Den Krimkrieg hielt er für einen Fehler, verteidigte jedoch die Urheber desselben aufs nachdrücklichste im Oberhaus. Mit der Witwe Sir Richard Actons, einziger Tochter des Herzogs Dalberg, einer geistreichen, in der europäischen Gesellschaft bekannten und beliebten Dame, verheiratet, wurde er, nach dem Friedensschluß mit Rußland, Vertreter seines Landes bei der Krönung Alexanders II. zu Moskau. Ein Versuch des Zaren, Lord und Lady Granville besonders auszuzeichnen, dem Botschafter Englands jedoch sein Mißfallen über die Haltung seines Landes fühlen zu lassen, wurde so

energisch zurückgewiesen, daß Entschuldigungen erfolgten. Dem selbstbewußten Aristokraten fiel es nicht bei, sich vom russischen Autokraten, von dem er nicht hoch dachte, einschüchtern zu lassen. Nach England zurückgekehrt, wurde er der Vertraute der Königin, wenn diese ihre Prärogative durch das herrische Auftreten Lord Palmerstons bedroht glaubte, oder, wie 1859 in Italien, 1864 im dänischen Krieg, eines verlässigen Bundesgenossen zur Aufrechterhaltung des von ihren Ministern bedrohten Friedens bedurfte. Diese Minister selbst flüchteten zu Lord Granville, wenn, infolge von Meinungsverschiedenheiten unter ihnen, die liberale Partei auseinanderzufallen drohte. Von seinem Biographen ist seine Rolle wiederholt als die des ehrlichen Maklers in solchen Vermittlungen bezeichnet worden[1]). Er besaß, wie Franzosen es ausdrückten, „persönlichen Zauber und Überlieferungen", eine stets wachsende Popularität und dazu einen unvertilgbaren Optimismus. In den Schreckenstagen des indischen Aufstands schrieb er dem Generalgouverneur seiner Wahl, seinem Freund Lord Canning, er selbst sei „furiously sanguine". Das entsprach dem Temperament des weltkundigen Lebemanns, der sich peinliche oder unangenehme Dinge möglichst fernhielt und, bei aller Fähigkeit für den Ernst der Geschäfte, den Wert des Sports, der Geselligkeit, vor allem der guten Diners, nicht unterschätzte. Für letztere pflegte er zuweilen dem Kollegen Gladstone seinen Küchenchef zu leihen und mußte bei einer solchen Gelegenheit vernehmen, das Diner sei nie schlechter gewesen! Sein Gedächtnis, pflegte er zu sagen, habe ihn in bezug auf ganze Episoden seines Lebens im Stich gelassen, niemals aber dann, wenn es sich um Wiedergabe guter Anekdoten gehandelt habe.

Die Anekdote nimmt denn auch in seinen Reden und Aufzeichnungen eine so hervorragende Rolle ein, daß es nicht zum wenigsten durch glückliche Anwendung derselben mehr als einmal gelang, der Bitterkeit ermüdender Debatten zu seinen Gunsten die Spitze abzubrechen.

Hatte Lord Granville Überzeugungen? Die Frage ist wiederholt gestellt und verschiedentlich beantwortet worden. Er hatte jedenfalls sehr bestimmte Ansichten und noch wärmere Sympathien. Seine politische Laufbahn begann mit dem Bekenntnis zur Theorie des Freihandels. Er hielt sie so unverbrüchlich fest, daß es ihm peinlich fiel, Handelsverträge zu unterzeichnen. Ob aus Gleichgültigkeit oder aus anderen Motiven, vertrat er religiöse Toleranz im weitesten Sinn. Während er Unterrichtsminister war, geriet er deswegen in Konflikt mit Gladstone, der auf Erteilung des religiösen Unterrichts bestand, während Granville der Ansicht war, daß Kindern das Verständnis dafür fehle.

Überhaupt verriet er bis in die sechziger Jahre nur geringe persönliche Neigung für Gladstone: Die Leute hielten ihn (Gladstone) für verrückt, schrieb er 1857 an Canning; das sei natürlich falsch, doch befinde er sich allerdings in einem ungewöhnlichen Zustand der Aufregung. Er fand ihn

[1]) Lord Edmond Fitzmaurice, „The Life of Granville George Leveson Gower, second Earl Granville, Vol. I, p. 380, 496. S. auch S. 254.

taktlos und augenscheinlich unbequem[1]). Wogegen Lord Granville das politische Ideal seines Hauses, das liberale Dogma der Whigs, bereits 1859 durch die Erklärung verschärfte, er sei „eher ein Radikaler", die konservative Opposition in Parlament und Land werde dafür Sorge tragen, daß die Radikalen nicht weitergingen, als er es wünsche[2]). Nach 1867 versuchte er Verständigung mit Mr. Lowe, dem Mitglied des Kabinetts, der, bei Auftauchen der Frage parlamentarischer Reform, am allerentschiedensten gegen Ausdehnung des Wahlrechts protestierte. Es gelang Lord Granville nicht, ihn gefügiger zu stimmen. Lowe trat noch vor dem Fall des Ministeriums Russell zurück, und Disraelis Stunde schlug.

Dieser hielt es für möglich, den Eintritt Granvilles in sein Kabinett zu erreichen. Die Beziehungen zwischen beiden Staatsmännern waren stets die freundlichsten gewesen, aber den Vorschlag zum Übertritt in Disraelis Lager lehnte Granville dennoch ab und trat von da an endgültig zu Gladstones Gefolgschaft über. Ihm stellte er seine Gewandtheit, Geschäfts- und Menschenkenntnis zur Verfügung und blieb bis ans Ende in Abhängigkeit von der ungleich stärkeren, unberechenbaren Individualität, mit der er, seiner inneren Veranlagung nach, nur wenig gemein hatte.

Daß auf seinem eigensten Feld der auswärtigen Angelegenheiten Schwierigkeiten zwischen ihm und Gladstone sich ergeben mußten, konnte ihm nicht zweifelhaft sein. „Einen verhängnisvollen Irrtum" hatte Granville 1859 den Versuch seines Führers genannt, sich in die italienischen Angelegenheiten einzumischen[3]). Das ging harmlos genug vorüber, und es siegte das Prinzip der Nichtintervention.

Es entsprach der Richtung des Kabinetts, das sich darin in Übereinstimmung mit der öffentlichen Meinung befand, wenn Lord Granville die Vermittlerrolle zur Aufrechthaltung des Friedens versuchte. Bereits am 14. Juli erhielt er durch den Botschafter in Paris, Lord Lyons, die erste Kunde von den Vorgängen in Ems. Bismarck lehnte jede Vermittlung ab und ließ durch den britischen Botschafter in Berlin erklären, es liege in Englands Macht, den Krieg zu verhindern, indem es Frankreich verbieten könne, ihn zu machen[4]).

Aber England blieb neutral, und nicht nur Gladstones, auch Lord Granvilles Haltung galt in Berlin für franzosenfreundlich: letzterer, schrieb die Kronprinzessin ihrer Mutter, der Königin Viktoria, sei dort mehr verhaßt wie Benedetti. An Lord Granville mochte Bismarck denken, wenn er vor Engländern warnte, die zu gut französisch sprächen. Obwohl persönlich Orleanist, empfahl er nach der Septemberrevolution in Paris Anerkennung der Republik, weil er diese für die in Frankreich einzig mögliche Staatsform hielt.

Bei Ausbruch des Krieges hatte auch Gladstone das Vorgehen der Franzosen „sträflich bis zum Wahnsinn" gefunden. Nach den Siegen der deutschen Waffen änderte sich sein Verhalten. Der schwerste Kampf, den er

[1]) Lord Edmond Fitzmaurice, a. a. O., I, S. 246, 278, 386, 422.
[2]) Ebenda, I, S. 320. [3]) Ebenda, I, S. 355.
[4]) Ebenda, II, S. 37: Lord Loftus to Lord Granville, July 18, 1870.

gegen ihn zu bestehen gehabt, sagt Granville, sei der gewesen, Gladstone und seinen Kollegen Goshen an einem ebenso nutzlosen wie gefährlichen diplomatischen Protest gegen die Annexion französischen Gebietes durch die deutschen Sieger zu verhindern. Ein Plebiszit, so meinten sie, solle über die Zukunft von Elsaß-Lothringen entscheiden. Vor den kompromittierendsten deutschfeindlichen Äußerungen, in denen Gladstone sich gefiel, mußte eindringlich gewarnt werden. Gegen Bright äußerte er die eigentümliche Ansicht, wenn die Belgier aus eigener Initiative den Anschluß an Frankreich oder an irgendeine andere Macht verlangten, so werde er, Gladstone, wenigstens sie nicht durch Waffengewalt daran verhindern wollen. Es ist nicht ersichtlich, ob es ihm zum Bewußtsein kam, daß damit der Angelpunkt der kontinentalen Politik, die England seit Jahrhunderten festhielt, preisgegeben war. Er rechnete auf Unterstützung durch die neutralen Mächte, vor allem Rußlands, das ihm eine bittere Enttäuschung bereitete. Fürst Gortschakow fand den Augenblick günstig, um eigenmächtig den allerdings unhaltbaren Artikel des Pariser Vertrags von 1856, der es sowohl Rußland wie der Türkei untersagte, Kriegsschiffe im Schwarzen Meer zu haben, für aufgehoben zu erklären.

Was darauf folgte, geschah durch die Initiative eines ebenso klugen wie tapferen Mannes, Mr. Odo Russell, der weder für eratische diplomatische Irrfahrten noch für systematische Verdächtigung Deutschlands zu haben war.

Mit dem Namen Russell sind für meinen Mann und mich die Erinnerungen an unsere besten Freunde und unsere angenehmsten gesellschaftlichen Beziehungen verbunden.

Der Familie Gladstone, die, mit Ausnahme intimer Freunde, nur bei offiziellen Gelegenheiten empfing, begegnete man häufig, aber in den Häusern anderer. Lord Granville hatte einige Jahre nach dem Tode seiner ersten Gattin eine junge Dame aus schottischem Geschlecht in zweiter Ehe heimgeführt, die von so hervorragender Schönheit war, daß von ihr wie von Philippine Welser gesagt worden ist, man habe den Rotwein unter ihrer blendend weißen durchsichtigen Haut fließen sehen. Sie schenkte ihm mehrere Kinder, und sie lebten häufig und am liebsten in Walmer Castle, der Residenz des Lords der cinque Ports, einer Lord Granville verliehenen Würde. So beschränkte sich auch der Verkehr mit ihnen, für uns wenigstens, auf seltene Gelegenheiten.

III.

Ein übellauniger Volksvertreter erhob einst gegen Lord Granville den Vorwurf, was er sei und an Ämtern und Würden erreicht habe, verdanke er seinen vielen verwandtschaftlichen Beziehungen zu den Herzogsgeschlechtern der Howard, Cavendish usw. Nicht im geringsten gereizt, entgegnete der also Beschuldigte, es bestehe gar keine Aussicht auf Verminderung des Übels, denn in dieser Verwandtschaft pflegten alle Töchter zu heiraten, statt alte Jungfern zu werden, und so gewinne er beständig nützliche Vettern und Neffen.

Das Haus Russell, dessen Haupt der Herzog von Bedford, scheint dagegen seinen Stolz in die Tatsache zu setzen, daß es sich selbst genügt. Es

blickt auf eine Reihe berühmter Staatsmänner und Patrioten, auch einiger Staatsverräter zurück, deren Ende auf dem Schafott den Stammbaum nicht verunziert. Der letzte große Träger der liberalen Überlieferungen des Hauses, der kleine Lord John, später Earl Russell und wiederholt Minister der Königin, war ein Whig der vorgeschrittensten Richtung, der seine Popularität dem Anteil an Durchführung der großen Reformbill von 1832 verdankte. Seitdem unermüdlich tätig, mit Lord Palmerston abwechselnd verfeindet und verbündet, teilt er sich mit ihm in den Haß aller europäischen Reaktionäre für eine Politik, die für alle Aufstände und Revolutionen, für das Schicksal Polens und die Begründung der italienischen Einheit haftbar gemacht wurde.

„Ist es richtig, Lord John," fragte einst die Königin, „daß Sie die Erhebung gegen den Monarchen unter gewissen Umständen für gerechtfertigt halten?" — „Allerdings," entgegnete der Gefragte, „kann ich, zu einer Herrscherin aus dem Hause Hannover sprechend, nur sagen, daß ich vermute, so sei es."

Die staatsmännische Laufbahn Lord John Russells war bereits abgeschlossen, als die Freundschaft meines Mannes zur jüngeren Generation des Hauses auch mir zugute kommen sollte. Diese Generation war durch drei Neffen des Ministers vertreten, deren Mutter, Lady William Russell, 1871 noch lebte. Ihre Erinnerungen führten weit zurück. Der Vater, ein gefangener, auf Ehrenwort freigegebener englischer Offizier, Oberst Rawdon, Bruder des Marquis of Hastings, lebte zu Anfang des Jahrhunderts in Dresden. Bei dem dortigen britischen Gesandten Elliot fand 1800 ein Abendfest statt, zu Ehren Nelsons, der, aus Neapel kommend, mit Lady Hamilton seinen Weg über Deutschland nach England eingeschlagen hatte. Nach dem Diner tanzte Lady Hamilton ihren berühmten Schaltanz, wozu sie eines Kindes bedurfte. Das kleine Mädchen war Miß Rawdon, die sich 1812 mit ihrem Vater in Wien befand. Dort lernte sie Frau von Staël kennen, die, aus der Schweiz kommend, über Österreich, Rußland und Schweden vor Napoleons Verfolgungen nach England flüchtete.

Mit ihrem zweiten Sohn, einem jungen Offizier in schwedischen Diensten, und Miß Rawdon wurde eine Verbindung geplant. Zu dieser kam es nicht; der leichtsinnige Jüngling fiel bald darauf im Duell mit einem Kosaken, dessen Säbelhieb ihn buchstäblich entzwei spaltete. Miß Rawdon wurde die Gemahlin des Generals und Diplomaten Lord George William Russell, lernte ganz Europa kennen und war in ganz Europa bekannt. Lord Byron feiert ihre Schönheit in „Beppo", Disraeli pries sie später die glücklichste Mutter in England, weil sie die drei vortrefflichsten Söhne besitze. Sie verzichtete für sie auf die englische Schulbildung, erzog sie zu Hause und gab ihnen das Beispiel einer Kultur, die nicht nur das Griechische, sondern Hebräisch mit einbegriff. Dazu war sie sehr originell. In ihren alten Tagen zu Rom durch einen Wagenunfall gelähmt, brachte man sie über Marseille nach England. Bei der Landung auf französischem Gebiet glaubte man sie besinnungslos und vernahm statt dessen von ihren Lippen das Wort „Bouillabaisse": das Lieblingsgericht der Provenzalen wollte sie sich nicht entgehen lassen.

Von da an bis zu ihrem 1874 eingetretenen Tode an den Lehnstuhl ge-

fesselt, fand man die gebieterische alte Dame des Abends nie allein. Von einer Schar von Katzen umgeben, empfing sie in ihrer Bibliothek eine kosmopolitische Gesellschaft. Als der französische Botschafter sich eines Tages zur Äußerung hinreißen ließ, England habe Frankreich 1870 im Stich gelassen, von einer Nation von Krämern sei nichts anderes zu erwarten, mußte er die schneidige Entgegnung hinnehmen: „Auch wir haben uns geirrt: wir dachten, die Franzosen seien eine Nation von Soldaten."

Die willkommensten Besucher ihres Salons waren ihre Söhne. Hastings, der älteste, wurde nach seines Vetters Tod Herzog von Bedford. Ebenso begabt wie gründlich gebildet, war er dennoch ein enttäuschter Mann. Ihn verbitterte es, von den Menschen erst anerkannt worden zu sein, nachdem die äußeren Verhältnisse ihn auf den Schild gehoben hatten. Seiner Überlegenheit sich bewußt, hatte er gleichzeitig mit einer gewissen Schüchternheit zu kämpfen, die ihn verhinderte, öffentlich hervorzutreten. Über die Tagespolitik war niemand besser unterrichtet. Er wußte, daß ich ziemlich oft im Britischen Museum zu arbeiten pflegte, und ersuchte mich deshalb, mich dort nach dem Titel einer soeben (1886) erschienenen Flugschrift zu erkundigen. Die Herren im Museum hatten nicht davon gehört und der Herzog schrieb dankend und scherzend zurück: „Britisch Museum ist ein unwissend Kind. The title of the Pamphlet is ‚Mitregenten und fremde Hände in Deutschland. Zürich 1886.' I hope for copies through la trouée de Belfort, supposing it to be streng verboten on German soil. Believe in all my gratitude for helping me to find this Schmähschrift. When I wish for anything I cannot urplötzlich mit den Händen greifen, I hold myself maltreated by Providence. Your obedient humble Bedford." Er war seiner scharfen, sarkastischen Urteile und Bemerkungen wegen mehr gefürchtet als beliebt, obwohl seine ganze Lebensführung die eines Gemütsmenschen offenbarte. Jahre hindurch pflegte er seine ihm geistig nicht ebenbürtige, schwer erkrankte Gattin mit rührender Aufopferung. Von seiner ehrfürchtigen Liebe zur Mutter erlebten wir einen charakteristischen Zug. Lady William mochte den Tabakgeruch nicht leiden. „Hastings, du hast geraucht," bemerkte sie eines Abends. Er schwieg, ging nach Hause, kleidete sich um und kehrte zu ihr zurück. Mit seinen Brüdern korrespondierte er täglich und sorgte aufs großmütigste für ihr materielles Wohl. Der Außenwelt gegenüber blieb er verschlossen und unzugänglich. Nach dem Bruch der liberalen Unionisten mit Gladstone, den auch er vollzog, ersuchte ihn jemand um Motivierung des Schrittes. „Warum nicht?" entgegnete der Herzog. „Gladstone gab mir den Hosenbandorden, er ernannte meine Frau zur Obersthofmeisterin (mistress of the robes), er verlieh meinem Bruder Odo die Pairswürde. Was sonst konnte ich noch von ihm erwarten?"

Mit den Jahren steigerte sich sein Pessimismus; er dachte schlimm von der Zukunft und endigte leider in einem Anfall von Schwermut freiwillig sein Leben.

Vom jüngsten der drei Brüder Russell war bereits die Rede. Er trug Brillen, glich in seinem Äußeren dem typischen deutschen Schulmeister, sprach

wieneriſch, nach Bedarf auch berlineriſch, und trug die Laſt der Geſchäfte mit unvertilgbarem Humor. Eine hervorragend ſchöne Stimme trug dazu bei, ihn geſellſchaftlich beliebt zu machen. In Rom, wo ich ihn zuerſt und zwar nur flüchtig im Jahre 1870 kennen lernte, vertrat er in unoffizieller Weiſe die britiſche Regierung. An den Höfen von Florenz und Neapel akkreditiert, hatte er Befehl erhalten, in Rom zu reſidieren, und ſo erlebte er das Konzil, währenddeſſen ſeine Stellungnahme eine ganz eigentümliche und unabhängige war.

Obwohl ſeine Mutter zur katholiſchen Kirche übergetreten war, ließen ihn ſelbſt theologiſche Fragen völlig kalt. Ihn intereſſierte das kirchenpolitiſche Drama, das ſich vor ſeinen Augen abſpielte. Seine perſönlichen Sympathien gehörten den Biſchöfen der Minorität, mit denen er beſtändig verkehrte und die faſt ausnahmslos die größten und wichtigſten Diözeſen der Welt, ſomit auch die höchſtentwickelten intellektuellen Kräfte des Katholizismus repräſentierten. Er bewunderte denn auch Redner wie Darboy, den Erzbiſchof von Paris, den ungariſchen Kardinal Haynald, oder Stroßmeyer, den Biſchof von Diakovar, Gelehrte wie Hefele, Biſchof von Rottenburg, oder ſoziale Führer wie Biſchof Ketteler von Mainz. Er wußte, daß die gegen Dogmatiſierung der päpſtlichen Unfehlbarkeit von Prieſtern und Laien geltend gemachten hiſtoriſchen Argumente von dieſen Anhängern der Oppoſition für unwiderlegbar gehalten wurden und die Notwendigkeit gegeben war, ſo wie auch er es tat, den Vertretern der Majorität Mäßigung in ihren Anſprüchen den Staaten gegenüber zu raten. Zugleich aber gab Odo Ruſſell ſich Rechenſchaft, daß eine Oppoſition, die der Zuſtimmung der katholiſchen Maſſen nicht ſicher war und die ſich daher auf Opportunitätsgründe beſchränken mußte, auf tönernen Füßen ſtand. Rom dagegen hatte die Mittel in der Hand, dieſen Widerſtand der Minorität zugunſten des Syſtems kirchlicher Zentraliſation zu brechen, an deſſen Aufbau ſeine Theologen und mit ihnen alle Anhänger des Syſtems mit zielbewußter Energie und ſeit Jahrhunderten gearbeitet hatten. Odo Ruſſell, mit einem Wort, gehörte zu den ſehr Wenigen, die erkannten, daß die Macht des Epiſkopates erſchüttert ſei und die katholiſche öffentliche Meinung ihm nicht zur Seite ſtehe.

Mit gewiſſen Einſchränkungen ging der Berichterſtatter der britiſchen Regierung folglich mit dem britiſchen Kardinal Manning, Erzbiſchof von Weſtminſter, dem nächſten und wirkſamſten Urheber der Geſchehniſſe, die am 18. Juli 1870 mit Verkündigung des Dogma ihren Abſchluß fanden. Die Unterwerfung der einzelnen, in ihre Diözeſen zurückgekehrten Opportuniſten beſtätigte durchaus die Vorausſicht Odo Ruſſells. An ihn hat denn auch Manning ſpäter noch vertrauliche Mitteilungen gerichtet, die davon Zeugnis geben, wie ſehr er ſich mit ihm einverſtanden wußte.

Nach dieſer Probe ſeines Könnens war es mehr als natürlich, daß die Wahl auf ihn fiel, nachdem die Notwendigkeit ſich ergab, mit Bismarck zu Verſailles in direkte Beziehung zu treten. Die erſte ſich bietende Schwierigkeit war der bereits erwähnte, durch Rußland drohende Vertragsbruch. Auch Bismarck fand trotz ſeiner ruſſiſchen Sympathien das Vorgehen unſtatthaft.

Mr. Odo Russell faßte einen kühnen Entschluß: er drohte kurzweg mit Kriegserklärung, wenn Rußland auf seinem Standpunkt beharre. Rußland lenkte ein, aber ein Jahr später, im Unterhaus, beschwichtigte Gladstone die aufgeregte Opposition durch Desavouierung des diplomatischen Agenten, der zwar in bester Absicht, aber ohne bestimmten Auftrag seiner Regierung gehandelt habe. Odo Russell konnte sich rechtfertigen. Er hat später darüber geklagt, daß er zu Versailles mehr als einmal gegen seine bessere Einsicht Maßregeln bei Bismarck empfehlen mußte, die er für grundverkehrt hielt, deren Befürwortung ihm aber von London aus vorgeschrieben wurde und bei dem Kanzler die Überzeugung festigte, es sei mit Gladstone keine Verständigung zu erreichen, wogegen er Vertrauen zu Odo Russell faßte, der die beneidenswerte Gabe besaß, Bismarck, wenn nötig, mit Ruhe und Festigkeit zu widerstehen, ohne deshalb ihre gegenseitigen guten Beziehungen zu trüben. Der Ärger ging vorüber, die Freundschaft blieb, und die Ernennung des nunmehrigen Lord Odo Russell zum Botschafter in Berlin bahnte ein besseres Verhältnis zwischen beiden Staaten an.

In Berlin fühlte sich seinerseits dieser aufrichtige Freund und gute Kenner Deutschlands wie zu Hause. Er verkehrte mit den hervorragendsten seiner großen Männer, mit Ranke, Helmholtz, Mommsen, Virchow, Gneist, erwies ihnen und allen, die kamen und gingen, die liebenswürdigste Gastfreundschaft und unveränderte Teilnahme. Seinen englischen Freunden ging er leider verloren; nur ab und zu ergab sich die willkommene Gelegenheit, ihn wiederzusehen oder aufzusuchen.

Meinem Manne und mir am nächsten stand der zweitälteste der Brüder, Lord Arthur Russell, der Jahrzehnte hindurch einen alten Wahlkreis seiner Familie im Parlament vertrat und Privatsekretär seines Onkels, Lord John, gewesen war. An diesen vortrefflichen, ebenso bescheidenen wie anregenden Freund und Gönner kann ich nur mit dankbarer Wehmut zurückdenken. Die Worte: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut," spiegeln sein innerstes Wesen wider. Seine Rechtschaffenheit, Nachsicht und Menschenliebe waren so unschätzbare Gaben, daß die Frage nach seinem intellektuellen Wert fast nebensächlich erschien. Dennoch war er so ziemlich der einzige, der sich geistig unterschätzte. Von nicht zu stillender Wißbegier, schreckte er vor Erlernung des Chinesischen nicht zurück. Die Vorliebe für linguistische Studien wich in späteren Jahren dem wachsenden Interesse für Naturwissenschaften. In deutscher Philosophie geschult, pflegte er zu erwähnen, wie er dem Studium Hegels die Rückkehr zum Glauben an einen persönlichen Gott verdankt habe. Eine solche Vielseitigkeit der Interessen bringt die Gefahr der Zersplitterung mit sich, der auch er nicht entging. Dem persönlichen Verkehr und dem Charakter seines gastlichen Hauses gereichte sie zum Vorteil. Die meisten unter den hervorragenden Zeitgenossen, mit denen wir das Glück hatten, uns zu befreunden, lernten wir Damen an seinem Tisch, unter seinem Dach näher kennen, während unsere Herren den Vorzug besaßen, mit ihnen in Klubs, vor allem im Athenaeum, zu verkehren. Ich nenne nur unter vielen den Dichter Browning, den Orientalisten Max Müller aus Oxford, den Historiker

Hartpole Lecky, den Nationalökonomen Sir Lewis Mallet, die meisten bedeutenden Politiker und Parlamentarier der liberalen Partei, Gladstone an der Spitze, dann Mr. Joseph Chamberlain, damals noch radikaler Deputierter aus Birmingham.

Dem Haus Lord Arthurs stand seine Gemahlin, eine schöne, ernste Frau und Mutter von sechs blühenden Kindern, vor. Sie besaß großen Verstand und ein so ausgebildetes künstlerisches Talent, daß eines ihrer Bilder noch die Ausstellungsnummer des Pariser Salons zeigte. Sie legte Wert darauf, seit ihrer Verheiratung nur Engländerin zu sein, konnte jedoch die Abkunft von französischen Kalvinisten nicht verleugnen. Der Familienname, den sie trug, hatte historischen Klang. Ihr Vater war ein Sohn des Ministers Karls X., Vicomte de Peyronnet, der im Ministerium Polignac die Juli-Ordonnanzen von 1830 erließ und nach dem Sturz der Monarchie wegen Hochverrats verurteilt worden war. Seine Witwe, ebenfalls Engländerin von Geburt, lebte mit ihren Kindern in Paris, im Verkehr mit Renan, Prevost-Paradol und anderen Mitgliedern der Opposition unter dem Kaiserreich. Sie selbst schrieb Feuilletons und Artikel für das Journal des Débats, die durch Witz, feine Beobachtungsgabe und elegantes Französisch viel bemerkt und bewundert wurden. Nach Verheiratung ihrer jüngsten, anmutigen und vortrefflichen Tochter mit dem Marquis of Sligo blieb auch sie in England.

Es war ein Fest, der geistreichen, durch so viele Erlebnisse gestählten, energischen Dame zuzuhören und Fragen an sie richten zu können. Ihrer einzig unverheiratet gebliebenen Tochter Madeleine gehörten die Herzen derer, die sie kannten. Mit allen weiblichen Vorzügen der Güte und Selbstlosigkeit vereinigte sie nie versiegenden, aber auch nie verletzenden Humor. In ihrer Gesellschaft fanden die Müden Erholung, die Verstimmten ihren Frohsinn wieder: „N'adoptez pas nos opinions, elles sont trop erronnées," scherzte man in der Familie Peyronnet. Man hätte hinzufügen können, daß sie das Geheimnis heiterer Lebenskunst besaß.

In dieser Atmosphäre, ein glücklicher Gatte und Vater, von Freunden und Gesinnungsgenossen umgeben, schien Lord Arthurs Lebensabend vor Stürmen gesichert. Sie trafen ihn von außen, mit der Krisis, die den so lange von ihm verehrten Führer der Liberalen ins Lager Parnells und endlich zum Radikalismus brachte. Andere stürzten sich in den Parteikampf und erklärten Gladstone den Krieg, den er provoziert hatte. Lord Arthur war zarter besaitet. Der Bruch mit ihm blieb ein persönlicher Schmerz, dessen Zeugen und Mitleidende wir sein sollten. Alle unsere Wege führten zusammen, und vorläufig waren es noch Tage heiterer Geselligkeit, die uns gemeinsam zu verleben vergönnt blieben.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Der Stand des Militärluftfahrwesens
bei den Armeen des Dreibundes und des Dreiverbandes.

I. Deutschland.

Die ersten Anfänge einer militärischen Bedeutung und Organisation der Luftschiffahrt in Deutschland fallen zusammen mit der im Jahre 1884 erfolgten Aufstellung der ersten Luftschifferabteilung. Seitdem ist im allmählichen Ausbau dieses einleitenden Schrittes durch die neue Heeresvorlage dieses Jahres ein vorläufiger Abschluß in der Gliederung dieser neuesten und wichtigen Waffe unserer Armee gefunden.

An die Spitze der nunmehr getrennten Luftschiffer- und Fliegertruppen, die je von einem Inspekteur im Range eines Regiments- oder Brigadekommandeurs befehligt werden, ist am 1. Oktober d. J. die neugeschaffene Inspektion des Militär-Luft- und Kraftfahrwesens getreten. Dann wurden zu den bisher vorhandenen preußischen 3 Luftschifferbataillonen 2 neue errichtet. Sie sind zu je 3 Kompagnien gegliedert, nur das 1. Bataillon ist vorläufig 2 Kompagnien stark, hat dafür aber die Luftschifferlehranstalt und eine Bespannungsabteilung unter sich. Dagegen zählt das 4. Bataillon 4 Kompagnien, da hier die in Friedrichshafen stehende württembergische hinzugetreten ist. Die sächsische steht in Dresden. Beide wurden aus den bisher bestehenden Detachements gebildet. Auch Bayern stellte eine neue, 2. Luftschifferkompagnie auf. Die deutsche Armee hat daher jetzt 5 Luftschifferbataillone mit zusammen 17 Luftschifferkompagnien statt der bisherigen 7, die über das ganze Reich von Königsberg bis Friedrichshafen und von Graudenz bis Metz verteilt sind.

Als eine ganz neue Truppe erscheint die Fliegertruppe, die nunmehr in der kurzen Zeit ihres Bestehens einen so schnellen Aufschwung genommen hat, wie noch keine andere Truppe je vor ihr. Erst im vergangenen Jahre entstand sie aus der ebenfalls erst kurz zuvor in Döberitz errichteten Lehr- und Versuchsanstalt für das Militärflugwesen, und zugleich wurden „Fliegerstationen" in Darmstadt, Metz und Straßburg i. E. geschaffen. Nach der seit dem 1. Oktober d. J. durchgeführten Heeresvorlage ist nun eine vollständig umfassende Organisation ins Leben getreten. An der Spitze von 5 Fliegerbataillonen (einschließlich eines bayerischen) steht die Inspektion der Fliegertruppen. Jedes Bataillon ist 3 Kompagnien stark. Sachsen hat 1 Kompagnie, die in Zeithain untergebracht ist. Außerdem wurde auch beim 1. Bataillon eine Artilleriefliegerstation in Jüterbog errichtet, die zur Ausbildung von Offizieren bei der dortigen Feld- und Fußartillerieschießschule zur Beobachtung von Schießwirkungen dienen soll. Die Bataillone

stehen mit ihren Stäben und je 1 Kompagnie in Döberitz, Posen, Köln und Straßburg i. E.; die übrigen Kompagnien sind verteilt, so daß auch Graudenz, Königsberg, Hannover, Darmstadt, Metz und Freiburg in Baden je 1 erhalten hat. Bayern hat seine schon bestehende Fliegerkompagnie ebenfalls zu einem Bataillon erweitert. Wir erhalten so im Laufe der nächsten beiden Jahre eine großzügige Fliegerorganisation von 5 Fliegerbataillonen mit zusammen 15 Kompagnien, so daß wir der französischen Organisation der Luftfahrtruppen (7 Kompagnien, 10 Züge und 1 Fahrerkompagnie) vorläufig überlegen sind.

Aber nicht nur für unsere Armee entwickelt sich das Luftfahrwesen in großzügigem Stil, sondern auch für unsere Marine ist eine wertvolle Organisation des Flugwesens im Gange. Nach einer kaiserlichen Verfügung soll die Organisation in der Weise geschehen, daß aus dem Luftfahrpersonal der Marine eine Marineluftschifferabteilung mit dem vorläufigen Standort in Johannisthal und eine Marinefliegerabteilung mit dem Standort in Putzig gebildet werden. Die ursprünglich für den 1. April in Aussicht genommene Bildung der beiden Abteilungen ist am 1. Juni erfolgt. Jede der beiden Abteilungen ist dem Befehl eines Stabsoffiziers unterstellt und wird später in Kompagnien gegliedert. Die beiden Abteilungen sind in militärischen Angelegenheiten der Inspektion der Küstenartillerie und des Minenwesens und weiter dem Kommando der Marinestation der Nordsee, in technischen und Ausbildungsangelegenheiten dem Staatssekretär des Reichsmarineamtes direkt unterstellt. Dazu sei bemerkt, daß das im Reichsmarineamt im vorigen Jahre errichtete Dezernat für Luftschiffahrt und Flugwesen mit Beginn des neuen Verwaltungsjahres in eine Sektion für Luftfahrwesen umgewandelt worden ist. Dem Dezernat gehören auch die bisher zum Flugplatz Johannisthal kommandierten Seeoffiziere und Marineingenieure an. Ihre Zahl betrug bis zum 21. März 9, wurde aber vom 1. April ab auf 23 erhöht. Da zur Marinefliegerabteilung in Putzig bis zum 1. Juni d. J. 10 Offiziere und 3 Ingenieure kommandiert waren, umfaßte das gesamte Luftfahrwesen der Marine um die Mitte des Jahres 36 Offiziere und Ingenieure. Am 1. Oktober sollten noch 9 Offiziere hinzukommen. An Luftfahrpersonal wurden im laufenden Marineetat rund 200 Mann gefordert, und zwar 14 Deckoffiziere, 4 Feldwebel, 27 Obermaate, 41 Maate und 113 Obermatrosen und Matrosen. Das Personal war zunächst zur Besatzung der beiden jetzt zerstörten Marineluftschiffe und dann zur Bemannung der in Putzig befindlichen Marineflugzeuge bestimmt. Am 1. April waren davon vorhanden 8 Wasserflugzeuge, 5 Doppel- und 3 Eindecker. Die hier geschaffenen Organisationen bilden die Grundlage für den weiteren Ausbau der Luftflotte, die nach der neuen Wehrvorlage einem Admiral als Inspekteur unterstellt werden soll.

„Die militärischen Überlegungen lassen für die Luftschiffe die Schaffung von zwei Luftschiffsstaffeln angezeigt erscheinen", so heißt es einleitend in der der Wehrvorlage beigegebenen Denkschrift. Jede Staffel soll aus 4 in Dienst befindlichen Luftschiffen und einem Luftschiff als Materialreserve bestehen. Für beide Staffeln ist ein gemeinsamer Standort (in Nordholz bei Cuxhaven) geplant, für den folgende Bauten in Aussicht genommen

sind: 4 Doppeldrehhallen für die in Dienst befindlichen Luftschiffe, 2 feste Hallen für die Materialreserve, Gasanstalten, Unterkunftsanlagen für die Mannschaften und Nebenanlagen (Licht- und Kraftanlagen usw.). Die durchschnittliche Gebrauchsdauer der Luftschiffe wird zu vier Jahren angenommen. In vierjährigem Wechsel ist demnach ein Ersatz der Luftschiffe vorgesehen worden.

Für Flugzeuge ist die Errichtung von 1 Mutterstation und 6 Außenstationen mit einem Bestande von 50 Flugzeugen geplant, von denen 6 Gruppen zu 6, zusammen 36 Flugzeuge, in Dienst gehalten werden sollen. 14 Flugzeuge dienen als Materialreserve. Die Mutterstation ist als Standort für alle 6 Gruppen gedacht; sie soll mit einem Flugplatz und mit allen zu Übungszwecken, zur Ausrüstung, Instandsetzung und Unterbringung von Flugzeugen und Personal erforderlichen Anlagen ausgestattet werden. Es ist beabsichtigt, die Außenstationen im Kriege ständig zu besetzen, im Frieden dagegen nur zu einzelnen Übungen. Die Außenstationen erhalten Einrichtungen zur Unterkunft für 10 Flugzeuge mit zugehörigem Personal, zur Lagerung für Brennstoff und für geringfügige Instandsetzungen. Die Flugzeuge sollen nach Bedarf ersetzt werden.

Zur Durchführung der vorstehenden Ausgaben sind während der Jahre 1914—1918 35 Millionen M. für Luftschiffe erforderlich. Hiervon entfallen rund 11 Millionen M. auf die Beschaffung von Luftschiffen, 14 Mill. M. auf die Herstellung der Landanlagen und 10 Millionen M. auf laufende Kosten (Luftschiffsbetrieb und -Instandsetzung, Betriebskosten der Landanlagen, Subvention für private Hallen und Luftschiffe usw.). Da bereits in der Kostenberechnung zum Entwurfe der Flottengesetznovelle vom 14. Juni 1912 für die Jahre 1914 und 1915 mit jährlich 2 Millionen M., zusammen mit 4 Millionen M. zu Luftschiffszwecken gerechnet worden ist, so beträgt der Mehrbedarf in den fünf Jahren 1914—1918 im ganzen 31 Millionen M.

Die Flugzeuge erfordern in den Jahren 1914—1918 im ganzen 9 Millionen M. Hiervon entfallen rund 3 Millionen M. auf die Beschaffung der Flugzeuge, 4 Millionen M. auf die Landanlagen und 2 Millionen M. auf den Betrieb.

Für die vorstehend erläuterten Luftfahrzwecke ist ein Personal von 1452 Deckoffizieren, Unteroffizieren und Mannschaften erforderlich. Diese Gesamtstärke soll durch alljährliche Steigerung bis zum Jahre 1918 abmählich erreicht werden. Die Besoldung und Verpflegung dieses Personals wird für die Jahre 1914—1918 einschließlich etwa 6 Millionen M. erfordern.

Demnach erfordert die Entwicklung der Luftschiffe und Flugzeuge für die Marine — soweit jetzt zu übersehen ist — in den fünf Jahren von 1914—1918 einschließlich des Personals insgesamt 50 Millionen M. Hiervon werden etwa 32 Millionen auf Schiffe und Landanlagen, 12 Millionen auf Betrieb und Unterhaltung, 6 Millionen auf das Personal entfallen.

Die Höhe der Jahresraten beträgt demnach durchschnittlich 10 Mill. M.; ihre Bemessung im einzelnen muß aber naturgemäß den besonderen Bedürfnissen jedes Jahres angepaßt werden und deshalb vorbehalten bleiben.

Die Zahl der Marineflugstationen ist durch die Eröffnung der erst in diesem Jahre angelegten in Wilhelmshaven auf zwei gestiegen, so daß nun

beide Marinestationen im Besitze einer Flugstation sich befinden. Vorläufig ist die Wilhelmshavener Station noch mit Material und Personal der Station Putzig besetzt, doch wird man in der Annahme nicht fehlgehen, daß die Marineflugstation an der Nordsee sehr bald ihre eigenen Flugzeuge erhält. Die dritte Flugstation wird voraussichtlich in nicht zu ferner Zeit in Kiel errichtet werden. Im ganzen ist die Anlage von 10 Marineflugstationen geplant, von denen 6 auf die Küsten an der Nordsee und 4 auf die der Ostsee kommen.

Die in der Wehrvorlage für Zwecke der Landluftflotte ausgeworfene Summe von 79 Millionen erscheint auf den ersten Blick ziemlich hoch. Sie verteilt sich jedoch auf drei Jahre. Für 1913 werden nicht mehr als 26 Millionen gefordert. Da aber Luftschiffe und namentlich Flugzeuge Verlusten ausgesetzt sind, so muß für die folgenden Jahre 1914 und 1915 die gleiche Summe in Rechnung gestellt werden. Im übrigen werden genauere Angaben über den Ausbau der Landluftflotte in den nächsten Jahren aus begreiflichen Gründen nicht veröffentlicht. Dagegen ist die Zahl der der Heeresverwaltung gegenwärtig zur Verfügung stehenden oder bereits im Bau befindlichen Luftschiffe verschiedener Systeme bekannt, und diese Angaben dürfen daher hier eingeschaltet werden.

Von den Zeppelinschiffen befinden sich im Dienstgebrauch Z 2 zurzeit in Cöln, Z 3 in Metz, Z 4 in Königsberg und Z 5 in Potsdam. Bei Angabe dieser Standorte ist zu bemerken, daß sie von einzelnen Luftschiffen im Laufe des Jahres mehrfach gewechselt wurden und daß dieser Wechsel aus militärischen Gründen der Voraussicht nach auch in Zukunft vorkommen wird. An den Kaisermanövern d. J. nahmen von den Luftschiffen Z 4 und Z 5 mit guten Erfolgen teil.

Die deutsche Marine hat zurzeit kein Luftschiff mehr, nachdem L 1 am 9. September d. J. durch ein orkanartiges Unwetter bei Helgoland zerstört wurde und L 2 am 16. Oktober bei Rudow verbrannte. Über die Gründe dieses Unglücks wird noch immer gestritten. Aber mit den Stichworten: Wasserstoff, Knallgas, Benzin, Flamme (oder Funke) dürfte in prägnanter Kürze alles gesagt sein, was an dieser Stelle gesagt werden kann.

Über die Zahl und den Stand von gegenwärtigen Zeppelin-Neubauten in Friedrichshafen können keine Angaben gemacht werden.

Im Mobilmachungsfall würden gegenwärtig außer den genannten Schiffen noch die beiden der Delag gehörenden Passagierluftschiffe „Hansa" und „Viktoria Luise" sowie die in Dresden stationierte „Sachsen" zur Verfügung stehen.

An Parsevalschiffen sind P 2 und P 3 in Metz bzw. Königsberg dienstbereit, ein neuer P 4 hat am 4. Oktober d. J. seine erste 1½stündige Werkstattfahrt zufriedenstellend erledigt.

Von den M-Schiffen ist M 1 nur als Schulschiff noch im Gebrauch, M 2, der mit dem M 1 bei der Zerstörung der Hülle von M 3 am 10. Oktober 1912 beschädigt wurde, ist nicht wieder ausgebessert worden. Dagegen ist M 3 in der Werft des Tegeler Luftschifferbataillons wieder hergestellt worden und hatte am 12. August d. J. mit den Probefahrten begonnen. Das Schiff, das in den Listen als Ersatz M 3 geführt

werden wird, hat eine Länge von 92 m und 10000 cbm Rauminhalt, 2 Gondeln und 2 Motore von zusammen 300 PS. Außerdem ist auch noch der umgebaute M 4 von der Heeresverwaltung übernommen worden. Durch diese Tatsache werden die im Umlauf gewesenen Gerüchte widerlegt, daß der Bau von M-Schiffen eingestellt sei. Es wird von den Erfahrungen mit den Neubauten mit abhängen, ob noch mehr Schiffe dieses Typs in Auftrag gegeben werden.

Außer den Luftschiffen dieser drei Systeme besitzt die Heeresverwaltung noch ein Siemens-Schuckert- und ein Schütte-Lanz-S. L.-Schiff. Dieses wurde leider am 16. Juli d. J. bei Schneidemühl durch Sturm zerstört. Aber von demselben Modell ist ein zweites, nach weiteren Angaben sogar bereits ein drittes gegenwärtig im Bau. Ersteres soll einen Rauminhalt von 22000 cbm erhalten, 3 Motoren von zusammen 550 PS. und 5 Gondeln, davon 1 für den Führer, 4 für die Mannschaft usw.

Konstruktionseinzelheiten und Vergleichsdaten aller dieser Schiffe sind, so weit sie veröffentlicht werden dürfen, so oft durch die Tages- und Fachpresse gegangen, daß wir uns auf die vorangegangenen kurzen Daten neuester Zeit beschränken konnten.

Zahlreicher als die Luftschiffsysteme sind die in militärischem Gebrauch befindlichen Flugzeugtypen. Es werden zurzeit etwa 15 verschiedene Modelle benutzt. Die gebräuchlichsten davon sind die auch bei dem diesjährigen Prinz Heinrich-Flug verwendeten „Rumpler-Taube", „Euler-Doppeldecker", „Deutsche Flugzeugwerke-Eindecker", „Aviatik-Militär-Eindecker", „Gothaer Waggonfabrik-Eindecker", „Luftverkehrsgesellschaft-Doppeldecker", „Albatroß-Doppeldecker", „Mars-Doppeldecker", „Jeannin-Stahltaube".

Offenbar will aber die Heeresverwaltung die Zahl dieser verschiedenen Typen nach Möglichkeit einschränken und mit der Zeit zu einem Flugzeug-Einheitstyp übergehen. Darauf geht wohl auch das Ausschreiben hinaus, das die Inspektion des Militär-Luft- und Kraftfahrwesens bezüglich der Anforderungen vor einiger Zeit bekanntgegeben hatte, die sie an Militärflugzeuge stellen wird. Hervorzuheben aus diesen Bedingungen sind: eine Eigengeschwindigkeit von mindestens 90 Stundenkilometer, eine Nutzlast von mindestens 200 kg, die die Maschine außer den Betriebsstoffen für vier Stunden, Instrumenten und Werkzeugen zu tragen hat, und Raum in der Karosserie zum Einbau einer Abwurfvorrichtung, zum Lagern von Abwurfbomben und zum ungehinderten Photographieren.

Auch bei der Marine sind bis jetzt noch einige der im Heere üblichen Flugzeuge im Gebrauch. Aber bei den veränderten Anforderungen, die die Marine an die Wasserflugmaschine stellen muß, ist die Forderung nach einem eigenen, geeigneten Typ wohl begründet. Der im Juli auf dem Bodensee abgeschlossene Wettbewerb ist jedenfalls der Lösung des Problems sehr förderlich gewesen und hat den Beweis erbracht, daß in Deutschland mehrere Firmen vorhanden sind, deren Flugzeuge den gestellten Bedingungen an Zuverlässigkeit, Schnelligkeit und Steigfähigkeit entsprechen konnten. Es waren 16 Maschinen angemeldet worden, 9 davon erschienen. Und von ihnen haben 6 alle Aufgaben ohne Schwierigkeit gelöst. Bei solchem Er-

gebnis dürfte es nicht schwer fallen, in absehbarer Zeit auch die höchsten Anforderungen zu erfüllen.

Eine genaue Zahl der zurzeit beim Heere im Dienstgebrauch befindlichen Flugzeuge kann nicht angegeben werden, doch sollte bis Ende dieses Jahres jedes Armeekorps einen aktiven und einen Reservebestand von je 6 Flugzeugen haben. Und die Marine hat auf der Flugstation Putzig von den in der letzten Heeresvorlage vorgesehenen 50 Flugzeugen bis jetzt etwa 12 in ihrem Bestande. Auch kann aus zuverlässigen Statistiken angeführt werden, daß an Personal auf deutschen Flugplätzen bis zum 31. Dezember 1912 zu Flugzeugoffizieren ausgebildet wurden insgesamt 104 Offiziere, darunter 2 Kapitänleutnants und 4 Oberleutnants zur See, ferner 12 Unteroffiziere. Hierzu kommt noch die Zahl der auf den beiden Militärfliegerschulen (Döberitz und Halberstadt) und den Militärflugplätzen ausgebildeten Militärflieger, so daß wir heute wohl über einen Stamm von 200 geschulten Offizierfliegern verfügen dürften.

An die Ausbildung der Offiziere werden hohe Anforderungen gestellt. Von ihren Leistungen und Erfolgen hat besonders die im Juli d. J. veranstaltete Kieler Flugwoche Beweise erbracht. So hatte ein höchst interessantes Ergebnis der Bombenwurfwettbewerb um den Preis des Reichsmarineamts gegen das in der Kieler Förde verankerte alte Panzerschiff „Bayern". Die Bomben von mindestens 5 kg Gewicht mußten hierbei aus einer kriegsmäßigen Höhe von wenigstens 500 m abgeworfen werden, und zwar waren jedem Bewerber fünf Würfe gestattet. Von acht Bewerbern, von denen die meisten keinen Visierapparat benutzten, erzielte keiner einen Treffer. Leutnant Schwab dagegen, der den schon im vorjährigen Wettbewerb siegreichen Zielapparat mit Abwurfvorrichtung der Sprengstoff-A.-G. Carbonit benutzte, traf von der von Leutnant Canter gesteuerten Taube aus nach den ersten Fehlwürfen mit dem vierten Wurf das Oberdeck unweit der Reling und mit dem fünften Wurf den Kommandoturm. Dieses Ergebnis ist um so bemerkenswerter, als Leutnant Schwab den Zielapparat zum ersten Male in die Hände bekommen und nicht eine einzige Vorübung damit gemacht hatte. Auch viele hervorragende Flugleistungen haben unsere Offiziere zu verzeichnen. So sei an den Flug des Leutnants Joly erinnert, der im Juli d. J. auf einer Rumpler-Taube und mit einem Beobachteroffizier in einem Tage von Cöln nach Königsberg i. Pr. (1000 km) flog.

Militärflugplätze gibt es heute in Döberitz, Metz, Straßburg i. E., Darmstadt, Halberstadt, Jüterbog, auf dem Oberwiesenfeld bei München und in Putzig; Zivilflugplätze an 31 Orten Deutschlands, auf denen 45 Fliegerschulen Schüler ausbilden. Die ersten Flugstützpunkte wurden im Oktober d. J. in Schneidemühl und Gotha feierlich eingeweiht. An Ballonhallen besitzt Deutschland zurzeit 30, die über das ganze Reich auf 23 verschiedene Plätze verteilt sind. Groß-Berlin steht hier mit 6 großen Hallen an der Spitze. Geeignete Militär-Luftschiffhallen haben Cöln, Königsberg, Metz, Straßburg und Thorn. Von ganz besonderem Wert aber werden für die Heeresverwaltung die in der Ausführung begriffenen bzw. schon bestellten drehbaren Doppelhallen sein. Von ihnen sind zurzeit 15 in Aussicht genommen und zwar werden sie an den Standorten der nach dem neuen Wehr-

gesetz bewilligten 15 Luftschifferkompagnien errichtet, so daß zu jeder dieser Kompagnien eine solche Doppelhalle gehören wird. Mit der Fertigstellung aller dieser Hallen wird innerhalb Jahresfrist gerechnet.

II. Italien.

Über den Stand des Militärluftfahrwesens in Italien brachte „Die Luftflotte" kürzlich einen ausgezeichneten Aufsatz. Danach steht an der Spitze der Militärluftschiffahrt beim Kriegsministerium eine Inspektion für die Konstruktion (Inspettorato delle Costruzioni) der Luftschiffe. Ihr unterstehen jetzt 3 Abteilungen, die bis zum Juli 1912 das Spezialbataillon der technischen Truppen (Battaglione specialisti del Genio) bildeten und heute selbständig sind, und zwar ein Spezialbataillon der technischen Truppen, ein Fliegerbataillon (Battaglione aviatori), eine Bau- und Versuchsanstalt für Luftschiffe (Stabilimento di Esperienze e Costruzioni aeronautici).

Das Spezialbataillon zählt etwa 80 Offiziere und 18 Zivilbeamte. Die Offiziere gehören teilweise dem Bataillon selbst an (Stammoffiziere), zum Teil sind sie von anderen Korps sowie von der Königlichen Marine abkommandiert. Es besteht aus: 1 Verwaltungsbureau, 1 Materialbureau, 1 Sektion für Luftschiffplätze, 1 Sektion für lenkbare Luftschiffe und 5 Kompagnien.

Die Dienstabteilungen und Gruppen, welche nicht in den Sektionen enthalten sind, bestehen aus:

einer Kompagnie (2a), welche zu der Versuchswerft von Vigna di Valle gehört;
einer Kompagnie Soldaten (5a), welche zu der Versuchs- und Bauanstalt für Luftschiffe gehört;
einer photographischen Abteilung;
einer Abteilung für öffentliche Bauten;
einer aerologischen Abteilung mit Observatorium, welche in Vigna di Valle (in der Nähe des Bracciano-Sees) in großartiger Weise angelegt ist;
einem funkentelegraphischen Institut, zu welchem Offiziere und Zivilisten, welche genügende Kenntnis besitzen, zugelassen werden;
einer Truppenabteilung von Funkentelegraphisten;
einer höheren Schule für Konstruktion von Luftschiffen, welche auf Bewerbung für Artillerie- und Ingenieur-Offiziere sowie Diplom-Ingenieure zugänglich ist;
eine funkentelegraphische und photo-elektrische Abteilung ist nach Libyen und nach Egeo detachiert.

Organisation des meteorologischen Dienstes. Der aerologische Dienst ist dem Königlichen Talassographischen Komitee zugewiesen, welches zusammengesetzt ist aus:

einer Direktion des aerologischen Dienstes in Rom und den folgenden aerologischen Beobachtungsstationen:

a) einer aerologischen Hauptstation in Vigna di Valle (Batt. spec. del Genio);
b) einer aerologischen Station 1. Ordnung in Genua (Uff. Idr. della R. Marina); einer aerologischen Station 1. Ordnung in Pavia (Uff. Centr. Meteorologica); einer aerologischen Station 1. Ordnung in Stra (Uff. Idr. Mag. Acque);
c) 25 aerologischen Stationen 2. Ordnung in Moncalieri, Verona, Ferrara, Perugia, Taranto, Monterosa, Udine, Piacenza, Rieti, Messina, Lesa, Treviso, Livorno, Montecassino, Catania, Mailand, Mantova, Florenz, Sassari, Ischia, Bergamo, Modena, Spezia, Mileto, Trapani.

Die aerologische Hauptstation in Vigna di Valle unternimmt: systematische Forschungen mittels Pilotballons, Registrierballons, Fesselballons, Drachen; Aufstiege zu wissenschaftlichen Zwecken mit Freiballons und lenkbaren Ballons; allgemeine meteorologische systematische Studien, speziell bei Wind und Nebel; Sammlung und Prüfung von Instrumenten, welche bei den aerologischen Forschungen Verwendung finden.

Die aerologischen Stationen erster Ordnung führen mittels Pilotballons und, wenn möglich, mit Registrierballons systematische aerologische Forschungen sowie spezielle meteorologische Forschungen bei Wind und Nebel aus.

Die aerologischen Stationen zweiter Ordnung beschäftigen sich zu bestimmten Tagen und Stunden mit dem Aufstieg von Pilotballons und mit Wolken-, Wind- und Luftdruckbeobachtungen, wobei, wenn möglich, die Messungen mit Registrierinstrumenten vorgenommen werden.

Die Direktion des aerologischen Dienstes beschäftigt sich mit der Redaktion und Veröffentlichung des zweimonatlich erscheinenden Berichtes des aerologischen Dienstes des Königlichen Komitees, welcher die Ergebnisse der Beobachtungsstudien verzeichnet, die von sämtlichen Stationen mittels Pilotballons und Windmesser vorgenommen werden.

Das Spezialbataillon nimmt die Untersuchung der Atmosphäre mittels Pilotballons vor jedem Aufstiege eines lenkbaren Luftschiffes in den Werften von Vigna di Valle, Bosco Mantico und Campalto selbst vor. Eine aerologische Station existiert auch in Aviano bei der Fliegerschule.

Der meteorologische Dienst für Landwirtschaft, Schiffahrt und alle zivilen Beschäftigungen ist dem meteorologischen und geodynamischen Zentralbureau in Rom zugewiesen, welches 180 Observatorien in Italien und 12 in den italienischen Kolonien besitzt. Diese Stationen sind in dem Verzeichnis des meteorologischen Zentralbureaus angegeben.

Von den 180 meteorologischen Observatorien schicken ca. 60 täglich um 7 Uhr morgens an das Zentralbureau ein Telegramm, welches die Daten über Druck, Temperatur, Geschwindigkeit, Windrichtung und Zustand des Meeres und Himmels, Regen usw. enthält.

Außerdem sind 54 Observatorien in ganz Europa, im nördlichen Afrika und im westlichen Asien verteilt, welche zu gleicher Zeit dieselben Angaben machen.

Auf Grund der sämtlichen gesammelten Daten wird die tägliche Wetterkarte herausgegeben.

Fliegerbataillon. Das kürzlich entstandene Fliegerbataillon, welches aus Abkommandierungen des Spezialbataillons gebildet wurde, besteht aus:

einem Kommando, dessen Sitz in Turin ist,
einer Übungssektion,
einer Technischen Sektion,
einem Verwaltungsbureau,
einer Sanitätsabteilung,
zwei Kompagnien.

Zum Teil gehören die Offiziere der Truppe selbst an, zum Teil sind sie von anderen Truppengattungen auf unbestimmte Zeit abkommandiert. Hierzu

gehören auch noch Zivilingenieure. Die Zahl der zum Bataillon gehörenden Offiziere beträgt ungefähr 50; die meisten sind Führer oder Flugschüler, stehen in aktivem Dienst oder gehören den Reserve- oder Landwehrtruppen an. Auch die Ingenieure sind Führer.

Die Zahl der abkommandierten Offiziere beträgt ungefähr 60. Auch diese sind größtenteils Führer oder Schüler und gehören dem stehenden Heer an; einige gehen aus der Landwehr hervor. Die abkommandierten Offiziere gehören allen Waffengattungen an.

Die Technische Sektion besteht aus einem Bureau für Studien, einem Werkstättenbureau, einem Materialbureau, verschiedenen Reparaturwerkstätten auf den verschiedenen Flugplätzen.

Flugplätze sind angelegt in Mirafiori, Venaria-Reale, Somma Lombardo, Aviano, Pordenone; außerdem noch mehrere Privatflugplätze in Italien und in den Kolonien.

Für den libyschen Krieg waren 5 Geschwader in Zuara, Tripolis, Homs, Bengasi und Derna mobilisiert worden.

Versuchs- und Bauanstalt für Luftschiffe. Die Anstalt ist aus dem früheren Laboratorium des Spezialbataillons hervorgegangen, welches vom 1. Juli 1912 ab selbständig geworden ist. Sie beschäftigt sich mit dem Studium der aerodynamischen Wissenschaft, mit der Luftschiffahrt und ganz speziell mit der Konstruktion der lenkbaren Luftschiffe. Sie besitzt einen Flächenraum von etwa 2000 qm an der Straße Prati di Castello in Rom.

Die Anstalt wird von einem höheren Ingenieuroffizier geleitet, dem unterstellt sind: Offiziere der Artillerie, der Pioniere und der Infanterie, Zivilingenieure, 128 Zivilarbeiter, 32 Näherinnen und 326 Militärarbeiter.

Die Anstalt besitzt außer einem chemischen Laboratorium, welches sich mit der Erzeugung von Wasserstoffgas und den Untersuchungen von Firnis und den dazu gehörigen Analysen beschäftigt, auch eine detachierte Marinefliegerabteilung und drei Sektionen:

Erste Sektion. Sie beschäftigt sich mit Experimenten und Projekten und zerfällt in drei Unterabteilungen: Aero-hydrodynamische Experimente; Artillerieexperimente; Studien und Projekte.

Sie besitzt außerdem einen Versuchsraum mit allen nötigen Apparaten zur Prüfung der Festigkeit der bei der Konstruktion verwendeten Materialien.

Die Abteilung für Artillerieexperimente beschäftigt sich mit allem, was die offensiven Mittel für Luftschiffe anbelangt, indem sie die Schießapparate und -Methoden studiert.

Die Abteilung für Studien und Projekte hat die Aufgabe, Umänderungen in der Ausführung bestehender Typen oder die Konstruktion neuer Apparate zu studieren und zu projektieren.

Die zweite Sektion der mechanischen Werkstätten besteht aus den nachstehenden Hauptuntersektionen: Schmiede, Schreinerei, Dreherei, Maschinen für die diversen Arbeiten, Schlosserei, Feinmechanik, Röhrenkonstruktion, Montage und Motoren, Gieß- und Härtofen, Werkzeugschlosserei.

Die dritte Sektion des aerostatischen Laboratoriums beschäftigt sich mit

allem, was die Hüllenkonstruktion anbelangt, und hat zu ihrer Verfügung einen großen Raum und eine Halle, in welchen die verschiedenen Teile der Hülle gespannt werden; sie dienen auch als Räume für die Lackierung, Luftfüllung und zum Austrocknen der Hüllen.

Neben dem Laboratorium befindet sich ein Versuchsraum, welcher verschiedene Apparate für die Widerstands- und Dichtigkeitsmessungen der Stoffe enthält; auch befinden sich daneben geeignete Räume für die diversen Prüfungen von Stoffen und Firnissen, welche an kleinen Versuchsballons ausgeführt werden.

Die Versuchswerft von Vigna di Valle befindet sich am Ufer des Braccianosees und besteht aus zwei Hallen, von welchen die eine 70 m lang, 14 m breit, 17 m hoch ist (mit einem Graben für die Gondel) und für die lenkbaren Luftschiffe der Type P dient und die andere 100 m lang, 21 m breit, 28 m hoch ist (auch mit Graben) und für die lenkbaren Luftschiffe der Type M benutzt wird.

Neben diesen Hallen befinden sich eine kleine mechanische Reparaturwerkstatt und die Anlage für die Erzeugung des Wasserstoffes, welcher jedoch gewöhnlich durch den Handel bezogen wird.

Die Anstalt ist in der Lage, ein lenkbares Luftschiff der Type M ungefähr alle drei Monate und ein solches der Type P ungefähr alle zwei Monate zu liefern, natürlich nur, wenn es sich um eine Type handelt, welche bereits vollständig in allen Einzelheiten durchgearbeitet ist.

Den vorstehenden Ausführungen der „Luftflotte" sei noch hinzugefügt, daß die italienische Heeresverwaltung sich nicht etwa mit den bisherigen Einrichtungen und Erfolgen auf dem Gebiete des Luftfahrwesens zufrieden geben will, sondern im Gegenteil es weiter auszubauen beabsichtigt. Der Plan dafür steht bereits fest. Danach ist beabsichtigt, nach dem Vorbilde in Frankreich und England eine Anzahl von Flugzeuggeschwadern aufzustellen und diese auf die großen Truppenverbände und Festungen zu verteilen. Und zwar sollen für die Feldarmee insgesamt 25 solcher Geschwader aufgestellt werden, von denen 4 für die im Mobilmachungsfalle aufzustellenden 4 Armeen, 12 für die 12 Armeekorps des italienischen Heeres, 3 für die vorhandenen 3 Kavalleriedivisionen, 2 für die Territorialmiliz, je 1 für die Truppen in Libyen, der Cyrenaika, für die Erythräische Kolonie und für das Somaliland bestimmt sind. Bis zum Sommer dieses Jahres sollten die 12 Geschwader für die Armeekorps vollkommen fertig organisiert sein, dann erst kommen die anderen an die Reihe. Von den 12 Geschwadern werden je 2 in Rom, Turin, Busto Arsizio und San Maurizio, je 1 in Padua, Ferrara, Cuneo und Treviso untergebracht. Tatsächlich ist ein großer Teil dieser Geschwader schon vorhanden und hat mit Übungen begonnen. So führte z. B. Hauptmann Brandoni am 23. Juli einen höchst beachtenswerten Flug von Turin nach Mailand aus, wobei 8 Flugzeuge seines Geschwaders sämtlich von Unteroffizieren geführt wurden. Jedes Geschwader besteht aus 8 aktiven und 3 Reserveflugzeugen und an Personal gehören dazu 4 Offiziere als Flugzeugführer, 4 Beobachtungsoffiziere und 25 Unteroffiziere als technisches Bedienungspersonal und eventuell auch zur Ausbildung

im Fluge. Außerdem wird jedes Geschwader mit einigen Kraftwagen, Motorrädern, Feldtelegraphen, Drahtleitungen zur Verbindung mit den vorgesetzten Kommandos, ferner mit Karten, Telephon-, photographischen Apparaten und Ersatzstücken für 25—30 Tage ausgestattet sein. Die Geschwader der Feldarmee erhalten Ein- und Zweidecker vom Blériot-, Bristol- und Nieuport-Typ. Dagegen sollen die für die Festungen aufzustellenden Geschwader nur mit Doppeldeckern vom M. Farman-Typ beteilt werden, vermutlich weil sie gleichzeitig auch als Waffe benutzt werden sollen und hierzu ihrer hohen Tragfähigkeit wegen besonders geeignet sind. Es sind vorläufig 4 Festungsgeschwader zu 12—14 Flugmaschinen in Aussicht genommen. Auch die vier Fliegerschulen in Aviano, Pordenone, San Maurizio und Gallerate sollen reichlich mit Flugzeugen ausgerüstet werden. Insgesamt wird der Bedarf an Flugzeugen auf 300 angegeben, die alle bis Ende dieses Jahres abgeliefert werden sollen. Zu dem gleichen Zeitpunkt sollen zu den jetzt vorhandenen 100 Fliegeroffizieren noch weitere 100 ausgebildet sein. Die Kosten für die Organisation jedes Flugzeuggeschwaders werden mit 400 000 Lire berechnet. Ein Teil der Kosten wird durch die Nationalspende[1]) gedeckt, die ein Ergebnis von 3 270 000 Lire gehabt hat; für den Rest hat der Kriegsminister vom Parlament 10 Millionen Lire gefordert, um auch unvorhergesehene Ausgaben decken zu können.

Wie für die Armee ist das Flugwesen der Marine auch in der Entwicklung begriffen, und die erste Marinefliegerabteilung „San Marco" kürzlich in Venedig gebildet worden. Ihr stehen 8 Flugzeuge verschiedener Systeme und ein Personal von 16 Fliegeroffizieren, 6 Ingenieuren und 32 Mann, sämtlich der Marine entnommen, zur Verfügung. Marineflugstationen, von denen bisher nur eine in Spezia bestand, gelangen nach und nach in Tarent, Ancona und Genua oder in der Nachbarschaft dieser Hafenorte zur Errichtung.

Was die Zahl der Luftschiffe anlangt, so sind bis jetzt 4 vom P-(piccolo)Typ von 4200—4700 cbm Rauminhalt und mit einer Eigengeschwindigkeit von 56 Stundenkilometern vorhanden; sie sind nach dem Kriege gegen die Türkei in Turin (P 3), Vigna di Valle (P 4), Boscomantico bei Verona (P 5) und Campalto bei Venedig (P 2) untergebracht. In Mailand soll das demnächst nach den Plänen des Ingenieurs Forlanini dort fertiggestellte Luftschiff „Citta di Milano" von 12 000 cbm Rauminhalt und 72 m Länge stationiert bleiben, und für Venedig, Alessandria und Genua wurden die im Mai und Juni abgelieferten drei Luftschiffe vom M-(medio)Typ von 12 100 cbm und einer Eigengeschwindigkeit von 70 Stundenkilometern bestimmt. M 1 gehört der Marineverwaltung. Ein neuntes Militärluftschiff (vom M-Typ) ist in Neapel im Bau und wird im Laufe des Jahres hier oder in Tarent untergebracht werden. Außerdem befindet sich noch im Besitz der Heeresverwaltung ein Parsevalluftschiff, das die Deutsche Luftfahrzeuggesellschaft im Januar dieses Jahres abgeliefert hat. Die weiteren Absichten der Kriegs- und Marineleitung gehen dahin, für die Armee noch drei und für die Marine noch vier Lenkballons vom M-Typ und fünf vom G-(grande)Typ anfertigen

[1]) Bis jetzt wurden davon seitens der Heeresverwaltung 98 Flugzeuge angekauft.

zu lassen. Vom letztgenannten Typ, dessen Pläne einen Rauminhalt von 20000 cbm und eine Eigengeschwindigkeit von 90 Stundenkilometern vorsehen, ist bis jetzt noch kein Schiff fertig. So hofft die Heeresverwaltung, mit der Zeit jedem Armeekorps neben den erwähnten zehn Flugzeugen auch noch mindestens ein Luftschiff zuweisen zu können.

III. Österreich-Ungarn.

Die organischen Bestimmungen für das Luftschifferwesen im k. k. Heere haben seit dem Jahre 1911 keine wesentlichen Änderungen erfahren. Die Luftschiffe sind bisher gegenüber den Flugzeugen im Rückstande. Eigene Konstruktionen treten allmählich hervor. Die Schaffung ausreichend schneller und tragfähiger Luftschiffe ist bisher nicht gelungen, wird aber als notwendig erkannt und angestrebt. Die Abneigung gegen Gerüstluftschiffe ist auf Grund der Erfolge der Z-Schiffe im Abnehmen. In Gebrauch sind zurzeit in Fischamend namentlich der Körtingballon und der neu konstruierte Ballon „Austria" vom System Stagl-Mannsbarth.

Das Flugwesen hat gute Ergebnisse gehabt. Die Heeresflugzeuge sind meistens Lohner-Pfeil-Doppeldecker und Etrich-Eindecker, zwei durch die zweckmäßige Form ihrer Tragdecke besonders stabile Typen. Die Ausbildung der Fliegeroffiziere erfolgt in Görz für die Armee, in Pola für die Marine. Dieser Platz soll nach und nach zu einer aviatischen Marinezentralstation ausgebaut werden. Nach Mitteilungen der österreichischen Militärfachpresse liegt die Absicht vor, späterhin jedem Armeekorps einen Flugmaschinenpark von 4 Flugzeugen mit 4 Feldflugführern zu überweisen. Da die österreichisch-ungarische Armee 16 Armeekorps zählt, so würden also zur Durchführung dieses Projektes 64 Flugzeuge beschafft und 64 Feldflugführer dafür ausgebildet werden müssen. 50 Flugzeuge sollen bereits in den Händen der Reichsverwaltung sein. Es scheint sich dabei nicht wie in Frankreich um die Angliederung von Fliegerschulen an die Korps zu handeln, also um eine Maßnahme, die Fliegerausbildung auf eine breite Grundlage zu stellen und den sich in den Zentren der Fliegerausbildung immer mehr fühlbar machenden Andrang zu dezentralisieren, sondern lediglich um die Ausstattung der Korps mit neuzeitlichen Aufklärungsorganen, deren Ausbildung einheitlich an zentraler Stelle erfolgt. Bei dem letzten Flugmaschinen-Instruktionskurs in Wiener Neustadt haben von 10 Offizieren 6 Truppenoffiziere und 2 zugeteilte Marineoffiziere die Führerprüfung mit gutem Erfolge bestanden.

Das kürzlich begründete Freiwillige Fliegerkorps zerfällt in eine Fliegersektion (Flieger mit Flugzeug, Flieger ohne Flugzeug und Flugzeuge zur Verfügung stellende Mitglieder) und in eine Ballonabteilung (Ballon- und Luftschifführer).

(Ein Schlußartikel folgt.)

E. T. A. Hoffmann in Plock.

Von

Hans von Müller.

In der 'Deutschen Rundschau' vom November 1908 habe ich berichtet über wichtige innere Erlebnisse Hoffmanns aus der Zeit vom Verlassen der Heimat im Juni 1796 bis zur Gründung eines eigenen Hausstandes im Juli 1802. Das gesamte archivalische Material für den nachfolgenden Aufsatz ist kurz darauf, im Januar und Februar 1909, gesammelt[1]) und nur aus zufälligen, äußeren Gründen erst jetzt zu einer zusammenhängenden Darstellung geordnet; es soll darin im wesentlichen Hoffmanns Weggang aus Posen und sein Aufenthalt in Plock[2]) mit Einschluß der Reise nach Ost- und Westpreußen zur Darstellung kommen, mit anderen Worten sein Leben in der Zeit vom Februar 1802 bis zum März 1804.

In vier von diesen sechsundzwanzig Monaten, nämlich im Oktober und November 1803 und dann im Januar und Februar 1804, hat Hoffmann, wenn auch keineswegs regelmäßig, Tagebuch geführt; diese Aufzeichnungen, die im nächsten Jahre zusammen mit Hoffmanns späteren Tagebüchern und verwandten Aufzeichnungen beim Verleger dieser Zeitschrift vollständig erscheinen werden, schalten wir im Auszuge in unseren Bericht ein und wiederholen dabei auch die Stellen, die im 19. Jahrhundert von damaligen Besitzern publiziert sind[3]).

[1]) Durchgesehen sind die einschlägigen Akten des Justizdepartements (soweit sie nicht 1835 im Ministerium auf Anordnung des Geheimen Justizrats Starke vernichtet sind; der Rest liegt auf der Repositur 84 des Staatsarchivs), namentlich aber zahlreiche Akten aus dem Cabinet (Rep. 89; insbesondere die vom Großkanzler dem König eingereichten Konduitenlisten des Justizdepartements über die sechs Jahre 1800 bis 1805, Vol. 71 H—K). Ein näherer Nachweis ist hier nicht am Orte; ich möchte aber schon jetzt dem zweiten Direktor der Staatsarchive, Herrn Geheimen Archivrat Dr. Bailleu, meinen herzlichen Dank für die werktätige Unterstützung aussprechen, die er damals ebenso wie vorher und nachher meinen Arbeiten zugewendet hat.

[2]) Spr. Plotzk.

[3]) 1823 hat Hitzig eine Reihe von Stellen, zusammen vielleicht den dritten Teil des Textes, mitgeteilt, allerdings unter Weglassung fast sämtlicher Namen. 1841 erschien dieser Auszug zum vierten und letzten Male in deutscher Sprache (in der Pariser Gesamtausgabe von Hoffmanns Werken, die an Vollständigkeit der Texte selten, an Reichhaltigkeit der biographischen Beigaben nie wieder erreicht worden ist), danach nur noch einmal französisch (in Paris 1856, als neuntes Kapitel [S. 105—113] von Champfleurys schönem Sammelwerk Contes posthumes d' Hoffmann).

1889 hat Joseph Kürschner eine Seite der Handschrift (die Einträge vom 6. und 7. Januar 1804) für den 147. Band seiner 'Deutschen National-Literatur' faksimilieren lassen.

Die zehn textlich bekannten Briefe aus Plock, die wir neben diesem fragmentarischen Tagebuch und den Akten benutzen, sind 1904 gedruckt in der Sammlung 'E. T. A. Hoffmann im persönlichen und brieflichen Verkehr' (als Nrn. 41—45 des I. Bandes und Nrn. 1—3, 20f des II.; erschienen 1912 beim Verleger dieser Zeitschrift); sie werden nach den Seitenzahlen dieses Druckes zitiert, und zwar ist bei den Briefen an Hippel der I., bei den anderen der II. Band gemeint. — Der erste Band von Hitzigs Biographie wird (gleichfalls ohne Bandzahl) nach den Seitenzahlen der einzigen selbständigen Ausgabe (Berlin 1823) zitiert.

Um den Tagebuchtext nicht mit zu viel Fußnoten zu belasten, referieren wir in einem einleitenden Abschnitt (I) 1. über die Erlebnisse, Beschäftigungen und Beziehungen Hoffmanns in den neunziger Jahren, die dieser im Plocker Tagebuch erwähnt; 2. über die gesellschaftlichen Verhältnisse in Posen zu Hoffmanns Zeit; 3. über Hoffmanns neue Umgebung, die Stadt Plock und die dortigen Kollegen, soweit Hoffmann sie nennt. (Einige Berichtigungen des älteren Aufsatzes sind an den entsprechenden Stellen eingefügt.) Die Tagebuchstellen, die durch diesen einleitenden Abschnitt erläutert werden und die ihrerseits wieder die dort erwähnten Verhältnisse illustrieren, führen wir in jedem Falle abgekürzt in Klammern an (Okt. 1 = 1. Oktober 1803; Febr. 20 = 20. Februar 1804), so daß der Abschnitt gleichzeitig Kommentar und Register für das Tagebuch ist.

I. Bis zum Februar 1802.

1. Hoffmanns Reminiszenzen aus den 90er Jahren.

Am häufigsten spielt das zum Teil in Königsberg geführte Tagebuch natürlich auf Königsberger Erlebnisse und Beziehungen an. Aus seiner Sekundanerzeit erwähnt Hoffmann (Okt. 8) die Lektüre von Cramers 'Deutschem Alcibiades', der 1790/91 in drei Bänden in Weißenfels erschienen und nach dem Urteile der Allg. D. Bibliothek (109, 150 f) „der in der Tat recht hübsch gearbeiteten Titelkupfer unwert" war. Das Titelkupfer des I. Bandes (und ein ähnliches Frauenporträt) hat Hoffmann, wie wir erfahren, damals zu kopieren versucht. Von guten Schriftstellern, die er in Königsberg (zusammen mit Hippel) gelesen, erwähnt das Tagebuch Shakespeare (in Wielands Übersetzung: Okt. 1), Sterne (Okt. 8) und Rousseau (Febr. 13); endlich werden wir an seine mechanisch-physikalischen Spielereien an der Hand von Wieglebs 'Magie' erinnert (Okt. 2). — Von den Königsberger Verwandten werden öfters der Onkel Otto Wilhelm Doerffer (Okt. 1, 8, Febr. 8, 13) und die Tante Sophie (Jan. 1, 4, 5, 11, 18) erwähnt, beide in dem Sinne, daß leider von ihnen nichts zu erben war. — Von sonstigen Bekannten nennt das Tagebuch den besten Freund Theodor von Hippel (Okt. 2, 5, Nov. 9, Febr. 9, 16—20), die inzwischen verstorbene Geliebte Frau Hatt und deren nunmehr herangewachsene Tochter Amalie

(Febr. 13)[1]), ferner (Febr. 14) einige mütterliche Freundinnen anscheinend aus dem benachbarten Lesgewangschen Fräuleinstift (s. 1908 S. 253 Z. 8!). Lesgewangs selbst hatten offenbar Hoffmann als Kind gelegentlich in den Ferien auf ihr Gut Kusitten bei Preußisch-Eylau mitgenommen (das bei Hoffmanns Weggang aus Königsberg noch im Besitze der Familie war). Der Ehemann der (Febr. 11 erwähnten) Frau Ollech, Georg mit Vornamen,

[1]) In Berichtigung des Aufsatzes von 1908 seien hier die Gründe angedeutet, die Hoffmann 1796 bestimmten, seine Vaterstadt und überhaupt seine Heimat zu verlassen. In dem alten Aufsatz (S. 254, Z. 16—19) ist Hoffmanns Entschluß in Verbindung gebracht mit dem im März erfolgten plötzlichen Tode seiner Mutter. In Wirklichkeit ist aber die endgültige Entscheidung schon im Februar erfolgt; sie hat nichts mit der Mutter zu tun, sondern ist ausschließlich durch das Verhältnis zur Hatt bestimmt worden. Da Hippel in seinen Erinnerungen von den entscheidenden Ereignissen schweigt und in seinen Briefabschriften die wichtigsten Stellen gestrichen hat, so sind die Einzelheiten verschleiert; aus dem, was Hippel in den Briefen stehen gelassen hat, lassen die Hauptzüge sich aber mit voller Sicherheit erkennen.

Am 5. Januar forderte Hippel in einem sehr herzlichen Briefe Hoffmann auf, endlich den Gedanken auszuführen, mit dem Hoffmann schon im Februar v. J. gespielt hatte (S. 60), nämlich zu ihm nach Marienwerder zu kommen und „das große Nest mit einem kleinen zu vertauschen, weil dieses wärmer sei"; er, Hippel, habe bereits ein Zimmer für Hoffmann reservieren lassen (vgl. S. 82, 83 unten, 85 unten).

Am 10. antwortet Hoffmann in einem verzweifelten Briefe (82—85), die Geliebte sei eine verheiratete Frau und er fühle sich ihrer Gegenliebe nur so lange sicher, wie er mit ihr an einem Orte wohne: „Wäre sie frei, so eilte ich zu Dir"; so aber könne er sich nicht entschließen, sie zu verlassen.

„Einige Tage nachher" hatte er auf einer Redoute einen heftigen Auftritt, den er später mit dem Worte „Stierszene" bezeichnet; er hat ihn Hippel am 23. „in ein paar Kraftzügen" geschildert, Hippel hat das „ganze Gemälde" aber gestrichen (86 oben; 96).

Öffentlich konnte er nach diesem Ereignis nicht mehr mit der Geliebten verkehren. Aber, so führt er in dem genannten Brief vom 23. Januar mit dem Selbstgefühl des angehenden Don Juan aus, wenn die Türe zugeschlossen sei, so steige man eben zum Fenster hinein: „freilich kann man den Hals brechen, aber was ist ein Hals gegen das, was man drinnen fand!" (86). „Vermuthlich", fährt er nach dieser vielsagenden Andeutung etwas kleinlauter fort, „wird's noch unangenehme Auftritte setzen," [hier hat dann Hippel wieder einige Zeilen gestrichen] „und ich fliehe in die Arme meines Einzigen". Er will also nach Marienwerder.

Am folgenden Tage, dem 24. Januar, bittet er den Freund schon um genauere Nachrichten über das Personal der Regierung in Marienwerder (89).

Am 25. wird er noch einmal schwankend, nachdem die Geliebte ihm ihren Besuch angekündigt. Er wünscht eine Galgenfrist; aber „über kurz oder lang, spätestens binnen einem Jahr," komme er nach Marienwerder (93).

Schon in den nächsten Tagen jedoch zeigten sich die anfangs befürchteten „ernsthafteren Folgen" jenes Renkontres, über die Hoffmann erst am 22. Februar berichtet (96; die Hauptsache wieder von Hippel gestrichen).

Hoffmann hielt es infolgedessen für angezeigt, Königsberg demnächst zu verlassen. Und zwar erklärte er am Mittwoch dem 3. (oder 10.?) Februar seinen Verwandten, er wollte „schlechterdings nach Marienwerder". „Das wurde mir", fährt er in dem zitierten Briefe vom 22. fort, „nicht zugestanden — ich schlug Glogau vor — das war besser. Den Tag darauf [4. oder 11.] wurde deswegen geschrieben, und gestern [21.] erhielt ich die Antwort — daß man mich mit offnen Armen empfangen würde, daß schon alles mit dem dortigen Präsidenten abgemacht".

Allerdings wurde es Anfang Juni, bis Hoffmann abfuhr, und in dem Verhältnis zur Hatt gab es bis dahin noch manche Erregungen und Abkühlungen.

war in demselben Jahre 1795, in dem Hoffmann Auskultator wurde, als polnisch-lutherischer Pfarrer in Königsberg angestellt worden; er hatte dann 1798 einen polnischen 'Kinderfreund' herausgegeben, zu dem auch Hoffmanns Lehrer Wannowski beigesteuert hatte[1]). Von einem Besuche bei Wannowski, der erst 1812 gestorben ist, berichtet das Tagebuch nichts.

Die Erlebnisse im Hause des Paten-Onkels zu Glogau sind unseren Lesern bekannt. Außer an ihn (Okt. 1, 8) und seinen Sohn (Okt. 2)[2]) erinnern im Tagebuch an die Glogauer Periode die rührende Episode des entlassenen Festungsgefangenen (Okt. 8) und namentlich die Stellen über Hoffmanns Freund Johann Samuel Hampe, den er im August 1797 nach des Vetters Weggang aus Glogau Hippeln gegenüber (154) den einzigen nannte, „der es hier der Mühe wert findet, sich mir anzuschmiegen" (Okt. 3, Jan. 1, 10)[3]). Von der Cousine, die wir a. a. O. mit Hoffmanns Braut Minna D. identifiziert haben, ist im Tagebuch nicht die Rede.

Von Glogau aus war Hoffmann im Sommer 1798 durch das schlesisch-böhmische Gebirge nach Dresden gefahren; von Berlin aus hatte er, über Potsdam—Dessau—Leipzig, im Frühjahr 1800 in Hippels Begleitung den Besuch Dresdens wiederholt. Seitdem verzehrte ihn, den Nordostdeutschen, der von West- und Süddeutschland noch nichts gesehen, eine unauslöschliche Sehnsucht nach diesem „Eden", diesen „paradiesischen Gefilden" (Okt. 8 — vielleicht auch Okt. 17, Jan. 5; an seine Freude über die Schätze der Dresdener Gallerie [an Hippel S. 164, 169] erinnert die Tagebuchnotiz Febr. 13, an die musikalischen Genüsse Okt. 2).

In Berlin arbeitete Hoffmann am Kammergericht unter dem Freiherrn Karl von Schleinitz (1751—1807, im Justizdienst seit zirka 1774, seit 1784 Präsident des Instruktionssenats des Kammergerichts, seit 1805 dann Präsident des Oberappellationssenats). Hitzig rühmt diesem „eine gewisse Genialität und seltene Gutmütigkeit" nach (215); die Konduitenliste für 1800 nennt ihn „kenntnisreich, fähig, eifrig, aber zum Spiel geneigt". Hippel, dessen junge Frau eine Schwester von Schleinitzens zweiter Frau war, hatte dem Freunde gleich mit seinem ersten Briefe nach Berlin eine Empfehlung an den Präsidenten gesandt (167 f, 172). — Hoffmanns Oheim gehörte in Berlin nicht nur dem höchsten Gerichtshofe der Monarchie, dem Geheimen Obertribunal, an, sondern auch der 1781 errichteten Gesetzkommission. In seinem geselligen Hause sah er ohne Zweifel die ersten Juristen der Residenz bei sich, die so auch der Neffe kennen lernte. Von solchen hohen Beamten erwähnt das Tagebuch den bekannten Kabinettsrat

[1]) S. Johannes Sembritzki, Die polnischen Reformirten und Unitarier in Preußen: Altpreuß. Monatsschrift XXX (1893), S. 88.

[2]) Über ihn habe ich auf Grund meines vorigen Aufsatzes von verschiedenen Seiten neues erfahren. Ich gedenke, die Nachrichten über diesen liebenswürdigen Verwandten Hoffmanns demnächst für die Vossische Zeitung oder deren Sonntagsbeilage zusammenzustellen.

[3]) Über diesen Jugendfreund Hoffmanns, der ihm zeitweilig mindestens ebenso nahe stand wie Hippel, und über drei gleichfalls musikalische Bekannte der Warschauer Periode werde ich gelegentlich in der 'Musik' berichten.

Carl Friedrich Beyme (aus Königsberg in der Neumark, 1765—1838: Okt. 17), den Großkanzler von Wöllners Gnaden Heinrich Julius von Goldbeck und Reinhart (aus Stendal, 1733—1818: Okt. 16) und drei von dessen Vortragenden Räten: den Geheimen Obertribunalsrat Geheimen Oberjustizrat Otto Nathanael Baumgarten (aus Berlin, 1745—1802: Febr. 13), dessen Nachfolger von gleichem Amt und gleichem Titel Johann Dietrich Focke (geb. um 1751 zu Cleve: Okt. 2) sowie den Kammergerichtsrat (seit Februar 1804 Geheimen Justizrat) Ludwig von Schmettau (geb. um 1765 zu Magdeburg: Okt. 1). — Lieber als an diese strengen Männer denkt unser Tagebuchführer im Exil freilich zurück an die beiden Künstlerinnen (Okt. 2), deren Gesang ihn in den Berliner Prachtaufführungen von Righinis Opern (vielleicht auch in Glucks 'Iphigenia in Tauris') hingerissen hatte: Maria Fantozzi geb. Marchetti (aus Neapel, geb. um 1765, seit 1792 an der italienischen Oper) und Margarethe Louise Schick geb. Hamel (aus Mainz, 1773—1809, seit 1794 gleichzeitig am Opernhaus und am Nationaltheater, nach Gerber nächst der Mara die größte Sängerin der Zeit).

2. In Posen.

Über die Skandalaffäre, die Hoffmann aus Posen vertrieb, hat sich trotz alles Suchens im Staatsarchiv nichts gefunden. Immerhin ergibt eine genauere Betrachtung von Hitzigs Bericht und namentlich von den Mitteilungen von Hoffmanns Posener Hausgenossen und Kollegen Johann Ludwig Schwarz (geb. zu Halberstadt 1759, seit zirka 1781 im Justizdienst: Goedeke[2] V 447, VII 273) einige bisher nicht beachtete Zusammenhänge.

Hoffmann versichert Hippeln im Frühjahr 1803 — schon Hitzig weist in einer Note ausdrücklich auf diese Briefstelle hin —, daß man ihn mit „teuflischer Geschicklichkeit . . . zum Werkzeug einer ausgedachten Rache" gemacht habe. Als Haupthelfer an dem starken Fastnachtsscherze nennt Hitzig Hoffmanns späteren Schwager [genauer: den Schwager von Hoffmanns späterer Frau], den C. R. G.; wie sich aus dem Testament von Hoffmanns Frau (Briefwechsel S. 747) ergibt, ist diese Abkürzung „Criminal Rath Gottwald" zu lesen. In der Tat hatte dieser Mann allen Anlaß, mit seinem Renommee in Posen unzufrieden zu sein und aus dem Verborgenen sein Mütchen zu kühlen; wenn also Hoffmanns Versicherung nicht eine bloße Ausrede ist, so haben wir wohl in diesem Gottwald den „geschickten Teufel" zu sehen, dem Hoffmann sich nur allzu bereitwillig verschrieben hatte. Zunächst möchten wir deshalb zur Ergänzung und Berichtigung früherer Mitteilungen angeben, was sich — vornehmlich in Staatshandbüchern und Akten — über Michalinas Schwager gefunden hat.

Gottwald hatte sich offenbar gleich bei der Okkupation Posens 1793 dort als Rechtsanwalt („Justizkommissar") niedergelassen und alsbald [1]) eine Tochter

[1]) Seine Tochter Michalina war (nach Hitzig S. 306) Anfang 1807 etwa 12 Jahre alt, also 1794/95 geboren.

des bisherigen Magistratssekretärs Michael Rohrer geheiratet; er war dann Mitglied des Kriminalkollegs mit dem Titel Kriminalrat geworden[1]). Um 1800 legte er seine Anwaltspraxis nieder und wurde unter Beibehaltung des Sitzes im Kriminalkolleg Erster Inquisitor (Untersuchungsrichter) für die Kreise Posen, Schroda, Kosten und Obernik[2]).

Durch diese Heirat waren Rohrers drei Töchter in Verkehr mit der preußischen Beamtenschaft gekommen. Schwarz gibt S. 307 an, daß seine Frau und seine Schwägerin mit einer der drei Schwestern — wohl der Frau Gottwald — „in freundschaftlichem Umgang standen", und die eine der beiden jüngeren, die hübsche Michalina[3]), war, wie Hoffmann am 20. August 1814 an Hippel schreibt (244), dem Posener Regierungsrat Christoph Leopold Diederichs (geb. 1772 zu Pyrmont, seit zirka 1792 im preußischen Justizdienst, 1816 geadelt, 1839 in Charlottenburg gestorben als Wirklicher Geheimer Oberjustizrat und Mitglied des Staatsrats) „von Kindesbeinen an bekannt". Hoffmann sah das etwa zwanzigjährige Mädchen zweifellos häufig bei Schwarzens und bei Gottwalds.

Bald sollte sich zeigen, daß Gottwald dem verantwortungsvollen neuen Amte moralisch nicht im entferntesten gewachsen war. Schon 1800 kamen, wie der Großkanzler unterm 6. Januar 1801 dem Könige berichtet, gegen ihn „bedenkliche Denunziationen ein, wegen deren kürzlich eine sehr genaue Recherche dem Regierungspräsidio aufgetragen worden". 1801 wurde, nach Goldbecks nächstem — sehr milden — Bericht vom 25. Januar 1802, diese Untersuchung gegen Gottwald „dahin beendigt, daß ihm dessen nicht ganz vorschriftsmäßiges Verfahren verwiesen und er unter strenge Aufsicht genommen" wurde. Gottwald war also diesmal noch mit einem blauen Auge davongekommen; er war aber zu leichtsinnig, um diese unverdiente Schonung zu würdigen, und dachte im Gegenteil daran, seinen Angebern einen Streich zu spielen.

Nun herrschte im Winter 1801/02 eine allgemeine Erregung unter den jüngeren Beamten und den Anwälten in Posen. Im Laufe des Jahres 1801 hatte einer der beliebtesten Anwälte, der frühere Kammergerichtsrat Fried-

[1]) Das geschah häufig, seitdem die Advokaten unter Carmer Beamtencharakter erhalten hatten; ich erinnere an Hoffmanns Vater. Da die Mißstände aus dieser Praxis mit der Zeit unerträglich wurden, sprach Friedrich Wilhelm III. am 9. Februar 1804 in einer Kabinettsordre den Wunsch aus, die Justizkommissare allgemein wieder aus den Kriminalkollegien zu entfernen.

[2]) Im Staatshandbuch auf 1799 erscheint er zum letzten Male als Justizkommissar, im Jahrgang 1801 zum ersten Male als Inquisitor. Sein Vorgänger Guderian war dafür Justizkommissar und Notar geworden.

[3]) Daß dies doch der Rufname ist, ergibt sich aus Hoffmanns Heiratsanzeige, aus einer inzwischen aufgefundenen vollständigen Unterschrift von Hoffmanns Frau vom 27. Februar 1822 und aus der von Herrn Eduard Metis in Breslau aufgefundenen und mir freundlichst mitgeteilten Todesanzeige der Witwe. Hoffmann selbst nennt Michalina in allen Tagebüchern nur „die Frau" oder „meine Frau" (hier Okt. 1 und Jan. 5). Zu sprechen ist der polnische Name: Mikalina.

rich Wilhelm Kühtze[1]), Justizkommissar und Notar, sich das Leben genommen, weil er wegen Beleidigung des Majors von Schmidseck zu drei Monaten Festung verurteilt worden war; alle Zivilbeamten und die Honoratioren der Stadt hatten demonstrativ an der Beerdigung teilgenommen (Schwarz 308—310). Kurz darauf hatte zum Unglück einer der starrsten Vertreter des ancien régime, Wilhelm von Zastrow (1758—1830), der die letzten fünf Jahre (1796—1801) als Oberst dem Militärkabinett vorgestanden hatte und das vollste Vertrauen des Königs besaß[2]), als Generalmajor das in Posen liegende (39.) Infanterieregiment erhalten, dessen bisherigen Chef, der Generalmajor Daniel Noë von Crousaz, verabschiedet worden war[3]). Der neue Herr hatte von seinen Bällen alle Bürgerlichen ausgeschlossen, die nicht den Ratscharakter besaßen, von Juristen also außer den jüngeren Herren auch alle Anwälte mit ihren Frauen. Die bisher homogene deutsche Gesellschaft Posens war durch diese Vorgänge in zwei Lager gespalten, und wenn Gottwald seinem privaten Unmute Luft machen wollte, brauchte er nicht lange nach Bundesgenossen zu suchen.

Insbesondere war es ihm ein leichtes, den Assessor Hoffmann für seine Pläne zu gewinnen. Dieser stellte in monatelanger Arbeit zahlreiche farbige,

---

[1]) Die Vornamen hat mir der Historiker des Kammergerichts, Herr Geheimer Justizrat Dr. Friedrich Holtze, am 16. April 1909 gütigst für diesen Aufsatz mitgeteilt und dabei folgende weiteren Daten gegeben: Kühtze war offenbar ein Sohn des Berliner Archidiakons an St. Nikolai und Marien Johann Ernst Kühtze und ein jüngerer Bruder des Pastors Christian Ernst Kühtze an der Sophienkirche zu Berlin. Er kam als Referendar ans Kammergericht und gehörte demselben von 1774—1782 als Rat an; 1779 nahm er an der Untersuchung gegen die Räte teil, die — nach der Ansicht des Königs zu Unrecht — die Klage des Müllers Arnold abgewiesen hatten, und schloß sich dem freisprechenden Gutachten an.

[2]) Ende 1806 ernannte Friedrich Wilhelm III. Zastrow an Haugwitzens Stelle zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten; später war der General Gesandter in München und erhielt als solcher 1823 den Schwarzen Adler-Orden; die letzten Jahre seines Lebens war er Gouverneur des Fürstentums Neufchâtel: s. Poten A. D. Bgr. 44, 721/23 und die dort mehr oder weniger ausführlich zitierten abfälligen Urteile von Scharnhorst, Blücher, Boyen (und Treitschke).

[3]) Der Familienname des Generals ist in der Hoffmann-Literatur meines Wissens zuerst 1894 von Ellinger genannt worden. Schwarz nennt ihn nicht, sagt aber richtig, Zastrow sei dem Posener Regiment vorgesetzt worden. Da Grisebach nun (S. XXI) aus dem frischgebackenen Generalmajor gleich einen kommandierenden General (Zeile 21) mit dem Prädikat Exzellenz (Zeile 25) macht, wobei er offenbar an das Generalkommando des heutigen Fünften Armeekorps denkt, und da Ellinger ihm neuerdings darin gefolgt ist, so darf hier wohl daran erinnert werden, daß es in der alten guten Zeit vor Jena und Tilsit in Preußen weder Divisionen noch gar Armeekorps gab; die einzelnen Waffengattungen waren vielmehr im Frieden völlig gesondert. (Die Infanterie war in dreizehn Infanterie-Inspektionen eingeteilt, von denen die Südpreußische — bestehend aus ganzen zwei Regimentern und einem Grenadierbataillon — dem Generalleutnant Wilhelm von Graevenitz [1730—1809] unterstellt war.) Dagegen besaß bis 1806 jedes preußische Regiment neben dem Kommandeur einen Chef mit Generalsrang, nach dem es benannt wurde. Das Posener Regiment, das bis dahin „Regiment von Crousaz" geheißen hatte, hieß jetzt also „Regiment von Zastrow"; als solches wurde es 1806 nach den Schlägen bei Jena und Magdeburg aufgelöst. Daß der bisherige Chef sogleich anderweit Verwendung fand, ist in der vorigen Note berichtet.

durch entsprechende Unterschriften kommentierte Karikaturen auf den General und dessen Günstlinge, darunter auch Schmidseck, her; zu Fastnacht sollten die Blätter unter die Leute gebracht werden.

Die große Redoute nahm am Sonntag dem 28. Februar ihren Anfang und ging mit angemessenen Erholungspausen über Montag den 1. März bis zum Dienstag dem 2. März Mitternacht weiter. Wie der Streich unter dem Schutze des Polizeidirektors Bredow an den drei Abenden ausgeführt wurde, ist aus Hitzigs und Schwarzens Berichten bekannt und kann hier übergangen werden, da Schwarzens Erzählung mit der Beschreibung von elf der verteilten Karikaturen seit 1854 (in Hagens Geschichte des Theaters in Preußen, S. 729 f) mehrfach benutzt und 1894 von Ellinger wörtlich wieder abgedruckt ist[1]).

Hoffmann hat in Posen zahlreiche Beziehungen angeknüpft, die seinen Tod überdauern sollten. Das gilt nicht nur von seiner Frau und deren Jugendfreund Diederichs: von den zwölf Berliner Juristen, die zu Hoffmanns Grabstein beisteuerten, kannte ihn die Hälfte, nämlich Wilcke, Krahmer, Eimbeck, Herr, Melzer und Todt, von Posen her. Aber das Plocker Tagebuch spricht kaum von diesen Zeugen der jüngsten Vergangenheit. Mit Schwarz scheint Hoffmann nicht korrespondiert zu haben. Dagegen möchte ich in dem Albrecht, von dem Hoffmann (Nov. 9) einen Brief erhält, einen Posener Kollegen sehen. An sich könnte auch der Kammergerichtsrat Daniel Ludwig Albrecht gemeint sein, der (um 1765 in Berlin geboren) dann 1805 Vortragender Rat und später Kabinettsrat wurde; wahrscheinlich handelt es sich aber um Carl Friedrich Albrecht (geb. um 1774 in Potsdam), der um 1796 in den Justizdienst getreten, um die Jahreswende 1799 1800 zum besoldeten Assessor in Posen und dann am 29. Januar 1801 zum Regierungsrat daselbst ernannt war, aber, wie wir noch sehen werden, bald Posen wieder verließ. Von den in Posen zurückgebliebenen Kollegen korrespondierte mit Hoffmann anscheinend nur der „gute Beelitz", und auch dieser wohl nur in einer bestimmten Angelegenheit von halb amtlichem und halb höchst privatem Charakter (Okt. 6, 15). Friedrich Beelitz (um 1776 in der Altmark geboren und um 1797 in den Justizdienst getreten) war zu Hoffmanns Zeit ein „betriebsamer und tätiger Assessor" in Posen gewesen, hatte als solcher seit Anfang 1801 Gehalt bezogen und war inzwischen, am 6. April 1803, zum Rate an der Regierung aufgerückt; 1805 ward er dann Kammergerichtsrat, und Hoffmann fand ihn als solchen 1807 in Berlin wieder, allerdings ohne Freude an ihm zu erleben[2]). — Jan. 14 und 20 sehen wir Hoffmann in Korrespondenz mit dem rührigen Posener Buchhändler Johann Friedrich Kühn aus Leipzig (1776—1847), dessen Personalien unlängst festgestellt sind[3]); danach hatte der Mann im September 1801 im

[1]) Künftig wird man Schwarzens sämtliche Mitteilungen über Hoffmann im III. Bande meiner eingangs zitierten Sammlung finden.

[2]) Vgl. Briefwechsel 7879; die Stelle zeigt auch eine Abneigung gegen die oben genannten anderen Posener Kollegen Eimbeck und Herr.

[3]) Von Hans Knudsen in den Historischen Monatsblättern für die Provinz Posen vom Juli-August 1911 (Bd. XII, S. 101—106).

Hause Nr. 291 (in der Breslauer Straße, nahe am Tor) eine Buchhandlung mit Leihbibliothek und Zeitschriften-Lesezirkel eröffnet. Von den Büchern, die Hoffmann vermutlich durch Kühn kennen gelernt hat, erwähnt er — als Mitarbeiter am 'Freimüthigen' natürlich mißbilligend — Wilhelm Schlegels Ehrenpforte für Kotzebue (Febr. 9). (Einen gleichgültigen Besuch aus Posen verzeichnet Nov. 10.) — Hoffmanns angenehmste Erinnerung aus dieser Periode ist ähnlich wie für die Glogauer Zeit eine Reise, die ihn aus dem Neste entführt hat: diesmal die Fahrt nach Berlin, die er zu Weihnachten 1800 gemacht hatte (Jan. 4; vergl. den vorigen Aufsatz S. 258 mit Note).

3. Die Stadt Plock und die von Hoffmann erwähnten Mitglieder der Plocker Regierung bis Ende 1801.

Gleichzeitig mit Posen war 1793 bei der zweiten Teilung Polens durch den Traktat von Grodno die alte Stadt Plock an Preußen gefallen; sie war mit Posen, Gnesen, Kalisch, Petrikau und anderen zu einer Provinz Südpreußen geschlagen, und zwar zu dem Departement Petrikau.

Plock liegt am rechten Weichselufer inmitten einer fruchtbaren Gegend, aber auf einer steilen, fast wasserlosen Anhöhe. Wir haben eine Schilderung des Ortes von dem (1798 geadelten) Regierungsdirektor A. C. v. Holsche zu Bialystok, die im Jahre 1799 abgefaßt ist[1]); die Stadt hatte damals schon seit sechs Jahren unter preußischer Verwaltung gestanden und bereits ein anderes Aussehen gewonnen als unter der ans Türkische grenzenden Mißwirtschaft, die im 18. Jahrhundert in der Republik Polen geherrscht hatte. Immerhin war der Ort für westeuropäische Begriffe noch traurig genug. Von den 389 Häusern, die Holsche zählt, waren nur 27 aus Steinen gebaut, während die übrigen aus Holz bestanden. Von diesen 362 Holzhäusern hatten wiederum nur 20 ein Ziegeldach; der Rest war mit Schindeln oder Stroh gedeckt. „Es wird", schreibt Holsche, „hier stark gebauet und eine besondere Vorstadt für Deutsche, vorzüglich für Offizianten, ganz von massiven Häusern nach einem bestimmten Plane angelegt, und es kommen von Zeit zu Zeit mehrere Häuser hinzu". — Man lebte erstaunlich billig in der Gegend: ein Berliner Scheffel (= 55 Liter) Roggen kostete nach Holsche durchschnittlich 12—16 gute Groschen, ein Pfund Fleisch 9—12 Pfennige, ein Huhn und ein Pfund Butter je 2—3 gute Groschen. Dafür gab es aber keine Fabriken im ganzen Lande; Eisenwaren, Tuch, Leinen mußten importiert werden. Auch Holz war speziell in Plock schwer und nur zu relativ hohem Preise zu erhalten.

In der Stadt lag das 17. Füsilierbataillon, dessen Chef der Generalmajor Johann von Hinrichs aus Hamburg (1756—1834) war; die Feldpredigerstelle wurde 1803 einem van Scheven übertragen († 1807, Porträt und Charakteristik

[1]) Erschienen 1800 bei Maurer in Berlin in einer Beschreibung des damaligen Neu-Ostpreußen (siehe unten), die ihrerseits den ersten Band einer dreibändigen 'Geographie und Statistik von West-, Süd- und Neu-Ostpreußen' bildet.

Jan. 15[1]). — Die Zivilbevölkerung der Stadt bestand 1799 aus 1847 Christen, die meist Ackerbau trieben, und 731 Juden, in deren Händen fast der ganze Handel lag; des Deutschen waren in der Regel nur die letzteren mächtig, da die ersteren keinen Grund hatten, eine zweite moderne Sprache zu erlernen. Für die gebildeten Polen wurde das Preußische Landrecht ins Lateinische übersetzt (für das Volk auszugsweise ins Polnische); für alle amtlichen Schriftstücke und Drucksachen (Akten, Gesetzpublikationen und dergleichen) war für die vier Provinzen des souveränen Königreichs Preußen (das bekanntlich so wenig zum Reiche gehörte wie z. B. Ungarn) ohnehin seit 1798 die lateinische Schrift eingeführt[1]). In wichtigen Punkten, z. B. für die gesetzliche Erbfolge, blieb freilich das polnische Recht maßgebend, in das die preußischen Richter sich wohl oder übel einzuarbeiten hatten. Für die geistlichen Bedürfnisse der Plocker Katholiken sorgten nicht weniger als elf Kirchen, von denen der Dom und die Pfarrkirche stattliche Gebäude mit hohen Türmen sind; zum Domkapitel zählten außer dem Fürstbischof und dem Weihbischof (beides polnischen Grafen) neun weitere Prälaten, zweiundzwanzig Canonici und sieben Coadjutoren. Sieben Kirchen gehörten zu Klöstern, die von der preußischen Regierung zu ihrem Unterhalt die Hälfte des Reinertrages ihrer (konfiszierten) früheren Besitzungen erhielten. Hoffmann erwähnt (Okt. 2) von diesen Klöstern das der Norbertinerinnen, d. h. der Schwestern des 1119 vom hl. Norbert (gest. 1134 als Erzbischof von Magdeburg) gegründeten Prämonstratenserordens. Bekanntlich waren die Klöster dieses Ordens in den ersten anderthalb Jahrhunderten ihres Bestehens — mit Respekt zu sagen — recht fidele Gefängnisse, indem Brüder und Schwestern unter einem Dache wohnten und nur durch eine Mauer getrennt waren, die sich nicht immer als Hindernis bewährte. In Plock war das nun nicht mehr der Fall, aber immerhin wurden die 38 dortigen Nonnen nicht von einer Äbtissin, sondern von einem Prälaten ihres Ordens behütet. Honny soit qui mal y pense. —

1795 ergab sich die Notwendigkeit, die Plocker Landschaft von Petrikau loszulösen und ein eigenes Departement daraus zu bilden. Die Kammer, d. h. die Verwaltungsbehörde, hielt ihre Sitzungen vorläufig in dem bischöflichen Schlosse ab, da der Fürstbischof von Plock, Graf Onuphrius von Szembek, es vorzog, in Pultusk zu residieren; die Regierung, also die oberste Justizbehörde des Departements, tagte einstweilen außerhalb der Provinz, in Thorn.

1796 wurde die dritte Teilung Polens ausgeführt; Preußen erhielt Warschau und im Norden das Land östlich des Niemen bis zur Grenzlinie Kowno-Grodno. Warschau ward die Hauptstadt Südpreußens und erhielt sogleich eine Kammer und eine Regierung, der Plock zeitweilig unterstellt wurde. In den nordöstlichen Gefilden, die man Neu-Ostpreußen benamste, saßen unter anderen achtzig adlige Gutsbesitzerfamilien mohammedanischer Religion und tatarischer Herkunft; das Staatshandbuch

[1]) Staatsarchiv R 7c, 12c 1; noch 1800 so; 1803 nicht mehr: ebenda 12d.

führte seitdem unter den „Geistlichen, Schul-, Seminarien- und Stiftssachen" der preußischen Monarchie gewissenhaft sub Nr. VI die „Mahomedanische oder Tartarische Geistlichkeit" auf. Man sieht, Preußens Entwicklung tendierte entschieden in derselben östlichen Richtung, in der sich seit mehreren Generationen Österreich bewegt.

Da das Warschauer Departement sich sehr bald als zu groß erwies, wurde Plock mit zu Neu-Ostpreußen geschlagen. Diese Provinz enthielt fortan alles Land rechts von Weichsel und Bug und umklammerte in der Form einer anmutig gebogenen Wurst Ost- und Südpreußen. Die Plocker Justizbehörde, die nach wie vor in Thorn domizilierte, wurde im Juni 1797 wieder unabhängig von Warschau. Verwaltungsgeschichtlich höchst interessant ist das Reglement zur Regelung der Kompetenz von Kammer und „Regierung" in Neu-Ostpreußen, das am 3. März 1797 — im Geburtsmonat des nachmaligen ersten deutschen Kaisers — auf Veranlassung des Ministers für Alt- und Neu-Ostpreußen Freiherrn Friedrich Leopold von Schroetter (1743—1815) erlassen wurde: es trennt zum ersten Male radikal Verwaltung und Justiz, weit schärfer als in allen älteren Provinzen mit Einschluß von Südpreußen. Es gab in Neu-Ostpreußen nicht nur keine Kammer-Justizdeputationen und Domänen-Justizämter, wie sie in allen anderen Provinzen bestanden, sondern auch keine Justiz-Magistrate und Patrimonialgerichte: unter den „Regierungen" in Plock und Bialystok standen lediglich Kreisgerichte — ein Prinzip, das meines Wissens mit Neu-Ostpreußen für die Monarchie wieder völlig verloren gegangen und erst nach 1848 wieder zur Geltung gekommen ist. Die Tatarenprovinz Preußens war somit verwaltungstechnisch am weitesten fortgeschritten.

An die Spitze der „Regierung des Plocker Departements, jetzt zu Thorn", trat der bisherige Präsident des Kommerzienkollegs zu Danzig, Carl Friedrich von Beyer (geb. um 1751 zu Halberstadt, im Staatsdienst seit zirka 1772). In der Konduitenliste für 1800 wird er als guter Organisator, als fleißiger und geschickter Arbeiter gerühmt; er vertrage sich aber nicht mit der Kammer und werde auch „wegen gebieterischen Benehmens vom Collegio nicht geliebt", „weshalb die mehrste Mitglieder sehr dringend um ihre Translocation gebeten haben und zum Teil noch bitten". (In Hoffmanns Tagebuch tritt Beyer an drei bezeichnenden Stellen auf: Okt. 6 [„das dulce praesidium"], 16 [ironisch als Vertrauensmann in Kunstdingen] und Jan. 10 [„der große Bär"]).

Obgleich die Übersiedlung des Obergerichts nach Plock noch in weitem Felde stand, ließ sich schon jetzt, 1797, ein unternehmender Mann hier als Anwalt nieder: der frühere Kriegs- und Domänenrat Hackebeck (Jan. 15).

Im Jahre 1799 wurde der bisherige Kammergerichtsrat August Friedrich Reichenberg (geb. um 1760 zu Braunschweig, im Justizdienst seit zirka 1780) nach Thorn versetzt. Der unverheiratete Mann war Jurist von Beruf und Musiker aus Neigung, ohne in einer dieser beiden Richtungen sich irgendwie auszuzeichnen. In allen sechs Konduitenlisten über die Jahre 1800—1805 werden ihm guter Wille und Bereitwilligkeit, Fleiß und „untadel-

hafter Lebenswandel" nachgerühmt, aber ebenso regelmäßig „sehr mäßige Fähigkeiten und Kenntnisse" festgestellt. Dafür konnte Hoffmann, der ihn wohl schon in Berlin kennen gelernt hatte, sich später in Plock mit ihm wenigstens über Berlin und über musikalische Gegenstände unterhalten, wenn er auch den geliebten Freund Hampe in ihm nicht entfernt ersetzt fand, (Okt. 3 bringt Hoffmann ihm das Klavier in Ordnung und spielt ihm seine neue Messe vor; am nächsten Tage hört er von ihm Berliner Anekdoten über Locatelli und die Mara [deren ganzes Leben freilich eine Kette von Anekdoten war], über alte und neue Komponisten; abermals drei Tage später werden bei Reichenberg Quartette gespielt. Nach Gründung der bischofvertilgenden „Ressource" scheint Hoffmann den soliden Mann nur noch an drittem Orte getroffen zu haben: Jan. 15.)

Im folgenden Jahre, 1800, traten als Assessoren in die Regierung ein der tugendsame Friedrich Gustav Maaß (geb. um 1775 zu Halberstadt, also ein Landsmann Beyers) und (im November) der trinkfeste Lange (Jan. 1, 6, 10)[1]. In demselben Jahre ließ sich der frühere Kriegsrat v. Bachmann (aus der 1749 von Friedrich dem Großen geadelten clevischen Familie) als Justizkommissar in Thorn nieder; gleichzeitig wurde er als Fiskal beschäftigt (Jan. 6, 10).

Am 10. Juni 1801 trat Johann Ferdinand Hiltebrandt (geb. um 1777 zu Gumbinnen, im Justizdienst seit zirka 1796) bei der Regierung als Rat ein. Er war bis dahin Assessor am Hofgericht zu Insterburg gewesen, wo Hoffmanns Vater vor vier Jahren gestorben war; Anfang 1801 war ihm ausnahmsweise eine Besoldung von 400 Talern zuerkannt worden. Er wird in den Konduitenlisten stets als kenntnisreich, geschickt und fleißig gerühmt; für 1803 heißt es, er leiste „auch bei den Kassengeschäften nützliche Dienste". (Er stand dann Hoffmann als Landsmann und Altersgenosse relativ am nächsten: Okt. 2, 4, Jan. 1, 3, 10, 18; auch Hoffmann wußte Hiltebrandts finanzielle Begabung zu schätzen: Jan. 18!) — Im selben Jahre trat Wilhelm Ludwig Berg aus der Mittelmark (geb. um 1775), der sich schon vorher in Kalisch „als brauchbarer Arbeiter gezeigt" hatte, als Assessor dem Kollegium bei (Jan. 9).

Als Rendant der Salarienkasse fungierte schon in Thorn ein gewisser Tepper (Nov. 10). —

Im Herbst 1801 war in Plock selber das Dienstgebäude für die beiden Oberbehörden fertig geworden und „durch Aufführung mehrerer Gebäude daselbst für hinlängliche Wohnungen der Offizianten gesorgt", wie Goldbeck und Schroetter ein Jahr darauf, unterm 15. November 1802, dem Könige berichten. Im Oktober konnte die Plocker Regierung also endlich Westpreußen

[1] Wurde dann 27. Januar 1803 nebst zwei anderen Assessoren von Goldbeck zum Rat in Plock vorgeschlagen, da die dortige Regierung trotz vieler Arbeit nur aus elf Räten bestehe; das Patent wurde am 28. Februar vom Könige vollzogen.

Vermutlich ist dieser Lange identisch mit einem Heinrich Friedrich Lange aus der Kurmark (geb. um 1777), der in den Konduitenlisten als Rat mit der Anciennetät vom 23. Januar 1803 erscheint.

verlassen und in ihren eigenen Bezirk übersiedeln. „Akten, Effekten und Utensilien der Regierung und das Mobiliar der Offizianten" wurden zu Schiff die Weichsel aufwärts nach Plock gebracht.

Kurz nach dem Einzuge in das neue Heim wurde die Regierung durch einige Herren von auswärts verstärkt. Vom Insterburger Hofgericht, das schon Hiltebrandt entsandt hatte, kam jetzt der Rat Johann Friedrich Kirchheim (geb. um 1767 zu Küstrin, im Dienst seit etwa 1789), der in allen Berichten als kenntnisreich und gründlich, geschickt und fleißig geschildert wird. (Hoffmann erwähnt ihn nur Jan. 1; seine Frau scheint aber auch mit Kirchheims Frau verkehrt zu haben: s. Jan. 5.) — Als Assessor trat gleichzeitig Theodor Heinrich Friedrich ein, der 1776 als Sohn eines Apothekers zu Königsberg in der Neumark geboren und zum Weinhändler bestimmt gewesen war, seit 1793 aber die Rechte studiert hatte und um 1797 in den Staatsdienst getreten war. (Hoffmann traf ihn später in Berlin wieder. Im Tagebuch erwähnt er seiner zufällig nicht, nennt ihn aber in einem undatierten Briefe an Hippel, der aus der zweiten Hälfte des Mai 1808 stammen muß [229 oben], dankbar als Helfer in der schlimmsten Not; auch mündlich hat er nach Hitzigs Angabe [263 f Note] „mit einiger Auszeichnung" des Mannes gedacht, der, wie Hitzig sagt, „später durch seine hausbackenen satyrischen Schriften sich in einem gewissen Kreise eine Art literarischer Reputation zu erwerben wußte und im Umgange viel angenehmer war wie als Autor". Friedrich wurde am 25. Mai 1804 als Rat in Plock angestellt, und die Konduitenliste für 1805 rühmt seine „vorzüglichen Fähigkeiten". Er blieb jedoch nicht lange im Dienst, sondern lebte seit den Freiheitskriegen als Literat und Vorleser in Berlin und Wien und, seit 1817, in Hamburg; hier stürzte er sich, dritthalb Jahre vor Hoffmanns Tode, am 12. Dezember 1819, in die Elbe: vergl. Kelchner Allg. D. Biogr. 8 [1878] 66 f und [biographisch schlechter] Goedeke[2] VI [1898] 391, VIII [1905] 129 unten.)

II. Vom Februar bis zum Juli 1802.

Hoffmann hatte in den Jahren 1800 und 1801 bei der Posener Regierung zur Zufriedenheit seiner Vorgesetzten gearbeitet. Der Präsident stellte um die Jahreswende 1801/02 dem Großkanzler vor, daß die Arbeit des Obergerichts sich noch immer vermehre und daß dabei die Zahl der Assessoren bereits auf neun angewachsen sei; er stellte anheim, das Kollegium durch Ernennung von zwei neuen Räten zu verstärken, und schlug dafür die beiden ältesten Assessoren, darunter Hoffmann, vor.

Der Personaldezernent — es war noch Baumgarten, kurz vor seinem Tode — schloß sich dem Vorschlage des Posener Präsidenten an, und am Sonntage dem 21. Februar unterzeichnete der Chef der Justizverwaltung, der offenbar trotz seines Rosenkreuzertums kein Gegner der Sonntagsarbeit war, den Patententwurf. Das Schriftstück[1]) beginnt in üblicher Weise mit den Worten:

[1]) Die Reinschrift Rep. 89, Vol. 60 L; das Konzept, unterzeichnet von Goldbeck und Baumgarten, in R 7 c, 12 a.

Wir Friedrich Wilhelm von Gottes Gnaden König von Preußen pp. Thun kund und fügen hiermit zu wissen: daß Wir den bisherigen RegierungsAssessor Ernst Theodor Wilhelm Hoffmann wegen seiner vor der ImmediatExaminationsCommission bewiesenen Geschicklichkeit und seines bisherigen Wohlverhaltens zum Rath bey der Südpreußischen Regierung zu Posen ernannt und angenommen haben.

Darauf werden die Obliegenheiten des künftigen Rates aufgezählt, und am Schlusse heißt es:

Dahingegen . . . soll er, der RegierungsRath Hoffmann, . . . eine jährliche Besoldung von Achthundert Thaler vom 1ten Maerz dieses Jahres an gerechnet aus der SalarienKasse der Südpreußischen Regierung zu Posen zu genießen haben. . .

Berlin den 21ten Februar 1802.

Goldbeck.

Der Entwurf blieb im Ministerium liegen, um demnächst mit neuen Anträgen dem Kabinett eingereicht zu werden.

In Plock stand eine Vakanz bevor. Der Regierungsrat Bietefisch daselbst, der 1799 in Thorn als Assessor eingetreten war, sollte nach Posen versetzt werden, und Maaß als der älteste Plocker Assessor sollte in die erledigte Stelle einrücken. Goldbeck unterschrieb am nächsten Sonntag — es war derselbe Sonntag vor Fastnacht, an dessen Abend in Posen die seit Monaten präparierte Bombe platzte — den Patententwurf; dieser entspricht genau dem für Hoffmann aufgesetzten, nur daß statt der Südpreußischen Regierung zu Posen die Neu-Ostpreußische zu Plock genannt ist. — Am selben Tage faßte Goldbeck seine Vorschläge an den König zusammen und legte die Bestallungsentwürfe zur Vollziehung bei.

Goldbecks Sammel-Antrag ging ans Kabinett — es ist bekannt, daß der schüchterne König mit keinem seiner Minister persönlich verkehrte — und blieb dort zunächst einige Wochen lang mit anderen Einläufen liegen.

Inzwischen war Herr von Zastrow nicht müßig: Hoffmann und seine Freunde hatten ihn, wie jener elf Monate später kleinlaut Hippeln bekennt, „nur für zu unschädlich" gehalten. Der Regimentschef beschwerte sich unverzüglich direkt beim Könige und beschuldigte der Täterschaft drei Richter, die neben den dienstlichen Interessen auch solche für andere Dinge an den Tag gelegt hatten, nämlich die Regierungsräte Schwarz und Albrecht sowie den Assessor Hoffmann[1]). Er erreichte das Ohr der Majestät früher als der Großkanzler, und dieser erhielt den Befehl, sogleich eine Untersuchung einzuleiten; bei dem entschiedenen Leugnen der Beschuldigten vermochte er jedoch nicht das Geringste zu ermitteln. (Als im Herbst des Jahres dann Schwarzens resolute Gattin ihrem Manne von Posen nach Paderborn folgte, ließ sie sich [um den 1. November] auf der Durchreise in Berlin beim Großkanzler melden; es gelang ihr, ihren Mann von dem Verdacht der Mitschuld zu befreien. „Se. Exzellenz wollte aber von ihr die eigentlichen

[1]) Vgl. hierzu und zum Folgenden Schwarz 316.

Täter erfahren; jedoch ließ er ihre Entschuldigung, daß sie sich als Frauenzimmer nicht berufen fühle, die Denunziantin zu machen, gelten[1]).) Reichlich ein Jahr später tat sich Hoffmann Hippeln gegenüber etwas darauf zugute, daß ihm seine Mitschuld nicht habe nachgewiesen werden können[2]).

Aber offenbar war schon vor Beendigung des Verfahrens dem gekränkten General zuliebe beschlossen worden, die drei verdächtigen Richter bei nächster Gelegenheit aus Posen zu versetzen. Als nun gegen Ende März (am 22. oder, nach anderer Angabe, am 27.) Beyme endlich dazu kam, dem Könige Goldbecks Vorschläge vom 28. Februar zu unterbreiten, ergab sich gleich die Gelegenheit, einen der drei abzuschieben. Hitzig, der über die ganze Angelegenheit vorzüglich unterrichtet ist[3]), berichtet S. 240: „Hoffmanns Patent als Rath bei der Regierung zu Posen ... lag eben zur Unterschrift vor; es war die Gelegenheit da, es mit dem eines nach Plozk als Rath bestimmten Assessors zu verwechseln, diese wurde bereitwillig ergriffen". In der Tat wurde Hoffmann — wie hier abermals in Berichtigung meines älteren Aufsatzes hervorzuheben ist — Rat an der Plocker Regierung mit der Anciennetät vom 21. Februar 1802, und Maaß wurde Rat in Posen mit der Anciennetät vom 28. Hoffmann wird das Patent mit dem unerwarteten Bestimmungsort etwa in der Zeit vom 15. bis 20. April erhalten haben[4]), und man kann sich die Verzweiflung des Mannes vorstellen, der den ständigen, täglichen Umgang mit der Kunst, mit dem Geiste brauchte wie nichts sonst auf der Welt. War ihm die Versetzung von Berlin nach Posen schon als Verbannung erschienen (an Hippel S. 179), so hatte er doch im Laufe der Zeit sich fürs erste damit abgefunden: der regelmäßige Verkehr mit dem tüchtigen und geistreichen Ehepaar Schwarz[5]) gab ihm Anregung, Carl Döbbelin hatte in Posen ein Singspiel von ihm aufgeführt, bei dem Buchhändler Kühn hatte er regelmäßig die neuesten Journale aus Berlin

[1]) Schwarz 324; die Zeit nach S. 325, wonach Frau Doris am 8. November in Paderborn ankam.

[2]) S. 196/97. — Diese Taktik, die der Pädagoge aus Pflicht und Neigung bekämpft, die der Historiker aber achselzuckend als für alle Ewigkeit (vom Sündenfall bis zum Weltgericht, theologisch zu reden) allgemein herrschend anerkennen muß, ist für Hoffmann selbstverständlich. Sie ist bei ihm nicht, wie Ellinger in seiner Beurteilung der Knarrpanti-Angelegenheit annimmt, ein Symptom für krankhafte Schwäche, sondern umgekehrt ein Beweis der Lebensfähigkeit, eine Äußerung des Selbsterhaltungstriebes oder wie man diese unkantische Regung nennen will.

[3]) Die beiden Sätze „Man konnte nicht lange über den Zeichner der Caricaturen in Zweifel seyn. Nur ein Mensch in Posen wußte so zu treffen, und dieser eine war Hoffmann" geben wohl den Gedankengang Zastrows richtig wieder, sind aber, wie wir gesehen haben, nicht im Sinne einer faktischen Überführung Hoffmanns zu deuten.

[4]) Das Reskript, das ihn dann 1804 aus Plock erlöste, war auch gut drei Wochen unterwegs: siehe unten.

[5]) Schwarzens zweite Frau Doris geb. D. aus Dardesheim bei Osterwieck am Harz (Schw. 228) rezensierte in Posen nicht nur Romane, wie aus Hoffmanns Posener Brief an Hippel (180) bekannt geworden ist, sondern verfaßte dort auch selbst vier Romane, die der Gatte dann in Bremen bei einem Verleger unterbrachte: Schw. 347/48. 352/53. — Goedeke[1] und[2] kennen nur Schwarzens erste Frau Sophie geb. Becker aus Kurland (1754—1789).

und Leipzig lesen und sich so wenigstens im gröbsten auf dem laufenden halten können. Sicherlich hatte er Anfang 1802 Kenntnis genommen von der feierlichen Eröffnung des neuen (Langhansschen) Schauspielhauses auf dem Gendarmenmarkt — desselben Hauses, in dem 1816 seine Undine die Hörer entzücken sollte. Nie hatte er die Hoffnung aufgegeben, nach Berlin zurückzukehren (noch im Frühjahr 1803 malte er Hippeln aus, wie er seine Kinder in Malen und Musik unterrichten werde, wenn sie künftig in Berlin zusammenlebten: S. 192). Jetzt ging es statt dessen in einen Ort, der ihm gegen das Posener Fegefeuer wie die Hölle erscheinen mußte. Hoffmann überwarf sich in diesem furchtbaren Frühjahr mit allem, was ihn umgab — und vorzüglich mit sich selbst, wie er drei Vierteljahre später Hippeln schreibt (185).

Frau Schwarz, die sich schon im Herbst 1800 des jungen Assessors bei einer Leberkrankheit mütterlich angenommen hatte (180), redete gemeinsam mit ihrer Schwester dem sechsundzwanzigjährigen Regierungsrate zu, Gottwalds Schwägerin Michalina, deren dunkelblaue Augen unter dunkelbraunen Brauen ihm es längst angetan hatten, in die wilde Polakei hinter der Weichsel mitzunehmen. Eine Deutsche hätte sich der Expedition in den fernen Osten schwerlich angeschlossen — die Richter, über deren Umzug von Thorn nach Plock wir berichtet haben, waren sämtlich unverheiratet. Die junge Polin dagegen, die ebenso häuslich wie hübsch war, konnte im fremden Lande vortrefflich für die täglichen Bedürfnisse sorgen und war immerhin des Deutschen soweit mächtig, um sich mit Hoffmann verständigen zu können. — Hoffmann muß sich schnell entschlossen haben, diesem mütterlichen Rate zu folgen: jedenfalls rechnet er seine Ehe von der Zeit an, in der das verhängnisvolle Ernennungspatent eintraf [1]).

Vorläufig ging er im Mai wohl allein nach Plock, um eine Wohnung zu suchen und einzurichten. Die erste Eingabe der Plocker Regierung an den König, die von Hoffmann mit unterschrieben ist, datiert vom 30. Mai; sie ist zugleich das erste Zeugnis für seine Mitwirkung an dem Riesen-Konkursprozeß des Latifundienbesitzers Anton von Sierakowski, in dem ihm später das Dezernat zufiel (Jan. 4. 6).

Daß Hoffmann dann pflichtschuldig Ende Juli nach Posen zurückkehrte und sich am 26. vom Priester Martin Hantusch in der Kirche des „auf der Wiese" gelegenen Karmeliterklosters ad corpus Christi katholisch trauen ließ, ist schon 1908 berichtet; von den beiden Trauzeugen gehörte Peter Sobolewski jedenfalls zur Freundschaft der Braut, der andere aber, den das Kirchenbuch Theodor Tott nennt, ist ohne Zweifel kein anderer als der Justizkommissar Theodor Todt, den wir oben unter den Posener Freunden Hoffmanns aufgeführt haben. — In der Südpreußischen Zeitung vom 31. d. M. meldete

[1]) Am 25. Januar 1803 schreibt er Hippeln, er sei seit drei Vierteljahren verheiratet (S. 187; in Wirklichkeit wurde erst am folgenden Tage das zweite Vierteljahr seit der Trauung voll). Im selben Briefe berichtet er (S. 188, seine Frau stricke ein Kindermützchen: sie erwartete also damals das erste Kind.

Hoffmann seinen Freunden „seine am 26. Juli 1802 mit der Demoiselle Michalina Rohrer vollzogene eheliche Verbindung".

Ehe wir jedoch dem jungen Paare in die Verbannung folgen, wollen wir uns noch schnell über das Schicksal der Zurückgebliebenen vergewissern.

Bei Schwager Gottwald fruchtete die „strenge Aufsicht" nichts. 1802 wurde er, wie Goldbeck unterm 14. Januar 1803 dem Könige berichtet, „von neuem . . . zur Verantwortung gezogen . . . wegen Vernachlässigung seiner Dienstpflichten und Veruntreuungen, weshalb er zum Arrest gebracht ward, jedoch Gelegenheit gefunden hat zu entfliehen, daher er durch die öffentlichen Blätter vorgeladen"; der Landreuter Koniecky, der ihn fahrlässig hatte entwischen lassen, sah damals seiner Bestrafung dafür entgegen. 1803 ist dann Gottwald, nach Goldbecks nächstjährigem Berichte, „wegen Dienstvernachlässigungen und Unterschlagung öffentlicher Gelder cassirt, aller ferneren Aemter für unfähig erklärt, zum Ersatz der gemachte[n] Defecte mit 2000 rth und im Unvermögensfall zu 4jähriger sonst aber nur zu 2jähriger Vestungsstrafe verurtheilt worden. Das Erkenntniß hat indessen bis itzt nicht vollstreckt werden können, weil er entwichen ist." — Was aus Gottwald dann geworden ist, ist unbekannt und auch recht gleichgültig; über die ferneren Schicksale seiner beiden Töchter berichten wir am Schlusse des V. Abschnitts.

Von den beiden verdächtigen Regierungsräten verließ Schwarz, wie wir noch sehen werden, ein halbes Jahr nach Hoffmann Posen.

Den Regierungsrat Albrecht hoffte der Präsident für Posen zu erhalten, indem er über ihn im Herbst 1802 dem Großkanzler berichtete, er sei „geschickt und thätig" und verspreche „sehr brauchbar zu werden, zumal er sich auch itzt mehrerer Klugheit und Solidität in seinem Betragen außer dem Collegio befleißigt". Aber Goldbeck durfte ihn doch anscheinend mit dem grimmen Zastrow nicht an einem Orte lassen: Albrecht wurde um die Jahreswende an die Regierung zu Magdeburg versetzt. Als eine Strafe hat er das gewiß nicht empfunden.

III. August 1802 bis Juli 1803: Hoffmanns erstes Ehejahr.

Nach den Registern des Justizdepartements, die dem Autodafé von 1835 entgangen sind, hat Hoffmann zwölf Tage nach der Hochzeit, am 7. August, und dann wieder am 27. ein Gesuch (unbekannten Inhalts) an den Großkanzler gerichtet. Unterm 14. September wurde — nicht Hoffmann, sondern der Polcker Assessor Berg zum Regierungsrat in Warschau ernannt; das Patent wurde am 19. vom Kabinett an den Großkanzler abgeschickt, und gleichzeitig erging an diesen eine Kabinettsordre „wegen Versorgung [!] des Regierungsraths Hoffmann aus [!] Plock". Mehr ergibt das Verzeichnis der Ausgänge aus dem Kabinett nicht: war mit der erbetenen „Versorgung" etwa eine Versetzung gemeint, so ist die Antwort des Königs abschlägig gewesen.

Hoffmann biß die Zähne zusammen und arbeitete wie ein Tier, ohne nach rechts und links zu sehen (später, unterm 3. Oktober 1803, vergleicht er sich im Tagebuch mit einem Pferde, im Brief an Hippel mit einem Packesel);

gegen Jahresschluß gab ihm der strenge Beyer, wie Goldbeck dann dem Könige berichtet, „das Zeugniß eines sehr gebildeten und vorzüglich brauchbaren Geschäftsmannes, der durch seine Arbeiten und durch seinen anständigen stillen Lebenswandel ungetheilten Beifall sich erwirbt".

Trotz der allgemeinen Entrüstung, die die Aufhebung seiner Verlobung mit der Cousine Minna in Berlin hervorgerufen hatte (alles verwünschte ihn damals und schalt ihn den Treulosen, wie Hoffmann später an Hippel schreibt: S. 191), war Hoffmann bald wieder in Korrespondenz mit dem Onkel und dem Vetter gekommen. Der regelmäßige Gegenstand seiner Briefe war der Wunsch, aus Plock erlöst zu werden. Hoffmann durfte um so eher darauf hoffen, als gerade 1802/03 eine große Anzahl neuer Richterstellen geschaffen wurde. Im November 1802 sprach bekanntlich die letzte Reichsdeputation dem Könige von Preußen für die an Frankreich abgetretenen linksrheinischen Gebiete eine Reihe von geistlichen Stiftern (Hildesheim, Paderborn, einen großen Teil des Münsterlandes, Erfurt u. a.) und freien Städten (Nordhausen, Goslar u. a.) zu: das Areal des Gesamtstaates vergrößerte sich dadurch nach Abzug der verlorenen Besitzungen um 192 Quadratmeilen. Die neuen Gebiete waren schon im voraus besetzt worden, und Schwarz war schon um den 1. Oktober 1802 nach Hildesheim gesandt, um dann 1803 definitiv in Paderborn angestellt zu werden. Die Berliner Verwandten Hoffmanns machten auch diesem Aussicht, von dieser Entwicklung zu profitieren; im Januar 1803 schreibt er (an Hippel, S. 187): „Von Berlin aus tröstet man mich sehr — ich soll in eine neue deutsche Provinz versetzt werden, welches denn nur mein Wunsch ist, an dessen Erfüllung ich aber sehr zweifle."

In der Tat richtete der Oheim nichts aus, und Hoffmann mußte darauf sinnen, wirksamere Fürsprache zu gewinnen.

In erster Linie dachte er dabei an den Kammergerichts-Präsidenten Schleinitz, der mit dem allmächtigen Kabinettsrat Beyme befreundet war. Wie wir sahen, hatte Hippel 1798 den Freund dem verschwägerten Präsidenten empfohlen, und dieser hatte sich damals freundlich des Referendars angenommen. Hoffmann war also an sich in der Lage, seinem früheren Vorgesetzten direkt zu schreiben; lieber wollte er aber erst Hippel um Rat fragen und sich dann womöglich der Vermittlung desselben bedienen.

Nun war Hippel, wie hier 1908 berichtet worden ist, Hoffmann unbegreiflicherweise die Antwort schuldig geblieben auf einen tief erregten Brief vom Januar 1802. Hoffmann war im Laufe des Jahres an dem Freunde, der ihm ungerührt allen Trost und Zuspruch versagte, irre geworden, zumal er sich die Kühle vergegenwärtigte, mit der Hippel ihn schon vorher, im Spätherbst 1801 in Danzig, behandelt hatte (vgl. an Hippel S. 189). Offenbar fürchtete er auch, daß die Entfremdung bei Hippel gesteigert sei durch die Nachricht, daß er, Hoffmann, die geistig und gesellschaftlich hochstehende Braut verlassen und dafür die ungebildete Tochter eines polnischen Schreibers geheiratet habe, deren Schwager, mit dem er sich angefreundet, gleich darauf

infam kassiert und zu Festung verurteilt war. — Wie dem auch war, er mußte versuchen, den Freund zurückzuerobern und ihn für den gegenwärtigen Zweck zu interessieren.

Als auch an Hoffmanns 27. Geburtstag, dem 25.[1]) Januar 1803, kein Gruß des Vergeßlichen eintraf, schrieb Hoffmann ihm einen längeren, offenbar seit langem sorgfältig erwogenen Brief (185—188), der als ein Meisterwerk erscheint, wenn man ihn als Mittel zum Zweck betrachtet. Die Empfindungen, die er zum Ausdruck bringt, können völlig echt sein, aber sie sind bewußt dem praktischen Ziele dienstbar gemacht — wie überhaupt der Brief vom Januar 1802, den Hippel damals keiner Antwort und später nicht der Veröffentlichung gewürdigt hat, offenbar der letzte rein naive Brief Hoffmanns an den Jugendfreund gewesen ist.

Hoffmann erinnert den Freund zunächst in wundervoll gehaltener Art an die erste und innigste Zeit ihres brieflichen Verkehrs, an die mit Besuchen abwechselnde Korrespondenz zwischen Arnau und Königsberg in den drei Vierteljahren 1794/95, in denen die Briefe des einen Freundes von denen des anderen kaum zu unterscheiden waren: „aber konnten auch zwey Menschen gleicher empfinden als wir?" Im Gegensatze dazu sei leider ihr letztes Zusammensein nicht harmonisch verlaufen; der Zynismus, den er in Danzig zur Schau getragen, erkläre sich aus den inneren Kämpfen, die er damals habe ausfechten, aus der Erregung, die er habe betäuben müssen. Nun büße er die Früchte seines Galgenhumors durch die Verbannung „an einen Ort, wo jede Freude erstirbt, wo ich lebendig begraben bin". — Wie mit einem Paukenschlag fällt dann die Ankündigung ein, daß er Hippel im Mai auf dessen westpreußischem Gute besuchen wolle: vielleicht käme Hippel ihm auf halbem Wege in Thorn entgegen? — Im Konversationston wird darauf nebenbei berichtet, man sei inzwischen Regierungsrat und Ehemann geworden. Von dem „tragischen Ende" der „zweiten Liebesepisode" in Hoffmanns Leben habe Hippel vielleicht schon aus Berlin gehört?? (Hierauf anscheinend eine von Hippel gestrichene nähere Ausführung dieses Punktes.) Jetzt lebe er wie ein Heiliger, der Buße tue. Nur eines, heißt es jetzt wieder mit wohlberechnetem Pathos, schütze ihn vor Verzweiflung: ein sehr liebes, liebes Weib versüße ihm alle Bitterkeiten und stärke seinen Geist, daß er die Zentnerlast der Gegenwart tragen und noch Kräfte für die Zukunft behalten könne. — Übrigens möge sich, heißt es wieder in leichterem Ton, Hippel bis zur Zusammenkunft überlegen, ob Schleinitz nicht veranlaßt werden könne, bei Beyme ein gutes Wort für die Versetzung einzulegen? Indessen eile das nicht. — Darauf wieder ein herzlicher Appell an die alte Freundschaft und die Beschwörung um baldigste Antwort „bey dem Andenken unserer herrlichen Jugendzeit in Königsberg".

Nachdem Hoffmann so ins Briefschreiben hineingekommen, wandte er sich gegen seine ursprüngliche Absicht auch gleich an Schleinitz (vgl. an Hippel S. 191). Er redete sich in eine Wärme hinein, die ihn dazu ver-

[1]) Hoffmann feierte irriger Weise eine Zeit lang den 25. statt des 24. als Geburtstag.

führte, mit einiger Dreistigkeit dem Präsidenten gleich einen Brief an Beyme zur gefälligen Weitergabe mitzusenden.

Wirklich kam jetzt aus Leistenau eine freundschaftliche, wenn auch im Tone wohl noch etwas zurückhaltende Antwort. Hippel-Antonio sprach schonend von Hoffmanns „Originalität", die einen Fernstehenden leicht abstoße, die er, Hippel, sich ja aber aus Hoffmanns einsamer Kindheit zu erklären vermöge; er werde sich also gern bei Schleinitz für ihn verwenden, und zwar schon in der nächsten Zeit mündlich. Hoffmann erfuhr, daß Schleinitz, der im Nebenamte königlicher Kommissar bei der westpreußischen ritterschaftlichen Kreditassoziation war, gerade in Westpreußen weilte!

Seine Übereilung dem Präsidenten gegenüber fiel ihm nun schwer aufs Herz. Er gestand sie Hippeln sogleich (in dem undatierten Briefe S. 189—193) ein und bat den Freund dringend, „die Sache so viel wie möglich ins Geleise zu bringen". Hoffentlich werde Schleinitz doch „ein paar Worte" für ihn an Beyme schreiben und denen Hoffmanns eigenen Brief beilegen; andernfalls müsse er, Hoffmann, sich doch noch einmal direkt an Beyme wenden, denn „noch sind Stellen in den neuen Provinzen vacant, und ich bin entschlossen, alles zu thun, um mich nur aus dem Exil, welches mein Selbst zerstöhrt, fortzuschaffen". Beyer, der „als ein eigner harter Mann" bekannt sei, sei sehr zufrieden mit ihm und habe dem Großkanzler in dem Sinne berichtet. — Dies der praktische Gehalt des zweiten Briefes. Der Rahmen ist womöglich noch kräftiger und feiner durchgearbeitet als in dem vorigen, und die Kunst des Briefschreibers wirkt auch hier um so zwingender, als ihr Material wahres Gefühl ist. Hoffmann wirft jetzt, wo er auf Widerhall rechnen darf, dem Freunde sein „unerklärliches Stillschweigen" während des ganzen vorigen Jahres vor: sein Schweigen auf einen Brief, der ihm „ein zerrißnes Herz, die unaussprechliche Sehnsucht in das Asyl der Freundschaft zu fliehen in jeder Zeile zeigen mußte". Er schildert, wie er an ihm gezweifelt, er gesteht ihm, daß der vorige Brief, den er in unerträglicher Spannung geschrieben, das Ultimatum gewesen: er jauchzt, daß seine schwache Hoffnung doch nicht getrogen. Nun ruft er ihm zärtlich die ersten Jahre ihrer Freundschaft zurück. — Dann wird, offenbar in Erwiderung auf gemäßigte Vorhaltungen Hippels, noch einmal der Karikaturenstreich entschuldigt und die Entlobung gerechtfertigt. Darauf bespricht Hoffmann die praktischen Fragen, wie oben berichtet. Zum Schluß schildert er seine kleine Frau möglichst anmutig und läßt sie Hippeln kordial gleich einen Kuß senden, während er seinerseits Hippels Gemahlin gemessen einen Handkuß ausrichtet; statt von einer vorübergehenden Zusammenkunft in Westpreußen träumt er jetzt von einem dauernden Zusammenleben in Berlin!

Für das nächste halbe Jahr ist ein Gedankenaustausch zwischen den Freunden nicht überliefert. —

Was Hoffmanns außeramtliche Beschäftigungen im ersten Ehejahr betrifft, so gab er sich um Neujahr 1803, wie er Hippeln gegenüber behauptet (S. 188), „wieder mit litterarischen Arbeiten ab". Ob diese Angabe nicht „verfrüht" ist, können wir nicht nachprüfen; daß jedenfalls vor September

1803 nichts von Hoffmann gedruckt worden ist, ergibt mit Sicherheit der Tagebucheintrag Okt. 26.

Ohne Zweifel hat sich Hoffmann aber in den anderen Künsten betätigt. Als musikalische Ausbeute dieser Zeit nennt er Anfang August 1803 (Bfw. 5) neben Klaviersonaten[1]) Messen und Vespern für Klöster, die mit Beifall aufgenommen seien; vier Jahre später (Bfw. 43) nennt er speziell eine „Messe für 2 Soprane, 2 Violinen und Orgel (für ein NorbertinerNonnenCloster in Pohlen gesezt)" — also für das uns schon bekannte Kloster der 38 Plocker Prämonstratenserinnen.

Von Zeichnungen, die aus dem ersten Ehejahr stammen können, erwähnt Hitzig S. 247 drei Gattungen:

1. Porträts von Freunden;
2. Karikaturen: eine davon, das Plocker Publikum im Schlamme der Gemeinheit, beschreibt Hitzig a. a. O. in einer Note ausführlich (wiedergegeben in Grisebachs Einleitung S. XXVI);
3. „vor allem aber unternahm er hier ein mit ebensoviel Beharrlichkeit als Glück ausgeführtes Werk, von dem noch einzelne Blätter vorliegen, die durch die ungemeine Sauberkeit ihrer Ausführung die höchste Bewunderung erregen: nämlich die genaueste Nachzeichnung mit der Feder aller damals bekannt gewordenen etruriſchen Vaſengemälde aus der Hamiltonſchen Sammlung".

In der Tat fand sich 1822 in Hoffmanns Nachlaß eine ganze Reihe der zu 3. genannten Kopien; Hitzigs Schwiegersohn Kugler hat sie, wie alle in den 30er Jahren noch in Hitzigs Besitz befindlichen Zeichnungen und Aquarelle Hoffmanns, sauber aufgezogen, und sie befinden sich heute mit den übrigen in guten Händen.

IV. Die Plocker Blütezeit: August und September 1803.

Im Juni oder Juli 1803 hatte Hoffmann anscheinend den Vetter oder einen anderen Berliner Bekannten gebeten, ihm gewisse Bücher zu senden; die Sendung traf in den ersten Tagen des August ein, und zu Hoffmanns angenehmer Überraschung war den gewünschten Bänden auch eine große Anzahl Hefte beigelegt, die die bisher erschienenen Stücke des 'Freimüthigen' und auch solche der 'Zeitung für die elegante Welt' (jedenfalls monatsweise zusammengeheftet) enthielten[2]).

[1]) Truhn meint (Freihafen II 3, S. 74 unten), daß das in Hoffmanns Nachlaß befindliche Heft mit den beiden Sonaten in F-moll und F-dur vielleicht schon aus Plock stamme, und Ellinger folgt ihm (1894: S. 29 unten, 31, 196) mit größerer Entschiedenheit darin; ich glaube das schon darum nicht, weil Hoffmann 1807 (an der gleich zu zitierenden Stelle) diese Stücke noch nicht nennt. Seine Aufstellung, daß auch die Symphonie in Es-dur aus Plock stamme (a. a. O. S. 29 unten, S. 30 oben bis 31 oben, S. 196), scheint Ellinger neuerdings aufgegeben zu haben.

[2]) In dem gleich zu besprechenden Aufsatz von Mitte August dankt Hoffmann einem Freunde in der Hauptstadt, das heißt in Berlin, dafür, daß er ihm die bestellten

Wer sich 1803 über schöne Literatur und Theater ständig auf dem laufenden halten wollte, war auf diese beiden Blätter angewiesen; das Stuttgarter 'Morgenblatt' und die Dresdner 'Abendzeitung' waren noch nicht am Journalhimmel aufgegangen, geschweige denn Gubitzens 'Gesellschafter'. Beide Zeitschriften waren noch jung: die romantikerfreundliche 'Zeitung für die elegante Welt' hatte der Berliner Karl Spazier 1801 in Leipzig ins Leben gerufen und leitete sie bis zu seinem Tode am 19. Januar 1805; als Organ gegen die romantische Schule, aber auch gegen die „gräzisierende" Richtung Goethes und Schillers, hatte dann zu Neujahr 1803 Kotzebue in der Stadt Nicolais den 'Freimüthigen' gegründet, um sich jedoch schon nach einem Jahre von der Redaktion wieder zurückzuziehen[1]). Immerhin brachte auch dieses

Bücher so bald übersandt und die „vielen bunten Hefte" „ohne weitere Bestellung mitgeschickt" habe; er habe die 'Zeitung f. d. el. Welt' und den 'Freimüthigen „mit vielem Vergnügen gelesen". Damit stimmt völlig überein, was Hoffmann am 28. Februar 1804 Hippeln schreibt (S. 200 unten): er habe das Preisausschreiben des 'Freimüthigen „erst acht Wochen vor Michael ganz zufällig" gelesen. Da der Michaelstag bekanntlich der 29. September ist, wäre das der 4. August: erst um diese Zeit also hat Hoffmann den 'Freimüthigen' vom 3. Januar zu Gesichte bekommen. Danach nehme ich mit Bestimmtheit an, daß die im Eingange des Aufsatzes erwähnte Berliner Büchersendung mit der unerwarteten Journalzugabe der Wirklichkeit entspricht, zumal sie alle Züge eines zufälligen wirklichen Ereignisses trägt.

Der „Freund in der Hauptstadt" wird in jenem Aufsatze Theodor genannt, wie 1818 ff der musikalische unter den Serapions-Brüdern und 1820 der Berliner Adressat des zweiten der 'Briefe aus den Bergen'. Man hat es als selbstverständlich bezeichnet, daß unter dem Theodor von 1803 Hippel zu verstehen sei; ich halte das im Gegenteil für völlig ausgeschlossen. Erstens lebte Hippel damals so wenig wie Hoffmann in einer Hauptstadt, sondern arbeitete als Kammerassessor in dem kleinen Marienwerder und war selbst der Anregung dringend bedürftig (S. 194 unten); zweitens war Hippel bekanntlich völlig unmusikalisch, und Hoffmann scheint ihm daher den Aufsatz gar nicht mitgeteilt zu haben.

[1]) Die Geschichte von Kotzebues und Merkels Blättern ist in der 2. Auflage von Goedekes Grundriß ganz falsch dargestellt, auch — wie so häufig — in Punkten, wo die 1. Auflage (und die Allg. D. Biographie, hier im Art. Merkel) schon das Richtige hatte. Zu einer umfassenden Richtigstellung ist hier nicht der Ort; erlaubt möge es aber sein, die Hauptdaten für die Jahre 1803/04 herzusetzen:

1. Montag den 3. Januar 1803 begann das Erscheinen von Kotzebues Blatt 'Der Freimüthige, oder Berlinische Zeitung für gebildete, unbefangene Leser'. Es kam bei Johann Daniel Sander viermal wöchentlich heraus, nämlich Montags, Dienstags, Donnerstags und Freitags.
2. Unterm 1. Mai 1803 zeigte Garlieb Merkel an, daß er die bisher von ihm herausgegebenen 'Briefe an ein Frauenzimmer' mit dem 4. Hefte des III. Jahrgangs schließen, dafür aber bei Heinrich Frölich eine neue Zeitschrift herausgeben werde unter dem Titel Ernst und Scherz, ein Unterhaltungsblatt literarischen und artistischen Inhalts für die gebildete Lesewelt'. Im Juni und Juli werde wöchentlich ein halber Bogen [zusammen 8 Nummern], August bis Dezember d. J. würden wöchentlich zwei halbe Bogen [zusammen 40 Nummern] erscheinen. Wirklich kamen die angekündigten 48 Stücke in der Zeit vom 4. Juni bis zum 14. Dezember heraus; den geplanten Untertitel hatte Merkel schließlich fortgelassen.
3. Im Herbst kamen beide Herausgeber und beide Verleger dahin überein, daß von Neujahr ab nur noch die Merkelsche Zeitschrift bei dessen altem Verleger

üblere der beiden Unterhaltungsblätter gelegentlich (wenn auch sehr selten) Beiträge von einigem Wert, so in der Nummer vom 4. März 1803 Hubers frühe Würdigung von Kleistens Genius (anläßlich des Erscheinens der 'Familie Schroffenstein') und in der folgenden Nummer eine Szene aus Werners 'Söhnen des Thales'. Jedenfalls ist es auch ohne das begreiflich, daß der geistig ausgehungerte Hoffmann diese schalen Früchte der „Eleganz" und der „Bildung" ohne besondere Prüfung verschlang und ihnen in der ersten Freude mehr Geschmack abgewann als billig.

Aber nicht nur theoretisch schienen ihm die bunten Hefte etwas zu bringen. Hoffmann hatte die Gelegenheit, sich durch eine Heirat zu rangieren, nicht benutzt; er hatte seine Plocker Wohnung anscheinend auf Kredit möbliert (vielleicht hingen damit jene Gesuche um „Versorgung" zusammen, die Hoffmann im August 1802 eingereicht hatte) und mochte auch von der lustigen, aber unbesoldeten Posener Zeit her noch Schulden haben, die allgemach recht drückend wurden. Schon aus dem Grunde mußte er wünschen, Kompositionen und Schriften bei Verlegern unterzubringen. Zwei Aufforderungen im 'Freimüthigen' machten ihm Hoffnung darauf.

Gleich im ersten Stück, vom 3. Januar, schrieben Herausgeber und Verleger einen Preis von 100 Friedrichs d'or (= 1500 Mark) aus für das beste Lustspiel, das bis Michaelis d. J. bei ihnen einlaufen werde. Kotzebue werde mit Zuziehung Ifflands und anderer Sachverständiger den Preis erteilen, sofern eines der eingesandten Stücke desselben würdig sei. „Die Manuskripte werden frankirt an die Verlagsbuchhandlung gesendet, und zwar ohne Nahmen, selbst nicht einmal mit versiegelten Zetteln, die den Nahmen enthielten"; lediglich die Hinzufügung einer Devise solle jede Arbeit ihrem Autor sichern. — Ferner zeigte im 8. Blatt des Anzeigers, das dem Stück vom 3. Juni beigegeben war, der Musikverleger Hans Georg Naegeli in Zürich eine periodische Sammlung von Klavierstücken unter dem Titel 'Repertoire des Clavecinistes' an, von der bereits fünf Hefte erschienen seien; er werde darin alte und neue Kompositionen bringen und eröffne „zu dem Ende für alle fähigen und würdigen Künstler dieses nehmlichen Faches eine Koncurrenz". Er habe seit geraumer Zeit mit vielen trefflichen Künstlern über das Unternehmen korrespondiert und mannigfaltige Beweise des Beifalls und der Teilnahme erhalten; so habe Beethoven schon Beiträge gesandt und der Abt Vogler solche zugesagt. „Alle anderen Klavierkomponisten, an die meine besondere Einladung bisher noch nicht gelangen konnte, lade ich hiermit ein, mit mir in Korrespondenz zu treten und mir ihre Beiträge einzusenden, wenn sie sich getrauen, mit den genannten Künstlern zu concurriren. Ich werde nichts verwerfen ohne Anführung meiner Gründe

Frölich erscheinen solle. Um jedoch Sanders Abonnenten mit zu gewinnen, sollte das Blatt vom Januar 1804 ab den Doppeltitel 'Der Freimüthige, oder Ernst und Scherz' tragen und Kotzebue pro forma als Mitherausgeber zeichnen. So geschah es. In der Nummer vom 24. Januar 1804 teilte Kotzebue dann den Lesern mit, daß er sich an der Redaktion nicht mehr beteilige und keine anonymen Beiträge mehr liefern werde.

und, was ich aufnehme, angemessen honoriren. Meine Hauptanforderungen setze ich hier kürzlich fest: Es ist mir zunächst um Klavier-Solos in großem Styl, von großem Umfang, in mannigfaltigen Abweichungen von der gewöhnlichen Sonaten-Form zu thun . . . Wer in den Künsten des Contrapunkts keine Gewandtheit besitzt und nicht zugleich Klavier-Virtuose ist, wird hier kaum etwas Rahmhaftes leisten können."

Hoffmann beschloß nichts Geringeres, als gleich beiden Anforderungen zu entsprechen, die ihm der Zufall ins Haus getragen. Er sah eine Periode literarischer und musikalischer Produktivität vor sich und legte, um ein Archiv für seine Erzeugnisse zu schaffen, eine dicke Kladde an mit dem kalligraphierten Titel

Miscellaneen
die litterarische und künstlerische
Laufbahn betreffend.
Angefangen im Exil und zwar im August
1803.

Eröffnet wird das Buch durch das Konzept eines Briefes an Naegeli: am 9. August sandte Hoffmann diesem unter dem Namen Giuseppo Dori in Warschau eine Fantasie, die seiner Ansicht nach „die in der oben erwähnten Anzeige aufgestellten Bedingnisse" erfülle; die Arbeit sei nämlich „ein von der gewöhnlichen SonatenGattung abweichendes nach den Regeln des doppelten Contrapunktes gearbeitetes Clavierstück von größerem Umfange". Er hoffe, Beifall zu finden und zu weiterer Mitarbeit aufgefordert zu werden (S. 6). Die Antwort und das etwaige Honorar sollte Naegeli an den Vetter Doerffer in Berlin zur Weiterbeförderung an ihn, den Signor Dori in Warschau, senden; vermutlich benutzte Hoffmann den gefälligen Verwandten auch als Vermittler bei der Hinsendung.

Über eine Lustspielidee dachte er nach, um schließlich „unter mehreren Plänen, die ihm vorschwebten, den einfachsten" zu wählen (an Kotzebue, S. 8). Ehe er den aber ausführte, las er in den verführerischen Heften aus Berlin und Leipzig weiter. Wie Ellinger in seinem ausgezeichneten Kommentar zu Hoffmanns 'Schreiben eines Klostergeistlichen' zeigt, verfolgte Hoffmann besonders den Kampf der Meinungen über die beiden im Mittelalter spielenden Schauspiele mit Chören, die soeben erschienen waren: Schillers 'Braut von Messina' und Kotzebues 'Hussiten vor Naumburg'. Derselbe kluge Kritiker, der im März im Freimüthigen Kleistens Erstling angezeigt, hatte unterm 25. Juli ebenda Schillers Experiment bei aller Hochachtung abgelehnt. Hoffmann, der das Juliheft vielleicht noch gar nicht kannte, kam zu dem gleichen Ergebnis, und zwar unter dem ganz selbständigen Gesichtspunkte, daß die Chöre der Alten nicht zu erneuern seien ohne die Musik der Alten, deren Kenntnis doch unwiederbringlich verloren. Er setzte seine Meinung als einen Beitrag zu der allgemeinen Diskussion auf, und zwar, wie bekannt, sehr glücklich eingekleidet als das Schreiben eines Klostergeistlichen, der kaum ahnt, um was es sich handelt. Das Konzept folgt in den 'Miscellaneen'

auf den Brief an Naegeli und stammt danach aus der Zeit zwischen dem 9. und dem 19. August. Es ist anscheinend in einem Zuge niedergeschrieben und einige Zeit darauf, vermutlich unmittelbar vor oder während der Reinschrift, durchkorrigiert. Das ist zum Teil sehr flüchtig geschehen; die in der Reinschrift vorzunehmenden (oder bereits vorgenommenen?) Änderungen sind öfters nur durch Streichungen oder auch durch Stichworte am Rande angedeutet. Das im definitiven Text dreimal vorkommende Wort Melopoiia z. B., das ursprünglich im Konzept fehlte, ist nur einmal (an der zweiten Stelle) an den Rand gesetzt, und zwar in hilfloser Schreibung (erst Melopaiia, dann verändert in Melopaeiia); vielleicht hatte Hoffmann sich erst bei Reichenberg Rats erholt. Statt „Tragödie" heißt es im Konzept überall „Trauerspiel"; diese Änderung kann man allenfalls Kotzebue zuschreiben, während alle anderen offenbar von Hoffmann selbst bei der Reinschrift vorgenommen sind. Bis gegen Schluß sind die Änderungen nur stilistischer Art, und die alten Fassungen (mit Einschluß eines gestrichenen unwichtigen Satzes) lassen sich verständiger Weise nur als Fußnoten zu einer kritischen Ausgabe geben. Erheblich umgearbeitet ist nur der Schlußabsatz des Textes (vor dem Abschiedsgruß, mit dem, entgegen dem Druck, ein neuer Absatz beginnt); wir setzen ihn (buchstabentreu, aber frei interpungiert) in der Fassung des Konzeptes her, ohne die Streichungen zu berücksichtigen, die Hoffmann bei der Reinschrift darin vorgenommen hat:

> Hat man nur erst den Anfang mit der notirten Deklamation gemacht, so wird sich das weitere schon geben; ohne KlangInstrumente wird alles nur ein Geplappere seyn. Den Don Carlos und die Hussiten vor Naumburg, welches ein schönes Stück seyn mag, weil sie sich darüber so streiten[1]), wird man mit der Tibia dextra — und das Lustspiel, welches auf Michael dieses Jahres den im Frey[müthigen] ausgesezten Preis gewinnt, mit der tibia serrana begleiten.

Am 19. August sandte Hoffmann die Reinschrift mit der abgekürzten pseudonymen Bezeichnung G. D. in W. [s. o. im Brief an Naegeli!] an Sander: er glaube, „mit nicht ganz mißlungener Ironie das Übersehen eines wichtigen Umstandes bey dem Einführen des griechischen Chors auf unsrer Bühne gerügt" zu haben. Er empfiehlt sich dem Wohlwollen des Herrn von Kotzebue (den er bei der Reinschrift glücklich zweimal in den Schlußabsatz gebracht) und bittet, ihn eventuell im Freimüthigen zu weiteren kritischen Beiträgen aufzufordern.

Dann ging es mit allen Kräften an das Lustspiel, für das hundert Goldstücke winkten.

[1]) Kotzebue, der nie an Schüchternheit gelitten, hatte im Freimüthigen vom 12. Mai einen anonymen, aller Wahrscheinlichkeit nach von ihm selber herrührenden Artikel gebracht mit der Überschrift „Der Nahme thut viel zur Sache". Darin findet sich der Seufzer: „Wir möchten . . . für unser Leben gern hören, was man sagen würde, wenn die Hussiten unter Göthe's, und: Was wir bringen! unter Kotzebue's Namen erschienen wäre?"

Das Stück gliederte sich in drei Akte, von denen der erste mindestens acht Szenen hatte. Da diese Arbeit das (relative) Hauptwerk von Hoffmanns zweiter Schriftstellerperiode ist, so mag es erlaubt sein, etwas länger bei ihr zu verweilen. Den Inhalt und Charakter des Lustspiels kennen wir einigermaßen aus Kotzebues Beurteilung vom Februar 1804. Hoffmanns nicht immer nach Verdienst gewürdigter Biograph Hitzig hat, wie Hoffmanns ersten gedruckten Aufsatz, so auch diese erste öffentliche Rezension eines Hoffmannschen Werkes wieder aufgefunden und sie in der Note S. 267 f ihrem Hauptinhalte nach reproduziert; wir gestatten uns jedoch aus ganz den gleichen Gründen, wie wir sie eingangs für die Wiedergabe des Tagebuchs angeführt haben, auch diesen Text zu wiederholen, zumal die Tendenz des Stückes und infolgedessen Hoffmanns ganzes damaliges Verhältnis zur Kunst neuerdings unseres Erachtens völlig verkannt, ja geradezu auf den Kopf gestellt worden ist. Wir bringen aus Kotzebues Bericht, auf den wir im 3. Stück des VI. Abschnitts noch zurückkommen, hier die Stellen, die über den Gang der Handlung und über Einzelheiten orientieren (Sperrung und Absatzbildung behandeln wir frei):

> Wilmsen, Buchhalter bei einem reichen Kaufmanne, dessen Tochter er liebt, ist seiner kaufmännischen Bestimmung müde (ohngeachtet er die entschiedenste Anlage dafür hat), will sich und seine Frau künftig blos als Dichter nähren, und um zu beweisen, daß er dabei [finanziell!] besser fahren werde, hat er ein Lustspiel geschrieben und solches dem Freymüthigen eingesandt, überzeugt, daß es den ausgesetzten Preis erhalten werde.
>
> Der alte Kaufmann aber, der ihn, als den Sohn eines verstorbenen Freundes, wie sein Kind liebt, hat etwas davon gemerkt, das Stück von der Post zurückgeholt, es schlecht gefunden, hat auf der Stelle selbst ein besseres geschrieben, und trägt am Ende den Preis würklich davon;
>
> dadurch bewirkt er Wilmsen's Rückkehr aus den poetischen Gefilden in die prosaische Rechenstube, und zum Ersatz giebt er ihm Auguste[n].

Ueber die offenbar allzu breit ausgeführten Episoden und Nebenfiguren berichtet Kotzebue an zwei Stellen seines Urtheils:

[1] Unter den Nebenpersonen ist der junge ungeschlachte Anglomane der neuste und leider wahrste Charakter. Schade, daß er nur skizzirt werden konnte.

[2] Die nur zu bedeutende Rolle der alten Jungfer ist nicht allein ganz abgenutzt, sondern auch äußerst übertrieben, und wird am Ende gar ekelhaft.

[3] Fast das nemliche gilt dem Dichter Serlo. Der Spaß mit dem Trauerspiel ist viel zu weit ausgedehnt, und die ewig lange Scene, wo dieses Trauerspiel probirt wird, verfehlt ihre Würkung fast ganz. Mehrere Züge (z. E. der, wo der alte Handlungsdiener sich so gräßlich fürchtet, seine Rolle zu spielen, weil er darin ermordet werden soll) sind allzu übertrieben und kaum in der eigentlichen Posse verzeihlich.

Mit diesen Angaben über das Rankenwerk des Stückes müssen wir uns bescheiden. Über die Hauptperson — da es sich um eine Komödie handelt, heißt das: den ad absurdum geführten Narren — ist aber noch einiges zu sagen. Kotzebue betont an fünf Stellen seines knappen Auszuges, daß Wilmsen nach Hoffmanns Absicht ein miserabler Dichter, aber ein vortrefflicher Kaufmann ist, d. h. daß seine wirkliche Neigung und Begabung nicht auf die Kunst, sondern auf den Erwerb gerichtet ist. Der bisherige Buchhalter will sich ausgesprochenermaßen nur deshalb auf die Herstellung von Theaterstücken verlegen, weil nach seiner Ansicht dabei mehr zu verdienen ist als im Warenhandel — einer Ansicht, die, eine derbe Theaterfaust voraussetzt, auch heute noch (oder: heute erst recht) mancher teilt. Der Schwiegervater hätte allem Anscheine nach durchaus nichts gegen die Verwirklichung dieser Spekulation, wenn sie nur möglich wäre; er zweifelt jedoch lebhaft daran, daß der junge Mann über diese sichere Hand des Theaterskribenten verfüge, und er beweist ihm dann durch die Tat, daß er selber immer noch eher ein Lustspiel zustandebringt. Die Moral des Stückes ist also: Schuster, bleib bei deinem Leisten [nicht, weil der Leisten das höchste ist, sondern weil du nur zum Schuster geschaffen bist]. Der komödienschreibende Wilmsen [vielleicht auch sein Gegenstück, der tragödienschreibende Serlo] ist der Prototyp der dichtenden Dilettanten, die Hoffmann besonders gegen Ende seiner dritten Periode mit ingrimmiger Vorliebe schuf. Während aber von diesen Hoffmannschen Dichterlingen der Kater Murr bis an sein Lebensende weiter dichtet (und dasselbe ist zu befürchten von dem „jungen hoffnungsvollen Lieutenant", der Kreislern den ersten Akt eines Trauerspiels versetzt, wie von dem „jungen eitlen Dichter", den Ottmar in der ästhetischen Teegesellschaft parodiert), wird der Buchhalter Wilmsen von seinem Wahne geheilt wie der baronisierte Kaufmann Benjamin Dümmerl (in der 'Brautwahl') und der Student Amandus von Nebelstern (in der 'Königsbraut'). Nun kommt ja im wirklichen Leben eine solche Heilung eines Poetasters kaum vor, und in der Tat muß Hoffmann in allen drei Fällen ein Wunder geschehen lassen. Amandus wird durch einen Spatenschlag auf den Kopf zur Raison gebracht; Bensch bekommt eine Zauberfeile, die ihn ablenkt; Wilmsens Schwiegervater, der alte nüchterne Kaufmann, schüttelt plötzlich ein Lustspiel aus dem Ärmel, das von den ersten Vertretern des Faches mit dem Preise gekrönt wird. Begreiflich ist es, daß — wie wir noch hören werden — der in seiner Handwerksehre gekränkte Kotzebue gegen diese leichtfertige Lösung besonders lebhaft protestierte. —

Gerade eine Woche vor Michaelis konnte das Manuskript noch abgesandt werden. Hoffmann fügte ein artiges Billett an Kotzebue bei, das der Eile wegen nur teilweise im Konzept niedergeschrieben und erst nach der Absendung im 'Miscellaneen'-Buch aus dem Kopfe ergänzt ist. Er bittet Kotzebue, in jedem Falle ein Urteil über sein „Machwerk" abzugeben, da er „schon seit mehreren Jahren in einer Einöde von dem Throne der Kritik weggebannt" sei und „über sich selbst zu seiner Quaal in völliger Ungewißheit" lebe.

In den nächsten acht Tagen dürfte Hoffmann sich vorwiegend mit der Vollendung der Vasenzeichnungen beschäftigt haben.

Über sein geschäftiges Dilettieren in allen Künsten schreibt er Anfang Oktober sehr liebenswürdig an Hippel (195): wenn der Dienst es erlaube, dann würden die Akten „in die Nebenkammer geworfen, und dann zeichne, komponire und dichte ich wie's komt — freylich alles nur schlecht, aber desto mehr Vergnügen macht mir's, denn es ist ein psychologisches Phänomen, daß die schlechten Künstler und Dichter sich am allermehrsten über ihre Mißgeburten freuen".

Als Lektüre in diesen Tagen nennt das Tagebuch eine Biographie Savonarolas (Okt. 2). Ferner muß im September (wahrscheinlich Ende September) ein Brief Hippels in Plock eingetroffen sein, aus dem Hoffmann erfuhr, daß Schleinitz wieder in Westpreußen weile (196, Nachschrift) und inzwischen in Berlin warm für ihn eingetreten sei (193).

Am Michaelistage, dem 29., war Hoffmann nach seiner Aufzeichnung (Okt. 1) „voll Vergnügen über die erlangte Freiheit"; worauf sich das bezieht, wird nicht deutlich (möglicherweise auf die von Hippel erregte Hoffnung auf Versetzung). Er beschloß, vom 1. ab regelmäßig Tagebuch zu führen, und bestimmte eine hintere Partie des 'Miscellaneen'-Buchs als Stelle dafür.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Das Problem des Buches Hiob.

Von
Otto Frommel.

Im Propheten Hesekiel Kap. 18 finden sich die Worte: „Wenn einer fromm ist und Recht und Gerechtigkeit übt, so soll er sicher am Leben bleiben. Wer aber Unrecht tut, der soll nicht am Leben bleiben. Wenn sich der Sünder bessert, soll er am Leben bleiben. Wenn der Fromme von der Frömmigkeit läßt und Frevel verübt, so soll er sterben."

Das ist das Verfahren Gottes mit den Menschen, und dies Verfahren ist in Ordnung. Ein jeder wird nach seinem Wandel gerichtet und empfängt genau das, was seine Taten wert sind. Auge um Auge, Zahn um Zahn.

Diese Vergeltungslehre ist mit Recht der Grundpfeiler genannt worden, auf dem die ganze alttestamentliche Weltanschauung ruht. Noch zu Jesu Zeiten steht sie so fest, daß ein blindgeborener Mensch ohne weiteres bei seiner Umwelt die Frage hervorruft: Was ist geschehen? Wer hat gesündigt, die Eltern oder er selbst, daß er blind geboren ist? Die Begriffe werden auf den Kopf gestellt, damit die Theorie recht behalte.

Nun hat aber einmal einer gelebt — wann, wissen wir nicht, aller Wahrscheinlichkeit nach in der Zeit des nachexilischen Judentums — der es wagte, die altheilige Lehre von der Vergeltung mit den allerschärfsten Waffen anzugreifen. Kein zunftmäßiger Theologe, kein Kirchenmann, nicht einmal ein Prophet, wenn wir unter einem Propheten einen Mann der öffentlichen Verkündigung, einen Sprecher im Namen und Auftrag Gottes verstehen. Sondern ein Mensch und — ein Dichter. Ein Mann, dem sich, was er tief drinnen in seiner Brust erlebte, zu Gestalt, zu Bild und Wort verdichtete, dem sich die eigene Erfahrung zu selbständigem Leben, zu einer zweiten Wirklichkeit verkörperte, die, losgelöst von seinem Geist, eine eigene Existenz führte und noch bis zur Stunde führt. Denn dieser Autor des Buches Hiob war, um es gleich zu sagen, einer der erstaunlichsten Dichter aller Zeiten. Ihm eignete eine Fähigkeit, Tiefstes zu fühlen und Tiefstempfundenes darzustellen, eine Kühnheit, in unerforschte Gebiete des Daseins einzudringen und, was er erkundschaftet, mit rücksichtslosem Wahrheitsmut auszusprechen; ihm eignete endlich eine Gewalt des Ausdrucks, eine Leidenschaftlichkeit, Bildhaftigkeit und Fülle der Sprache, die ihn den großen Dichtern aller Zeiten als einen Ebenbürtigen an die Seite stellt.

Sein Gedicht wurde merkwürdigerweise in den Kanon aufgenommen, wie ja auch der Prediger Salomo und das Hohelied, wiewohl alle diese Schriften zu der orthodoxen Frömmigkeit des nachexilischen Judentums einen seltsamen Gegensatz bilden. Bei Hiob erregt diese Kanonisierung deshalb unser Staunen, weil in ihm geradezu ein leidenschaftlicher Angriff auf das jüdische Grunddogma von der göttlichen Gerechtigkeit unternommen wird.

Wie der Dichter des Hiob zu seinem Stoff gekommen ist, ob er eine alte „Hiobsage" vorfand, die er seinem Zwecke dienstbar machte, ob er seine Fabel selbst erfand, soll hier gleichfalls nicht erörtert werden.

Diese Fabel ist rasch erzählt. In dem großartigen, auf Erden und im Himmel spielenden Prolog wird uns von einem reichen Manne namens Hiob berichtet, der unsträflich und gottesfürchtig lebt, seinem weitausgedehnten Besitz von dreitausend Kamelen, fünfhundert Joch Rindern, fünfhundert Eselinnen, zahlreichen Sklaven und Sklavinnen wohl vorsteht und für seine lebenslustigen sieben Söhne und drei Töchter, die sich hin und her in ihren Häusern bewirteten, Opfer darbringt, in dem Gedanken, sie könnten sich versündigt haben und von Gott abgefallen sein. Eines Tages nun erscheint der Satan oben vor Jahwes Thron, nach einem Streifzug auf der Erde. Im Gespräch kommt die Rede auf Hiob, den der Herr ob seiner Gottesfurcht und Redlichkeit hoch erhebt. Worauf der Satan: „Ist Hiob etwa umsonst gottesfürchtig? Seiner Hände Arbeit hast du gesegnet, und seine Herden breiten sich über das Land hin. Aber recke nur einmal deine Hand aus und taste seinen Besitz an, so wird er sich sicher von dir lossagen." Der Herr geht die Wette ein. Hiob verliert nacheinander Herden, Hirten, Söhne und Töchter durch gewaltige Katastrophen. Er behält nichts als das nackte Leben.

Aber Jahwe gewinnt die Wette. Hiob legt die Zeichen der Trauer an, zerreißt sein Kleid, schert sein Haupt und ergibt sich in frommer Unterwerfung in sein Los:

Jahwe hat's gegeben, Jahwe hat's genommen,
Der Name Jahwes sei gepriesen.

Der Satan aber gibt noch nicht klein bei: „Alles, was der Mensch hat, ist ihm feil für sein Leben. Aber recke nur einmal deine Hand aus und taste seine Gebeine und sein Fleisch an, so wird er sich sicherlich offen von dir lossagen." Da spricht der Herr zum Satan: „Wohlan, er sei in deiner Gewalt, nur schone sein Leben."

Hiob verfällt in schwere Krankheit. Bösartige Geschwüre bedecken seinen Leib von der Fußsohle bis zum Scheitel. Er setzt sich in die Asche und kratzt seine Wunden mit Scherben. Sein Weib ist mit raschem Rat zur Hand: „Sag dich los von Gott und stirb." Aber noch ist Hiob Herr seiner selbst. „Du redest," spricht er zu seinem Weib, „wie die erste beste Törin. Das Gute nahmen wir von Gott und sollten das Böse nicht auch annehmen?" Die schweren inneren Erschütterungen setzen erst ein mit dem Augenblick, da Hiobs drei Freunde Eliphas von Theman, Bildad von Suah und Zophar von Naama erscheinen, um ihm nach morgenländischer Sitte ihr Beileid zu äußern. Zunächst stumm, indem sie ihre Kleider zerreißen, Asche auf ihr

Haupt streuen und Tage und Nächte ohne Worte bei ihm zubringen. Dann aber beginnen jene Dialoge, da in Rede und Gegenrede Hiob seinen ungeheuren Schmerz klagt und die Freunde anfangs in der Form von Trostworten, hierauf in immer schärferen und herberen Vorwürfen Hiobs Unglück als göttliche Strafe für begangene Sünde zu erhärten suchen.

In drei Gesprächsgängen bauen sich diese Dialoge auf. Und zwar dergestalt, daß nach einem Prolog des Hiob, in dem er den Tag seiner Geburt verflucht, zuerst jeweils der älteste der Freunde, Eliphas, das Wort ergreift, Hiob antwortet, Bildad ihn unterbricht, und nach Hiobs Entgegnung Zophar das Gespräch beschließt.

Die Schwierigkeit, die drei Gesprächsgänge ihrem Inhalt und Aufbau nach zu charakterisieren, besteht nun vor allem darin, daß ein streng logischer oder dialektischer Fortschritt in ihnen eigentlich nicht vorhanden ist. Zwar fehlt es nicht an einer Steigerung. Es werden immer neue Motive eingeführt, neue verstärkende Momente herzugebracht. Aber die dadurch bewirkte Steigerung ist mehr eine dynamische, aufs Gefühl wirkende, als eine streng logische und rednerische. Darin liegt sicher eine große poetische Wahrheit: der seelische Zustand des schwer Leidenden erträgt keine logisch exakte, lückenlose Beweisführung. Hiob unterbricht sich oft selbst in leidenschaftlichen Ausbrüchen der Klage, des Schmerzes. Er gibt sich durchaus naiv, unreflektiert. Es ist nicht schwer, ihm Widersprüche, Wiederholungen, selbst Entgleisungen nachzuweisen. Der Eindruck, den seine leidenschaftlichen Worte dadurch erwecken, ist nur desto größer.

Aber versuchen wir nun doch einmal, den Ertrag der Gespräche in einigen Linien, anschließend an ihren äußeren Verlauf, zu skizzieren.

Mit der Verfluchung seiner Geburt eröffnet Hiob das Gespräch. Noch eben hat er in frommen, ergebungsvollen Worten sein Weib ermahnt, das Böse aus Gottes Hand zu nehmen. Und nun ergießt er seinen Schmerz in den bittersten, heftigsten Schmähungen seines Geburtstags, d. h. seines Daseins überhaupt. Besser nicht geboren zu sein, besser im Mutterschoße zu sterben und dort zu sein, wo klein und groß gleich gilt, und der Knecht frei ist von seinem Herrn.

Es liegt aber auch eine Herausforderung Gottes in diesen Worten Hiobs: „Warum schenkt er dem Elenden das Licht und Tiefbetrübten das Leben?"

Die Auflehnung, die — ihm selbst noch unbewußt — in Hiobs „Warum?" liegt, die Ketzerei, die darin steckt, ermutigt Eliphas zu einer erbaulichen Rede. Ihr Sinn liegt in der Frage: „Bedenke doch, wer kam je schuldlos um? Und wo wurden jemals Rechtschaffene vernichtet?" Noch wird die Konsequenz dieser Frage nicht offen gezogen: „Wenn du also umkommst, elend zugrunde gehst, bist du selber schuld!" Eliphas gibt Hiob den Rat, in sich zu gehen, sich zu prüfen, sein Geschick als einen Akt göttlicher Zucht hinzunehmen. Dann kann alles wieder gut werden:

Glücklich der Mann, den Gott *zurechtweist*,
Verschmähe nicht die *Zucht* des Allmächtigen.

Das klingt sehr wohlmeinend und milde, ist aber im Grund roh und taktlos. Und so empfindet es Hiob:

Dem Verzagenden gebührt das Mitleid seines Nächsten,
Selbst wenn er von der Furcht vor dem Allmächtigen läßt.
Meine Freunde haben sich treulos erzeigt wie ein Bach,
Wie die Rinnsale, die überschwellen.

Hiob nimmt den wohlmeinenden Rat des Eliphas nicht an, denn die ihm zugrunde liegende Voraussetzung trifft nicht zu. Ihm erscheint sein Los, erscheint die Behandlung, die er durch Gott erfährt, als unbarmherzige Willkür. Was für eine Freude kann der große, mächtige Gott daran haben, den winzigen, schwachen Menschen so zu quälen?

Das „Warum?" der ersten Rede tritt jetzt verstärkt wiederum auf. „Selbst vorausgesetzt, ich hätte gesündigt — warum muß ich dir, du Menschenhüter, zum Angriffspunkt dienen? Warum vergibst du meine Sünde nicht und verzeihst nicht meine Schuld?" Damit hat Hiob den Standpunkt des altjüdischen Dogmas bereits überwunden. Auf seinen Fall paßt das Schema Verschuldung — Strafe in keiner Weise.

Hiob erhebt sich mit der Feststellung dieser Tatsache hoch über den Standpunkt seiner Freunde, deren minderwertige Auffassung immer deutlicher hervortritt, je plumper sie, durch Hiobs Widerstand gereizt und geärgert, mit ihr herausrücken. „Beugt etwa Gott das Recht, oder beugt der Allmächtige gerechte Sache?" ruft schon der nächste Zwischenredner Bildad aus und stützt sich nach Art der unselbständigen Geister auf die Tradition. „Befrage nur frühere Geschlechter und achte auf das, was ihre Väter erforschten. Denn wir sind von gestern und wissen nichts."

Hiob wird durch diese Argumente nur bestärkt in seiner Überzeugung, daß in dem Verhältnis zwischen Gott und Mensch, so wie er es jetzt erleben mußte, kein Sinn waltet. Vor den schärfsten, an Lästerung grenzenden Aussprüchen scheut er nun nicht mehr zurück.

Gott bringt den Frommen wie den Frevler um. Er lacht über die Verzweiflung Unschuldiger; er lacht auch über seine, Hiobs Qual. Zugleich aber taucht hier erstmals ein Motiv auf, das im folgenden häufig wiederkehrt, bis es schließlich zur formalen Lösung des Problems dienen muß: Hiob möchte Gott selbst zur Verantwortung herausfordern:

Ich spreche zu Gott: Verdamme mich nicht,
Laß mich erfahren, warum du mich befeindest.
Bringt's dir Gewinn, wenn du Bedrückung übst?
Wenn du deiner Hände mühsam Werk verwirfst,
Während zu der Frevler Plan dein Antlitz leuchtet?

Freilich, es ist wenig Hoffnung, daß der Herausgeforderte antworten wird. Denn er ist nicht ein Mensch, der Menschen Rechenschaft schuldig wäre. Und so bleibt nichts als die alte verzweifelte Klage: „Ich hätte verscheiden sollen, ehe mich ein Auge sah. Als wäre ich nie gewesen, hätte ich werden sollen. Vom Mutterschoße weg zum Grabe getragen."

Aber der einmal erfaßte Gedanke, Gott selbst zur Rechenschaft zu ziehen, kommt in Hiob nicht mehr zur Ruhe. Auch die wenigsagenden, aber hochtrabenden Worte Zophars, der ihn auf Gottes Unerforschlichkeit hinweist, bestärken ihn nur in jenem Gedanken:

Ich will zum Allmächtigen reden,
Und mit Gott zu rechten habe ich Lust.

Je verlogener und armseliger ihn anmutet, was seine Freunde ihm zu sagen wissen, je trauriger sie ihre Rolle als Sachwalter Gottes durchführen, desto stärker regt sich in Hiob die Hoffnung, daß der wirkliche Gott doch ein anderer sein müsse als der Gott des Dogmas, den ihm seine sogenannten „Tröster" predigen. Gott mag ihn töten — nur will er ihm zuvor ins Angesicht seinen Wandel darlegen; jenes zaghafte „Warum?" der ersten Reden weicht schon jetzt einer ganz anderen stolzen, siegesgewissen Sprache. „Schon das gereicht mir zum Sieg," ruft Hiob aus, „daß vor sein Angesicht kein Heuchler tritt." Aber schon im selben Augenblick ist all der stolze Mut, ist die kühne Zuversicht zunichte, und wieder setzt der monotone Klagelaut ein.

Der zweite und dritte Gesprächsgang bringt ein neues Motiv eigentlich nicht hinzu. Die Freunde reden nur jetzt ganz offen von Hiobs Schuld. Da sie von ihm keine bestimmte Sünde wissen, so erfinden sie sich einen Hiob, der seine Brüder gepfändet, den Dürftigen die Kleider ausgezogen, den Hungernden das erbetene Brot versagt habe, wobei sie „in ihrer frommen Begeisterung für die Ehre Gottes und die Erhaltung frommen Sinnes" nicht einmal merken, in „welchem seltsamen Licht sie selbst dastehen, die langjährigen Freunde des Gottlosen, als den sie Hiob erweisen möchten". (Schrempf.)

Infolge dessen setzt Hiob nun noch viel energischer und einseitiger seine ganze Hoffnung auf Gott.

Er hat es erfahren, daß die ganze Welt wider ihn steht. Sein Leiden legt ja Zeugnis gegen ihn ab.

Als Kläger tritt mein eignes Siechtum auf,
Ins Angesicht hinein verklagt es mich.

Darum bleibt ihm nur die eine Möglichkeit, von Gott an Gott zu appellieren. Der Hoffnungsschimmer, bei Gott, trotz all der unbegreiflichen Qual, die er ihm auferlegt, dennoch mehr Verständnis und „Gerechtigkeit" zu finden als bei den Menschen, wird stärker. Es gehört zu den feinsten und zu den spezifisch religiösen Zügen der Dichtung, wie Hiobs Glaube aus sich selbst heraus, ohne die geringste Hilfe von außen, sich langsam wieder aufrichtet.

Meine Freunde spotten mein —
Zu Gott blickt tränend mein Angesicht auf,
Daß er dem Manne Recht schaffe gegen Gott.

Es ist das Gefühl der völligen Vereinsamung, aus dem Hiob zu dieser neuen Stellung kommt:

Meine Brüder hat er von mir entfernt,
Und meine Freunde sind mir ganz entfremdet,
Meine Verwandten bleiben aus,
Und meine Bekannten haben mich vergessen.

In dieser inneren und äußeren Öde erhebt er seinen Blick zu Gott. Er weiß es bestimmt: Gott wird sich ihm wieder zuwenden.

Ich weiß, daß mein Erlöser lebt,
Und als letzter wird er aus dem Staub mich erheben,
Und nachdem meine Haut also zerschlagen ist,

Und ledig meines Fleisches werde ich Gott schauen.
Ich werde ihn schauen mir zum Heil,
Ja, meine Augen sehen ihn und nicht als Gegner.

Mit diesen Worten ist Hiob an einem Wendepunkt angelangt. Er ist jetzt davon überzeugt, daß Gott ihm sein Antlitz wieder, wenn auch nur für einen Augenblick, zuwenden und seine Unschuld, wenn auch erst an seinem Grabe, offenbaren wird. Und Gottes Angesicht zu schauen — das ist das Höchste, was der fromme Mensch zu hoffen wagt. Wir werden sehen, wie darin tatsächlich die Wiederaufrichtung Hiobs besteht. Einstweilen aber geht der Redekampf weiter.

Die Freunde haben Hiob wieder und wieder versichert, daß ausnahmslos der Frevler einem traurigen Schicksal verfalle.

Hiob aber weiß, daß das Gegenteil oft der Fall ist: der Frage Zophars hält er die seine entgegen:

Warum bleiben die Frevler am Leben?
Werden alt, ja erstarken an Kraft?
Ihr Nachwuchs gedeiht vor ihnen in ihrer Gemeinschaft
Und ihre Sprößlinge vor ihren Augen.

Es ist kein Unterschied unter den Menschen:

Der eine stirbt im vollen Glück,
Vollkommen ruhig und wohlgemut,
Seine Kufen sind mit Milch gefüllt,
Und das Mark seiner Gebeine wird getränkt.
Und der andere stirbt in bitterem Unmut,
Ohne daß er je vom Glück genossen.
Gemeinsam liegen sie im Staube,
Und Gewürm bedeckt sie beide.

Schließlich kommt Hiob zu der Erkenntnis, daß dem Menschen die „Weisheit", d. h. die Einsicht in den Sinn des göttlichen Tuns, verborgen ist und bereitet so die Schlußwendung vor, die mit dem Eingreifen Gottes gegeben wird.

Damit sind die Dialoge abgeschlossen, und zwar, wie wir sagen müssen, ohne greifbares Ergebnis. Die Freunde schweigen — nicht weil sie Hiob überzeugt haben, daß sein Leiden Folge seiner Schuld sei, sondern aus Ratlosigkeit gegenüber den leidenschaftlichen Ergüssen, mit denen Hiob ihren Einwänden begegnet. Hiob selbst hat nacheinander drei verschiedene Standpunkte eingenommen: einmal den, daß im Verhältnis von Mensch und Gott von Recht und Gerechtigkeit überhaupt keine Rede sein könne, da Gott nach reiner Willkür verfahre; sodann den des religiösen Vertrauens, Gott werde sich noch einmal zu ihm bekennen und sein Recht wieder herstellen, und zuletzt den agnostischen, daß man das göttliche Walten mit den unzulänglichen Mitteln menschlicher Erkenntnis nicht zu ergründen vermöge.

In Einem aber ist Hiob sich gleich geblieben, und dem gibt er nun in den großangelegten Selbstgesprächen Kap. 29–31 Ausdruck: der Gegensatz zwischen einst und jetzt ist zu groß, um gleichmütig hingenommen zu werden.

Gott soll selbst aus seiner Verborgenheit hervortreten und ihm, dem Menschen, darüber Rechenschaft ablegen, weshalb er ihm solch großes Leid angetan hat.

Es ist das Bild des alttestamentlichen Frommen, das diese Monologe zeichnen, des hochangesehenen Mannes, der, wo er erscheint, mit Zeichen der Ehrerbietung aufgenommen wird, des Vaters der Waisen und Sachwalters der Witwen, des Mannes, der sich nicht nur frei weiß von böser Tat, der auch dem häßlichen Gedanken in seinem Herzen nicht Raum gewährt hat.

Hiob erscheint hier als idealer Typ jenes Ethos, wie es in den großen prophetischen Schriften des Alten Testaments und im Deuteronomium niedergelegt ist, jener Religion reiner Humanität, wie sie sich klassisch in den Worten über die Sklaven ausgesprochen hat:

Wenn ich das Recht meines Knechts verachtete
Und das meiner Magd, wenn wir im Streite waren:
Was wollte ich auch tun, wenn Gott sich erhöbe,
Und wenn er untersuchte — was ihm erwidern?
Hat nicht, der mich erschuf, im Mutterleib auch ihn erschaffen,
Und hat nicht Einer uns im Mutterschoß bereitet?

In diesem Gefühl seines sittlichen Adels erhebt er schließlich kühn das Haupt und fordert den Allmächtigen zur Verantwortung heraus:

Hier meine Unterschrift — der Allmächtige antworte mir!
Und hätte ich doch die Klageschrift, die mein Gegner schrieb!
Fürwahr, ich wollte sie auf meine Schulter heben,
Als Diadem mir um die Schläfe winden.
Ich wollte ihm jeden meiner Schritte künden
Und wie ein Fürst ihm entgegentreten!

Und Gott hört auf die Herausforderung und antwortet dem Hiob aus dem Wettersturm. Was er sagt, widerspricht, wie es bei Gott gar nicht anders zu erwarten ist, durchaus dem, was Hiob und seine Freunde zu hören hofften.

Gott läßt sich auf den ganzen Rechtsstreit nicht ein. Er verrät auch dem Hiob nichts von seiner Wette mit Satan. Er stellt ihn vielmehr vor die Großartigkeit des Universums. Er zeigt ihm an einer Reihe machtvoller Naturbilder, daß „der Weltlauf eine Intelligenz in sich birgt, die der Mensch nur von ferne ahnen und bewundern kann". Und er nötigt Hiob durch eine Anzahl von Fragen, die sich auf den Naturverlauf beziehen, zu bekennen, daß er diese Dinge nicht zu fassen vermag, um ihm dadurch den Schluß nahezulegen, daß auch auf dem Gebiete des Menschenschicksals menschliches Denken seine Unzulänglichkeit eingestehen muß. „Der Mensch ist nicht der zweckbestimmende Mittelpunkt des göttlichen Waltens, er ist nicht der König der Welt, und wäre er es, könnte er mit Gottes Kraft regieren, er würde regieren wie ein unduldsamer, eifersüchtiger Tyrann." „Der Dichter entthront den Menschen und benimmt ihm die Meinung, daß sich alles um ihn drehen müsse. Aber er spürt Gott in der Schöpfung und jauchzt über die fremde, rätselhafte Größe der Welt. — Die gewaltige, obwohl fremdartige Größe und Harmonie des Weltganzen trägt ihn weit hinaus über die

unerquickliche kleine Menschenwelt." (Duhm.) Hiob resigniert hierauf und spricht:

Ich lege meine Hand auf meinen Mund.
Einmal hab' ich geredet und nun schweig' ich.
Ein zweites Mal werd ich's nicht wieder tun.
Im Unverstand hab' ich geredet
Von dem, was mir zu wunderbar und unbegreiflich.

Hiob hat Gott nun wesenhaft geschaut, nachdem er ihn bisher nur vom Hörensagen gekannt hat. Darüber wird sein Inneres stille.

Mit einem Epilog, der erzählt, wie Hiob wieder zu Glück und Ehren kommt und alles Verlorene reichlich zurückerhält, endet die Dichtung. Daß dieser Epilog nicht zur Idee des Ganzen paßt, bedarf keines Wortes. Ob er vom Dichter selbst stammt oder in späterer Zeit hinzugesetzt wurde, wage ich nicht zu entscheiden.

Von der Wette zwischen Jahwe und Satan ist im Epilog nicht mehr die Rede. Wer hat gewonnen? Offenbar Gott, denn Hiob ist in all seinem Elend nicht von Gott abgefallen. Er hat zwar Worte gesprochen, die nahe an Gotteslästerung streifen, aber er hat zuletzt doch an Gott festgehalten und sich seiner Entscheidung unterworfen. Freilich, der Hiob des Prologes, der einfach spricht: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen," ist im Verlauf seiner Leiden ein ganz anderer geworden.

Und damit kommen wir noch einmal auf das Problem des Buches Hiob und auf den poetischen Ertrag der Dichtung zu sprechen.

Die Größe des Hiobgedichtes liegt zweifellos in der Kühnheit, mit der hier ein Mensch es wagt, Gott selbst vor seinen Richterstuhl zu ziehen und an ihn die Schicksalsfrage zu stellen: „Weshalb verfährst du so mit mir?" Diese Frage offenbart eine um so größere innere Freiheit, als Tradition und Volksglaube die Antwort von vornherein bereit hielten und jede andere Lösung des Rätsels a limine als falsch und gotteslästerlich verwarfen.

Der Dichter des Hiob hat es für alle Zeiten unmöglich gemacht, einen vom Unglück getroffenen Menschen ohne weiteres als einen sittlich anrüchigen Menschen zu brandmarken. Die herkömmliche Redensart vom Finger Gottes, der den Sünder durch irgendein Mißgeschick vor aller Welt zeichnet, ist damit in ihrer inneren Roheit charakterisiert. So einfach und durchsichtig sind die Zusammenhänge des göttlichen Regiments nicht.

Aber die Dichtung leistet noch Größeres. Sie läßt, wie sie offenbar aus schwerem persönlichen Erleben heraus geschaffen ist, den Schmerz eine Sprache sprechen, wie sie die Welt nur selten und nur in den größten Dichtungen vernommen hat. Ja, man wird sagen müssen: Hiob steht als Verkörperung des leidenden und sein Leiden mit Bewußtsein bis zum letzten Tropfen auskostenden Menschen überhaupt einzig da.

Es würde sich lohnen, der ganzen Skala von Schmerzenstönen nachzuforschen, die in Hiob angeschlagen werden, vom wildesten Aufschrei körperlicher Qual bis zu den zartesten und leisesten Schütterungen seelischer Leiden.

Hiob redet zuweilen wie ein Trunkener; der Schmerz hat ihn betäubt, er ist seiner Sinne nicht mehr mächtig. Dann wieder mit herbem Sarkasmus,

bitterer Ironie, in Tönen dumpfer Resignation, vollkommener Trost- und Hoffnungslosigkeit; dazwischen weichere, leisere Klänge.

Die trüben Stimmungen, die den Kranken befallen, Todesgrauen, Lebensüberdruß, vergebliche Sehnsucht nach dem Gesundheits- und Kraftgefühl von einst, und die sie begleitenden und umspielenden Gefühle und Empfindungen der Vereinsamung, der Menschen- und Gottverlassenheit kommen in Hiobs Ergüssen zu Worte. Hiob wagt es, dem Schmerz sein Recht zu geben. Er wagt es — und damit haben wir vielleicht das Höchste dieser Dichtung genannt — in seinem Schmerz *wahr* zu sein, ihn nicht zu maskieren, ihn in seiner brutalen, nackten Gestalt einherschreiten und sein rauhes, aufschreckendes Lied singen zu lassen. Das Buch Hiob gehört zu jenen Kunstwerken, die den Schleier von einem Stück Leben und Schicksal ziehen, das sonst abseits von den Bereichen des frohen, kraftvollen, schönheitgesättigten Daseins in einsamer Menschenferne sich abspielt.

Das könnte lediglich grauenerregend und abstoßend wirken, hätte der Dichter seinem Helden nicht diese innere Größe verliehen. Das Leid beugt Hiob in den tiefsten Staub. Aber — und das ist ein weiterer bleibender Ertrag — der Mensch erhebt sich aus dem Staub, reckt sich kühn empor und wird sich seiner Menschheit, seines Anspruchs auf Leben, auf menschenwürdiges Leben jetzt erst recht bewußt. Hiob ist von Hause aus eine religiöse Natur. Er könnte mit Schleiermacher die Religion den mütterlichen Schoß nennen, der ihn geboren hat. Es kommt ihm auch in der dunkelsten Nacht seines Elends nie der Zweifel an Gottes Dasein. Aber seine Frömmigkeit ist selbständig, oder richtiger *wird* selbständig, ringt sich zur Selbständigkeit durch in dem, was ihm widerfährt. Sein Erlebnis preßt aus ihm die Frage: „Wie kann Gott sein Geschöpf, der Allmächtige das ohnmächtige Gebilde aus Staub, die Eintagsfliege Mensch, so peinigen?"

Das widerspricht dem eingeborenen Gerechtigkeitsgefühl des Fragers, der sich Gott nicht anders denn als gerecht vorstellen kann, und für den Gott deshalb in einem zweifelhaften Lichte dasteht. In den Momenten, da er Gott zur Rechenschaft herausfordert, ist Hiob der religiöse Heros, der gleichsam im Namen der Menschheit an die verschlossenen Pforten pocht, und es ist ein tiefsinniger Zug, daß Gott diesem Pochen auf die Dauer nicht widerstehen kann. So weist Hiob fortwährend über sich selbst hinaus. Denn, indem er fragt: „Warum muß der *Gerechte* leiden?" wobei er ja zweifellos in dem alttestamentlichen Dogma stecken bleibt, hören *wir* ihn fragen: „Warum muß der *Mensch*, einerlei ob gerecht oder ungerecht, warum muß der *Mensch* leiden? Weshalb ist Leiden unser aller unabweislich menschliches Teil?"

Aber die Lösung des Problems? Man kann sie an zwei Stellen des Buches suchen. Einmal — und da liegt sie wohl nach der Absicht des Dichters — in der Antwort Gottes auf Hiobs Herausforderung. Sie ist kategorisch und lautet mit einem anderen Worte des Alten Testamentes: „Meine Wege sind nicht eure Wege und meine Gedanken nicht eure Gedanken." Sieh dir die Natur an, ist sie nicht voll großartiger Bilder, Ein-

kleidungen göttlicher Gedanken? Und doch ist alles über menschliches Ermessen und Begreifen hoch und erhaben. Nicht anders wird sich's mit den dunkel verflochtenen Geschicken der Menschen verhalten. Hiob darf Gott schauen. Aber der Gott, den er schaut, ist erst recht unbegreiflich und menschlichem Verstehen unnahbar. „Der Mensch lege die Hand auf seinen Mund und schweige." Das ist im Grunde keine Lösung des Problems. Dadurch wird es nur als theoretisch unlösbar bezeichnet. Und mehr wird auch wohl bei einer theoretischen Behandlung der Frage nicht gesagt werden können.

Die andere Lösung liegt — wenigstens angedeutet — in jenen Stellen des Buches, wo Hiob das Wagnis unternimmt, hinter dem rätselhaft grausamen Gott einen gnädigen Gott zu suchen, wo er die Paradoxie aufstellt:

Zu Gott blickt mein Auge auf,
Daß er dem Manne Recht schaffe gegen Gott.

Indem Hiob von Gott an Gott appelliert, spricht er objektiv die Tatsache aus, daß er sich im Irrtum befindet mit seiner Vorstellung von Gott, daß hinter dem Gott, den er *denkt*, ein Größerer stehen muß, an den er *glaubt*. Würde Hiob sich auf dieser Linie fortbewegt haben, so wäre er zuletzt notwendig in die Nähe jener Gottesanschauung gekommen, die Liebe als das Wesen der Gottheit postuliert und das menschliche Schicksal im Ganzen, auch wo seine Einzelheiten dem Denken unlösbare Rätsel aufgeben, als Reflexe dieser göttlichen Liebe beurteilt. Der Satz des Paulus, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Guten mitwirken müssen, bezeichnet die letzte Konsequenz dieser Auffassung.

Diese praktische Lösung ist, wie gesagt, im Buche Hiob nur angedeutet. Allein für eine Betrachtung wie die unsrige kommt es nicht auf Lösungen von Problemen an, sondern auf den Eindruck, den wir von der Dichtung als solcher empfangen. Und da wird es nicht zuviel gesagt sein, wenn wir das Buch Hiob neben jene Werke der Weltliteratur stellen, in denen das Rätsel des Menschen, die qualvolle Unsicherheit seiner äußeren Existenz, sein unverbrüchlicher Rechtsanspruch, sein Ringen mit Gott und um Gott, seine Würde und seine Schranken ewig gültige dichterische Form angenommen haben.

Waffe und Kriegertum
in ihrem historischen Verhältnis zueinander.

Von
Martin Hobohm.

Zu allen Zeiten ist dem Soldaten seine Waffe mehr als ein bloßes Werkzeug gewesen. In der ältesten Fassung von „Tristan und Isolde" nimmt der Held, als es zum Sterben geht, von seinen Waffen ebenso umständlich und zärtlich Abschied wie von seiner Geliebten. Er nahm sein Schwert und küßte es, dann seinen Schild und küßte ihn auch. „Lebe wohl, gutes Schwert," rief er, „ich wage es nicht mehr, dich anzusehen, ich stelle dich in Gottes Schutz."

Vor hundert Jahren haben unsere Urgroßväter das Schwert, das sie zum Verzweiflungskampfe zogen, ihren „Friedrich Wilhelm" genannt. So weit war der Preuße gebracht, daß die Waffe ihm sein vornehmstes Besitztum geworden war; und was er damit wollte, das drückte ihm der Name seines Königs aus.

Die Manneswürde selber ist es im Grunde, die sich die Krieger, diese männlichste Klasse der Männer, in ihrer Waffe verkörpert denken. So fühlte sich auch König Wilhelm I. „beim Portepee gefaßt", als Bismarck ihm die großen und kühnen Ziele der preußischen Politik darlegte, und dieses Gefühl half ihm die Kraft zu seinen großen Entschlüssen finden.

An solche Beobachtungen knüpfen sich ernste Gedanken. Liegt nicht in dieser Vermenschlichung, Veredelung der Waffe das ritterliche Bewußtsein des Kriegerstandes ausgedrückt? Das Waffenhandwerk scheint sich gegen die Natur zu richten — in der Verehrung seines Werkzeuges liegt aber ausgesprochen, daß es sich vor sich selber leicht rechtfertigt. Der Kriegerberuf ist der freieste und trotzigste, den der Mann sich wählen kann, denn er sagt damit nichts anderes, als daß er nicht leben will, wenn er seinen Willen nicht durchsetzen kann. In dieser unmittelbaren Dransetzung des Daseins an den Willen, an den Erfolg liegt das gewaltige sittliche Vermögen des Kriegers, die unerhörte persönliche Macht, die er ausübt.

Der Wille ist seinem Wesen nach frei und ungebunden; gerade darum scheint er in dem verwogenen Kriegsmann wie in keinem anderen zu leben. Und dennoch ist der Krieg wiederum ein großartiges, vielleicht das sinnfälligste Beispiel dafür, daß nur gebändigter Wille zu fruchtbaren Erfolgen fortschreitet. Auf den ersten Blick scheinen Heldentum und geistiger Zwang in innerem Gegensatze zueinander zu stehn: Heldentum ist kraftvoller, auf die Spitze ge-

triebener Individualismus — Disziplin erscheint als der Verzicht auf den persönlichen Willen. In Wahrheit aber bedarf auch der Heroismus, um zum Ziele zu kommen, des meisternden Geistes; zur Kunst des Siegens gehört die rechte Wahl und Verwendung der Waffen, die strenge Zucht der Kräfte. Jedes Volk muß sich seine eigenen Kampfmittel erst schaffen und ausbilden, je nach seinen Lebensbedingungen und denen der Gegner.

Diesem inneren Verhältnis zwischen Waffe und Kriegertum in der Weltgeschichte nachzugehen, es in einigen historisch wichtigen Heeresbildungen aufzuzeigen, das soll der Gegenstand dieser Betrachtung sein.

Ein wilder Kondottiere der Renaissance, ein Medici, hat das Wort gesprochen: Wer ist ein großer Mann? Ein Soldat, gut gerüstet und zu Pferde, der eben einen Feind besiegt hat. — Das ist natürlicher kriegerischer Individualismus. Aber die wohlgepanzerten Reiter dieses Kondottiere, so tapfer jeder einzelne war, mußten doch hilflos auseinanderprallen vor dem Gewalthaufen der Landsknechte, die weniger gut gerüstet und weniger vornehm waren, aber mit ihren langen Spießen unüberwindlich fest zusammenhielten und sich bewegten wie ein einziger Körper.

Dieser Gegensatz führt mitten in die aufgesuchten Probleme hinein.

Jene Reiter des Giovanni de'Medici waren Ritter oder wenigstens Erben ritterlicher Anschauungen und Kriegskunst. Der Ritter ist von Hause aus weiter nichts als ein erstklassiger Einzelkämpfer. Er denkt nur an seine eigene Rüstung, er wählt sich das beste Schlachtroß, um seine Kraft zu mehren, er nimmt sich schließlich ein paar Knechte mit ins Feld, aber nur als persönliche Gehilfen im Streit: Der Ritter ist der individuelle Virtuos des Kampfes. In ihm ist der kurze Weg bis zum Gipfel der Leistungsfähigkeit vollendet, die der Mensch im Kriege erreichen kann, wenn er selbstherrlich für sich allein steht. Solch ein Virtuosentum ist, rein technisch angesehn, nicht selten entstanden und vermag sehr verschiedene Formen anzunehmen: Die homerischen Helden besaßen es schon, in unserer Zeit haben zum Beispiel die Buren ein gut Teil davon erneuert — die klassische Ausprägung bleibt doch immer das Rittertum des Mittelalters.

Es war, ebenso wie alle seine Parallelerscheinungen, aus Zuständen von geringer wirtschaftlicher Reife entstanden. Weiträumige Länder wie das oströmische und das Frankenreich mußten es im schwerfälligen ökonomischen Triebwerk der Naturalwirtschaft möglich machen, ihre militärischen Kräfte zu konzentrieren und auf entfernte Schauplätze zu führen. Erhebliche Geldmittel besaßen sie nicht; und ohne solche größere Heeresmassen aufzustellen, sie zu besolden, zu schulen, zu verpflegen — das ist unmöglich. Darum versuchten sie die Quantität durch die Qualität zu ersetzen und stellten Heere auf von geringer Zahl, aber aus lauter auserlesenen Kriegern, jeder Mann ein Künstler im Waffenhandwerk. Die Karolinger machten in der Weltgeschichte Epoche, indem sie dieses Verfahren auf eine neue Grundlage stellten: Sie verschafften sich Landgüter, um sie an jene tüchtigen Krieger auszuteilen, gegen die sorgsam geregelte Verpflichtung, sich zum Kriegsdienste immer tüchtig und bereit zu erhalten.

Erst diese Kombination hat dahin geführt, daß aus der kriegerischen Elitemannschaft eine herrschende Volksklasse wurde, die Feudalherren, der Ritterstand, der dem ganzen sozialen Wesen des Mittelalters den Stempel aufgedrückt hat. Aus den beschränkten Möglichkeiten der Bewaffnung erwuchs ein Kriegertum von unvergleichlich markanter Eigenart: In schroffer Einseitigkeit dachte jeder nur an seine persönliche Tüchtigkeit, er behielt seinen selbstherrlichen Trotz, auch wenn er aus seiner Burg heraus in den Krieg ritt, und besaß nichts von dem Disziplingedanken, der den Einzelnen lehrt, sich als Glied einer größeren Einheit zu bewähren. Der Krieg war ihm nur eine große Fehde, eine Gelegenheit zu ruhmvollem Lanzenbrechen und Beutemachen.

Die Schlacht von Crecy (1346) ist von den Franzosen auf die Art verloren worden, daß ihre Ritterschaft des Feindes truppweise ansichtig wurde und nun nicht zu halten war; sondern jeder Trupp, wie er herankam, legte trotzig die Lanzen ein und rannte spornstreichs ins Verderben.

Die normale Aufstellung der Ritter zum Ansprengen gegen den Feind war die in einer tiefen Kolonne, viele Glieder hintereinander. Man wußte nämlich, daß während des Angriffs die überflüssige Tiefe doch verloren ginge, weil jeder rechts oder links ausbrechend den Gegner aufsuchen würde, der ihm zuerst erreichbar und bequem war. Infolgedessen kam man ungefähr in Linie an den Feind; nur auf solche Weise war ein gemeinsamer Choc zu erreichen; wäre man schon in Linie abgeritten, so wäre man in voller Auflösung zum Zusammenprall gekommen, weil jeder der Herren sein Pferd nach eigenem Ermessen lenkte.

So einseitig war also dieses Kriegertum und sein Können; in seiner Beschränktheit ein imposantes Bild davon, wie wenig der Wille ohne die Führerschaft des Geistes zu erreichen vermag. Wohl ist es eine Erscheinung von welthistorischer Größe und Schönheit; ihre reife Vollendung, das Rittertum als Stand und als Weltanschauung, gilt den Menschen für alle Zeiten als eine Verkörperung aller männlichen Tugenden. Sie ist germanischen Ursprungs; wie schön ist es doch, daß unser germanisches Wesen auch auf diesem Gebiete nicht haltgemacht hat, ehe es die Kraft der Persönlichkeit bis zum letzten Grunde ausgeschöpft und dem kriegerischen Individualismus die klassische Form gegeben hatte. Wie sehr entspricht es doch unserer natürlichen Anlage, daß der Einzelmensch zunächst sich auf sich selber stellt und bis in die äußerste Konsequenz hinein nur mit der Kraft, die ihm selber gegeben ist, vorwärts zu kommen trachtet!

Aber freilich, dabei konnte es nicht bleiben. Der ritterliche Begriff vom Kriege war eine Sackgasse. Auch der Lehensstaat, der sich aus ihm entwickelte, war in dieselbe starre Beschränktheit gebannt. Und wiederum war es nun die welthistorische Leistung germanischer Völker, die Sackgasse meiden zu lernen und ein Heerwesen möglich zu machen, dem erst wahre staatenbildende Kraft innewohnt: den ersten großen Schritt dazu taten die Schweizer, den zweiten die Holländer, den dritten und größten die Preußen.

Bei den Schweizern ging die Entwicklung unmittelbar von dem uralten Gebilde aus, das sich einst in der Völkerwanderung an die Stelle der unter-

gehenden römischen Legionen gesetzt hatte: Von den kriegerischen Sippschaften der alten Germanen. Die moderne Infanterie ist also nicht durch irgendeine Art von Renaissance, sondern ohne allen geistigen Zusammenhang mit der Antike entstanden: Sie ist eine Neuschöpfung aus dem tapferen Geiste unseres Volkes. In den entlegenen Tälern um den Vierwaldstätter See hatten sich ein paar von den alemannischen Hundertschaften der Urzeit erhalten, von jenen kleinen patriarchalischen Gemeinwesen, wo die kriegerische und die bürgerliche Obrigkeit zusammenfiel, wo Heerbann und Volksversammlung dasselbe waren, wo das feste Zusammenhalten auf dem Schlachtfelde durch all die starken Bande der unmittelbaren Lebensgemeinschaft verbürgt wurde. Nicht minder war auch die Streitlust der Urzeit ungeschwächt erhalten, genährt durch den Kampf mit der rauhen Natur, durch blutige Raubkriege mit den Nachbarn, durch Reislaufen in die Kriege der Ferne. Räuberisch und erobernd haben sie um sich gegriffen, zuerst jeder Kanton für sich und dann in allmählichem Zusammenschlusse gemeinsam. Weit entfernt, sich etwa gegen fürstliche Tyrannei mühsam behaupten zu müssen, haben sie vielmehr durch fortwährende Verletzung fremder Rechte all jene Widerstände nacheinander gegen sich auf den Plan genötigt, deren Besiegung dann ihre kriegerische Größe erst eigentlich zur Entfaltung kommen ließ. Ein Ritterheer nach dem anderen zog in ihre Berge, um sie zu bändigen, und wurde vernichtend geschlagen. Die meisten dieser Schläge und namentlich der erste bei Morgarten (1315) gelangen, indem man die Ritter an einer Stelle überfiel, wo sie nicht zum Widerstande bereit waren und nicht Raum hatten, um zu Pferde anzurennen. Aus drei Faktoren kamen diese Siege zustande: Aus der verminderten Kampfbereitschaft der Gegner, dem zuverlässigen Zusammenwirken der Schweizer, und aus ihrer behenden Handhabung der Waffen. Sie führten die überaus einfachen Mordwerkzeuge, die ihre niedrige Wirtschaftsstufe ihnen in die Hand gab; den Vorrang behauptete die lange, wuchtige Stielaxt, die Hellebarde.

Welch ein Bild, wie diese behenden Söhne des Gebirges an die stolzen gepanzerten Reiter heranspringen, um ihren ritterlichen Elan, ihre fast tausendjährige Siegertradition durch die Raubtierkraft des Urmenschen zu besiegen! Hier drückt der Gegensatz der Kriegsmittel aufs Deutlichste den Gegensatz und das Wesen der Kämpfer aus; die Waffen sind auf beiden Seiten der sichtbare Exponent von der Entwicklung vieler Generationen. Die kulturelle Überlegenheit gehört in diesem Augenblicke unstreitig den Rittern; aber ihnen bietet die Zukunft keine großen Möglichkeiten mehr; ihre Nachkommen werden sich, um in späteren Jahrhunderten etwas zu leisten, von dem alten stolzen Wesen abwenden müssen. Die Schweizer dagegen sind durch und durch hoffnungsreiche Kraft, Rohmaterial der Weltgeschichte. Sie haben ein zwiefaches kriegerisches Vermögen: Erstens die wilde Tapferkeit; darin mochten die Ritter sich ihnen gleich dünken. Zweitens die zuverlässige Führung, den unzerreißbaren Zusammenhang der Mannschaften unter sich und mit ihren Oberen; darin waren sie den Rittern unbedingt überlegen. Als Drittes kam nun, seit der Schlacht am Morgarten, das Selbstvertrauen des Sieges hinzu, der Mut zu neuen Taten, der aus dem Erfolge quillt.

Aus dem Zusammentreffen dieser Faktoren ist die Neuschöpfung der Infanterie entstanden. Die Schweizer gewannen es über sich, auf die Vorteile der Überraschung und des beengten Schlachtfeldes zu verzichten, den Rittern auch im offenen Felde gegenüberzutreten. Das geschah zuerst bei Laupen im Jahre 1339; es war eine entscheidende Wendung in der Geschichte der Kriegskunst. Die Schweizer stellten sich in drei Gevierthaufen auf, die vorhandenen Spieße auf den Außenseiten, namentlich nach dem Feinde zu. Nun griffen die Ritter einen der Haufen an: Wie ein Igel streckte er ihnen nach allen Seiten seine Stacheln entgegen. Der zweite Haufe ergriff die Flucht; der dritte aber ließ sich den Rittern in die Flanke führen, um den bedrängten Brüdern beizustehn. Nun kam der Reiterangriff zum Stehen, die Ritter ihrerseits hatten zu wenig Appell, um sich aus solcher Schwierigkeit herauszulösen, die Hellebardenträger sprangen wieder hervor und hieben gewaltig dazwischen: So wurden die Ritter in die Flucht geschlagen.

„Infanterie" ist Fußvolk, das die Fähigkeit besitzt, taktische Körper zu bilden. Diese Fähigkeit war hier zum erstenmal in der Neuzeit erprobt worden; in dieser moralischen Leistung liegt das Große jenes Sieges. Fast unerhört war es seit tausend Jahren, daß Fußknechte die Entschlossenheit besaßen, gegen Reiter sich in einen festen Haufen zusammenzustellen, anstatt einzeln davonzulaufen; unerhörter noch das zweckvolle Zusammenwirken mehrerer solcher festen Körper. Jetzt endlich ward man inne, daß den Rittern das Monopol des Sieges nur durch Gewohnheit eingeräumt und daß es sehr wohl möglich sei, es zu brechen. Vermöge des taktischen Körpers erlangte fortan das Fußvolk die Überlegenheit über die Reiterei wieder, die ihm durch dieselbe Gefechtskunst auch schon im Altertum eigen gewesen war. Die Waffen der Schweizer bei Laupen waren teilweise dieselben, teilweise denen nicht in entscheidender Weise überlegen, die vom Fußvolk des Mittelalters schon vielfach gebraucht worden waren; aber der neue Gedanke war es, welcher den alten Waffen eine neue Kraft verlieh. Nicht die Waffe macht die Mannschaft, sondern die Mannschaft wählt sich die Waffe je nach Absicht und Charakter; und was sie damit ausrichtet, das beruht auf ihrem inneren Vermögen und dem der Gegner.

Die stolzen Ritter waren zunächst sehr unglücklich darüber, von den „groben Bauern", wie sie die Schweizer nannten, besiegt zu werden; aber sie mußten lernen, vor dem festen Bataillon endgültig zu kapitulieren. Von den inneren Konflikten, in die ihr vermeintlich unüberwindlicher Mut dabei geführt wurde, legt ein Erlebnis Frundsbergs aus der Schlacht bei Bicocca (1522) merkwürdiges Zeugnis ab, wie es in dessen Lebensbeschreibung aufgezeichnet ist: „Ein Frantzösischer Küriſſer rennet nach beschechener Schlacht zu dem von Frundsberg, unter seinen Hauffen, bis in das dritte Glied, und als die Knechte zu im stachen, und in wolten umbbringen, schrey der von Frundsberg: last in leben. Und als er in durch ein Tolmetschen fraget, wie und warumb er so vermessenlich unter sie geritten? Gab er zur Antwort: Er were einer vom Adel, und irer siebentzig hetten zusammengeschworen, sie wolten mit ihm eyn-

fallen, und den schaden (die Niederlage) rechen. Er hab nit anders gemeynt, dann sie seyn hinden an ihm, und eylen hernach."

Der Infanteriekörper seinerseits hat mit dem Tage von Laupen sein zukunftsreiches Wachstum begonnen. Seine wuchtigste Kraft hat er erst im Kampf der Infanterien untereinander erlebt, als seit dem Ausgang des 15. Jahrhunderts die deutschen Landsknechte, nachher auch die Spanier, den Schweizern ihre Kunst absahen und damit gegen sie selber auftraten. Die Hauptwaffe in diesem Kampfe war der Langspieß, die ungefüge Pike von fünf bis sechs Metern Länge. Sie war früher gegen die Reiter vielleicht auch schon verwandt worden, aber nicht entscheidend und nicht allgemein gewesen, denn dort war sie nicht unentbehrlich. Die preußische Landwehr im Jahre 1813, die sich doch auch der Kavallerie erwehren wollte, bekam, wo die Gewehre mangelten, kurze Spieße von kaum drei Meter Länge in die Hand. Die römischen Legionen haben der Reiterei ganz ohne festen Spieß widerstanden, und in Scharnhorsts Handbuch für Offiziere steht, von einsichtiger militärischer Seite höre man urteilen, daß festgeschlossene Infanterie schlechterdings nicht umzureiten sei, auch wenn sie sich gar nicht wehre.

Im Kampf der Gevierthaufen gegeneinander aber wurde der Langspieß zum Träger der Entscheidung; er wurde in seiner ungefügten Plumpheit so sehr, wie nur jemals ein Waffenstück, zum Ausdruck der Kriegskunst, die ihn gebrauchte. Die Gevierthaufen dieser Zeit, etwa ums Jahr 1500, waren im Durchschnitt 6000 Mann stark, und standen ungefähr ebenso tief wie breit. Man stelle sich diese Kolosse vor, wie sie im Geschwindschritt gegeneinanderrückten, zum Beispiel jeder 75 Mann breit und 75 Mann tief. Der Zusammenprall war furchtbar. Jeder versucht den anderen zu sprengen, eine Lücke hineinzufressen und sie nachdringend zu vergrößern: Der Haufe, der zuerst zertrennt wurde, war verloren. Es kam also darauf an, unbedingt fest zusammenzuhalten, und ferner möglichst viel Waffen in der Front wirksam zu machen: Der zähe Druck der Masse und die undurchdringliche Reihe der Waffen in der Front waren die beiden Hoffnungen, sowohl um zu widerstehen, wie um zu siegen. Da waren nur Spieße zu gebrauchen; denn jede andere Waffe verlangte für ihre Handhabung zu viel Raum. Ganz mochte man die anderen nicht entbehren: Die Hellebarde und das zweihändige Schlachtschwert, um breschelegend voranzuarbeiten; das Feuergewehr, so langsam und unsicher es noch schoß, um in der gegnerischen Front ein paar Vorkämpfer zu Fall zu bringen; die gewandten Leute mit Schild und Kurzschwert, die sich unter und zwischen den feindlichen Spießen hindurchdrängten und den Feinden an den Leib zu kommen suchten. Aber so dringend man auch nach solcher freieren Kampfesweise verlangte, man konnte doch nur wenige Einzelfechter zulassen, denn die Ellbogenfreiheit, die sie gebrauchten, gefährdete das oberste Daseinsprinzip des ganzen Haufens: die feste geschlossene Ordnung. Also nur Spieße waren in der Regel zu verwenden, und die häufte man nun auf eine solche Weise, daß die Kampfkraft des einzelnen Mannes stark eingeschränkt wurde: Fest schlossen sich die Reihen zusammen, von hinten her fällten die folgenden Glieder den Spieß zwischen den Vordermännern hindurch,

und gerade für diesen Zweck wurde er so unmäßig verlängert, damit desto mehr Glieder am Kampfe teilnehmen könnten.

Auf solche Weise suchten sie sich auseinanderzusprengen; wahrhaftig wie Eberköpfe, nach dem alten germanischen Ausdruck, stießen sie aufeinander. Aber wie ungeschlacht war diese Kriegskunst! Zweiundeinhalbes Jahrhundert lang ist nach der Schlacht bei Laupen der Gedanke des taktischen Körpers nicht über diese Urform hinausgediehen, die damals erfunden worden war. Die Theoretiker zwar sannen mancherlei Neuerungen aus; aber den Weg zum praktischen Fortschritt fanden weder sie noch sonst jemand. Denn hier bewährte sich von neuem, was vorhin gezeigt wurde: Dem Fortschritt im Gebrauch der Waffen und der Kriegskunst muß die bessere Erziehung der Mannschaften vorangehen. Mehr, als die Schweizer bei Laupen über sich gebracht hatten, vermochten in den nächsten Jahrhunderten weder sie noch ihre Nachahmer zu leisten; denn alles, was sie leisteten, brachten sie nicht durch zuverlässig anerzogene Schulung, sondern durch freien Entschluß zustande. Jene Langspießträger waren freiwillige Berufskrieger, die von niemandem gedrillt waren, weil niemand Gewalt über sie hatte. Aus Raufluft und um der Beute willen stellten sie sich in den Schlachthaufen. Unter solchen Umständen war es schon eine sehr große Leistung, daß sie sich überhaupt zu einem festen taktischen Körper vereinigten; zu Größerem aber, zu einer schärfer gegliederten Taktik konnte solch kameradschaftliches Zusammenhalten, solch freie Unterordnung unter den selbstgewählten Hauptmann nimmermehr hinreichen. Der feinere Gedanke wird in der Heeresentwicklung immer nur durch Zwang, durch den Willen der Befehlshaber durchgesetzt; hier, wo die Masse nach handwerksmäßiger Tradition sich selber lenkte, klammerte sie sich mit Notwendigkeit an die einfache taktische Idee, die einst die Führer des schweizerischen Heerbannes ihren Leuten hatten aufnötigen können. Indem sie ihre wilde Tapferkeit in diesen engen geistigen Rahmen hineinpreßten, gelangten sie zu der geschilderten Massenwirkung, welche die Kampfkraft jedes einzelnen herabminderte und nur einen geringen Bruchteil der Krieger am Handgemenge teilnehmen ließ.

Unter allen Waffen ist der Spieß eine der natürlichsten; der Langspieß aber bedeutet in seinen beiden weltgeschichtlichen Debuts eine Überspannung der natürlichen Fechtweise. Im Zeitalter der Landsknechte entstand sie, indem geschlossenes Fußvolk von geringer Übung einen Gegner von gleicher Schwerfälligkeit durch Anhäufung der Waffen zu besiegen trachtete. Im alten Mazedonien war die gleichartige Verwendung der Sarisse, die noch ein wenig länger war als der Landsknechtsspieß, zustande gekommen, als sich das mazedonische Fußvolk gegen ein anderes behaupten wollte, das ihm an Beweglichkeit weit überlegen war: gegen das römische.

Die mazedonischen Könige hatten eine, an griechischen Verhältnissen gemessen, sehr zuverlässige und leistungsfähige Befehlsgewalt; aber sie konnten den Vorsprung nicht einholen, welchen die römische Heeresentwicklung in ihrer unvergleichlichen Laufbahn gewonnen hatte. Die Römer besaßen seit vielen Generationen den Drill, die disziplinarische Durchbildung der Massen,

und hatten sie unter dem Druck des hannibalischen Krieges zu einer in Griechenland unbekannten Höhe zu führen gelernt. Ihre Legionare waren als Einzelfechter mit Schild und Schwert vortrefflich ausgebildet, sie konnten in kleinen Abteilungen manövrieren.

Diese Schulung konnte Philipp von Mazedonien seinen Truppen nicht von heute auf morgen geben, als es gegen die Römer zu marschieren galt. „Man kann," sagt Hans Delbrück, dem wir diese Begriffe, diese Wissenschaft verdanken, „man kann die Gewohnheiten und Anschauungen eines großen bestehenden Heeres und einer militärischen Tradition nicht plötzlich beiseite werfen und völlig zusammenhangslos etwas Neues an die Stelle setzen." Statt dessen versuchte man die alte Phalanx der Griechen durch den Langspieß zu einer solchen Wucht zu steigern, daß sie den elastischen Gegner niederrennen und erdrücken müßte, ehe er seine überlegene Kunst zur Geltung bringen könnte. Auch hier war die Häufung so weit getrieben, daß der einzelne Sarissenträger zu wenig Raum hatte, um seine volle individuelle Tüchtigkeit auszunützen. Aber dafür kamen in der Front zwei Mazedonier auf einen Römer, und fünf Glieder hintereinander brachten ihre Spieße gleichzeitig vor die Front. Dadurch sollten die starrenden Spitzen — je zehn gegen einen einzigen Römer — so dicht werden, daß drüben die Schwerter überhaupt nicht verwendet werden könnten; auch die Wirkung des Wurfspießes (Pilum), den die Römer vor sich her schleuderten, schien dagegen nicht viel zu bedeuten.

Zu einer ausreichenden Gefechtsprobe zwischen den beiden Heeren ist es nicht gekommen. Aber die innere Überlegenheit war unzweifelhaft auf seiten der Römer; das hat schon der mitlebende Polybius festgestellt. In der Front zwar, sagt er, könne der Sarissenphalanx nichts widerstehen, denn der einzelne Römer könne mit seinem Schwert die zehn Spieße, die gleichzeitig auf ihn eindrängen, weder zerhauen noch durchbrechen. Aber der römische Legionär sei an jedem Platze, zu jeder Zeit und für jeden Zweck verwendbar; der Sarissenträger könne nur in der ganzen Phalanx, nicht in kleinen Abteilungen und nicht als Einzelkämpfer fechten. Die Phalanx aber sei verloren, sobald sie nur an irgendeiner Stelle, etwa durch eine Unregelmäßigkeit im Terrain, in Unordnung komme, oder wenn römische Abteilungen sie umfassend zum Stehen brächten, was denen ein leichtes sei.

So gebunden und beeinträchtigt ist also der Gebrauch der Waffe durch die Natur des Kriegers. Die Beispiele aus der Weltkriegsgeschichte ließen sich häufen, die das überzeugend belegen. Als ein französischer König des 15. Jahrhunderts für sein ganz haltloses Fußvolk Langspieße nach Schweizer Muster herstellen ließ, meldete das ein schweizerischer Staatsmann nach Hause mit der selbstbewußten Bemerkung: Wenn er auch die Männer zu den Spießen fabrizieren könnte, dann wäre ihm geholfen. — Im Kriege von 1866 besaßen die Preußen unstreitig eine bessere Waffe als ihre Gegner, die ihnen große Dienste geleistet hat, das Zündnadelgewehr; aber jener Bayer hatte doch recht, der in Selbsterkenntnis das Wort sprach: Das Beste am Zündnadelgewehr sei „der Praiß dahinter".

Die Gefechtsprobe, zu der es zwischen Mazedoniern und Römern nicht kam, ist in der Neuzeit nachgeholt worden zwischen den großen Gevierthaufen nach Schweizer Art und den kleinen Gefechtskörpern der Holländer, die durch systematische Schulung manövrieren gelernt hatten. Die Schlacht von Nieuport im Jahre 1600 kann gewissermaßen als eine solche Probe gelten; sie wurde von Moritz von Oranien gegen die Spanier gewonnen, die als militärische Erben der Schweizer auftraten. Die Holländer hatten es fertig gebracht, ihr kleines Heer so regelmäßig zu bezahlen, daß sie es zu besserem Gehorsam bringen und ihm zumuten konnten, zu exerzieren. Die Erkenntnis, welch entscheidende Folgen sich daran knüpfen würden, war die geniale Leistung von Moritz und seinem Vetter Wilhelm Ludwig; die Opferwilligkeit, die regelmäßig den nötigen Sold dafür aufbrachte, entstand aus der Freiheitsliebe und der Glaubenstreue des holländischen Volkes. Solch mächtige Impulse gehörten auch diesmal dazu, um die kriegerische Tüchtigkeit um eine Stufe höher zu heben. Es war nur ein sehr bedingter Fortschritt, der erreicht wurde, denn die neue Lehre war dem Zeitalter gar zu fremd. Diese Heeresreformer mußten damit anfangen, ihren Soldaten zu sagen, daß sie im Gliede stillschweigen müßten, weil sonst das Kommando nicht zu hören sei. Aber man lernte doch immerhin, statt der Bataillone, die ebenso tief wie breit waren, flachere und kleinere Körper zu bilden, nur zehn Glieder tief, in der Mitte noch immer Langspieße, auf beiden Seiten Feuergewehre. Diese Körper lehrte man sich eilig nach jeder Richtung bewegen, um sich gegenseitig zu unterstützen und den Feind zu umfassen; so wurde eine ungleich größere Zahl von Waffen in der Front zur Geltung gebracht und die Leistung der Truppenzahl gegen früher vervielfacht.

Zu einer solchen Kampfesweise gehört, daß der Soldat auf seine individuelle Freiheit verzichtet und sich blindlings dorthin führen läßt, dort tapfer ist, wo die Einsicht seiner Vorgesetzten ihn hinstellt. Der geistige Fortschritt des Kriegertums hat den Zwang zur Voraussetzung, dem seine Glieder sich unterwerfen.

Der Zwang braucht die sittliche Freiheit nicht auszuschließen, auch im Soldaten nicht. In der Zeit der stehenden Heere freilich, zu der die Reformen der Oranier den Weg zeigten, war man nicht weit von dem falschen Ideal entfernt, den Soldaten ganz und gar zum Werkzeug herabzuwürdigen, zur willenlosen Fechtmaschine. Diese Periode lag nun einmal unausweichlich auf dem Wege zum Fortschritt; nur indem sie sie durchmachten, konnten die Nationen über sie hinauswachsen. In Holland war es die zuverlässig arbeitende Staatsordnung, die pünktliche Steuerleistung gewesen, welche das Heer gehorsamer und damit leistungsfähiger zu machen erlaubt hatte; alsbald wirkte dieser Gewinn wieder auf die Politik zurück, das unbesiegte Heer wurde zum vornehmsten Träger der Staatsautorität nach innen und außen. So geschah es nun überall, wo man auf dem gebahnten Wege vorwärts ging, in Schweden, in Frankreich, in Preußen. Die zuverlässige Armee wurde zum Grundpfeiler des Absolutismus; und der Absolutismus fühlte sich dann wiederum stark genug, den Gehorsam und die Leistungsfähigkeit der Armee immer höher zu schrauben.

Aber dieser Zustand konnte nur ein Durchgangsstadium, eine Stufe in der Erziehung der Nationen sein. Die beiden Jahrhunderte des Absolutismus, das 17. und 18., haben den Beruf erfüllt, den Staatsgedanken so zu begründen und auszugestalten, daß er zum Rahmen taugte für den nationalen Gedanken. Und die nationale Mündigkeit fand ihren ersten triftigen Ausdruck in der Erhebung der Preußen zur Leistung der allgemeinen Wehrpflicht. Der Preuße besann sich wieder auf die Kriegernatur des Mannes; unter dem Druck der Not und der Schande erhob er sich wieder zu dem Bewußtsein, daß er für seinen Glauben an sich selbst mit seiner ganzen Existenz eintrete, nicht mehr nur in Arbeit und Pflichterfüllung wie bisher, sondern viel schöner und trotziger, in der männlichen Freiheit der Waffen.

Aber das Größte lag doch wohl nicht in dem Willen, zu kämpfen, sondern in dem Entschlusse, die ganze Nation, alle kommenden Geschlechter der schwer zu ertragenden Disziplin zu unterwerfen. Auf die Schulung der alten stehenden Heere konnte nicht verzichtet, sie mußte vielmehr vertieft werden. Das moderne Volksheer leistet ungleich mehr, als in allen früheren Epochen der Kriegskunst geleistet worden ist. Unsere Armee selber empfindet freilich immer vorzugsweise die Unvollkommenheiten, die ihr anhaften; aber das hängt gerade mit ihrer reifen Natur zusammen. Die Disziplin, auf der jene großen Leistungen beruhen, widerspricht dem natürlichen menschlichen Instinkt, der ja gerade auf den Eigenwillen gerichtet ist; nicht alle Glieder des Heeres vermögen diesen Konflikt in sich zu verarbeiten. In Wirklichkeit liegt in solcher Unterwerfung die sittliche Freiheit und Kraft des einzelnen und des Volkes beschlossen. Vor hundert Jahren legten am Tage des Aufrufes „An mein Volk" durch eine Kabinettsorder des Königs alle Unteroffiziere den Stock ab, der ihnen bis dahin handlich am Gürtel hing; nicht als ob der Zwang nun aufhören könnte, sondern zum Symbol dafür, daß fortan der Wille des Volkes es sei, der den Zwang auferlege. Sich dieser selbsterkannten Notwendigkeit zu unterwerfen, die millionenköpfige Kraft wirklich einem gemeinsamen Willen zu beugen, das ist die Größe der Nation.

Literarische Rundschau.

Aus fremden Ländern.

I. Ursprung und Entwicklung der chinesischen und japanischen Kunst. Von Ernest F. Fenollosa. Ins Deutsche übertragen und bearbeitet von Fr. Milcke und Shinkichi Hara. Leipzig, Karl Hiersemann. 1913.

Seitdem man sich in Europa und Amerika für chinesische und japanische Kunst begeistert, also seit mehreren Jahrzehnten, wird der Name Fenollosa genannt. Daß er Kenner sei, gab natürlich jeder zu; aber allseitig wurde seine „verbohrte Exzentrität" bedauert, denn er machte sich wenig aus chinesischem Porzellan, aus japanischen Holzschnitten. Wenig aus geschnitzten elfenbeinernen Niedlichkeiten, und selbst der in Europa bis zu den Sternen erhobene Hok'sai war ihm nur ein eigenartiger Meister der Verfallzeit. Hingegen hielt er vergilbte, freskenmäßig getünchte Chinesenbilder für unsterbliche Kunstwerke, denen eines Phidias oder Michel Angelo gleich zu bewerten.

Er hat den Sieg auf voller Linie noch erlebt; aber erst nach seinem Tode ist sein langersehntes Buch erschienen, liegt jetzt sorgsam und angenehm ausgestattet auch in deutscher Übersetzung vor.

Keiner war wie er dazu befähigt. 1878 erhielt der junge amerikanische Philosoph und Nationalökonom spanischer Abkunft einen Ruf an die Tokio-Universität. Gleich packte ihn die dortige Kunst, rastlos arbeitete er sich ein. In diesen Zeiten der Neugestaltung, in der alle Gebildeten und Vornehmen sich auf die europäische Kultur stützten, ihre Vergangenheit abschüttelten, hat er allein, als erster, leidenschaftlich sich der alten Kunst des Landes angenommen. Er hemmte die Flut, rettete noch vieles, hat als Regierungskommissar die Tempelschätze in Augenschein genommen, sie verzeichnet. Im Schutzhaus Shosoin von Nare hat er als erster Nichtjapaner den märchenhaften Palasthausrat des 8. Jahrhunderts gesehen, eingehend untersucht. An Ort und Stelle, in der satten Goldpracht dämmriger Tempel, durfte er die Großartigkeit der freskenhaften chinesischen Meistergemälde bewundern, und inmitten dieser auch heute noch schwer zugänglichen Kunstwerke hat er jahrelang gelebt; keinem Nichtasiaten sind gleiche Vergünstigungen zuteil geworden.

Da Fenollosa sich nicht an die Fachgenossen, sondern an alle gebildeten kunstliebenden Kreise wendet, darf auch ich das Buch an dieser Stelle warm empfehlen. Gewiß werden die Spezialisten, es gibt deren einige Dutzende, manches anders beurteilen, die radikalen, alle nicht dokumentarisch nachweisbaren Benennungen anzweifelnden neujapanischen Kritiker werden ihm sehr oft nicht folgen. Ich glaube jedoch, das jeder Liebhaber des Schönen von dieser Darstellung starke, abgerundete und richtige Eindrücke davontragen wird. Fenollosa verteilt den Stoff übersichtlich und klar, beschränkt sich auf das Wichtigste, zeigt dies ostasiatische Sondergebiet in seinen Beziehungen zu den anderen ästhetischen Welten.

So wird vielen seine Darstellung der „pazifischen" und „mesopotamischen" Einflüsse eine willkommene Anregung gewähren. Hierdurch erklärt sich jene ostasiatische „Fremdheit", die wir in der indischen Kunst lange nicht so stark empfinden. Den Glanz der Fujiwara-Zeit bringt er uns nahe. Kostbar gewebte und gefärbte Seidenstoffe wurden getragen, die Säume zeigten abgestufte Töne. Farbenprächtig mit Gold, Elfenbein, Bronze und Perlen wurden die Innenräume geschmückt. Musik wurde leidenschaftlich betrieben, Leiter der Musikabteilung war ein Staatsminister, diesem unterstanden auch die Tänze bei Hofe; Edelleute, feine gebildete Hofdamen nahmen an ihnen teil. Die Edelleute wetteiferten miteinander in der geistigen Entwicklung ihrer Töchter, um sie zu würdigen Gemahlinnen der Kaiser heranzubilden. Männer und Frauen lebten auf gleichem Fuß, genossen die Freiheit eines romantischen Verkehrs. Die intellektuelle Erziehung des Buddhismus begünstigte die harmonische Ausbildung des weiblichen Geschlechts, und nachdem diese naiv verfeinerte Welt alle Freuden gekostet hatte, lag es Männern und Frauen nahe, sich im reiferen Alter zurückzuziehen, um sich der inneren Ekstase zu widmen.

Fenollosa belehrt nicht nur durch Worte; die Farbenbilder vermögen eine gute Vorstellung der Meisterwerke zu geben. Allerdings wäre das englische Original wirksamer. Bei uns bekümmern sich die Verleger mit lobenswertem Eifer um Typen, um die ästhetische Wirkung der einzelnen Druckseiten; weit weniger jedoch um die Reinheit der Sprache, um die Klarheit des Stils. Eine gute Übersetzung muß bei uns hervorgehoben werden, Papierdeutsch bildet die Regel. Manchmal ergeht sich Fenollosa in den üblichen, nicht immer erfreulichen kunstgenealogischen Tüfteleien. So erklärt er einen Tempelschrein als „ein Ergebnis der babylonisch beeinflußten Kunst, der Han (China), die durch die persisch-indischen Züge der buddhistischen Originale, neu gestärkt durch die tartarische Kunst in den Jahrhunderten der Trennung des Reiches, so liebenswürdig gemacht war, und die nun durch das spezifisch dekorative Genie der Koreaner von neuem mit frischer Kraft belebt wurde". Die Erwähnungen griechisch-klassischer Kunst haben auch manchmal einen Einschlag der populär-wissenschaftlichen amerikanischen Phrase. Nicht in seinem Stil, nicht in seiner Ästhetik, sondern in seiner einzig dastehenden Fühlung mit der chinesisch-japanischen großen Kunst ist ja auch seine Bedeutung zu suchen.

Auf das wärmste befürwortet er den Ankauf guter alter Kopien. Solche wurden unserer deutschen Kunstbehörde in der Julia Wegenerschen Sammlung angeboten. Die ganze Sammlung, in der sich auch wertvolle Originale befanden, war für einen Preis zu haben, den heutzutage ein einziges „besseres" Bild alter europäischer Meister erzielt. In Berlin hat man von der Erwerbung Abstand genommen, das British Museum hat jedoch ungefähr hundert der von uns ausgeschlagenen Werke gekauft! Fenollosa sagt: „In Ermangelung der Originale erhalten die ästhetischen Schönheiten, die Tiefen der Kopien eine unschätzbare Bedeutung, weil man an ihnen Werte bestimmen und schätzen kann, die für immer verloren gegangen wären. Eine ziemlich getreue Kopie nach Mu Chi oder Hsia Quei ist für den Ästhetiker tausendmal mehr wert als eine ganze Galerie von Ming-Originalen." Der das behauptete, war Fenollosa, Bahnbrecher, Vorkämpfer, intimster Kenner auf diesem Gebiete.

Mögen viele sich an dem Buch freuen. Ostasiatische Kunst ist nicht eine exotische Sonderliebhaberei, sie bietet eine Belehrung und Erweiterung unserer Lehre vom Schönen, unserer künstlerischen Empfindung.

II. Denkwürdigkeiten der Glückel von Hameln, aus dem Jüdisch-Deutschen übersetzt, mit Erläuterungen versehen und herausgegeben von Dr. Alfred Feilchenfeld. Berlin, Jüdischer Verlag. 1913.

Wird dieses Lebensbild Stammesverwandte, in denen halbvergessene Erinnerungen anklingen, oder uns, denen all dieses Neuland ist, am meisten fesseln? Wichtig ist es allen, denn schwerwiegende Faktoren unserer heutigen Welt erhalten aufklärende Lichter. Wir erkennen noch immer wirkende Kräfte, so den vorbildlichen Familiensinn, wir verstehen auch den radikalen Eifer, mit dem die dem engen Zwang der Gemeinde Entronnenen ihre innere Selbständigkeit bekunden. Glückel von Hameln hat die größte Zeit ihres Lebens in Hamburg verbracht, war eine liebevolle Gattin, eine vortreffliche Mutter ihrer zwölf Kinder, eine kluge, umsichtige, weit umherreisende Geschäftsfrau. In dankenswerter Weise empfand sie den Wunsch, ihr an und für sich keineswegs ereignisreiches Leben für ihre Kinder niederzuschreiben. Das jüdisch-deutsche Original ist uns unverständlich; so wurde es vom Herausgeber gut übersetzt.

Wir lernen die Welt der halbgeduldeten Juden deutscher Städte vom Ende des 17. Jahrhunderts kennen. Eine überaus begrenzte, aber doch edle Werte umschlingende Welt. Gottesfurcht, Familiensinn und Gelderwerben sind die Sonnen, um die sich alles dreht. Die Religion der Väter wird heilig gehalten. Ohne weiteres Aufheben erwähnt Glückel einen jüdischen Dieb, der den Tod lieber erduldet, als daß er seinen Glauben abschwört. Auch bildet die Religion die intellektuelle Lieblingsbeschäftigung dieser Handelsleute, und theologische Kenntnisse werden auf das höchste geschätzt. Wahrscheinlich hatte die Gatten- und Kinderliebe eine noch leidenschaftlichere Färbung als die der christlichen Nachbarn; offenkundiger als bei diesen wurden aber auch die durch Kinder hervorgerufenen Kosten bemerkt. Überall wurden damals Ehen nach vernünftigen Gesichtspunkten geschlossen, weniger nachdrücklich wurde jedoch die Mitgift mit anderen Hochzeitsfeierlichkeiten betont. Daß der Gelderwerbstrieb all der Generationen eine hochentwickelte, gelegentlich bedenkliche Findigkeit und Schlauheit züchtete, ist selbstverständlich. Merkwürdig gelassen, ohne Murren und Erbitterung werden die Mißhandlungen und Kränkungen erzählt; daß „böse Menschen" ihnen „Schlimmes antaten", wird nur gelegentlich festgestellt; das Wohlwollen, die Schutzbriefe einiger Großen werden dankbar gerühmt.

Eng war der Zusammenhang mit den Stammesgenossen der verschiedenen deutschen Städte. Es berührt eigenartig, hier den Namen bekannter Familien zu begegnen, so denen der Rothschild, Beer, der Gompertz nnd Ballin. In der noch jetzt erhaltenen Judengasse von Amsterdam wurde die Hochzeit von Glückels Tochter Esther gefeiert: „Über 400 Personen, kurz wir haben eine so vornehme Hochzeit gehabt, wie sie in hundert Jahren in Amsterdam nicht gewesen ist. Sie hat uns auch an 400 Reichstaler gekostet." Männer und Frauen, die Rembrandt dort gemalt hatte, haben am Fest teilgenommen; jedermann kannte ihn dem Ansehen nach. Glückel schreibt schlicht; manchmal findet sie schöne Wendungen; sie nennt sich „eine betrübte Witwe, die so ein Königreich plötzlich verliert", rühmt die „Wohlkindigkeit" ihrer „tannenschlanken" Tochter. Etwas schauerlich berührt uns der anscheinend häufige Ausdruck von dem Tod . . . „die schwarze Erde kauen"; ansprechend ist dagegen die Erwähnung des Neujahrsfestes, an dem über Leben und Sterben der Menschen beschlossen wird. Im Himmel wird vierzig Tage vor der Geburt eines Kindes der Name des künftigen Ehegemahls ausgerufen.

Schließt man das Buch, sind einem Seiten der Vergangenheit und der Gegenwart klarer geworden.

Marie von Bunsen.

Weihnachtliche Rundschau.

Von Menschen und Zeiten.

Wer war Paul von Winterfeld? — Wenn spätere Geschlechter von den Helden unserer Tage erzählen, werden sie dieses Mannes nicht vergessen. Er war ein Gelehrter und hat in stiller, weltferner Abgeschlossenheit sein Leben verbracht, dessen entsagungsvolle, an Leistung bewunderungswerte Arbeit ganz der Erforschung der lateinisch schreibenden Dichter des deutschen Mittelalters galt. Diese neue Wissenschaft half er begründen. Mit den reichen Kräften seines Geistes und Gemüts hat er sich dieser Zeit hingegeben, da die Deutschen noch der fremden Sprache bedurften, um ihr Denken und Empfinden auszudrücken. Damals rang unser Volk mit einem geistigen Joch, von dem es sich nur allmählich befreit hat. Diese Menschen hat erst Paul von Winterfeld wieder zu neuem Leben erweckt. Hrotsvit, die Nonne von Gandersheim, und Notker, der Mönch von St. Gallen, standen im Mittelpunkt seiner Forschungen, deren Ergebnisse er in mustergültigen Ausgaben und Aufsätzen niedergelegt hat. Aber er war mehr als ein Gelehrter: ein Dichter. Wie dem Mönch in Gesichten die Heiligen leibhaftig begegnen, so waren diesem Asketen der Arbeit die Dichter und Dichterinnen näher als die Menschen der Gegenwart. Was einst ihre Herzen bewegte, das wurde sein Erlebnis. Er schuf ihre Werke nach, als kämen sie aus dem eigenen Innern; und die genaueste Kenntnis ihrer Anschauung, ihrer Ausdrucksformen und Rhythmen ließ Gedichte erstehen, die wir als schönste Proben deutscher Übersetzungskunst bewundern. In stabgereimten Versen erklingt Ekkehards Epos von Walther und Hildegund, Knittelverse haben im Ruodlieb, dem ersten Abenteurerroman unserer Literatur, die gereimten Hexameter ersetzt. Neben Notkers schwungvollen, gedankenreichen geistlichen Liedern erfreuen uns die Schwänke und Fabeln fröhlicher Mönche, die kecken Liedlein des fahrenden geistlichen Volkes, die Beichte des weltlustigen Archipoeta.

Winterfelds Dichterbuch, das Hermann Reich aus dem Nachlaß des verstorbenen Freundes herausgegeben und mit einer ergreifenden Biographie und einer sachlichen Einführung begleitet hat (Deutsche Dichter des lateinischen Mittelalters. In deutschen Versen von Paul Winterfeld. München, C. H. Beck, 1913), ist eine Gabe an das Volk, dem sich seine wissenschaftlichen Arbeiten ihrer Art nach verschließen, und führt jene Zeit, in der die deutsche Dichtung zuerst ihre Schwingen hob, ihm ins Bewußtsein zurück, dem sie entschwunden war. Auf den Wegen, die er gefunden hat, folgen wir ihm in das Leben vergangener Tage. In Hrotsvit sah er den Typus der Keuschheit, in Heloise den entgegengesetzten der freien, selbstgewählten Liebe des Weibes. Von hier spann er Fäden bis in die modernste Frauenlyrik, und über Dichterinnen wie etwa Lulu von Strauß und Torney und Agnes Miegel hat kaum einer so schön, so kenntnisreich gesprochen wie er. Hier offenbart sich die zarteste Seite seines persönlichen Empfindens; in diesen Blättern zittert schon die Leidenschaft, die diesen willensstarken Mann, der ein Riese an Geist und Körper war, zerbrach. Aus dem Kreis der Dichter und Dichterinnen, die ihm aus ihren Schriften erschienen waren, die ihn umgaben wie Freunde und teilnehmende Genossen seiner inneren Kämpfe, versuchte er den Schritt ins Leben: er schrieb an eine Dichterin, die er in ihren Werken liebte und sich zur Lebensgefährtin erkoren hatte, vorsichtig, zurückhaltend, wie es seine Art war; er erhielt eine Zurückweisung. In der unglücklichen Liebe zu einer Frau, die er nie gesehen hatte, erlosch die leidenschaftliche Kraft dieses Herzens. Ein Mann, so rein und echt in seinem Wollen, so ritterlich und

streitbar, so treu und hingebend in der Freundschaft, so erbittert und schroff gegen alles Niedrige — ich wüßte nicht, wo ein Mann von solch geradem Wuchs bei solchem Reichtum des Geistes unter uns zu finden wäre. So soll sein Bild mit seinem Werk in uns fortleben. —

Hedwig v. Abeken, der wir eine wertvolle Biographie ihres Gatten Heinrich Abeken verdanken, hat in einer fortlaufenden Reihe von Briefen, die nur selten des erläuternden, verbindenden Textes bedurften, das Lebensbild ihrer Mutter entworfen: Hedwig v. Olfers geb. v. Staegemann. Zweiter Band, 1816—1891. Mit neun Bildnissen. Berlin, E. S. Mittler und Sohn, 1914. Der erste Band, der vor einigen Jahren erschien, brachte im wesentlichen die Korrespondenz der Eltern, des Finanzrats F. A. v. Staegemann und seiner Frau Elisabeth, und begleitete die Tochter Hedwig nur bis ins sechzehnte Jahr. So kommt es, daß dieser zweite Band nahezu die ganze Lebensgeschichte der Heldin umfaßt. Hedwig v. Olfers hat zweiundneunzig Lenze gesehn, und wie sie schon in frühester Jugend sich empfänglich zeigte für alle Eindrücke des Lebens und der Kunst, so hat sie sich bis in ihre letzten Tage die Frische des Herzens bewahrt. Sie war ganz ein Kind der Romantik, und doch war sie frei von schwacher Sentimentalität: „Ich hasse dies rasche Darüberwegkommenwollen, und doch ist es mir eigen. Selbst die Wollust ist mir zu herbe im Genuß der Vergangenheit, und daher scheue ich sie und sträube mich, daß sie meiner Gegenwart und Zukunft nicht über den Kopf wächst und mit ihrem Nachthimmel überzieht. Laß unsere Fröhlichkeit unermüdlich sein, mit den immer länger und länger werdenden Schatten des Lebens zu ringen." Viel Leid, das ihr oft das Glück des Lebens trübte, hat sie nicht bitter oder verschlossen gemacht.

Sie war stets der Mittelpunkt eines großen geselligen Kreises. Schon der Siebzehnjährigen huldigten die Dichter der Romantik, und von ihr als der „schönen Müllerin" sangen noch heute die Lieder Wilhelm Müllers, denen Franz Schubert seine unsterblichen Melodien lieh. Drei Generationen ziehen an ihr vorbei. Noch erinnerte sie sich der Königin Luise, Heinrich v. Kleists, dessen letzter Besuch ihrer Mutter galt, mit Elisa v. Radziwill wechselte sie Briefe, Tieck, Brentano, Bettina, später Herman Grimm, Ernst v. Wildenbruch, Julius Rodenberg, Erich Schmidt zählten zu ihren Freunden. Bald weilt sie in Berlin, wo sie in der Nähe des Hofes und der Diplomatie die großen Jahre 1813, 1848, 1866, 1870 miterlebt, bald auf dem Landgut Metgethen oder auf Klein-Oels bei ihrer Tochter Nina, die den Grafen Yorck von Wartenburg, den Sohn des Feldmarschalls, geheiratet hatte.

Aber es sind nicht eigentlich die hervorragenden Menschen ihres Kreises, die uns dieses Buch wert machen, sondern die Art dieser Frau, zu denken und zu handeln, die aus den Briefen unmittelbar zu uns spricht. Sie hat die Tatsache bestätigt, daß die Höhe der Bildung und Kultur es nicht unmöglich macht, einen aufrichtigen und natürlichen Sinn zu bewahren. Mit der ihr eigenen Herzenssorgfalt hat sie, unterstützt durch ihre Tochter Marie, die noch rüstig in hohem Alter unter uns lebende Künstlerin, das Annerle in ihrer Familie erzogen, nachdem sie sie aus dem tiefsten Elend zu sich genommen hatte. Was die Männer der Kunst und Wissenschaft vor allem an sie fesselte, das war das tiefe Wohlwollen, das nach ihren Worten mehr für den Menschen tut als die Kritik. Nicht daß sie ohne Kritik gewesen wäre. Im Gegenteil, sie war mit starken Sympathien und Antipathien begabt. Aber sie empfand und sah die Wirkung kluger Teilnahme, sie wußte, wie solche Freundlichkeit das Leid mildern und die frohe Tätigkeit anspornen kann. Nichts war härter für sie, als wenn sich ihr einer verschloß, der ihr lieb war, nichts willkommener, als wenn sie dann aus ihrer Zurückhaltung heraustreten, fördern, klären und trösten konnte. — Man frage nicht, ob es nötig war, diese Briefe, die oft nur Kleinigkeiten des Lebens behandeln, in so großem Umfang aufzunehmen. Wie goldene Äderchen ziehen sich die schönen und tiefen Gedanken durch das Grau des Alltags. In ihrem zufälligen Entstehen, in dem momentanen Sich-öffnen der Seele liegt ihr größter Reiz, die natürliche Anmut.

Wollte man das Edelmetall von seiner Umgebung ablösen, so würde man doch die Hand des Meisters vermissen, der es in feste Form gösse. Es sind keine Aphorismen, sondern die durch den Augenblick bedingten Regungen eines empfänglichen und starken Herzens, die den Zauber dieser Erscheinung ausmachen.

Von der großen Biographie Ernst von Wildenbruchs erscheint soeben der erste Band, aus dem wir das Anfangskapitel „Ahnen und Eltern" unseren Lesern bereits im Oktoberheft mitteilen konnten. (Verlag G. Grote, Berlin.) Ein schönes Denkmal hat Berthold Litzmann hier dem verstorbenen Freunde, unterstützt durch die unermüdliche Hilfe der Witwe Wildenbruchs, gesetzt; in der warmherzigen, frischen, mit vielen Briefstellen durchflochtenen Darstellung wirkt der Geist des tapferen, von edelstem Streben erfüllten Mannes erneut auf uns. Auf das stattliche Werk, dessen vornehme Ausstattung und Bilderbeigaben besonderes Lob verdienen, werden wir ausführlich zurückkommen. Ebenso müssen wir uns mit einem vorläufigen Hinweis begnügen bei dem Werke Theodor Birts: Römische Charakterköpfe. Ein Weltbild in Biographien. (Leipzig, Quelle und Meyer). Birt, Gelehrter und Künstler zugleich, hebt in diesem glänzend geschriebenen Buch die großen Männer über die Darstellung der allgemeineren Staatsgeschichte hinaus und beurteilt sie mehr nach dem Charakter, nach dem Gefüge der Persönlichkeit als nach ihren Erfolgen und ihrer Bedeutung für die Entwicklung des Volkes. Daß die eingefügten Porträts einen wesentlichen Bestandteil des Werkes ausmachen, zeigt die eindrucksvolle Gegenüberstellung Alexanders des Großen und Pompeius'.

Mit besonderer Freude begrüßen wir den stattlichen Band, der uns die Briefe des Malers Philipp Otto Runge, von Erich Hancke ausgewählt und eingeleitet, aufs neue vermittelt (Berlin, Bruno Cassirer). Wem fielen bei diesem Namen nicht die Märchen vom Machandelboom und von dem Fischer und siner Fru ein, die die Brüder Grimm in den ersten Band ihrer Sammlung aufnahmen und in denen sie alle Eigentümlichkeiten des Märchenstils vorgebildet fanden, so daß sie ihnen bei ihrer weiteren Arbeit ausgesprochenerweise als Muster dienten? Und Goethe, der Runges künstlerische Richtung nicht billigte, schrieb von ihm: „Es ist ein Individuum, wie sie selten geboren werden. Sein vorzügliches Talent, sein wahres, treues Wesen als Künstler und Mensch erweckte schon längst Neigung und Anhänglichkeit bei mir." Bei diesen Zeugnissen seiner Zeitgenossen wird es uns nicht wundernehmen, in diesen Schriften einen Mann zu finden, der aus kleinen Verhältnissen, von unbedeutenden Lehrern unterrichtet, doch den höchsten Zielen in der Kunst nachstrebte, der die äußerste Strenge gegen sich übte, jede Schonung in der Kritik verschmähte und in seinen Gedanken bereits in das ideale Kunstwerk hineinwuchs, an dessen Vollendung ihn — so hoch wir auch seine Bilder und Zeichnungen einschätzen mögen — doch ein früher Tod gehindert hat.

Klassiker-Ausgaben.

Beginnen wir mit denjenigen Dichtern, deren Werke bisher nicht leicht zugänglich waren, so ist in dem Jahre der Erinnerung an 1813 die Ausgabe von Ernst Moritz Arndt vor allem willkommen, die im Verlage von Bong und Co., Berlin, erschienen ist. Die vier Bände enthalten die Lyrik, den „Geist der Zeit", die Erinnerungen aus dem äußeren Leben, die Märchen und Jugenderinnerungen und die Wanderungen und Wandelungen mit dem Freiherrn vom Stein sowie eine reiche Auswahl aus den Kleinen Schriften. August Leffson und Wilhelm Steffens haben in Einleitungen und Anmerkungen hinzugetan, was zum Verständnis der Schriften, ihres Verfassers und der Zeit, in der er sie schrieb, notwendig ist. Sie konnten sich auf ein geringes Maß beschränken, denn diese Werke bedürfen weniger eines Kommentars als andere. Wie sie aus dem leidenschaftlichen Kampf um

Freiheit, Vaterland und deutsches Wesen entstanden sind, so ergreifen sie uns heute wie damals mit dem Feuer ihrer hohen Beredsamkeit; und wer wissen will, was die Gemüter vor hundert Jahren bewegte, der findet hier die beste Belehrung.

Fast gleichzeitig mit dem hundertsten Geburtstag des Dichters, den wir im vorigen Jahre feierten, ist die Schutzfrist für die Werke Berthold Auerbachs abgelaufen, wodurch dem rührigen Klassikerverlag von Hesse und Becker in Leipzig die Möglichkeit gegeben wurde, eine umfassende Auswahl seiner Werke zu veranstalten. Dem berufensten Interpreten Auerbachs, Anton Bettelheim, wurde die Leitung des Unternehmens übertragen, und er hat in der biographischen Einleitung und den Vorreden zu den einzelnen Werken die Ergebnisse langjähriger Beschäftigung mit dem Dichter der Schwarzwälder Dorfgeschichten niedergelegt. Diese seine volkstümlichsten Erzählungen, die durch die feste Zuversicht auf die Kraft ernsten Wollens selbst gegenüber den ärgsten sozialen Mißständen, durch die menschenfreundliche Gesinnung ihres Schöpfers uns noch heute ergreifen und rühren, bilden die erste Hälfte der Ausgabe. Ihnen folgt der wichtigste Roman Auerbachs „Auf der Höhe", der Roman „Spinoza" und eine Auslese aus dem „Schatzkästlein des Gevattermannes" und aus den Kalendergeschichten, die vielleicht als frühe Zeugnisse des Kampfes gegen die „Schundliteratur" heute von besonderem Interesse sind.

An mancher großangelegten Ausgabe ist mit Erfolg weitergearbeitet worden: die von Professor Karl Alt geleitete Ausgabe der sämtlichen Werke Goethes (Berlin, Bong und Co.) ist so weit gediehen, daß von den vierzig vorliegenden Bänden nur noch der letzte, der die Anmerkungen und das Gesamtregister bringen soll, aussteht. Die Gesamtausgabe der Werke Schillers im Tempel-Verlag (Leipzig) ist durch den Ergänzungsband, der die Biographie des Dichters von Fritz Strich bringt, zum Abschluß gebracht worden. Von der schon früher besprochenen „Horen-Ausgabe" der Schillerschen Werke, die ohne Rücksicht auf die Gattung streng nach der Chronologie geordnet ist, liegen die ersten elf Bände vor (München, Georg Müller). Von Goethes „Italienischer Reise" erschien eine sehr handliche, kleine Ausgabe im Verlag der Insel (Leipzig), für die Kurt Jahn den Text revidierte. Derselbe Verlag gibt in der gleichen hübschen Ausstattung der Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe die Werke Kants, die hier wohl zum ersten Mal in einer Sammlung von Klassikerausgaben erscheinen, heraus.

Gerade weil es außerhalb des Kreises der Fachgelehrten kein großes Publikum finden dürfte, ist es besonders anzuerkennen, daß der Verlag von Bong und Co. eine Ausgabe von Gutzkows Hauptwerk „Die Ritter vom Geist" veranstaltet hat. Reinhold Gensel hat in den Anmerkungen und in der Einleitung durch Heranziehung handschriftlicher Aufzeichnungen Gutzkows wesentlich Neues zur Entstehungsgeschichte und Erklärung des Werkes beigebracht. — In demselben Verlag ist eine fünfbändige Ausgabe der Werke Friedrich Hebbels erschienen, die Theodor Poppe mit Einleitungen und Erläuterungen versehen hat.

Durchmustern wir die große Anzahl der Übersetzungen aus fremden Literaturen, so dürfen wir die der Sonette Shakespeares (Stuttgart, J. G. Cotta) als einen großen Gewinn verzeichnen. Schon der Titel verrät, daß bei dieser Übertragung der Dichter und Sprachgelehrte sich zu gemeinsamer Arbeit vereinigt haben: „erläutert von Alois Brandl, übersetzt von Ludwig Fulda." Unter Brandls, unseres ersten Anglisten, Aufsicht sind die schwierigen Sonette in deutsche Prosa wortgetreu übersetzt worden, und danach hat Ludwig Fulda, der uns schon den deutschen Moliere schenkte, die dichterische Neuschöpfung vorgenommen. Dankbar folgen wir den Interpreten durch diese nicht leichtverständlichen Dichtungen, den einzigen persönlichen Bekenntnissen des großen Dramatikers, von dem kein Brief, kein Tagebuch, kein Gespräch auf uns gekommen ist. Brandl teilt drei Zyklen ab, deren erster der hohen Freundschaft zu seinem Gönner Southampton galt, den er zur Heirat ermuntert. In dem zweiten erscheint dieser dann als Shakespeares erfolgreicher Nebenbuhler um die Gunst der „dunklen Dame", an die selbst der dritte Zyklus

gerichtet ist. Wie weit es der unermüdlichen Forschung gelungen ist, die tatsächlichen Vorgänge, die die Sonette veranlaßt haben, im einzelnen festzustellen, legt die Einleitung bündig und überzeugend dar. So hören wir aus der klangvollen Rhetorik dieser Renaissanceverse die Stimme der Leidenschaften, die durch des Dichters Seele gingen.

Bei Georg Müller in München ist eine vorzüglich ausgestattete Übersetzung von Plutarchs Vermischten Schriften in drei Bänden erschienen. Die Ethika, aus denen hier eine Auswahl geboten wird, sollten neben den mehr gelesenen Lebensbeschreibungen nicht in Vergessenheit geraten; in ihnen bewährt sich Plutarch als einer der geistreichsten Essayisten, die es je gegeben hat. Er fesselt uns durch die Leichtigkeit seiner Rede, die Beweglichkeit seines Geistes, und was er über Charakterbildung, über menschliche Tugenden, Leidenschaften, Gewohnheiten sagt, ist nicht nur kulturhistorisch sehr interessant, sondern hat auch heutigen Tages noch seine Geltung.

Naturwissenschaft.

Unsere Literatur ist reich, ja überreich an naturwissenschaftlichen Werken. Aber gerade die populärsten unter ihnen verraten nichts von dem bescheidenen, forschenden Sinn, der die besten Erzeugnisse und Vertreter dieser Wissenschaft auszeichnet. Der Entwicklungsgedanke, der in grober Einseitigkeit und Entartung in vieler Köpfe schwirrt, hat wohl den Glauben erzeugt, als sei der höchsten Rätsel Lösung gefunden. Es gilt nicht, die Gesetze der Natur in einen Kodex zu sammeln und den Triumph dieser Erfolge laut zu verkünden, sondern durch ihren richtigen Gebrauch weiter vorzudringen in das große Reich des Unbekannten. In diesem Geist ist ein Buch geschrieben, auf das wir mit besonderem Nachdruck hinweisen möchten: Wandlungen des Weltbildes und des Wissens von der Erde. Von Ferdinand Meisel (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Es lenkt den Blick in das große Weltall, in dem unsere Erde nur als ein kleiner Teil erscheint. Zunächst werden die Grundbegriffe der Astronomie erörtert, der Weltenraum und seine Maße, das Licht, die Bewegung, die Wärme; der Verfasser verweilt des längeren bei den geometrischen und physikalischen Grundlagen, ohne jedoch besondere Kenntnisse vorauszusetzen. Er schildert sodann die Entwicklung der Himmelskunde und unsere jetzige Kenntnis von den Gestirnen, von der Erde und ihrer Geschichte. Die Darstellung ist einfach und leicht verständlich und geht nie an dem vorbei, was noch unklar und unsicher ist. Ja, der Verfasser warnt ausdrücklich vor dem Glauben an die Unfehlbarkeit der Naturwissenschaft.

In das Gewand eines Märchens hat der bekannte Mediziner Karl Ludwig Schleich seine Schilderungen von den Geheimnissen der Natur gekleidet: „Es läuten die Glocken," als riefen sie ihm Vorstellungen und Bilder alter Sagen und Märchen aus ferner Erinnerung zurück. Die von besserwissenden Aufklärern gern verachteten Ahnungen und Sprüche des Volks scheinen ihm bestätigt, seitdem ihm seine Wissenschaft neue Aufschlüsse gegeben hat. Traumelse, des Försters Tochter, wird von ihrem Vater im Jähzorn wegen einer Ungeschicklichkeit vor die Tür gestoßen. Einsam im finstern Wald, öffnet ihr die Natur ihre Tore. Erdgeister erscheinen, die Wichteltönige der vier Elemente umringt ihr seltsamer Hofstaat. Sie nehmen sich des verlassenen Menschleins an. Da aber jeder sie für sich beansprucht, entlassen sie sie schließlich, um den Streit zu vermeiden, wieder in die Welt, geben ihr aber den Prinzen Aldebaran, den Sohn des Königs der Luft, als steten unsichtbaren Begleiter auf zehn Jahre mit, der sie in alle Geheimnisse der Natur einweiht. Diese Gespräche enthalten nun Phantasien über den Sinn des Lebens, über alle Erscheinungen der organischen Welt. Schleich knüpft an die modernsten Forschungen an und weiß durch Vergleiche und sinnvolle Deutung

oft eine klarere Vorstellung zu erzeugen, als eine nüchterne Analyse es vermöchte. Das mit vielen Zeichnungen versehene Werk ist bei der Verlagsanstalt Concordia in Berlin erschienen.

Dem Freunde der Alpen und der Berge überhaupt wird ein stattliches, mit Illustrationen reich geschmücktes Werk erwünscht sein: Die Alpen. Gemeinverständlich dargestellt von R. H. Francé. Leipzig, Theodor Thomas. Die uralte Geschichte dieser Bergwelt lebt vor uns wieder auf, die großen Perioden unserer Erde, die ihre Bildung bestimmt haben und deren Spuren aufzudecken die schwere, aber dankbare Aufgabe der geologischen Forschung ausmacht. Francé geht scheinbar nicht systematisch vor, sondern weiß in dem Leser das angenehme Gefühl zufälligen Findens hervorzurufen. Er führt ihn in die Welt des Eises, der Gletscher, die Entstehung und Eigenart der Schneedecken wird erklärt. Wir folgen ihm in die gespenstisch geformten Höhlen, deren Erforschung unsägliche Mühe gekostet hat. Das Leben in den Alpen schildert der zweite Teil, und zwar das Leben der Pflanzen und Tiere, denen der Verfasser bis in ihre verborgensten Schlupfwinkel folgt, und das Leben der Menschen in den verschiedenen Berufen und Ständen, ihren Gewohnheiten und Sitten. Natur- und Kulturbilder aus Vergangenheit und Gegenwart machen den Schluß. — Eine Übersicht über die verbreitetsten Alpenpflanzen von Bayern, Österreich und der Schweiz bringen Hegi und Dunzinger in dem Werk „Alpenflora", das bereits in dritter Auflage vorliegt und sich durch seine hervorragenden farbigen Abbildungen auszeichnet (München, J. F. Lehmann).

Verschiedenes.

Aus der Schweiz kommen uns zwei große Erzählungen, die bei unseren Lesern nur eines kurzen Wortes zur Empfehlung bedürfen: Ernst Zahn gibt uns zu Weihnachten den Roman „Der Apotheker von Klein-Weltwil" (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt), der den Dichter auf neuen Bahnen, in der Darstellung gemischter Charaktere zeigt. Desgleichen ist die vor kurzem in diesen Blättern veröffentlichte Erzählung Ruth Waldstetters „Das Haus ‚Zum großen Kefig'" in einer schmucken Buchausgabe (Berlin, Gebrüder Paetel) erschienen.

Ein neues, großes Unternehmen der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart: „Das Weltbild der Gegenwart" macht es sich zur Aufgabe, in einer Sammlung von Einzeldarstellungen einen Überblick über das Schaffen und Wissen unserer Zeit zu bieten; Karl Lamprecht und Hans F. Helmolt sind die Herausgeber. Zunächst regen sich einige Bedenken gegen das Programm. Es ist zwar von jeher und besonders seit den Tagen der Enzyklopädisten der allgemeine Wunsch lebendig, Schatzkammern anzulegen, in denen die zerstreuten Ergebnisse der vielen einzelnen Forschungen gesammelt und zu bequemer Übersicht geordnet werden. Zunächst diente hauptsächlich das Konversationslexikon dazu, diesem Bedürfnis abzuhelfen. Es mag unentbehrlich sein, doch dürfen wir uns keinen Augenblick verhehlen, daß es neben dem unschätzbaren Verdienst, Namen und Daten bequem zu vermitteln, doch den Nachteil hat, Ansichten und Meinungen als festgeprägte Münzen zu verbreiten, die durchaus nicht als unumstößlich gelten dürfen. Nicht der ist der Klügste, der auf alle Fragen eine Antwort weiß; und wie mit den Menschen, so verhält es sich mit den Büchern. Schon die Tatsache, daß allmählich mehrere Konversationslexika entstanden sind, die den Standpunkt einzelner wissenschaftlicher Strömungen und Konfessionen vertreten, sollte vor unkritischem Gebrauch warnen. Demgegenüber war es ein wesentlicher Fortschritt, als sich zu imposanten Unternehmungen wie der „Kultur der Gegenwart" des Teubnerschen Verlages die hervorragendsten Gelehrten vereinigten, um die Forschungen auf allen Gebieten der

Wissenschaft im Zusammenhang darzulegen. Ein ähnliches Ziel hat sich die neue Sammlung „Das Weltbild der Gegenwart" gesetzt, obwohl sie schon durch die Beschränkung auf zwanzig Bände ihre Grenzen enger zieht. Es sind mit großem Geschick die wichtigsten Fragen herausgegriffen, ihre Behandlung soll volkstümlich, weniger geschichtlich gehalten sein. Ein geschlossenes „Weltbild" wird freilich auch diese Sammlung so wenig geben wie ihre Vorgänger; im Gegenteil. Je schärfer jeder einzelne Mitarbeiter seinen persönlichen Standpunkt faßt und begründet, desto wechselvoller und lebenswahrer wird der Eindruck des Ganzen sein. Die drei bis jetzt erschienenen Bände versprechen der Sammlung einen guten Erfolg. Von Ferdinand Meisels „Wandlungen des Weltbildes" ist schon die Rede gewesen. Richard M. Meyer, der bekannte Berliner Literaturhistoriker, betrachtet die „Weltliteratur im zwanzigsten Jahrhundert" vom deutschen Standpunkt aus und gibt uns damit — unter wesentlicher Erweiterung des Stoffgebiets eine willkommene Ergänzung zu seiner Geschichte der deutschen Literatur im neunzehnten Jahrhundert. W. v. Massow hat sich das schwierige, aber sehr dankbare Thema gestellt: „Die deutsche innere Politik unter Kaiser Wilhelm II."

Der Verlag von B. G. Teubner in Leipzig stellt neben seine „Kultur der Gegenwart" ein periodisch erscheinendes Werk: „Das Jahr 1913", herausgegeben von Dr. Sarason. In diesem stattlichen Bande in Lexikonoktav berichten alljährlich hervorragende Vertreter von den Fortschritten ihres Fachs: Politik, Heer, Flotte, Zivilrecht, Sozialpolitik, Frauenbewegung, Bildungswesen, Volkswirtschaft, Technik, Astronomie, Physik, Naturwissenschaften, Medizin, Erd- und Völkerkunde, Psychologie, Kulturgeschichte, Literarische Kunst, Bildende Kunst, Musik, Theaterwesen, Philosophie, Religion. Die Übersicht ist höchst interessant und die Darstellung auch da, wo sie Widerspruch hervorruft, anregend.

Eine wertvolle, verdienstliche Publikation bilden die „Deutschen Schrifttafeln des 9. bis 16. Jahrhunderts aus Handschriften der Hof- und Staatsbibliothek in München", die von Erich Petzet und Otto Glauning herausgegeben werden (München, Carl Kuhn). In sauberen Faksimiledrucken enthalten die beiden ersten uns vorliegenden Bände, mit dem Wessobrunner Gebet beginnend, Proben aus den wichtigsten Handschriften, denen eine genaue Beschreibung beigefügt ist. Das Werk wird den Gelehrten und Liebhabern der deutschen Sprachgeschichte sehr willkommen sein.

Von ihren vielen Vorgängern unterscheidet sich die Jubiläumsausgabe der Grimmschen Märchen, die Friedrich v. der Leyen im Verlage Diederichs, Jena veranstaltet, dadurch, daß sie die Märchen chronologisch ordnet. Der Versuch hat sich gelohnt, denn es tritt nicht nur die Entwicklung der Märchen selbst hervor, sondern zugleich die vielfachen Beziehungen des Märchens mit der Dichtung der verschiedenen Epochen.

Durch die galante Zeit des „Rokoko" bietet sich als amüsanter und kundiger Führer ein Buch, das Rudolf Pechel übersichtlich aus Briefen, Memoiren und Tagebüchern der Zeit zusammengestellt hat (Berlin, Bong und Co.). Frankreich hat den Vortritt, es folgt Deutschland. Felix Poppenberg hat eine geistreiche Charakteristik jener Zeit beigesteuert, der nach seinem witzigen Wort die „guten Manieren der Seele" als Ersatz für Gefühle dienen mußten.

Ein deutscher Verlag.

Verlagskatalog der C. H. Beckschen Verlagsbuchhandlung Oskar Beck in München, 1763—1913. Mit einer geschichtlichen Einleitung. Herausgegeben zur Feier des hundertfünfzigjährigen Bestehens der Firma.

Wer die Geschichte des bekannten Beckschen Verlages durchmustert, die sein jetziger Leiter, Dr. h. c. Oskar Beck, in diesem stattlichen Jubiläumskatalog entworfen hat, dem wird es auffallen, daß es auf diesem langen Wege hundertundfünfzigjähriger

verlegerischer Arbeit keine literarischen Sensationen, keine Augenblickserfolge, kein wechselndes Auf und Nieder gibt. Die Vertreter von fünf Generationen, Männer und Frauen, die uns hier begegnen, scheinen vom gleichen Schlage zu sein, sie dienten denselben Zielen und schufen damit ein Werk, das in stetigem, kräftigem Wachstum zu hoher Blüte und weitreichendem Ansehen gediehen ist: Tüchtigkeit, Sorgfalt, Beharrlichkeit haben in diesem Hause gewaltet, Ruhe, Überlegung, Bildung.

Die Anfänge des Verlages sind auch kulturhistorisch interessant. Sie führen in die freie Reichsstadt Nördlingen, wo die hauptsächlich kirchlichen Zwecken dienenden Werkstätten für Holztafeldruck sich nach Gutenbergs großer Erfindung in eine Buchdruckerei verwandelt hatten. Sie übernahm der aus Sachsen eingewanderte Karl Beck um die Mitte des 18. Jahrhunderts, gerade zu der Zeit, da sich die „Nettohändler", für die damals sich der Name Verleger endgültig einbürgerte, von den Buchdruckern, -bindern und -verkäufern emanzipierten, und planvolle verlegerische Unternehmungen in den Vordergrund traten. Mit einer bändereichen Bibliothek für Schulen und Erziehungswesen hatte Beck Erfolg, und so ließ er weitere gelehrte Werke folgen. Die Verbindung mit dem schwäbischen Publizisten Ludwig Wekhrlin (der übrigens nicht mit seinem bekannteren Landsmann, dem Renaissancepoeten Georg Rudolf W. verwechselt werden darf) hätte frühzeitig eine engere Fühlung mit der poetischen Literatur herbeiführen können, doch bereitete sein nicht einwandfreies Benehmen der neugegründeten Zeitschrift „Das Felleisen" ein frühes Ende.

Becks Sohn Carl Heinrich und in noch höherem Grade sein Enkel Karl Beck förderten das religiöse Schrifttum, und Wilhelm Löhe, der Gründer der inneren Mission in Süddeutschland, übergab seine auch heute in pietistischen Kreisen nicht vergessenen Schriften ihm zum Verlag. Unterstützt von Karl Brater, erweiterte man die juristische Abteilung, die dann unter Ernst Rohmer, der Karl Becks Witwe heiratete und von 1857—1884 neben seinem Schwager Wilhelm Beck die Firma leitete, einen großen Umfang annahm: alle gesetzlichen Verordnungen Bayerns und später die wichtigsten des Deutschen Reiches wurden herausgegeben und kommentiert. Wir begegnen unter den Mitarbeitern auf diesem Gebiet Autoritäten wie Bluntschli, Emil von Riedel und anderen. Er förderte die Werke Döllingers und leitete durch die Verbindung mit dem jungen Adolf Wilbrandt und F. Th. Vischer die Aufnahme literarischer Werke ein. Die Gestalt Ernst Rohmers, eines tatkräftigen, geistig beweglichen und politisch interessierten Mannes tritt besonders eindrucksvoll hervor. Er hob den Verlag über die lokale Sphäre hinaus und ist bei der Gründung des Reiches nachdrücklich für die Einigung auch der wirtschaftlichen Interessen im deutschen Buchhandel eingetreten.

Mit Oskar Beck, seinem Nachfolger, siedelte der Verlag 1889 nach München über, die Druckerei blieb in Nördlingen. Groß angelegte Unternehmungen, für deren Ausführung hervorragende Fachgelehrte herangezogen wurden, haben den Wirkungskreis des Unternehmens sehr erweitert. Das „Handbuch der klassischen Altertumswissenschaft" birgt Werke wie die griechische Literaturgeschichte von v. Christ; Adolf Furtwängler arbeitete an der archäologischen Abteilung mit. Zu den Werken für Erziehung und Unterricht gesellen sich Arbeiten junger Germanisten wie F. v. der Leyen, Ranke, Panzer; den hervorragenden Mittellateiner Paul von Winterfeld entriß ein früher Tod hoffnungsreichen Plänen. Aus der vielgelesenen Sammlung von Biographien deutscher Dichter und Philosophen heben wir nur Bielschowskys Goethe und Karl Bergers Schiller hervor, aus der reichen vaterländischen Memoirenliteratur die Fröschweiler Chronik des Pfarrers Klein.

Der Pflege des Idealismus, humanistischer Bildung und religiösen Lebens hat der Verlag rastlos gedient. Und wie er an dem Jubeltage rückblickend auf die Entwicklung seines Verlages seinen treuen Mitarbeitern und manchem Gehilfen, der die Arbeit eines ganzen Lebens seinem Hause gewidmet hat, dankte, so wird mancher Deutsche des jetzigen Leiters, Oskar Beck, dankbar gedenken, der mehr ist als ein Geschäftsmann, ein emsiger Förderer ernsten deutschen Geisteslebens. Bruno Hake.

Lyrische Ernte. Von Gottfried Doehler. Leipzig, F. A. Barthel, Verlag. 1913.

Die Lyrische Ernte von Gottfried Doehler birgt wenig Eigentöne, aber auch keine Originalitätshascherei. Die Gedichte, vornehmlich Vierzeiler nach der alten Mode, behandeln bekannte Gegenstände der Lyrik in bekannter Form, oft frisch, oft mit etwas stark abgesungenem Gefühl und Ausdruck, meist in nicht eben kundiger Amateurtechnik, die jedoch gewinnender wirkt als Verskünstelei. Das Buch mag, wenn es auch keinen spontan originellen Ausdruck tiefen Gefühls, keine Offenbarung von dem symbolischen Wesen der Erscheinungen bringt, doch allerlei ruhigen Gemütern Freude machen.

Onkel und Tante Vantee. Roman von Georg Hirschfeld. Berlin, Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel). 1913.

Georg Hirschfeld behandelt in seinem neuen Roman das Problem des Selbstmordes oder, wie er es nennt, des Freitodes. Zwei schon alternde Menschen reichen sich die Hand zum Ehebunde auf Zeit: zehn Jahre wollen sie miteinander leben, um dann freiwillig gemeinsam in den Tod zu gehen. Die Frau weiß, daß sie jenseits dieser Grenze das qualvolle Leiden, an dem auch ihre Mutter starb, erwartet; der Mann, dessen beste Kraft in einer inhaltlosen gequälten Jugend vergeudet worden ist, weiß, daß nach der Vollendung des Werkes, dem er sein Leben gewidmet hat, seiner nur seelische Öde und vielleicht körperliches Siechtum harrt. Um dem zu entgehen, um die ihnen noch zustehende Spanne Zeit mit reichem Gehalte zu erfüllen und mit einem Überschwange an Freude, Liebe und Genuß zu vergolden, schwören sie sich, nach zehn Jahren aus dem Dasein zu scheiden. So leben sie, heiß, inbrünstig, sehnsüchtig und qualvoll, und diesen seelischen Zustand hat uns der Dichter überaus fesselnd und anschaulich vor die Augen zu stellen gewußt. Es ist sehr fein beobachtet, daß sich die gesunde Natur der Frau, die einem altadligen Soldatengeschlecht entstammt, gegen das Sterben aufbäumt, während der sensitive und dekadente Jude Gerson Vantee dem beschlossenen Ende mit selbstverständlicher Ruhe entgegenlebt. Trotz dieser psychologischen Feinheit, die bei einem Autor von der Art Hirschfelds nichts Überraschendes hat, leidet der Roman unter den Mängeln, die der Gattung des Problem-Romanes meist anhaften; daß nämlich der theoretische Grundgedanke nicht völlig in der künstlerischen Form aufgegangen ist. Was die Stellung zu dem aufgeworfenen Problem selber anlangt, so wird man kaum fehlgehen, wenn man das Buch als ein Plädoyer für den Freitod auffaßt, obschon der Dichter durchaus objektiv zu bleiben bemüht ist, und einen Vertreter der Gegenmeinung, den sympathischen, nur etwas zu matt gezeichneten Pastor Frobenius sagen läßt: „Der Freitod ist eine Verfälschung. Den gibt es nicht! Denn der Tod ist etwas außerhalb unserer besten Kräfte. Wir sind nicht unabhängig, wir dürfen ihn uns nicht holen, sonst bleiben wir ja unvollendet." Aber das Herz Hirschfelds ist auf der Seite der beiden Sterbenden, und die Liebe, die er für diese empfindet, wirft über das Buch ein versöhnendes Licht. Das alte liebe Potsdam mit seinen stillen Straßen und blühenden Gärten und seiner ganzen heiteren Rokoko-Melancholie hat Hirschfeld mit großer Kunst zu zeichnen und so einen besonders wirkungsvoll abgetönten Hintergrund der seelischen Entwicklung zu schaffen gewußt.

Peter Rosegger. Sein Leben und seine Werke. Von A. Bulliod. Deutsche Ausgabe von Dr. Moritz Necker. Leipzig, L. Staackmann. 1913.

Wir haben schon öfters darauf hingewiesen, daß zurzeit in Frankreich eine Beschäftigung mit unserer deutschen Literatur am Werke ist, welche die erfreulichsten Früchte zeitigt und auch bei uns nicht unbeachtet bleiben darf. Zu den besten Leistungen dieser Richtung gehört das Buch des Professors an der Universität Nancy, Bulliod, das uns Roseggers Verleger Staackmann nun in einer vortrefflichen Übersetzung von Dr. Necker darbietet. Bulliod hat große Mühe darauf verwandt, den äußeren Lebensgang Roseggers, insbesondere seine Kinder- und Jugendjahre, mit aller Genauigkeit zu erzählen, von dem platonischen Wort geleitet: „Das Kind ist der Vater des Mannes" — das will sagen: Die Grundzüge einer Persönlichkeit liegen im Keim schon in ihrer Kindheit und entfalten sich in Folgerichtigkeit zur Reife beim Erwachsenen. Bulliod hat alle fünfzig Bände, die Rosegger 1864—1912 herausgegeben hat, mit unermüdlicher Sorgfalt durchgearbeitet und alle Dokumente zusammengetragen, welche in Roseggers Zeitschrift „Der Heimgarten" oder in den Briefen enthalten sind. Mit Recht betont Necker, daß Rosegger nicht bloß ein Dichter, sondern auch ein Denker ist, und zwar ein folgerichtiger Denker von trotziger Eigenart; es war wohl verdient, wenn ihn die Universität Heidelberg bei seinem sechzigsten, die von Wien bei seinem siebzigsten Geburtstag 1913 zum Ehrendoktor ernannten. Die dichterische Eigenart Roseggers hat Bulliod auf den glücklichen Ausdruck gebracht: „Der Realismus ist die Blüte seines Talents; ein vom Idealismus durchdrungener, aber nicht verfälschter Realismus. In der Schilderung der Wirklichkeit muß vollkommene Wahrheit herrschen; aber die Kunst beschränkt sich nicht auf diese Schilderung, oder, besser gesagt, das menschliche Leben als Gegenstand der Kunst wird von der materiellen Wirklichkeit nicht ganz und gar verschlungen. Diese ist nur eine Unterlage; über ihr steht das Seelenleben. Über dem Erdboden, den der Fuß betritt, erstrahlt der unendliche Himmel. Nur das

Stoffliche schildern heißt absichtlich den Bereich der Wahrheit vermindern. Realismus und Idealismus, jeder in seiner Sphäre und sozusagen übereinandergestellt, das ist Roseggers Formel. Er ist Realist durch Charakteristik und Ausdruck, Idealist durch die Tendenz: dadurch unterscheidet er sich von den Naturalisten, denen dieser Horizont mangelt."

βλ. **Ronsard.** Par J. J. Jusserand. (Collection des „Grands Écrivains français".) Paris, Hachette. 1913.

Der Verfasser der Biographie von Ronsard, J. J. Jusserand, Botschafter der französischen Republik in Washington, ist zugleich der Urheber des Sammelwerkes, das die besten Vertreter der zeitgenössischen Literatur ihren großen Vorgängern errichtet haben. Nach dem Erscheinen von 54 Bänden hat er seinen ersten Beitrag mit dieser Dichterbiographie des 16. Jahrhunderts gegeben und damit eine mustergültige Arbeit geliefert. Von Gaston Paris, seinem Meister, dem Gelehrten von Weltruf, hat Jusserand die Methode, die exakte, in allen Forschungsgebieten seiner Wissenschaft heimische Kritik und vergleichende Literaturkenntnis erhalten. Er selbst ist eine Autorität auf dem Felde der englischen Literatur, des Mittelalters vor allem, und ist dennoch durch und durch Franzose geblieben, ein Prosaist, wie die Sprache seines Heimatlandes sie zu schulen versteht, dazu ein beweglicher, geistreicher, witziger Kopf, der das Leben ebenso gut wie die Bücher kennt und so völlig Herr seines Stoffes bleibt, daß die Schwere des gelehrten Ballasts dem Leser nie fühlbar wird. Durch die Wahl der Beispiele aus Ronsards Dichtung ist der doppelte Zweck aufs glücklichste erreicht, ihn der modernen Welt nahe zu bringen und zugleich den Beweis anzutreten, daß mit ihm eine ganz neue Ära der Poesie beginnt. Zwischen Ronsard und manch berechneter Stelle aus Corneille u. a. erscheint der Vergleich nicht erzwungen: sie besitzen beide den Sinn für das Heroische und den harmonischen Zauber des Wortes. An Vielseitigkeit und Reichtum ist der Zeitgenosse der Valois dem Dramatiker des klassischen Zeitalters noch überlegen.

βλ. **La Personne humaine.** Par C. Piat. Bibliothèque de Philosophie contemporaine. Paris, Félix Alcan. 1913.

Im Jahr 1897 erschien dieses Buch in erster Ausgabe und begegnete heftigem Widerspruch. Diese zweite Ausgabe ist von der französischen Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften preisgekrönt worden, ihr Verfasser hat den inzwischen veröffentlichten Forschungen Rechnung getragen, aber seinen eigenen Standpunkt unverändert behauptet. Die jetzt in der Philosophie zum Wort gekommene Richtung ist es, die der seinigen entgegenkam. Er zitiert unter anderem William James, der nach vielen Bedenken eine Theorie aufgestellt hat, die zu den Ergebnissen der traditionellen Psychologie zurücklenkt: „Es ist das Ich," so sagt James, „und nicht der Gedanke, das als erstes, unmittelbar Gegebenes der Psychologie betrachtet zu werden verdient. Die wahre Formel der allgemeinen Tatsache des Bewußtseins ist nicht etwa, ‚es gibt Empfindungen und Gedanken', sondern ‚ich denke, ich empfinde'." Der Weg, den der Verfasser einschlägt, um die auf Verantwortung und Gewissen aufgebaute freie Persönlichkeit in ihrem Recht zu behaupten, ist allein so lehrreich und führt durch so verschiedene Gebiete, daß es sich der Mühe lohnt, ihm zu folgen. Auch den Laien beschwert die Methode nicht, die aus der Vielheit der Erscheinungen und Tatsachen zu einem klaren, übersichtlichen Bild der angeregten wissenschaftlichen Probleme gelangt.

γ. **Die Entwicklung des Christentums zur Universalreligion.** Von Professor D. Dr. Karl Beth. Leipzig, Quelle & Meyer. 1913.

Im Gegensatz zu denen, welche das Christentum nicht mehr als eine feste Tatsache, sondern als ein Problem ansehen, wie zu denen, welche an den überlieferten Formen streng festhalten und dadurch Christentum und Kirche über die Krisen jeder neuen Gegenwart hinweg in alle Zukunft retten zu können meinen, vertritt der Verfasser des oben genannten Buches die Anschauung, daß das Christentum eine lebendige Zukunft vor sich hat und mit ihr die Möglichkeit besitzt, sich zur Universalreligion, welche es ja bei weitem noch nicht ist, zu entwickeln. Diese Entwicklung rechnet Beth sogar zu seinem Wesen; denn schon in seinen Anfängen sind die Grundzüge davon vorhanden. Zur Erreichung des Ziels ist aber notwendig, daß die entgegenstehenden Hemmnisse durch Umbildung beseitigt und die dem Universalismus günstigen Züge folgerecht ausgestaltet werden. Dann wird es sowohl den Schwermütigen wie den Leichtmütigen, diesen zwei religionspsychologisch wichtigsten Menschentypen, die Idee der Erlösung in der ihnen zuträglichen Form verwirklichen und sie durch Vorführung des gesetzesfreien und gottinnigen Lebensideals in Jesus zur reinen, gesetzesfreien Sittlichkeit emporheben. Ob eine höhere Menschheitsentwicklung über den jetzigen Typus hinaus und damit eine höhere Religion möglich sind, steht heute wissenschaftlich nicht in Frage; wir müssen bei unserer Kultur stehen bleiben, und wir dürfen sagen, daß für diese im Christentum unter den genannten Bedingungen die zutreffende Erlösungsreligion gefunden ist.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. November zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Alberts. — Thomas Mann und sein Beruf. Von Wilhelm Alberts. Leipzig, Xenien-Verlag. 1913.

Almanach des Verlages R. Piper und Co., München. 1904—1914.

Arendt. — Kinder des Vaterlandes. Neues vom Kinderhandel, mit Jahresbericht über meine Recherchen und Fürsorgetätigkeit vom 1. 9. 1912 bis 31. 8. 1913. Von Schwester Henriette Arendt, Polizeiassistentin a. D. Stuttgart, Heinz Clausnitzer. O. J.

Augustinus. Die Bekenntnisse des hl. Augustinus. Buch I—X. Ins Deutsche übersetzt und mit einer Einleitung versehen von Georg Freiherrn von Hertling. Sechste und siebente Auflage. Mit einem Titelbild. Freiburg i. B., Herdersche Verlagsbandlung. O. J.

Berlin. — Katalog der Berliner Stadtbibliothek. Zwölfter Band. Nachträge zu Abteilung I: Geschichte. Otto v. Holten, Kunst- und Buchdruckerei. 1913.

Birt. — Römische Charakterköpfe. Ein Weltbild in Biographien. Von Theodor Birt. Leipzig, Quelle und Meyer. 1913.

Block. — Die Condottieri. Studien über die sogenannten „unblutigen Schlachten". Von Dr. Willibald Block. Historische Studien, Heft 110. Berlin, Emil Ebering. 1913.

Bode. — Goethes Liebesleben. Von W. Bode. Mit zahlreichen Abbildungen im Text und auf 32 Tafeln. Berlin, E. S. Mittler und Sohn. 1914.

Borrey. — Le général Lecourbe et son système de défense du Jura en 1815. D'après des documents inédits. Par capitaine Francis Borrey. Paris, Librairie Chapelot. 1913.

Brandt. — Theodor Fontane. Von Rolf Brandt. Mit 38 Abbildungen einschließlich des farbigen Umschlagbildes. Bielefeld, Velhagen und Klasing. O. J.

Brice. — La femme et les armées de la révolution et de l'empire. (1792—1815). D'après des mémoires, correspondances et documents inédits. Par Raoul Brice. Paris, Librairie Ambert. 1913.

Buchner. — Das Neueste von gestern. Kulturgeschichtlich interessante Dokumente aus alten deutschen Zeitungen. Von Eberhard Buchner. Vierter und fünfter Band: Die Zeit der französischen Revolution. 1788—1799. München, Albert Langen. O. J.

Burggraf. — Goethepredigten. Von Julius Burggraf. Bearbeitet und herausgegeben von Pastor Karl Nösener. Mit der Selbstbiographie und dem Bilde Burggrafs. Gießen, Alfred Töpelmann. 1913.

Cervantes. — Cervantes, Don Quijote de la Mancha. VIII. Edición y notas de Francisco Rodriguez Marin de la R. A. E. Clásicos castellanos. Madrid, Ediciones de „La Lectura". 1913.

Caminade. — Les chants des Grecs et le philhellénisme de Wilhelm Müller. Par Gaston Caminade. Paris, Félix Alcan. 1913.

Denkwürdigkeiten aus dem Jahre 1812. Napoleons Zug gegen Rußland. Mit 12 Bildern. Freiburg i. B., Herdersche Verlagsbandlung. O. J.

Denkwürdigkeiten aus der Zeit der Freiheitskriege 1813—1815. Freiburg i. B., Herdersche Verlagsbandlung. O. J.

Deutscher Juristen-Kalender. Begründet und herausgegeben von Dr. Arthur Kallmann. Berlin, Verlag der Deutschen Juristen-Zeitung, Otto Liebmann. 1914.

Dill. — Virago. Roman aus dem Saargebiet. Von Liesbet Dill. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1913.

Dose. Ein alter Afrikaner. Eine Erzählung aus Deutsch-Ost- und Deutsch-Südwestafrika. Von Johannes Dose. Wismar, Hinstorffsche Verlagsbuchhandlung. 1913.

Eibl. Metaphysik und Geschichte. Eine Untersuchung zur Entwicklung der Geschichtsphilosophie. Von Dr. Hans Eibl. Erster Band. Wien, Hugo Heller und Co. 1913.

Emerson. — Über den Krieg. Von Ralf Waldo Emerson. Aus dem Englischen von Sophie von Harbou. Berlin, Verlag der „Friedens-Warte". O. J.

Enderling. Zwischen Tat und Traum. Roman. Von Paul Enderling. Stuttgart, J. G. Cotta. 1913.

Faguet. — En lisant Corneille. L'homme et son temps, l'écrivain et son œuvre. Par Émile Faguet. Paris, Hachette et Cie. 1913.

Falconet. — „Die Makkabäer" d'Otto Ludwig. Un essai de rénovation théatrale. Par l'abbé Lucien Falconet. Paris, Honoré Champion. 1913.

Gory. — L'exercise du commendement. Par colonel Gory. Paris, Librairie Chapelot. 1913.

Delle Grazie. Das Buch des Lebens. Erzählungen und Humoresken. Von M. E. Delle Grazie. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1914.

Greinz. Taschenbuch für Bücherfreunde 1913. Herausgegeben von Rudolf Greinz. Leipzig, L. Staackmann. 1913.

Grube. Geschichtsbilder aus der Geschichte und Sage. Von A. W. Grube. Neu bearbeitet von Gotthold Klee und Wilhelm Pierer. Zwei Bände. 35. Auflage. Leipzig, Friedrich Brandstetter. 1913.

Haeckel. Die Natur als Künstlerin. Von Ernst Haeckel. Nebst: Formenschatz der Schöpfung. Von Dr. W. Breitenbach. Mit 76 Bildertafeln, darunter zwei farbigen. Charlottenburg, Vita Deutsches Verlagshaus. O. J.

Heiss. — Balzac. Sein Leben und seine Werke. Von Privatdozent Hanns Heiss. Mit einem Bildnis. Heidelberg, Carl Winter. 1913.

Hettner. Moritz von Schwind. Von Prof. Dr. Hermann Hettner. Mit 33 Abbildungen, darunter 5 in farbiger Wiedergabe. Bielefeld, Velhagen und Klasing. O. J.

Hippel. Der unbekannte Gott. Roman. Von H. von Hippel. Charlottenburg, Vita Deutsches Verlagshaus. O. J.

Hofer. Alles Leben ist Raub. Der Weg Friedrich Hebbels. Von Klara Hofer. Stuttgart, J. G. Cotta. 1913.

Huch. — Michael Unger. Von Ricarda Huch. Fünfte Auflage des Romans „Vita somnium breve". Leipzig, Insel-Verlag. 1913.

Jacobs. — Deutsche Schauspielkunst. Zeugnisse zur Bühnengeschichte klassischer Rollen. Gesammelt von Monty Jacobs. Mit 33 Bildertafeln. Leipzig, Insel-Verlag. 1913.

Kluge. — Zur Nachfolge Erich Schmidts. Akademische Zeit- und Streitfragen. Von Friedrich Kluge, Professor an der Universität Freiburg i. B. Freiburg, C. Troemer. 1913.

Kozde. — Deutsches Jugendbuch. Begründet und herausgegeben von Wilhelm Kozde. Fünfter Band. Mainz, Joh. Scholz. O. J.

Lafontaine. Lafontaines Fabeln. Übersetzt von Ernst Dohm. Mit einer Einleitung von Paul Lindau. Berlin, Georg Bondi. 1913.

Lamarck. — Die Lehre vom Leben. Seine Persönlichkeit und das Wesentliche aus seinen Schriften kritisch dargestellt. Von F. Kühner. Jena, Eugen Diederichs. 1913.

Lamprecht. — Die Nation und die Friedensbewegung. Von Geheimrat Prof. Dr. Karl Lamprecht. Berlin, Verlag der „Friedenswarte". O. J.

Legendre. — Au Yunnan et dans le massif du Kin-Ho. Par Dr. A.-F. Legendre. Avec vingt gravures. Paris, Librairie Plon. 1913.

Leuba. — La psychologie des phénomènes religieux. Par James H. Leuba. Traduit de l'anglais par Louis Cons. Bibliothèque de philosophie contemporaine. Paris, Félix Alcan. 1913.

Ludowici. Das genetische Prinzip. Versuch einer Lebenslehre. Von August Ludowici. Mit zwei farbigen Tafeln. München, F. Bruckmann. 1913.

Mamelet. — Le relativisme philosophique chez Georg Simmel. Par A. Mamelet. Préface de Victor Delbos. Paris, Félix Alcan. 1913.

Marcks. — Historische und akademische Eindrücke aus Nordamerika. Eine hamburgische Abschiedsrede. Von Erich Marcks. 2. Auflage. Unveränderter Abdruck. Leipzig, Quelle und Meyer. 1913.

Martin. — Au cœur de l'Afrique équatoriale. Journal de route d'un officier (Mission Jacquier). Par capitaine Maurice Martin. Paris, Librairie Chapelot. 1913.

Mauthner. — Beiträge zu einer Kritik der Sprache. Von Fritz Mauthner. Zur Grammatik und Logik. Zweite Auflage. Stuttgart, J. G. Cotta. 1913

Meyer. Die Jesuiten in Bayern und Österreich. Von Staatsarchivar a. D. Dr. Christian Meyer. München, Rahr und Sunt. 1913.

Meyer. Goethe. Von Richard M. Meyer. Volksausgabe: Dreizehntes bis achtzehntes Tausend. Berlin, Georg Bondi. 1913.

Mozart. — Die Briefe W. A. Mozarts und seiner Familie. Erste kritische Gesamtausgabe. Herausgegeben und eingeleitet von Ludwig Schiedermair. Zwei Bände. München, Georg Müller. 1914.

Nadaillac. — Memoiren der Marquise von Nadaillac, Herzogin von Escars. Herausgegeben von ihrem Urenkel Oberst Marquis von Nadaillac. Deutsche Bearbeitung von E. von Kraatz. Braunschweig, George Westermann. O. J.

De Nora. — Madonnen. Ein Zyklus. Von A. de Nora. Leipzig, L. Staackmann. 1913.

Osten-Sacken. — Preußens Heer von seinen Anfängen bis zur Gegenwart. Von Ottomar Frhrn. von der Osten-Sacken und von Rhein, Oberstleutnant a. D. Dritter Band: Das preußisch-deutsche Heer bis zur Gegenwart. Berlin, E. S. Mittler und Sohn. 1914.

Palat. — Bazaine et nos désastres en 1870. Une grande question d'histoire et de psychologie. Par général Palat (Pierre Lehautcourt). Tome I: Le Mexique, les batailles sous Metz. Tome II: Le blocus de Metz, la capitulation. Paris, Librairie Chapelot. 1913.

Palat. — Les probabilités d'une guerre franco-allemande. Par général Palat. Paris, Librairie Chapelot. 1913.

Petersdorff. — Friedrich von Motz. Eine Biographie. Von Hermann von Petersdorff. Zwei Bände. Berlin, Reimar Hobbing. 1913.

Pohl. — Die deutsche Auslandshochschule. Eine Anregung zur Reform der diplomatischen und konsularischen Vorbildung. Von Prof. Dr. Heinrich Pohl. Heft 1 von „Recht und Staat" in Geschichte und Gegenwart. Eine Sammlung von Vorträgen und Schriften aus dem Gebiet der gesamten Staatswissenschaften. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1913.

Praehauser. — Die Lehrerkonferenzen. Vorschläge zu ihrer Umgestaltung. Ein erweiterter Vortrag. Von Ludwig Praehauser. Prag, A. Haase. O. J.

Roberts. — Lord Roberts campaign speeches. A continuation of the „Message to the nation". By field-marshal Earl Roberts. London, John Murray. 1913.

Rosegger. — Mein Weltleben. Neue Folge Erinnerungen eines Siebzigjährigen. Von Peter Rosegger. Erstes bis zehntes Tausend. Leipzig, L. Staackmann. 1914.

Röhrig. — Helden. Gedichte von Karl Röhrig. Charlottenburg, Vita Deutsches Verlagshaus. O. J.

Rommel-Hohrath. — Im Banne Roms. Roman. Von Klara Rommel-Hohrath. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1913.

Rüdiger. — Die Sorge-Bai. Aus den Schicksalstagen der Schröder-Stranz-Expedition. Von Dr. Hermann Rüdiger. Mit 46 Bildern im Text und 5 Tafeln nach Zeichnungen und photographischen Aufnahmen des Marinemalers Christopher Nave sowie einer Übersichtskarte. Berlin, Georg Reimer. 1913.

Runze. — Essays zur Religionspsychologie. Von Prof. D. Dr. Georg Runze. Berlin, Verlag Deutsche Bücherei, Otto Koobs. O. J.

Salzmann. — Die Lieder des Zupfgeigenhansl. Deutsche Volksweisen, für Klavier bearbeitet von Theodor Salzmann. Leipzig, Friedrich Hofmeister. 1913.

Sarason. — Das Jahr 1913. Ein Gesamtbild der Kulturentwicklung. Von Dr. D. Sarason. Leipzig, B. G. Teubner. 1913.

Scapinelli. — Frau Melodie. Roman von Carl Conte Scapinelli. Dresden, Heinrich Minden. O. J.

Scharfenort. — Kulturbilder aus der Vergangenheit des altpreußischen Heeres Von Prof. v. Scharfenort, Hauptmann a. D. Berlin, E. S. Mittler und Sohn. 1914.

Schiller. — Schillers sämtliche Werke. Band 13: Schiller, sein Leben und sein Werk. Von Fritz Strich. Leipzig, Tempel-Verlag. O. J.

Schlözer. — Mexikanische Briefe. Von Kurd v. Schlözer. 1869—1871. Herausgegeben von Karl v. Schlözer. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt 1913.

Schmidt. — Aus unserem Kriegsleben in Südwest-Afrika. Erlebnisse und Erfahrungen von Max Schmidt, Hofprediger. 21.—23. Tausend. Neue, durchgesehene Ausgabe. Mit einer Karte und einem Feldbilde des Verfassers. Berlin-Lichterfelde, Edwin Runge. 1913.

Schollenberger. — Edmund Dorer (1831—1890). Die Persönlichkeit, sein Leben und Schaffen. Dargestellt von Dr. H. Schollenberger. Mit Bildnis Dorers. Frauenfeld, Häber und Co. 1914.

Scholz' Künstler-Bilderbücher. („Das deutsche Bilderbuch".) Nr. 14: Der gestiefelte Kater. Gezeichnet von Eugen Oßwald. — Nr. 117: Die Fahrt zu den Ameisleuten. Von Wilhelm Kotzde, gezeichnet von Arpad Schmidhammer. — Nr. 121: Zirkus. Ein Buch von Eugen Oßwald. Verse von Adolf Holst. — Nr. 124: Wie viel sind's? Ein Bilderbuch von Arpad Schmidhammer, mit Versen von Adolf Holst Mainz, Jos. Scholz. O. J.

Scholz' Künstlerische Volks-Bilderbücher. Münchhausen. Bilder von Franz Wasik. Liebe alte Kinderreime mit Schattenbildern von Johanna Beckmann Froschkönig, Brüderchen und Schwesterchen. Bilder von Franz Stassen. Mainz, Jos. Scholz. O. J.

Schönherr. — Schuldbuch. Von Karl Schönherr. Erstes bis fünftes Tausend. Leipzig, L. Staackmann. 1913.

Schreckenbach. — Die letzten Rudelsburger. Roman aus dem Mittelalter. Von Paul Schreckenbach. Erstes bis zehntes Tausend. Leipzig, L. Staackmann. 1914.

Schulz. — Aus dem Briefwechsel des Herzogs Friedrich Christian zu Schleswig-Holstein. Briefanhang zur Biographie 1910. Herausgegeben von Hans Schulz. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1913.

Schurz. — Lenaus Leben. Von Anton X. Schurz. Erneut und erweitert von Eduard Castle. Erster Band: 1798 bis 1831. Schriften des Literarischen Vereins in Wien. Band 18. Wien, Verlag des Literarischen Vereins. 1913.

Séché. — Alfred de Vigny. Études d'histoire romantique. Par Léon Séché. I. La vie littéraire, politique et religieuse. II. La vie amoureuse. Documents inédits. Avec portraits, dessins et autographes. Paris, Mercure de France. 1913.

Sell. — Fürst Bismarcks Frau. Lebensbild von Sophie Charlotte von Sell. Berlin, Trowitzsch und Sohn. 1914.

Shakespeare. — Shakespeares Sonette. Erläutert von Alois Brandl. Übersetzt von Ludwig Fulda. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1913.

Sophokles. — Die Spürhunde. Ein Satyrspiel von Sophokles. Frei übersetzt und ergänzt von Carl Robert. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Mit zwei Tafeln, zwölf Textabbildungen und zwei Vignetten. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. 1913.

Sosnosky. — Die Balkanpolitik Österreich-Ungarns seit 1866. Von Theodor von Sosnosky. Erster Band. Mit zwei Karten und einem Anhang. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1913.

Sperl. — Burschen heraus! Roman aus der Zeit unserer tiefsten Erniedrigung. Von August Sperl. München, C. H. Beck. 1913.

Steffeck. — Carl Steffeck. Seine Kunst, sein Leben, seine Werke. Berlin, Paul Cassirer. 1913.

Stilgebauer. — Harry. Ein Roman aus der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Von Edward Stilgebauer. Konstanz (Baden), Reuß und Jutta. 1913.

Strunz. — Die Vergangenheit der Naturforschung. Ein Beitrag zur Geschichte des menschlichen Geistes. Von Franz Strunz. Mit zwölf Tafeln. Jena, Eugen Diederichs. 1913

Teichmann. — Englischer Anschauungsunterricht nach Gegenständen. Von Bernhard Teichmann. Erfurt, Bernhard Teichmann. 1913.

Tierschutz-Kalender. 1914.

de la Tour. — Duroc, duc de Frioul, grand maréchal du palais impérial (1772—1813). Par commandant Jean de la Tour. Avec un portrait du maréchal. Paris, Librairie Chapelot. 1913.

Trubetzkoi. — Rußland als Großmacht. Von Fürst G. Trubetzkoi. Aus dem Russischen übersetzt und eingeleitet von Josef Melnik. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1913.

Vaterländische Bilderbücher. Herausgegeben von Wilhelm Kotzde. Kaiser Rotbart, mit Bildern von Franz Stassen. Mainz, Jos. Scholz. O. J.

Vierordt. — Deutsche Ruhmesschilder und Ehrentafeln. Widmungen und Weihungen von Heinrich Vierordt. Heidelberg, Karl Winter. 1914.

Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. Druck: Piererſche Hofbuchdruckerei, Altenburg.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd.157

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY